DIE GRENZBOTEN: ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND LITERATUR

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT

Novellen 1843

Die Tochter des Spagnoleto.

Novelle

von

A. van Hasselt.

Ein Jahr nach dem unglücklichen Ausgange des Aufstandes des Neapolitanischen Volkes unter Thomas Aniello, im Jahre 1649, war die spanische Garnison in Neapel zahlreicher als je früher, da der neue Vicekönig, Juan, der Bastardsohn Philipp's IV. von Spanien, eine große Anzahl Truppen mitgebracht hatte, um desto sicherer Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten zu können. Die Stadt Neapel war auch in der That schon wieder in ihre alte politische Schlafsucht zurückgefallen. Die Bewohner derselben bereiteten sich mit echt italienischer Sorglosigkeit und Vergeßlichkeit eifrig zum Carneval vor, uneingedenk der gewaltigen politischen Aufregung, die eben erst das gesellschaftliche Gebäude bis in seine tiefsten Grundlagen aufgewühlt und erschüttert hatte, oder vielmehr wie schärfer zur Lust gestachelt durch die Erinnerung daran. Die spanische Regierung hatte sich, mehr aus leicht begreiflichen Gründen der Staatsklugheit als aus Großmuth, beeifert, durch reiche Geldzuschüsse den Glanz der Festlichkeiten möglichst zu erhöhen. Als der Carnevalstag gekommen, sah man im Largo di Castello, wo jüngst noch das Blut in reichen Strömen geflossen, einen Springbrunnen mit sechs Strahlen, aus denen sechserlei Weine flossen, die den Durst der Lazzaroni mehr, als Noth that, löschten. Aber hierauf hatte der Vicekönig seine Freigebigkeit nicht beschränkt. Er hatte vielmehr auf den letzten Tag des Carnevals eine Cocagna ganz ausgezeichneter Art angeordnet, über die sich das ganze Volk schon zehn Tage vorher

431

Digitized by Google

freute. Auf der Piazza di San Carlo war ein großes Amphitheater aufgeschlagen, auf dem man eine ungeheure Menge Geflügels und gebratenen Fleisches ausgelegt sah, so wie thurmhohe Stöße Kuchen, Brod und Obst. Als die Sonne des letzten Festtages ihrem Untergange nahe war, nahmen ein als Gott Pan gekleideter Mensch neben dem Fleische, eine Frau in der Tracht der Ceres neben den Kuchen und Broden und eine andere, welche die Göttin Pomona vorstellte, neben dem Obste ihren Platz, um in dem Augenblicke, wo der Festcommissair das Zeichen geben würde, diese verschiedenen Lebensmittel an das Volk zu vertheilen. Man kann sich aber leicht denken, daß die armselige und heißhungrige Lazzaroni-Bevölkerung Neapels zu einer regelmäßigen Austheilung nicht Geduld genug besaß. Vielmehr stürzte, wie erst das Signal erschollen war, eine so raub- und beutegierige Menge auf das Amphitheater zu, daß in weniger als einem Augenblick Alles verschwunden war. Man sah auch nicht ein Brosamen Brodes oder Kuchens, nicht eine Idee von Fleisch oder Obst mehr, sondern in einer unbeschreiblich durch einander gemischten, ringenden und sich balgenden Menge ward Alles, was nicht raubthierartig sofort verschlungen wurde, ein Gegenstand des Streites und Kampfes zwischen den Stärkeren und Schwächeren, in dem diese, wie natürlich, trotz ihres guten Rechtes, wie immer, unterlagen. Die Götter selbst waren von der plünderungslustigen Menge nicht verschont, sondern mit hinein in das bunte, ameisenhaufenartige Gewimmel gerissen worden.

Als endlich diese friedliche Schlacht mit den Lebensmitteln, die ihre Veranlassung gewesen, ihr Ende erreicht hatte, zog ein anderes Schauspiel die Aufmerksamkeit des Volkes lebhaft auf sich. Es war dies ein großer, von Ochsen gezogener Wagen, auf dem sich eine Maskengruppe befand, welche die Menge durch tausend, eben so oft blos gemüthlich komische und heiter launige, als scharf spöttische und beißend höhnische Lazzis zu ergötzen suchte. In letzteren zeichnete sich besonders der Covtello aus, einer der sieben Helden des italienischen Carnevals, welcher Calabrien vorstellt. Seine Jacke und kurzen Beinkleider aus schwarzem Sammet waren mit silbernen Knöpfen und reichen Stickereien verziert, und sein schlanker Wuchs stach auf die sonderbarste Weise ab gegen die abscheuliche Maske mit grellrothen Backen und schwarzer Nase, die sein Gesicht bedeckte.

Digitized by Google

Obgleich der Coviello die Mundart der Calabresen sprach, so verrieth ihn doch hin und wieder ein Wort als Einen, der den höheren Ständen angehörte, während seine Spottreden beißend und herb waren, wie der scharfe Wind der Abruzzen. Die Volksmenge hatte daher auch mit Augen und Ohren vollkommen zu thun, um seine Züge zu betrachten und auf seine Worte zu lauschen.

Eben hatte die unbekannte satyrische Maske eine der beißendsten Sticheleien gegen die Spanier losgelassen, an denen er überhaupt sein Müthchen mehr als einmal ziemlich scharf gekühlt hatte, und alle Ecken der Piazza ertönten als Beweis von dem tiefen Haß, der unter der scheinbaren Vergnügungssucht in den Herzen der Neapolitaner, wie ein Vulkan unter der Asche, gegen Spanien forglühte, von einem Beifallsgeschrei und einem enthusiastischen: Es lebe der Coviello!: — da sprang dieser ganz unvermuthet von dem hohen Wagen herab, machte sich durch die dichte Volksmenge hindurch Luft und verlor sich in eine der zahlreichen Tavernen, die sich damals längs der Piazza di San Carlo befanden. Das Ganze hatte kaum so lange gedauert, als wir hier Zeit brauchen, um es zu erzählen, und der Wagen setzte, begleitet von unaufhörlichem Beifallsruf der Bevölkerung, seinen Weg fort.

Die Taverne, in welche die Maske eingetreten war, gehörte zu den anlockendsten in der Nachbarschaft, und da man nur die allerbesten Weinsorten darin schenkte und diese zudem ziemlich theuer sich bezahlen ließ, so konnte man sicher sein, stets nur die beste Gesellschaft daselbst zu finden. In dem Augenblick aber, wo Coviello hineintrat, zählte die Schenkstube nur drei Gäste, die an zwei verschiedenen Tischen saßen. Der Eine war ein Mann von hohem Wuchs und kräftigem Körperbau; er trug ein schwarzes Sammtkleid, das nach der Mode jener Zeit reich mit Tressen besetzt war; seine Kopfbedeckung bestand in einem ungeheuern Hut, auf dem sich eine rothe Feder einsam, aber stolz wiegte; an der Seite trug er ein Schwert, dessen reicher silberner Griff künstlich in getriebener Arbeit verziert war. Sein breites Gesicht trug das Gepräge einer ungewöhnlichen Energie, die dem Stolze gar nicht unähnlich war, und die scharf und charakteristisch hervortretenden Züge seines Gesichtes offenbarten ein gestähltes Gemüth. Einige graue Locken, die sich hie und da in sein noch ziemlich glänzend schwarzes Kraushaar ein-

Digitized by Google

gedrängt hatten, schienen ein Anzeichen, daß er schon weit über die Fünfzig hinaus sei, wie er es auch wirklich war, obgleich andererseits das kräftige Roth seiner Gesichtsfarbe auf ein minder hohes Alter zu schließen berechtigte. Neben diesem Manne saß ein junges Mädchen von neunzehn bis zwanzig Jahren, eine lebhafte, bewunderungswürdige Brünette, deren Gesicht vollkommen regelmäßig war, deren Augen einen solchen bezaubernden Ausdruck und verführerischen Reiz besaßen, daß sie einen Engel hätten aus dem Himmel verlocken können. Das junge Mädchen führte in langen Pausen ein kleines Glas an den Mund, das ihr Gesellschafter von Zeit zu Zeit neu anfüllte, während er selbst fast mit jedem Zuge einen ungeheuern Becher leerte, von dem er seine Augen nur abzog, um sie hin und wieder auf den dritten Gast der Schenkstube zu richten. Es war dies ein junger Mann, schön und schlank von Wuchs, so weit beides wahrzunehmen sein weiter brauner Mantel, in den er gehüllt war, und die sein Gesicht beschattenden, herabgeschlagenen Ränder seines breiten Hutes erlaubten. Er saß ruhig in einer Ecke des Saales und hatte einen Krug Lacrymä=Christi vor sich.

Kaum war die Maske in die Schenkstube eingetreten, so ging sie auf den Tisch zu, an dem der Greis und das junge Mädchen saßen, und rief in seltsam komischem Tone:

Eur' Gnaden werden wohl so gnädig sein
Und mir am Tisch ein Plätzchen räumen ein?

— Bei Gott! Er ist es! rief der Greis, als er diese Stimme hörte. Er wandte sich rasch nach dem Coviello um, der, ohne einen Augenblick seiner geläufigen Zunge Einhalt zu thun, angefangen hatte, eine herbe und beißende Satyre gegen die Spanier herzusagen, die er mit den allerbizarrsten Gesticulationen erläuterte und begleitete. Als die Maske endlich ihre fürchterliche Tirade beendigt hatte und einen Augenblick Athem schöpfte, sagte das junge Mädchen, indem sie die Hände faltete:

— Heilige Jungfrau, steh' uns bei! Ihr redet Euch ja um den Kopf. Nun, ich will doch wenigstens hoffen, daß Ihr diese Verse nicht von der Bühne herab gesagt haben werdet!

— Und warum sollte ich das nicht gethan haben, meine allerschönste Maria Rosa? entgegnete Coviello, indem er die Larve abnahm und ein lebhaftes, fröhlich und eigenthümlich geistreiches Ge-

Digitized by Google

ficht zeigte. Wir sind ja jetzt im vollen Carneval und da müssen die Herrn Spanier schon einige derbe, bittre Wahrheiten verschlucken, so wie wir den Muth haben müssen, sie ihnen zu sagen. Uebrigens ist der Schauspieler Signor Formica der Abgott der Lazzaroni und an denen haben unsre Tyrannen nicht den Muth, sich zu reiben.

Die Maske hatte, noch ehe sie ihre Phrase vollendet, sich am Tische neben dem Greise niedergelassen; dieser, nachdem er die Maske einen Augenblick lang mit ernster und nachdenklicher Miene betrachtet hatte, leerte rasch seinen Becher, füllte ihn dann wieder bis an den Rand und indem er sich zu dem Neuangekommenen wandte, sagte er:

— Freund, die Vorsicht ist die Mutter der Sicherheit. Es könnte Dir trotz aller Liebe der Lazzaroni schlecht gehen, Kamerad, wenn Jemand in dem Signor Formica den Dichter der Guerra*) und den Bewunderer Masaniello's erkennte. Du würdest dann sicher eine böse Viertelstunde zu überstehen haben und ein und dieselbe hänfene Schlinge könnte zugleich dem Signor Formica, dem Coviello und dem Salvator Rosa den Hals zuschnüren.

— Tausend Teufel! Signor Ribera, Ihr seid heute ein Unglücksprophet, erwiederte der Coviello. In demselben Augenblicke nahm er den jungen Mann im braunen Mantel wahr und trotz seiner kecken, furchtlosen Aeußerungen beeilte er sich doch die Maske wieder vorzunehmen. Darauf fuhr er in seiner Erwiederung fort, indem er sagte:

— Meister Ribera, Eure Scherzreden haben eine gewisse Aehnlichkeit mit Euren Gemälden, die beim ersten Anblick auch dem Beschauer ein Entsetzen einflößen, von dem man sich erst mit der Zeit zu erholen vermag. Mit unsern Staatsangelegenheiten geht es übrigens beinahe eben so. Das Blut, das die spanische Politik vergossen, ist kaum getrocknet, und schon veranstalten sie Freudenfeste. Dafür ist denn aber auch Carneval. Und der neue Vicekönig scheint mehr von der Herrschaft der Liebe, als der des Schreckens zu halten, wenigstens gibt er sich den Anschein.

---

*) La Guerra (der Krieg) ist der Titel einer der sechs Satyren, welche Salvator Rosa, einer der besten und glücklichsten satyrischen Dichter Italiens und einer der humoristischsten Menschen (trotz seiner düsteren und schauderhaften Gemälde), geschrieben hat.

— Ihr laßt ihm seine Strenge und sein hochmüthiges Benehmen wohlfeil hingehen, versetzte Jose Ribera. Was mich betrifft, so habe ich Ursache, mit seinem Benehmen minder zufrieden zu sein, und Ihr würdet es sicher auch nicht sein, wenn Ihr wüßtet, wie er mich vor Kurzem beleidigt hat, mich, Jose Ribera, den Maler des Königs, der ich, — ich kann es wohl sagen, ohne der Selbstüberschätzung beschuldigt zu werden, — der Stolz und die Ehre der neapolitanischen Malerschule bin. Wißt Ihr, Freund Salvator, was Euer Vicekönig mir gethan hat? Er hat mich von seinem Hofe weggejagt. Und rathet einmal, um wessen wegen? Um eines Kleckfers wegen, um des kleinen Dominichino halber. Corpo di Baccho! Zehn solche Pfuscher will ich in den Sack stecken, ich, Jose Ribera, beigenannt Spagnoleto.

— Aber Ihr könnt doch nicht in Abrede stellen, Vater, unterbrach ihn seine Tochter, daß in Dominichino's Zeichnungen viel Anmuth und in seiner Farbengebung viel Kraft herrscht?

— Anmuth, per dio! Was will das sagen, Anmuth, wenn sie nicht von Erhabenheit des Gedankens begleitet ist? frug der Greis, indem er seine Stimme heftiger erhob und mit dem Ende seiner Degenscheide auf den Fußboden stieß. Zeichnung, Farbengebung? Das sind Alles nur Mittel; der Gedanke ist die wahre Hauptsache; ein starker und erhebender Gedanke, das ist das einzig würdige Ziel, nach dem ein Künstler streben muß. Seht, Salvator, Ihr besitzt diese Art und Weise der Kunstanschauung in bewundrungswürdig hohem Grade. In Euren Schluchten und Bergthälern, in Euren Felsen und Abhängen habt Ihr einem Gedanken Platz anzuweisen gewußt. Wenn man die Natur betrachtet, wie Ihr sie in Euren rauhen und wilden Gemälden dargestellt habt, so fühlt man, daß etwas Geheimnißvolles, Erhabenes, Schreckliches darin herrscht. Man empfindet fast eine Anwandlung von Furcht; man scheut sich hineinzuwagen, weil man besorgt, plötzlich, wenn man um die Ecke eines Felshanges oder um den Saum eines Gebüsches herum tritt, mit einem jener Banditen zusammenzutreffen, die Ihr auch in andern Gemälden so meisterhaft dargestellt habt. Seht, das ist es, was ich die Seele eines Kunstwerkes nenne. Und so wie Ihr im Schauerlichen, so hat Raphael im Schönen die höchste

Stufe des künstlerisch Erhabenen erreicht, zu der sich nach ihm Niemand wieder aufschwingen wird.

— Und warum sollte das einem von uns nicht auch möglich werden? frug Salvator Rosa.

— Weil keiner von uns andre Werke hervorbringen kann, als seine Einbildungskraft ihm einflößt und weil diese bei den Menschen so verschieden organisirt ist, wie ihre Körper. Raphael trug das Ideal des Mildschönen in seiner Seele; Ihr und ich, wir tragen den Typus des Schauerlichen in uns.

— Also können diese beiden Extreme der Kunst nie in Einem Maler sich vereint finden? frug Maria Rosa.

— Ich glaube es nicht.

— Glaubt Ihr also nicht, lieber Vater, daß die verschiedenen äußeren Ereignisse die Anschauungsweise eines Künstlers umgestalten und die ursprünglichen und angebornen Richtungen seines Geistes verändern können? Seht, Salvator Rosa ist ein frohsinniger, heiterer Mensch und doch sind seine Gemälde so wild schauerlich; seine öden Gebirgsgegenden und die Banditengesichter, mit denen er sie hie und da bevölkert, sind so entsetzlich, daß man der Furcht sich nicht erwehren kann. Sollte nun das nicht davon herrühren, daß er nach seiner Gefangenschaft genöthigt war, sich in die Abruzzen zu verbannen und daß er dort dem Leben der Banditen beigewohnt...

— Nicht wahr, und ihnen auch geholfen hat, die Reisenden auszuplündern und zu erdolchen? unterbrach Salvator, dessen wunden Fleck diese Anspielung auf diese seltsame Epoche seines Lebens getroffen hatte. — Wahrhaftig, meine schöne Signora, Ihr habt eine sonderbare Meinung von Eurem allerergebensten Diener.

— Bewahre mich Gott, Euch im Mindesten beleidigen gewollt zu haben, entgegnete Rosa ruhigen Tones. Ich habe nur entwickeln wollen, daß es doch möglich sei, daß ein Maler durch allmälige oder plötzliche Umwandlung seines Gedankengangs aus einem Gebiete der Kunst in das andere gerathen könne.

— Nun bisher hat sich wenigstens noch Niemand gefunden, der beide Kunstweisen vereinigt hätte, sagte Ribera.

Das Gespräch war, seitdem es unverfänglicher und rein artistischer Natur geworden, von diesen drei Personen lauter geführt worden, so daß auch der vierte Gast der Schenkstube, der junge

Digitized by Google

Mann im braunen Mantel, von seinem Platze aus es hatte hören können. Er trat nun näher an die Sprechenden heran und sagte mit einer Stimme, die klangreich und melodisch, wie Musik, ertönte:

— Verzeiht, Signor, wenn ich Euch zu widersprechen wage. Aber es gibt einen Künstler, der mit gleicher Meisterschaft Anmuthiges und Schreckliches, Edles und Komisches, heroische und niedliche Gegenstände malt. Es ist dies Velasquez.

Die drei Sprechenden wandten fast zugleich, wie von einem elektrischen Stoße getrieben, ihre Augen auf den jungen Fremden, dessen jetzt unverdecktes Gesicht auf Jeden von ihnen einen günstigen Eindruck hervorbrachte. Er war geschmackvoll, aber einfach und bescheiden gekleidet. Sein Anzug war der der mittleren Volksclassen Neapels und bildete einen eigenthümlichen Gegensatz zu seinem würdevollen Benehmen und seiner edlen Haltung, welche weit eher einen Cavalier aus den höchsten Kreisen der neapolitanischen Gesellschaft in ihm zu suchen berechtigten. Sein Gesicht bildete ein vollkommnes Oval; die Sonne hatte es leicht gebräunt; der Ausdruck seiner Züge war überaus angenehm. Sein glänzend schwarzes, reiches Haar fiel in natürlichen Locken voll auf seine Schultern herab und sein Wuchs war schlank und stattlich, gleich dem einer Tanne.

Ribera betrachtete den Fremden, der ihm widersprach, freundlicher und leutseliger, als er gewöhnlich gegen Fremde sich zu zeigen pflegte. Einen noch herzgewinnenderen Eindruck schien aber der junge Mann auf Ribera's Tochter gemacht zu haben; denn Rosa vermochte kaum ihre Blicke von ihm abzuwenden:

— Wenn Ihr Diego Velasquez kennt, seid Ihr vielleicht selbst ein Spanier, Signor? frug Ribera mit einem bei ihm seltenen, wohlwollenden Tone.

— Mein Name ist Juan d'Armillo und ich bin Secretair in der Kanzlei des Vicekönigs, antwortete der junge Mann. Den edlen Velasquez habe ich das Glück, genauer zu kennen; er gehört zu den privados del rey (Vertraute des Königs, die zu jeder Stunde Zutritt zu ihm haben) und kommt täglich an den Hof. Der König, Philipp IV., der wie Ihr wißt, ein großer Kenner, Bewunderer und Beschützer der Malerkunst ist, beehrt Velasquez mit seiner vollen Gunst und dieser könnte sich zu den höchsten Ehrenstellen er-

hoben sehen, wenn er seinen Ehrgeiz darein setzte, nach denselben zu trachten.

— Ja, nun begreife ich, warum man von Velasquez' Gemälden so viel Aufsehens macht, rief Ribera mit ironischem Tone. Die Werke des Höflings, des Privado del Rey, können nichts anderes als Meisterwerke sein.

— Das ist sonnenklar! fügte Salvator Rosa hinzu. Laßt Einen ein armer Teufel sein und keinem Menschen wird es einfallen, seine Meisterschaft zu verkünden, sollte er auch in der That ein noch so großer Künstler sein. Aber ....

— Verzeiht, Signor, unterbrach ihn der junge Mann mit warmem Eifer, und wenn Velasquez Nichts gemalt hätte, als zwei Landschaften, seine Ansicht vom Prado und die von Aranjuez, so würde er einen Platz unter den ersten Malern aller Zeiten verdienen. Ihr würdet außer Euch sein vor Erstaunen, wenn Ihr diese unsterblichen Meisterwerke zu sehen bekämet. Aber, großer Gott, was würdet Ihr erst sagen, wenn Ihr sein Gemälde „Der Besuch des heiligen Antonius bei St. Paul, dem Einsiedler" sehen könntet. Es gibt nichts Bewunderungswürdigeres, nichts Imponirenderes, als die Landschaft in diesem Gemälde. Alles ist darin wie mit einem Pinselstrich gemalt und die Leinwand ist an mehr als einem Orte kaum bedeckt. Auf dem Vordergrund des Gemäldes ist eine rauhe, wilde, wie von einer vulkanischen Erschütterung oder einem Erdbeben verwüstete Natur. Alles darin ist schön, einfach, großartig. Was soll ich Euch von der Scene selbst sagen? Mit einem Wort, Ihr würdet anbetend auf's Knie sinken, wenn Ihr sie betrachten könntet.

Der junge Mann, den seine eigene Rede immer mehr begeistert hatte, griff bei diesen Worten nach einem Stück Kreide, das zufällig auf dem Tische lag, wo es irgend ein Würfelspieler vergessen haben mochte, und indem er die Umrisse des Gemäldes, das er eben beschrieben, auf die dunkelfarbige Wand zu zeichnen begann, fuhr er fort:

— Seht, dieses Werk ist von der größten Einfachheit; es besteht aus drei Scenen. Auf dem rechten Laden klopft der heilige Antonius an die Thür der Zelle, welche sich der Einsiedler in den Felsen gearbeitet hat. Auf dem mittleren Felde sind die beiden Greise mit einander in einem Gespräch über himmlische und erhebende Ge-

genstände, die Speise ihrer Seelen, begriffen, während der treue Rabe ihnen leibliche Nahrung bringt. Auf dem linken Laden endlich betet der heilige Antonius neben dem Leichnam des heiligen Paulus, während zwei Löwen mit ihren Klauen dem Todten ein Grab in den Felsen graben.

Der junge Mann hatte, während er so sprach, diese drei Momente aus Velasquez' Gemälde vollständig an die Wand gezeichnet und zwar mit einer Kunst und einem Ausdruck, die einem Maler von Profession Ehre gemacht hätten.

— Sangue de Dios! rief Ribera und zwar in einem so außerordentlichen Enthusiasmus, daß er unwillkürlich spanisch sprach. Signor, Ihr sagt, daß Ihr nur ein Schreiber seid? Erlaubt mir, Euch zu antworten, daß dem nicht so sein kann. Ihr seid ein Maler und könnt als solcher gar manchem Maler eine Nuß aufzuknacken geben.

— Es trifft sich freilich zuweilen, daß ich zu meinem Vergnügen male; aber ich bin nicht Künstler von Profession, erwiederte der Fremde mit einem einnehmenden und bescheidenen Lächeln. Das Wenige übrigens, was ich von der Kunst weiß, verdanke ich Velasquez und seinem Schüler, meinem Freunde Murillo, der vielleicht eines Tages seinen Meister übertreffen wird.

— Glaubt Ihr? rief Spagnoletto und seine Züge hoben sich stolzer; das wäre schön, das wäre herrlich. Dann müßten doch diese neidischen und eifersüchtigen Italiener — verzeiht, Signor Salvator, Ihr wißt, daß ich Euch hiermit nicht meine — dann müßten sie doch endlich einmal eingestehen, daß auch jenseits der Pyrenäen es Leute gibt, die etwas zu leisten im Stande sind. Mögen sie immerhin meine Arbeiten geringschätzig behandeln, oder mich zu demüthigen glauben, indem sie mich Spagnoletto (den kleinen, den armseligen Spanier) nennen! Hol' sie doch der Teufel! Die Spanier werden ihnen schon einmal Garn abzuwickeln geben.

— Lebt ja schon Einer in ihrer Mitte, der ihnen tüchtig zu schaffen macht, erwiederte der Secretair des Prinzen, indem er sich vor Ribera verbeugte. Mein Meister, Velasquez, war jedes Mal von Neuem fröhlich, wenn er von irgend einem neuen Bilde hörte, das Ihr fertig gemalt.

— O Signor, Ihr seid ein Hofmann, und wollt mir schmeicheln. Ich glaube nicht einmal, daß Velasquez mich kennt.

— Ich kann Euch auf der Stelle das Gegentheil beweisen. Velasquez kennt die ganze Geschichte Eurer Jugend, und hat mir Manches davon erzählt. Ihr seid aus San Felipe de Xativa nahe bei Valencia; Euer Vater hieß Don Antonio und Ihr habt Spanien verlassen, weil ....

— Genug, genug, ich glaube Euch, unterbrach ihn Ribera mit einem leichten Stirnrunzeln. Velasquez kann meine Geschichte freilich leicht kennen, denn er selbst ist aus Sevilla und hat Verwandte in San Felipe. Aber nun sagt mir, Signor ....

Ein gewaltiger Lärm, der in diesem Augenblick an der Thür der Schenkstube sich erhob, übertäubte die Sprechenden. Eine Schaar Soldaten, in spanischer Uniform, trat mit einem entsetzlichen Getöse und Geschrei ein. Einer von ihnen, wie es schien, der Anführer der Truppe und offenbar schon ein wenig betrunken, schwang mit aller Kraft seines Armes seinen Hut über dem Kopfe und sang oder vielmehr schrie mit einer Stimme, daß alle Fensterscheiben der Schenkstube zitterten, einen im Munde der Soldaten häufigen spanischen Refrain:

Adalante Espagnoles!	Wohlauf, wohlauf, Spanier!
Cantemos soldatos	Laßt uns singen, Soldaten,
El hymno del Cid.	Den Schlachtgesang des Cid.

Mit brutaler Unverschämtheit warf darauf der Trabant seinen Hut auf den Tisch, an dem Ribera und seine Tochter saßen, und rief aus:

— Dämonio! Man kommt hier hinein, um sich das Herz zu erfreuen und trifft diese verdammten Neapolitanischen Fratzen!

Darauf wandte er sich zu den vier Gästen und schrie:

Macht Platz! Platz gemacht. Drückt Euch von hier, Ihr Schelme! Die Dirne kann bleiben, wenn sie Lust hat; sie soll echte Söhne Spaniens an uns finden ....

— Hör' Er Freund, erwiederte Ribera und richtete sich zornig in der vollen Höhe seines Wuchses auf; ich rathe ihm, einen andern Ton anzunehmen, wenn er nicht hinaus geworfen sein will; ich bin Spanier, und ein besserer vielleicht als Er und bin Maler Sr. katholischen Majestät.

— Ha, ha! Ein Farbentopf, ein Pinselklecker! Was schert sich ein Soldat um so unnützes Volk? Platz gemacht und kein Wort weiter gesprochen.

— Das wollen wir doch einmal sehen! rief Spagnoletto und legte die Hand an seinen Schwertgriff.

— Ja wohl, das wollen wir sehen! sagte Salvator Rosa und zog unter den Falten seines Gewandes, die es bisher verborgen hatten, ebenfalls ein kurzes Schwert hervor.

— Verhaltet Euch nur noch eine Weile ruhig, Señores, sagte der junge Secretair des Vicekönigs den beiden Malern leise und rasch in's Ohr; ich bitte Euch, habt nur noch einen Augenblick Geduld, dem Unfug wird bald ein Ende gemacht werden.

Und mit der Schnelligkeit eines Blitzes verschwand er aus der Schenkstube.

Er war kaum einige Augenblicke entfernt gewesen, als er gerade in dem Momente, wo die Geduld der beiden Künstler erschöpft war und ein Handgemenge auszubrechen drohte, in Begleitung eines spanischen Offiziers zurückkam.

— Don Luis de Mendoza, sagte er zu diesem, ich bin der Ansicht, daß das Benehmen, welches sich diese Leute hier gegen achtungswerthe Männer und Künstler erlaubt haben, dem spanischen Namen Schande macht und ich bin überzeugt, daß der Vicekönig höchlichst mißvergnügt wäre, wenn er gewahr würde, daß seine Trabanten und Leibwächter sich an öffentlichen Orten auf eine solche Weise betragen. Ich glaube, daß, wenn er von den Vorgängen dieses Augenblicks Kunde hätte, er diese Trunkenbolde auf der Stelle in's Eisen legen und jenem elenden Wicht dorten, der ihr Führer zu sein scheint, funfzig Stockhiebe aufzählen lassen würde.

— Eure Ueberzeugung, Señor, ist auch die meinige und ich glaube im Namen des Vicekönigs Euch, Señores, versichern zu dürfen, daß diese Leute für ihr Benehmen die verdiente Strafe erhalten werden.

Und indem er sich zu den erschreckten und zitternden Soldaten wandte, wies er ihnen mit der Spitze seines Schwertes die Thüre und fügte hinzu:

— Sofort begebt Euch auf die Schloßwache und meldet Euch als Gefangene; Du, Pedro d'Agrada — indem er den Anführer

bezeichnete — Du stehst mir mit Deinem Kopf für die Vollziehung meines Befehls. Und nun marschirt vorwärts.

Mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung gegen den Secretair und die Künstler verließ der Offizier die Schenkstube, indem er die Soldaten vor sich hertrieb, welche der traurige Ausgang dieses Auftritts völlig nüchtern gemacht zu haben schien. Die zurückbleibenden Personen sahen erstaunt den Secretair an und schienen eine Art Erklärung von ihm zu erwarten. Dieser, der ihren Wunsch leicht aus ihren Gesichtszügen errieth, sagte lächelnd:

— Ihr scheint Euch zu wundern, daß es mir so rasch gelungen ist, hier Ordnung zu schaffen. Nichts einfacher aber. Ich sah zufällig Don Mendoza vorübergehen, dessen Strenge ich kenne. Zugleich hatte sich andererseits der Vicekönig gestern in Gegenwart mehrerer Offiziere und Beamten, worunter auch Mendoza und ich waren, über das zügellose Benehmen seiner Soldaten beklagt und uns aufgefordert, keine Anstrengung zu scheuen, um sie zur Ordnung zu bringen. Ich schätzte mich daher glücklich, Euch dienen und zugleich Mendoza eine Gelegenheit verschaffen zu können, seinen Diensteifer und seine Bereitwilligkeit in Erfüllung der Wünsche des Vicekönigs zu zeigen.

— Señor, Ihr seid eben so klug und geschickt, als artig und gefällig, und ich bin unendlich erfreut, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben, erwiederte Ribera mit einem ihm eigenthümlichen Protectortone. Aber, fügte er hinzu, wie von einem plötzlich aufsteigenden Gedanken frappirt, Ihr sagtet eben, daß Ihr zuweilen zu Eurem Vergnügen malt; geschieht dies etwa in der Manier des Velasquez?

— Soweit dies nur einem Laien möglich ist, ja; denn Velasquez war mein Lehrer.

— Ich habe viel von ihm sprechen hören, sagte Ribera; aber, fügte er mit einem gewissen Zaudern hinzu, ich habe noch nie ein Gemälde von ihm gesehen.

— Das will ich Euch gern glauben, versetzte der Secretair; denn der König Philipp IV. kauft Alles, was er malt. Daher besitzt auch außer seinem königlichen Gönner und Freund, der ihm jeden Tag einen Besuch in seinem Atelier abstattet, Niemand auch nur die mindeste Arbeit von seiner Hand und nur ein einziges seiner Gemälde, wenn ich nicht irre, ist aus Spanien herausgekommen,

Digitized by Google

nämlich eine von ihm selbst gefertigte Copie eines Portraits der Infantin Margaretha. Ich selbst besitze nur die Copie eines kleinen Portraits.

— Das muß ich sehen, rief Spagnoletto mit Eifer. Wenn Velasquez in der That ein so großer Mann ist, als sein weit verbreiteter Ruhm aus ihm macht, so werde ich das an drei Pinselstrichen seiner Hand erkennen. Hört, Don Juan — das ist doch Euer Name, nicht wahr? — erweist mir die Ehre, mich zu besuchen und bringt dies kleine Gemälde mit. Oder, was noch besser wäre, kommt, wenn Eure Zeit es Euch erlaubt, in mein Atelier, um dort ein Bild zu malen; ich wünsche sehnlichst, die Manier Eures Meisters Velasquez kennen zu lernen.

Der junge Mann zauderte einen Augenblick lang, ehe er antwortete, und schien plötzlich tief nachdenklich geworden zu sein. Endlich sagte er, indem er die Augen fest auf Rosa Maria heftete, die vor diesem Blick den ihrigen senkte und purpurroth ward:

— Ich nehme Eure wohlwollende Einladung mit Vergnügen an. Jedoch muß ich Euch sagen, daß ich Euch nur im tiefsten Geheimniß besuchen kann. Die Pflichten meines Amtes nehmen den Tag über einen großen Theil meiner Zeit in Anspruch und wenn man erführe, daß ich mich mit etwas Anderem beschäftige, so könnte mir großer Nachtheil daraus erwachsen.

— Daran soll es nicht liegen, versetzte Ribera. Kommt, zu welcher Stunde es Euch immer genehm ist. Ich wohne übrigens in einem abgelegenen Viertel, da unten in der Nachbarschaft des Pausilippo, wo Ihr keine unberufenen Späheraugen zu fürchten braucht.

— Das ist mir lieb, sagte der junge Mann, indem er sich von seinem Platze erhob. Mein Amt ruft mich jetzt fort von hier und so großes Vergnügen es mir auch machen würde, länger die Ehre Eurer Unterhaltung zu genießen, so muß ich doch in die Kanzlei zurückkehren.

— Auf Wiedersehen also! Vergönnt uns das Vergnügen, Euch bald bei uns zu sehen.

— Darf ich hoffen, Señora, auch Euch ein willkommener Gast zu sein? frug der Fremde, indem er sich mit der süßesten Intonirung seiner sanften, wohlklingenden Stimme an Maria Rosa wandte.

Digitized by Google

— Der Gast meines Vaters wird mir stets willkommen sein, versetzte die Tochter Jose Ribera's, stammelnd, als hätte sie der Ton dieser Stimme in die tiefste Verwirrung gestürzt.

Als der Secretair des Vicekönigs die Schenkstube verlassen hatte, sagte Spagnoletto zu Salvator Rosa:

— Das ist ein artiger Cavalier. Er ist bescheiden und trägt die Nase nicht hoch, obgleich er allem Anschein nach ein armer Teufel niederen Herkommens ist, der sich erst zu etwas aufgeschwungen hat. Darum gefällt er mir auch ganz ausnehmend. Euch nicht auch, Signor Salvator?

— Ich müßte lügen, wenn ich ja sagen wollte, versetzte der ehemalige Freund Masaniello's. Unter dem Anschein von Bescheidenheit, in den er sich hüllte, schien er mir ungeheuer eingebildet auf sein schönes Aeußere. Was er übrigens von Velasquez sagte, das ist am Ende Alles nichts, als eitle Windmacherei. Doch wir wollen sehen, was an ihm ist, wenn er sich an die Arbeit macht....

— Ich bin der Meinung, daß er sich an der Staffelei nicht schlecht bewähren wird, unterbrach ihn Maria Rosa mit einem Ton, der von nicht geringer Theilnahme zeugte. Wer im Stande ist, sich für das Verdienst eines Andern dermaßen zu begeistern, der ist ganz sicher selbst nicht ohne einiges eigene Verdienst. Ich glaube, Ihr thut dem Fremden Unrecht, wenn Ihr ihn so hart beurtheilt, ohne das Mindeste von seinen Leistungen gesehen zu haben.

— Bei der heiligen Mutter Gottes! Ihr übernehmt die Vertheidigung des Burschen mit großem Eifer und vieler Wärme, Signora, entgegnete Salvator mit gereiztem Tone. Es hat fast den Anschein, als hieltet Ihr mehr auf diesen Unbekannten, als auf Eure alten Freunde und Anbeter.

— Bis jetzt, Signor Salvator Rosa, weiß ich nicht, ob ich berechtigt bin, Euch unter die ersten zu zählen. Was die zweiten betrifft, so kann ich Euch versichern, daß ich, meines Wissens, deren auch nicht Einen besitze, erwiederte das junge Mädchen mit einer eisigen Kälte.

Am andern Tage, etwa eine Stunde vor der Vesper, trat ein eleganter Cavalier verstohlen durch eine kleine Seitenthüre in den Garten, der Ribera's schön gelegene Villa umgab. Wenn man nach dem geheimnißvollen Wesen hätte schließen dürfen, das er annahm, um in die friedliche Wohnung des Malers einzutreten, so hätte man ihn sicher für einen Verliebten gehalten, der den Späheraugen eines Vaters oder Nebenbuhlers sich entziehen will. Es war aber Niemand anders, als Don Juan d'Armillo. Er fand den Herrn des Hauses in der Nähe eines Pavillons, der, am Ende des Gartens gelegen, die prachtvollste Aussicht auf den Golf von Neapel darbot und dessen Umfang so ziemlich dem eines gewöhnlichen Hauses gleichkam. Der Pavillon hatte nur ein Stockwerk, war aber auf beiden Seiten von zwei großen Geisblatt- und Zaunreben-Lauben umgeben und diente dem Maler Ribera als Gallerie.

— Das ist schön von Euch, daß Ihr so rasch Euer gestern gegebenes Wort haltet, sagte Spagnoletto in freundschaftlichem Tone, nachdem er vorher die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen mit Don Juan d'Armillo ausgetauscht hatte. Jetzt will ich Euch mit einigen meiner besten Zöglinge bekannt machen, die gerade noch in meinem Atelier beschäftigt sind, obgleich sie es gewöhnlich um diese Stunde zu verlassen pflegen. Ihr werdet da lauter tüchtige Bursche sehen ...

— Ihr vergeßt, mein theurer Signor, erwiederte Don Juan mit einiger Verlegenheit, daß ich überaus viel Gewicht darauf legen muß, so wenig, als möglich, gesehen zu werden, wenn ich mich nicht großen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sehen will. Erlaubt daher, daß ich ein andres Mal wiederkomme. Ich kam heute nur, um Euch ein paar kleine Bilder zu zeigen, die ich gemalt.

— Nein, nein, Ihr könnt nicht so wieder fortgehen. Ich will Euch von Velasquez und vor Allem von Spanien sprechen hören. Da Ihr keine Bekanntschaften machen wollt, so tretet einige Augenblicke hier ein, wo Ihr stumme Vertraute finden werdet, die Euch unterhalten können, bis meine Zöglinge weggegangen sind.

Beide traten hierauf in das Lusthäuschen. Es war ein ungeheurer Saal, dessen Wände sämmtlich mit einer Unzahl Malereien jeder Art und von einem großen Gesammtwerth bedeckt waren. Don Juan d'Armillo sah mit freudigem Erstaunen um sich her.

— Seht, sagte Spagnoletto mit dem Ausdruck innersten Wohl-

behagens, das ist meine Gemäldegallerie. Alles, was hier nicht von meiner eigenen Hand herrührt, ist von dem Pinsel meiner Freunde oder meiner Schüler erzeugt, deren jeder mir ein Bild als Andenken hinterlassen hat. Nun, was sagt Ihr zu dem Ganzen? Was haltet Ihr von diesem Gemälde hier? Solltet Ihr wohl glauben, daß ich selbst es gemalt habe? Es ist noch in der Manier Allegri's, den ich damals studirte. Er war in Wahrheit ein großer Mann, aber unglücklicher Weise opferte er der Harmonie zu viel Anmuth, Helldunkel, Reichthum der Farbengebung; das Alles findet sich in seinen Gemälden, aber das Alles ist zu niedlich, zu beschaulich, während ich jetzt nur das liebe, was energisch ist und dem Beschauer die Seele erschüttert. Darum liebe ich auch Salvator Rosa, von dem diese Landschaft hier ist. Er ist ein trefflicher Meister, aber nur im Gebiete der Landschaft und der Seestücke; er besitzt jedoch die Schwäche, auch das sein zu wollen, was er nicht ist, nämlich ein großer Geschichtsmaler. Da seht, hier neben an sein Portrait, von ihm selbst gemalt. Er hat sich mit einem Affen auf dem Nacken gezeichnet; das ist eine Anspielung auf seine Feinde, an denen es ihm seiner scharfen Zunge wegen gar nicht fehlt. Meine Tochter unter andern mag ihn auch nicht leiden; sie behauptet, er sei neidisch, boshaft und voll Launen. Aber das ist eben so wenig der Fall, als es wahr ist, daß er zur Zeit von Masaniello's Aufstand zu der Compagnie gehörte, welche der Maler Daniello Falcone unter dem Namen der Compagnie della morte gebildet hatte und mit der derselbe alle Straßen durchzog, um die Spanier zu ermorden. Salvator war so wenig unter dieser Compagnie, wie er je freiwillig zu einer Banditenbande in den Abruzzen gehört hat. Alle diese lügenhaften Gerüchte haben nur seine Feinde und diejenigen verbreitet, welche die Schärfe seines satyrischen und leicht verletzbaren Geistes gefühlt haben. Meine Rosa konnte ihn um seines fortwährenden Spottens willen von Anfang an nicht leiden und verabscheut ihn jetzt erst gar, seitdem er sie fortwährend mit seinen Liebesbetheurungen und Heirathsanträgen bestürmt. Ihr werdet wohl auch wissen, welch seltsame Geschöpfe die Frauen sind. Wenn sie sich gut und leicht verheirathen können, mögen sie es nicht; aber sobald sie sehen, daß ihnen irgendwo ein Hinderniß im Wege steht, da fangen sie Feuer, werden eigensinnig und zwingen oft einen Mann, Thor-

heiten zu begehen, die wieder gut zu machen, manchmal ein ganzes Leben nicht ausreicht.

Ribera's Stirn hatte sich, während er, vom ursprünglichen Gegenstand ihres Gespräches abschweifend, in Betrachtungen gerathen war, die seiner persönlichen Erfahrung anzugehören schienen, mit einer Wolke düsterer, trauriger Schwermuth bedeckt und er stieß einen tiefen Seufzer aus. Er befand sich in diesem Augenblicke nebst seinem Gaste gerade vor einer Nische, die im Hintergrund der Gallerie angebracht und durch einen breiten und reichen Vorhang von einem schweren grünseidenen Stoffe verdeckt war. Jedoch schloß der Vorhang nicht so dicht, daß man nicht von einer Seite hätte die Ecke eines goldenen Rahmens hervorragen sehen. Juan d'Armillo, in der Meinung, der Vorhang verberge ein kostbares Gemälde, blieb, ohne sich etwas dabei zu denken, vor der Nische stehen und wartete, daß Ribera sie enthüllen solle. Aber der Maler verharrte einige Augenblicke in tiefem Nachdenken, bis er endlich sagte:

— Das hier ist das Allerheiligste meiner Gallerie und nur wenig lebende Personen können sich rühmen, einen Blick hinein geworfen zu haben. Auch Euch, Señor, würde ich es nicht erschließen, hättet Ihr mir nicht gestern gesagt, daß Velasquez Euch die Geschichte meiner Jugendjahre erzählt habe. Da ich nun nicht will, daß Ihr eine schlechte Meinung von mir haben sollt, und ich nicht weiß, wie weit Euch Euer Lehrer die ganze Wahrheit erzählt haben kann, so seht.

Bei diesen Worten ergriff Ribera die Schnur, welche den Vorhang in Bewegung setzte, und zog sie mit krampfhaft zuckender Hand. Drei prächtige Gemälde von Ribera's Pinsel zeigten sich sofort den Blicken des jungen Mannes, der einen Schrei des Erstaunens ausstieß. Das erste der drei Gemälde, das er erblickte, war ein außerordentlich ähnliches Portrait von Rosa Maria, die in demselben als heilige Jungfrau dargestellt war, in dem Augenblick, da der Engel der Verkündigung verschwunden ist und sie ihre keuschen und schamhaften Blicke nach dem auffliegenden Geiste aufschlägt, der in Gestalt einer Taube über ihr schwebt. Das zweite Bild war eine heilige Magdalena. Sie war mit den Zügen einer Frau von großer Schönheit, aber von ein wenig allzu kräftig hervortretenden Formen abgebildet. Ihr reicher, blonder Haarwuchs war aufgelöst

und entfaltete sich auf ihren Schultern und um ihre Brust gleich einem weiten königlichen Gewande, während ihre Augen voll Thränen und Traurigkeit gen Himmel gerichtet waren. In dem dritten Gemälde endlich erblickte man einen kräftigen Mann in spanischer Tracht und von wildem Aussehen. Seine Blicke schienen verzehrende Blitze zu schleudern; auf seiner Brust funkelte eine schwere goldene Kette und in seinem Gurte befand sich ein kurzes Schwert, dessen Griff ebenfalls aus Gold war.

Ribera und der junge Mann blieben einige Minuten in schweigsames Anschauen verloren vor den Bildern stehen; endlich nahm der Maler das Wort und sagte, indem er auf das Portrait seiner Tochter hinwies:

— Seht hier ein Werk, mit dem ich mir unendlich viel Mühe gegeben habe und das mich mehr als einmal zur Verzweiflung gebracht hat. Ich betrachte es auch nicht eher als fertig, als bis es mir gelungen sein wird, in diese Augen den Ausdruck hineinzubringen, der meinem Geiste vorschwebt. Dieses zweite Gemälde ist das Portrait meiner Gemahlin, so wie sie, einige Zeit vor ihrem Tode, abgebildet sein wollte. Das dritte endlich ist . . . .

Hier hielt Ribera inne, als wäre ihm plötzlich der Gebrauch der Sprache benommen worden.

— Das Portrait Eures Schwiegervaters? frug Don Juan d'Armillo mit leiser Stimme.

— Ja wohl, entgegnete Spagnoletto und stieß einen tiefen Seufzer aus, indem er das Haupt senkte.

Einen Augenblick darauf richtete er sich aber in seiner vollen Höhe auf und mit flammenden, rollenden Augen um sich her blickend, sagte er:

— Sollte Euch etwa Velasquez auch gesagt haben, was elende Verleumder auszusprengen sich erfrecht haben, daß ich den Vater meiner Gattin ermordet? Dämonio! Das ist eine Lüge, eine niederträchtige, verleumderische Lüge! Ich habe das Unglück gehabt, ihn zu tödten; das ist wahr, aber es ging ganz einfach zu, in einem offenen, ehrlichen Kampfe.

— Beruhigt Euch, Señor, sagte Don Juan und ergriff die krampfhaft geballte Hand des greisen Malers. Velasquez hat mir gesagt, daß es ein zufälliges Zusammentreffen war, daß man Euch

Digitized by Google

fälschlich des Meuchelmords beschuldigt hat und daß dieser Todesfall Euch sehr unglücklich gemacht hat.

— Das ist wohl wahr, sehr unglücklich, sehr unglücklich, versetzte Ribera, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr. Aber, fuhr er nach einigen Augenblicken des Stillschweigens fort, da Ihr einen Theil meiner Geschichte wißt, so müßt Ihr sie ganz erfahren. Es wird für mich eine große Erleichterung sein, mein Herz einmal in ein andres ergießen zu können, das mich zu begreifen vermag; denn ein Spanier wird den andern verstehen. Darum und auch weil Ihr ein Freund von Velasquez seid, habe ich auch das Zutrauen zu Euch, obgleich ich Euch erst zum zweiten Male spreche, Euch etwas zu erzählen, was hier noch kein lebendes Ohr erfahren. Zugleich könnt Ihr, der Ihr noch ein junger Mann seid, Euch die Lehre zu Nutze machen, die in dieser schrecklichen Geschichte liegt.

Der Greis ließ sich auf einem Sessel nieder, sammelte sich einige Augenblicke und begann dann folgendermaßen:

— Ich bin in San Felipe de Xativa im Königreich Valencia geboren. Meine Familie stammt von den Eroberern her und meine Vorfahren waren echt valencianische Hidalgos, die aber in Folge der bösen Zeiten in ihren Vermögensumständen heruntergekommen waren. Ich verlor meine Mutter in meinen ersten Knabenjahren. Mein Vater bestimmte mich zum Maler, wofür ich freilich Anlagen gezeigt hatte, während ich selbst viel lieber Soldat geworden wäre. Ich ward nach Rom in das Atelier Merighi's da Caravaggio gesandt und erhielt daselbst meinen ersten Unterricht in der edlen Malerkunst; noch besser aber lernte ich daselbst die Waffen führen. Denn Meister Caravaggio selbst war ein eben so vortrefflicher Fechtmeister als Maler und zugleich einer der schlimmsten Raufbolde Roms. Ich ward daher bald sein Liebling und kam dadurch auch in meinem künstlerischen Streben tüchtig vorwärts. Ich hatte damals die Absicht, wo möglich die Manier meines Lehrers, des berühmtesten italienischen Malers jener Zeit, nach Spanien zu verpflanzen. Daher schlug ich auch, sobald ich mich fähig fühlte, etwas Tüchtiges zu leisten und mit Ehren aufzutreten, den Weg nach Madrid ein, versehen mit den trefflichsten Empfehlungen meines Meisters. Mein Herz trug sich mit den schönsten Hoffnungen, da einige voraus-

Digitized by Google

gesandte Malereien mir einen ziemlich guten Ruf bereitet hatten und ich schon in Barcelona, wo ich an's Land stieg, Gelegenheit hatte, zu erfahren, daß mein Name in meinem Vaterlande nicht mehr ganz unbekannt sei. Eben war ich im Begriff, von dieser Stadt aus meine Reise nach Madrid anzutreten, als ich eine Einladung von einem Edelmann erhielt, der ein Schloß in der Nähe bewohnte und für einen großen Liebhaber der Malerei galt. Es war dies ein Biscayer, Namens Don Manuel de Frigarra. Ich nahm seine Einladung an und dieser, scheinbar so gleichgiltige Schritt war die Quelle all meines kommenden Unglücks. Auf dem Schlosse angekommen, befand ich mich bald wie in einem Kreise alter Bekanntschaften. Don Manuel war begeistert für meine Kunst und besaß eine überaus reiche Gemäldesammlung; aber was mich noch mehr entzückte, war seine damals kaum zwanzigjährige Tochter Magdalena, ein anbetungswürdiges Geschöpf. Ihr werdet leicht begreifen, daß ich mich ohne Widerstreben dazu verstand, einige Monate im Schlosse zu bleiben, um einige Bilder zu malen. Diese Zeit war die glücklichste meines Lebens. Einen Theil des Tages verbrachte ich an meiner Staffelei, die übrige Zeit plauderte ich entweder mit dem Schloßherrn oder mit Magdalena, wenn ihr Vater in Barcelona war, wohin ihn seine Geschäfte oft riefen. Das junge Mädchen ragte noch mehr durch ihren Geist als durch ihre Schönheit über alle weiblichen Wesen hervor, die ich bisher gekannt hatte. Sie besaß die Haltung einer Juno und den prachtvollsten, blonden Haarwuchs, den man in ganz Biscaya antreffen konnte; und Ihr wißt, daß dies ein selbst in Castilien und Catalonien seltener Reiz ist. Was aber noch größeren Eindruck auf mich machte, als Alles dies, war die Wahrnehmung, die ich bald machte, daß sich nämlich Magdalena mit aller Leidenschaft eines jungen und feurigen Herzens mir ergeben hatte. Daher war ich auch nicht stark genug, der Liebe zu widerstehen, die ich für sie empfand; und diese Liebe wurde unser Beider Unglück. Denn ich wußte nur allzugut, daß ihr Vater niemals in eine Verbindung zwischen uns Beiden willigen würde. Er liebte freilich die Kunst, aber er achtete den Stand eines Künstlers durchaus nicht und oft hatte er mir zu verstehen gegeben, daß seine Tochter, die seine einzige Erbin war, nie einen Andern, als einen großen Herrn heirathen werde. Indeß hatten wir, Magdalena und ich,

Digitized by Google

wechselseitig unsre Liebe uns eingestanden. Magdalena faßte sogleich den Plan, aus dem väterlichen Hause zu fliehen, indem sie glaubte, ihr Vater würde sich dadurch gezwungen sehen, später in unsre Heirath zu willigen. Ich wies diesen Gedanken anfangs von mir und beschloß, vorher Don Manuel meine adlige Herkunft zu beweisen und sodann um die Hand seiner Tochter bei ihm anzuhalten. Don Manuel aber wies, als ich dies that, meine Bewerbung hochmüthig zurück und erklärte mir, es sei an eine Verbindung zwischen seiner Tochter und mir nicht zu denken. Ich wollte das Schloß noch am nämlichen Tage verlassen; aber Don Manuel bat mich, zu bleiben, bis die von mir begonnenen Gemälde vollendet wären, und fügte dieser Bitte mit spöttischem Lächeln die Worte hinzu, er schreibe den Schritt, den ich eben gethan, nur einer augenblicklichen Verirrung zu und sei vollkommen bereit, dem Künstler die Thorheit des Menschen zu verzeihen. Diese verächtliche Antwort verletzte mich tief und, den Tod in der Seele, theilte ich dieselbe Magdalena mit. Jetzt war ich es, der in Don Manuel's Tochter drang, mit mir nach Italien zu fliehen; ich hatte dieses Land schon als dasjenige, wo ich meine Kunst erlernt hatte, zu meinem Aufenthaltsorte ersehen, vorzüglich aber deshalb, weil auf der Rhede von Barcelona gerade ein segelfertiges, nach Italien bestimmtes Kauffahrteischiff sich befand. Der Gedanke, ihre Heimath zu verlassen und sich in ein so fernes Land zu begeben, machte anfangs einen schmerzlichen Eindruck auf sie; endlich aber ging sie auf meinen Plan ein. Wir trafen im Geheimen alle Vorbereitungen zur Flucht, die mitten in einer dunkeln und regnichten Nacht vor sich gehen sollte. Eine Schaluppe des Schiffes erwartete uns am Meeresstrande, der nicht weit vom Schlosse entfernt war. Schon hatten wir das Ufer erreicht, da wurden wir gewahr, daß man uns verfolgte. Rasch ließ ich Magdalena in das schwankende Boot treten, das von den beiden Matrosen eiligst vom Ufer hinweggerudert ward. Ich vertheidigte indessen mit dem Schwerte in der Hand die Matrosen gegen drei Männer, die auf sie zugestürzt waren. Ich schlug mich, wie ein Löwe, während ich im Meerwasser bis an die Kniee stand. Als die Barke fern genug vom Ufer war, so daß man ihr nicht ohne Lebensgefahr im Meere folgen konnte, sprang ich mit einem Satze hinein und suchte die Angreifenden vollends zurückzutreiben, die ihrerseits die größten Anstren-

gungen machten, um das Boot zurückzuhalten. Alles stand für mich auf dem Spiele. Siegte ich, so gewann ich Alles; ward ich besiegt, so war ich verloren. Dieser Gedanke verdoppelte meinen Muth und meine Tapferkeit. Mit einem entsetzlichen Hiebe streckte ich den einen meiner Gegner hin, so daß er rücklings an's Ufer niederstürzte. Die Andern ließen erschreckt los und das Boot entfernte sich ungehemmt . . . .

Hier hielt Ribera einen Augenblick an; sein Haupt sank ihm wie erschöpft auf die Brust nieder und einige Secunden lang fuhr er mehrmals mit zitternder Hand über die Stirn, wie um einen lästigen Gedanken zu verscheuchen. Nach dieser kurzen Pause fuhr er wieder fort:

Als wir in Neapel angekommen waren, — das Schiff war dahin bestimmt gewesen, — segnete ein Priester meine Ehe mit Magdalena ein. Ich hatte die Vorsicht gebraucht, meinen Namen zu verändern. Da mich Niemand in dieser Stadt kannte, so blieben wir leicht unentdeckt. Ich schrieb einem treuen Freunde, den ich in Barcelona besaß, und bat ihn, mir von Allem, was dort vorginge, möglichst genaue Mittheilungen zu machen. Wie soll ich Euch das Entsetzen schildern, von dem ich eines Abends ergriffen ward, als ich nach Haus kam und meine Gattin ohne Bewußtsein daliegend fand, mit einem offenen Brief in der Hand? Mein Freund hatte mir geschrieben, daß ich in der verhängnißvollen Nacht unsrer Flucht Don Manuel selbst auf den Tod getroffen und daß er nach wenigen Tagen an seiner Wunde gestorben sei. Die Neugier hatte Magdalena bewogen, den Brief zu öffnen, dessen Inhalt dermaßen ihre Gesundheit untergrub, daß sie vor der Zeit meine Tochter, Rosa Maria, zur Welt brachte und seitdem nie wieder zu Kräften kam. Sie klagte sich unaufhörlich an, daß sie den Tod ihres Vaters verursacht habe und alle Kräfte ihrer Seele und ihres Körpers erloschen unter dem Gewicht dieses Gewissensbisses. Ich that, was ich nur immer vermochte, um sie zu beruhigen und zu trösten, und Gott ist mein Zeuge, Señor, daß ich vielleicht noch trostbedürftiger war, als meine unglückliche Gattin. Der Gedanke, daß meine Hand mit dem Blute eines Menschen, des Vaters meiner Magdalena, geröthet sei, verfolgte mich bei Tag und Nacht und war eine Höllenfolter für mich. Der Geist meiner unglücklichen Frau erlag endlich den Qua-

len, die sie empfand, und bald war sie in einem Zustand, der an Wahnsinn streifte. Sie suchte unsern Fehler durch die allerabenteuerlichsten Ideen wieder gut zu machen. Sie drang in mich, ich sollte ihr das Versprechen ablegen, daß ich das Kind, welches sie mir geschenkt, der Kirche widmen werde; und ich versprach es, um sie zu beruhigen. Sodann wollte sie, daß ich ihr aus dem Gedächtniß ein Portrait ihres Vaters malen solle. Als ich nach unsäglichen inneren Seelenleiden dieses Bild vollendet hatte, knieete sie jeden Tag vor demselben nieder und weinte und flehte den Todten an, er möge uns verzeihen. Endlich verlangte sie, ich solle sie selbst malen in knieender Stellung und als reuige Maria Magdalena. Senor, ich bin kein Schwächling, aber eine Reihe sich wiederholender Auftritte solcher Art sind im Stande, auch stärkere Gemüther als das meinige zu erschüttern. Gott allein auch weiß es, was ich seit jenem Augenblicke gelitten bis zu der andern Schmerzensstunde, in der es dem Allbarmherzigen gefiel, mir diese angebetete Frau nach drei Jahren des Leidens und des Unglücks zu rauben.

— Ribera, ich bedaure Euch von ganzem Herzen, antwortete der junge Mann, indem er die Hand des Greises ergriff, die er in der seinigen zittern fühlte.

Als der Maler seine schmerzliche Erzählung beendet hatte, ließ er den Vorhang wieder über die drei Gemälde fallen, gleich als thäte ihm ihr Anblick wehe. Der Ausdruck selbstbewußten Stolzes, der auf seinem Gesichte gewöhnlich zu lesen war, hatte der größten Niedergeschlagenheit Platz gemacht und eine brennende Thräne rollte über seine Wangen herab, auf denen sie eine rothe Linie hinterließ, als wäre sie siedendes Blei gewesen.

— Nach diesem schmerzlichen Verlust, fuhr Ribera hierauf fort, suchte ich, um nicht dem Kummer, der an mir nagte, zu unterliegen, mich durch die Ausübung meiner Kunst und die Erziehung meiner Tochter zu zerstreuen. Beides glückte mir weit über mein Erwarten. Maria Rosa wuchs heran, eine Freude meiner Augen und eine Wonne meines Herzens, während mein Atelier stets dicht angefüllt mit Zöglingen war, die meinen Namen auf die Nachwelt bringen werden. Ich lache der Ungnade, in der ich mich in diesem Augenblick befinde, so wie der Neidischen, die mich verfolgen; denn das gerechte Gefühl meiner eigenen Brust sagt mir, daß der Name Jose

Digitized by Google

Ribera's, des Spaniers, oder wie mich meine Feinde zu nennen pflegen, des Spagnoletto, nicht in der Nacht der Vergessenheit erlöschen wird.

— Aber Eure Tochter, entgegnete der junge Mann, sagtet Ihr nicht, sie sei bestimmt, in's Kloster zu gehen? Ihr werdet sie doch, will ich meinen, nicht zwingen, Nonne zu werden?

— Sie zwingen? versetzte der Greis. Sicherlich nicht. Will sie aus freiem Willen eintreten, so werde ich Nichts dawider haben; aber ich will mein Kind nicht einem unbedachten Worte opfern. Findet Maria Rosa ihr Lebensglück in dieser Welt, so ist es gut; falls nicht, so werde ich stets darein willigen, daß sie in ein Kloster tritt, sobald sie erst ihr vierundzwanzigstes Jahr erreicht haben wird. Bis dahin will ich sie bei mir behalten. Don Pedro d'Ossuna, der frühere Vicekönig, der mein Beschützer ward, als ich mich ihm entdeckte, und auf dessen Rath ich auch meinen wahren Namen wieder angenommen habe, bot mir zu seiner Zeit für meine Tochter eine Stelle im adligen Kloster der Schwestern des heiligen Augustin an; ich schlug dies Anerbieten jedoch aus, weil Rosa damals noch nicht entschlossen war, die Welt zu verlassen.... Doch, Señor, laßt uns jetzt in mein Atelier treten, meine Zöglinge werden es schon verlassen haben und wir werden höchstens noch Salvator daselbst treffen, der sich damit beschäftigt, eine Fortuna zu malen, an der in meinem Atelier zu arbeiten er sich die Erlaubniß ausgebeten hat. Ihr werdet sicher zufrieden sein, ihm bei der Arbeit zuzusehen.

Don Juan nahm eine Mappe, die er, als sie in den Pavillon getreten, an die Mauer gelehnt hatte, und folgte Ribera, der mit festem und schwerem Schritt auf sein Wohnhaus zuging.

Das Atelier, in das Ribera und sein Gast jetzt traten, bot einen ungewöhnlichen Anblick dar. Hätte der Fremde nicht hie und da Leinwand und Holzplatten bemerkt, die an die Mauer gelehnt standen, anatomische Studien, die an Stricken hingen, und halbfertige Gemälde, die auf Staffeleien aufgespannt waren, so würde ihn die große Anzahl von Dolchen, Rapieren, Helmen, Panzern und Partisanen, die alle Wände des Zimmers verzierten, bewogen

haben, zu glauben, er befinde sich in einem Fechtsaale. Eine große Anzahl von Händen, Füßen und Köpfen, die, aus Gyps geformt, in allen Ecken herumlagen, hätte eher dazu beigetragen, ihn in dieser Illusion zu bestärken, als sie zu zerstören.

Salvator Rosa saß vor einer Staffelei und schien gänzlich von seiner Malerei in Anspruch genommen zu sein, und zwar so sehr, daß er den Gruß des Fremden, den Spagnoletto einführte, nur mit einem leichten und kalten Kopfnicken erwiederte. Um so freundlicheres Willkommen dagegen bot Maria Rosa, die sich in einer andern Ecke des Zimmers mit einer Stickerei beschäftigte, dem jungen Besucher. Sie erhob sich von ihrem Sessel und sagte mit dem Ausdruck unverhohlener Freude:

— Das ist sehr wacker und schön von Euch, daß Ihr so bald Euer Versprechen haltet. Ich habe seit heute Morgen nicht aufgehört, aus dem Fenster zu sehen; es war mir jeden Augenblick, als müßtet Ihr kommen.

— Ja, das kann ich Euch bezeugen, daß dem vollkommen so ist, sagte Salvator Rosa, indem er sich mit einem Stirnrunzeln und mit übellaunigem Gesichte einen Augenblick lang nach dem Secretair hinwandte.

Der junge Spanier ließ sich in ein Gespräch mit Rosa Maria ein, das aber durch die Einmischung Ribera's bald ein allgemeineres ward und vorzüglich Kunstgegenstände, besonders einige im Atelier befindliche Gemälde von Schülern Ribera's, zum Stoff hatte. Mehrere Male zu einem Urtheile über ein oder das andre Bild aufgefordert, legte Don Juan d'Armillo eben so viel feines Gefühl und wahre Kunstkennerschaft an den Tag, als er in seinem Benehmen gegen den ihm stets in mürrischem Tone widersprechenden Salvator Rosa Ruhe und Würde zeigte. Endlich sagte Ribera:

— Ich bin zwar nicht in allen Stücken Eurer Meinung, Señor Don Juan, aber ich muß gestehen, die Art und Weise, wie Ihr Eure Ansichten vertheidigt, zeigt, daß Ihr Eures Meisters Velasquez Lehren wohl benutzt und Euch in den reichen Kunstschätzen, die Spaniens kunstsinniger König in seiner Residenz anhäuft, fleißig umgesehen habt. Sagt uns nun, als competenter Richter, Eure Meinung über die Fortuna, die Signor Salvator hier arbeitet

und die er schon zwei Mal gemalt hat, obgleich sie ihm wenig Glück gebracht und ihn sogar gezwungen hat, Rom zu verlassen.

— Ich werde mir nie erlauben, in Gegenwart eines solchen Künstlers ein Urtheil über seine Werke zu fällen, versetzte Don Juan mit bescheidener Miene, aber ohne alle Verlegenheit. Erlaubt mir vielmehr, Euch ein kleines Gemälde von der Hand meines Meisters Velasquez zu zeigen und alsdann, wenn Euch das nicht langweilig dünkt, einige meiner schwachen Leistungen.

Bei diesen Worten öffnete der junge Mann eine Mappe, die er mitgebracht hatte, und zog ein Gemälde aus derselben hervor.

— Es ist freilich eine Copie in verjüngtem Maßstabe nach einem großen Gemälde, sagte der Secretair mit begeistertem Tone; aber Ihr könnt darin all die trefflichen Eigenschaften des großen Meisters wiederfinden. Es ist ein Portrait seines königlichen Freundes, Philipp IV., zu Pferde. Er ist absichtlich in der Mitte einer kahlen und nackten Landschaft abgebildet, die von einem endlosen Horizonte begrenzt und von den brennenden Strahlen einer spanischen Sonne beleuchtet wird. Ihr findet darin keinen Schatten, kein Helldunkel, keine auf Effect berechnete Gegenstellung von Licht und Schatten, und doch werdet Ihr eingestehen müssen, daß der Künstler trotz dieser kühnen Verachtung aller gewöhnlichen Hilfsmittel, welche die Kunst bietet, das Aeußerstmögliche erreicht hat. Betrachtet diese vom Wind gekräuselten Haare. Möchte man nicht meinen, man sehe unter dieser durchscheinenden Haut das Blut, wie es in den Adern fließt und dem Fleische Leben gibt? Oeffnet sich nicht dieser Mund, um zu sprechen? Haben nicht diese Augen die Kraft, zu sehen?

— Ja, es ist wahr, dieser Velasquez ist ein großer Maler, rief der Spagnoletto, nachdem er eine Zeit lang das Bild mit glühenden Augen eines begeisterten Künstlers und eines Spaniers betrachtet hatte und sie noch immer nicht davon abwenden zu können schien. Ja, das nenne ich malen. Vor einem Bilde von solcher Wahrheit wird es der Einbildungskraft der Nachwelt nicht schwer, die Gestalten der großen Männer der Vergangenheit sich vor dem geistigen Auge zu beleben. Seid Ihr nicht auch der Meinung, Signor Salvator?

Der ehemalige Freund Masaniello's, dessen Seele noch immer von glühendem Haß gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes glühte

und der zudem gerade höchst übler Laune, aber als Künstler nicht minder empfänglich für die Trefflichkeit des Velasquez'schen Gemäldes war, begnügte sich mit einem Kopfnicken statt aller Antwort. Einen Augenblick darauf aber wandte er sich mit höhnischem Lächeln zu Don Juan d'Armillo und sagte:

— Nun, junger Herr, da Ihr die Eigenschaften guter Gemälde so wohl zu würdigen versteht, zeigt uns doch, ob Ihr mit der Hand eben so geschickt seid, als mit der Zunge.

— Ich erinnere mich nicht, je eine solche Behauptung ausgesprochen zu haben, die auch in meinem Munde ein Zeichen sehr großer Anmaßung und Eigendünkels gewesen wäre. Man kann recht gut das Schöne lieben und das Große bewundern, ohne daß man darum selbst die Fähigkeit besitzen muß, Eins oder das Andere zu produciren. So sehr ich also auch die Kunst ehre, so gedenke ich doch nicht, mich für einen Künstler auszugeben; ich male nur zu meiner eigenen Unterhaltung.

— Das ist ganz einerlei; zeigt uns nur Etwas von Eurer Hand, wäre es auch nur eine unbedeutende Kleinigkeit, erwiederte Salvator in demselben höhnischen Tone, wie vorher.

— Ja wohl, Ihr seid ein Secretair, Euer Pinsel ist also die Feder, und man hat folglich nicht das Recht, große Forderungen an Euch zu machen. Darum laßt Euch nicht lange bitten, sagte Ribera.

— Ach ja, zeigt uns Eure Arbeit; Ihr seht wohl, daß wir Euch alle darum bitten, fügte Rosa Maria hinzu.

Don Juan legte hierauf das Bild seines Meisters Velasquez in die Mappe und zog ein anderes heraus.

— Seht hier, sagte er, das Portrait des armen Mulattensclaven, Juan Pareja, des Dieners des edlen Velasquez. Ihr müßt nämlich wissen, daß der demüthige Sclave sich im Malen übte, ohne daß es irgend Jemand wußte, oft tief in die Nacht, bei dem kargen Licht seiner Lampe, arbeitete und stets ohne alle Hilfe eines Lehrers, nur von seinem eigenen innern Kunsttrieb geleitet. Er errieth ganz von selbst das Geheimniß der Kunst, und erst als er ein Meisterstück producirt hatte, die Berufung des heiligen Matthäus, gestand er ein, daß er seinen Herrn, so oft er ihn mit Malen beschäftigt sah, unaufhörlich belauscht habe. Velasquez schenkte seinem Sclaven

sofort die Freiheit. Eine so große Liebe zur Kunst verdiente nun wohl, daß Jemand, wie ich, der kein wirklicher Künstler ist, mit Liebe das Portrait dieses genialen Sclaven malte.

— Wie? Jemand, der kein wirklicher Künstler ist? rief Spagnoletto aus, nachdem er das Portrait aufmerksam betrachtet hatte. Bei meiner Seelen Seligkeit! Ihr seid Künstler, Señor, und gehört noch dazu nicht in die letzten Reihen der Künstlerwelt. Betrachtet nur einmal diesen braven Mulatten mit seinen Kraushaaren, mit seinen dicken Lippen, mit seiner gebräunten Haut, sieht er nicht in diesem Rahmen aus, als spiegelte er sich in einem Spiegel ab? Und dabei ist dies Alles mit einer Leichtigkeit und Ungezwungenheit gemalt, die gar nicht alltäglich sind. Ihr habt einen Gedanken in dieses Portrait hineingelegt, daß es jetzt nicht blos das Bild eines gewöhnlichen Mulattensclaven, sondern das eines genialen Künstlers ist. Was meint Ihr von dieser Arbeit, Salvator?

— Was soll ich davon meinen? erwiederte dieser, dessen üble Laune sich sichtbar gesteigert hatte. Ich bin der Meinung, daß der junge Herr uns hat zum Narren haben wollen und daß er ein Maler von Profession ist, nicht aber ein Briefkritzler. Uebrigens ist es schwer, nach einem einzigen Gemälde, besonders wenn dieses nur ein rasch skizzirter Kopf ist, über das Talent eines Mannes ein gegründetes Urtheil zu fällen.

— Ihr habt hierin vollkommen Recht, Signor, versetzte Don Juan kaltblütig, indem er das Portrait des Mulatten in die Mappe zurücklegte. Jedoch erweist Ihr mir, indem Ihr mich für einen Maler haltet, eine um so größere Ehre, je weniger Ansprüche ich auf diesen rühmlichen Titel machen kann.

— Nun dann seid Ihr wenigstens einer jener Kunstkenner, wie sich deren nicht wenig in Rom finden, antwortete Salvator mit einem fast beleidigenden Tone. Da also das Urtheilfällen Euch als solchem zusteht, so bitte ich Euch, junger Herr, mir Euer Urtheil über diese Fortuna, die ich nun schon zum zweiten Mal male, sagen zu wollen. Wir werden dann sehen, ob Eure Ansicht mit den Lobeserhebungen übereinstimmt, welche der Prinz Marco Chigi, der Cardinal Omodli, der Prinz Salviali, der wackere Carlo Rossi, dieser eifrige Beschützer der Künste, die Maler Passari und Baldinucci

und endlich der Schriftsteller Francesco Rati, der die Feder nicht schlecht führt, diesem Gemälde ertheilt haben.

— Wenn all diese Männer wirklich Eure Freunde gewesen sind, so werden sie gewiß nicht unterlassen haben, Euch die Mängel Eures Werkes auch anzugeben, antwortete der junge Mann mit eisiger Kälte.

— Die Mängel? rief Salvator. Nun beim heiligen Januarius! Habt doch die Güte, sie mir auseinanderzusetzen.

Mit diesen Worten schob er die Staffelei vor Don Juan hin. Die Leinewand, die sich auf derselben befand, stellte die Glücksgöttin dar, die ein umgekehrtes Füllhorn in der Hand hielt, aus dem eine Menge Kronen, Cardinalshüte, Ritterorden, Gold und Edelsteine herausfielen. Eine große Anzahl gieriger Figuren drängte sich um die Göttin, um sich der Reichthümer zu bemächtigen, während sie die Symbole des Genies, der Freiheit und der Künste mit Füßen traten. Hier schmückte sich ein Esel mit einem reichen Ordensband; da setzte ein Wolf einen Cardinalshut auf sein Haupt; weiterhin theilten Geier und Tiger das Gold und die Edelsteine mit einander.

— Nun laßt Eure Kritik los, rief Salvator aus, nachdem Don Juan d'Armillo das Bild einige Augenblicke betrachtet hatte. Ich bin um so neugieriger, sie zu hören, da Ihr von Mängeln in der Mehrzahl sprecht, während die Männer, die ich Euch vorhin genannt habe, an meinem Werke nur einen Fehler auszusetzen fanden, den Baldinucci sehr treffend bezeichnete, indem er sagte: Questa fortuna fù la mala fortuna di Salvatore! (Diese Glücksgöttin war für Salvator eine Unglücksgöttin.)

— Baldinucci hat Euch da ein wahres Freundeswort gesagt! antwortete Don Juan.

— Nun ja! entgegnete Salvator lachend. Die Wahl dieses Stoffes war ein Fehler, den ich durch tausend Unannehmlichkeiten seitdem genügend gebüßt, da in Rom der Eine im Auge dieses Schweines, der Andere in den Zügen dieses Esels, ein Dritter in dem Gesichte dieses Bocks sich zu erkennen glaubte. Aber sagt mir nun die andern Fehler.

— Erlaubt mir alsdann, Euch die ganze Wahrheit zu sagen. Nur muß ich fürchten, daß sie vielleicht Euer Mißfallen erregt. . .

— Aus Eurem Munde sicherlich nicht. Sprecht ohne Furcht, erwiederte Salvator mit einem immer verletzenderen Gelächter.

— Nun, wenn Ihr es denn durchaus wollt, sagte der junge Spanier und sah dem Neapolitaner fest in's Auge, so muß ich Euch sagen, daß die Wahl eines solchen Stoffes eben so gemein, als die Ausführung desselben in Eurem Gemälde platt ist. Den Großen Grobheiten sagen, wenn man es ungestraft und ohne Gefahr thun kann, das ist eine Handlung, die nicht einen zartfühlenden Künstler anzeigt, sondern nur einen rohen, ungeschlachten, schlecht erzogenen und neidischen Menschen aus der gemeinsten Hefe des Volkes.

Im Augenblick, als Don Juan diese Worte aussprach, stieß Salvator einen lauten Schrei des Zornes aus. Sein ganzer Körper schien zu beben; seine Lippen schäumten vor Wuth und er warf auf den Spanier einen Blick, in dem die ganze Gluth eines tödtlichen Hasses funkelte.

— Junger Laffe, sagte er, dankt dem Himmel, daß Ihr Euch unter dem Dache eines Greises befindet, der mir in seiner Wohnung eine gastliche Aufnahme hat zu Theil werden lassen. Aber vergeßt nimmer, daß an allen andern Orten Ihr an mir einen Mann treffen werdet, der Euch mit allen Kräften eines starken Herzens haßt.

Und rasch, wie von Sturmesfittigen davon getragen, verließ er das Atelier.

— Dämonio! rief Ribera, fast außer sich vor Schrecken über diese Scene, seid Ihr denn vom Teufel besessen, Don Juan? Oder woran habt Ihr gedacht, indem Ihr solche grobe, persönliche Beleidigungen dem stolzesten und empfindlichsten Manne Italiens in's Gesicht warft, einem Künstler, der gewohnt ist, die Prinzen Roms und die höchsten Würdenträger der Kirche wie seines Gleichen zu behandeln? Sagt mir nur, ich bitte Euch, welcher Teufel Euch geritten hat? Weiß Gott, selbst wenn ich derselben Meinung wäre, wie Ihr, hätte ich mir nicht herausgenommen, sie so zu sagen; und ich pflege mir sonst viel gegen Salvator zu erlauben.

— Ja, Signor, Ihr habt sehr unvorsichtig gehandelt, sagte Rosa, die sichtbar sehr unruhig und besorgt war. Salvator ist der reizbarste Mensch, den ich kenne, und er wird Euch Euren Freimuth nie verzeihen. Er gehört zu den Charakteren, die um eines Wortes willen ewig zu grollen im Stande sind.

— Ach was, rief Don Juan, ich habe keine Furcht vor ihm. Freilich mag ihm eine Sprache, wie ich sie geführt habe, seltsam vorkommen; aber er wollte ja mein Urtheil; was kann ich dafür, wenn ihm die Wahrheit nicht angenehm war?

— Nun selbst wenn Euer Urtheil das richtige sein sollte, so war es immer eine Thorheit, es so unumwunden auszusprechen. Zwar macht Euch der Freimuth, mit dem Ihr Eure Gedanken offen herausgesagt habt, alle Ehre und ich habe es in meiner Jugend oft selbst ganz so gethan. Wem dann meine Worte nicht gefielen, der konnte mit dem Schwerte eine andere Erklärung fordern. Aber, alle Wetter, welch schlechten Rath gebe ich Euch da! Nein, nein, das taugt nicht; ich muß sehen, daß ich zwischen Euch und Salvator Frieden stifte und wenn Ihr uns morgen wieder beehren wollt, so hoffe ich Euch Beide auszusöhnen.

Ribera hielt Wort. Den nächsten Tag, als Juan d'Armillo ihn wieder besuchte, that der Greis alles Mögliche, um ihn mit dem zornigen Salvator wieder auf guten Fuß zu setzen. Bei dem jungen Spanier kostete ihm das keine große Mühe; bei dem schwergekränkten Maler aber hatten seine Bestrebungen anfangs einen schlechteren Erfolg; doch gab auch dieser endlich, wenigstens scheinbar, nach.

Man begreift leicht, daß nach einem Auftritt, wie wir ihn oben geschildert, ein näheres Verhältniß zwischen dem jungen Spanier und dem rachedürstigen Neapolitaner unmöglich war. Jedoch herrschte zwischen beiden eine gewisse kalte, aber doch in den Grenzen der Höflichkeit bleibende, gegenseitige Duldung, und beide suchten diesen Zustand einer bewaffneten Neutralität aufrecht zu erhalten. Don Juan that es, weil ihn Rosa Maria unaufhörlich darum bat, so wie auch Ribera, der in beiden nur die tüchtigen Künstler sah. Bei Salvator Rosa waren es Gründe persönlicher Sicherheit. Sein satyrisches Gemälde der Glücksgöttin hatte ihm nämlich in Rom eine Masse Feindschaften und böse Händel zugezogen und ihn gezwungen, gewissermaßen nach Neapel in's Exil zu gehen. Dort aber lebte die Erinnerung seiner Theilnahme an dem gerechten Volks-

aufstande unter Masaniello noch allzu frisch in den Gemüthern, als daß er sich der ganzen natürlichen Heftigkeit seines Rachegefühls gegen einen Spanier und noch dazu gegen einen Beamten des Vicekönigs hätte hingeben dürfen.

Wenn Don Juan in Ribera's Atelier kam, um dort eine Stunde zu malen (was er fast jeden Tag zu thun pflegte), wechselte er mit Salvator Rosa gewöhnlich nur eine kalte Grußesformel beim Kommen und Gehen; die übrige Zeit hindurch blieben beide stumm ein jeder vor seiner Staffelei. Aber ein um so traulicheres Verhältniß hatte sich bald zwischen Don Juan und Ribera's Tochter angeknüpft. Diese befand sich gewöhnlich, wenn der Spanier in die Werkstätte ihres Vaters kam, an ihrem Platze nahe beim Fenster, mit irgend einer Stickerei beschäftigt, und plauderte während seiner ganzen Anwesenheit mit ihm, zum großen Mißvergnügen Salvator's. Wenn dann gegen Sonnenuntergang Ribera und Salvator sich entfernten, um ihren gewöhnlichen Spaziergang zu machen, so begleitete Rosa Maria Don Juan bis an die kleine Gartenthüre und da hatten beide einander immer so viel Dinge zu sagen, daß eine Stunde verfloß, ehe sie es nur gewahr wurden und daß sie oft die Schritte des rückkehrenden Vaters vernahmen, ehe sie ihr Gespräch beendet hatten. Leicht, wie eine Gazelle, hüpfte dann das junge Mädchen in's Haus, während der junge Mann sich verstohlen, wie ein Dieb, der überrascht zu werden fürchtet, durch die kleine Gartenthür hinausschlich. Oft auch fanden ihre Unterhaltungen unter den duftigen Lauben Statt, die zu beiden Seiten des Pavillons blühten; es geschah dies dann, wenn einer von Ribera's Schülern länger als gewöhnlich arbeitete und das junge Paar in seinem süßen Geplauder gestört zu werden fürchtete. Aus diesem vertrauten Umgange, der alle Tage engere Bande um die beiden jungen Leute knüpfte, mußte nothwendig und unfehlbar bald Liebe werden. Ob sie es wurde? Noch können wir es nicht behaupten. Maria Rosa's Unerfahrenheit und ihr träumerischer Charakter sprechen freilich stark dafür. Aber Don Juan's rührigerer und strengerer Geist flößt uns Zweifel ein. Doch müssen wir auch wieder bedenken, daß Ribera's Tochter das allerliebenswürdigste, anmuthigste und schönste Geschöpf war, das man in der ganzen Stadt Neapel finden konnte. Auch hatte der junge Spanier viel zu scharfblickende

Augen, als daß er nicht lange schon in Rosa's Blicken hätte lesen sollen, was in den Tiefen ihres Herzens vorging und was ihre Augen nur zu getreu abspiegelten.

So verflossen mehrere Monate. So oft Don Juan über die Schwelle der kleinen Gartenthüre trat, konnte er sicher sein, Rosa's schöne schwarze Augen hinter den Scheiben eines der Fenster des Wohnhauses glänzen und sie nach der Thüre hinblicken zu sehen, als ob sie ihn erwartet hätte. Dann aber sah er sie auch stets erröthen, so daß ihre Wangen dunkler glühten, als die Blumenkönigin, deren Namen sie trug.

Es war an einem Nachmittage im Anfange des Sommers. Rosa hatte lange Zeit ihre schönen Augen unablässig auf die kleine Gartenthüre hin gerichtet gehalten, aber Minute verfloß nach Minute, eine Viertelstunde folgte der andern, und sie wartete immer noch. Ihr Vater hatte schon Hut und Stock genommen und war allein ausgegangen, um seinen allabendlichen Spaziergang zu machen. Salvator Rosa, der an diesem Tage noch üblerer Laune als gewöhnlich war, hatte ihn nicht begleiten wollen, weil er, wie er sagte, noch vor Nacht ein Gemälde vollenden wolle, dem blos noch die letzten Pinselstriche und Nachfärbungen fehlten. Endlich, — Ribera mochte etwa einige Minuten aus dem Hause und Garten heraus sein, — sah Rosa die kleine Thüre sich öffnen und Don Juan eintreten.

— Da ist er doch endlich! rief sie in der ersten verrätherischen Aufwallung ihres Freudentaumels, ohne auf Salvator Rosa Rücksicht zu nehmen. Ihr Gesicht strahlte und erglühte vor Glück, und rasch wie ein Blitz verließ sie ihren Platz am Fenster, trat aus dem Hause heraus, schlüpfte in den Garten und befand sich bald in der schon halbdunkeln Allee, durch welche Don Juan gewöhnlich zu kommen pflegte.

— Es ist recht grausam von Euch, daß Ihr mich heut so lange habt warten lassen! sagte Rosa, indem sie dem jungen Mann die Hand reichte, und ihn nach einer der Seitenlauben des Pavillons hinführte.

Als sie dort unter einem Dache frischen, duftenden Grüns, überall umrankt von einem Netz goldigblühenden Geißklees, Platz genommen hatten, sagte Rosa:

— Aber was ist Euch heute, theurer Freund? Eure Stirn ist wie von einem düstern Gewölk beschattet.

— Es fehlte wenig, und ich konnte heute gar nicht kommen, theuerste Rosa, antwortete Don Juan; auch komme ich nur, um auf einige Tage Abschied zu nehmen.

— Santa Madonna! rief das junge Mädchen erbleichend und ihre beiden kleinen Hände faltend; weshalb denn abreisen?

— Der Vicekönig begibt sich auf's Land, nach Terra di Lavoro, und ich muß ihn dahin begleiten, versetzte Don Juan.

— Und werdet Ihr lange ausbleiben? frug Ribera's Tochter, deren Wangen immer bleicher wurden.

— Eine Woche, vielleicht auch länger, erwiederte der junge Mann mit einer Stimme, an deren schwankenden Tönen man eine starke Seelenbewegung zu erkennen vermochte. Und dann, meine theure Rosa, befürchte ich, daß wir, selbst wenn ich zurückgekehrt sein werde, einander nur sehr selten werden sehen können.

— Gott im Himmel, warum denn? Weshalb diese plötzliche Veränderung, theurer Freund? rief Rosa, während ihre Augen sich mit Thränen anfüllten.

— Warum? Weil jeden Tag meine Beschäftigungen umfangreicher werden, und mir kaum noch ein freier Augenblick bleibt, versetzte Don Juan. Und dann, theure Rosa, ist es nicht auch im Grunde besser für uns beide, wenn wir einander weniger oft sehen?

Es war dem jungen Mädchen, da sie diese Worte vernahm, als würde ihr plötzlich das Herz aus dem Busen gerissen. Sie sah einen Augenblick lang dem Secretair fest in's Auge, und ließ dann den Thränen, die plötzlich in reichem Erguß ihre Wangen überschwemmten, freien Lauf, indem sie mit einer vor Schluchzen kaum vernehmbaren Stimme sagte:

— Ach! Nun sehe ich, daß Ihr mich nicht liebt.

Juan ergriff eine von Rosa Maria's Händen und drückte dieselbe an sein Herz.

— Du glaubst selbst an den Vorwurf nicht, den Du mir so eben gemacht, sagte er mit tief bewegter Stimme; denn Du weißt,

wie sehr ich Dich liebe. Seit jenem Abende, da wir das Geheimniß unsrer Seelen einander nicht länger zu bergen vermochten, und offen und redlich einander gestanden, was in den Tiefen unsrer Herzen lebt; seit jenem seligen Abend, Rosa, wardst Du der Mittelpunkt all meines Denkens und Handelns. Aber, — verzeihe mir, was ich jetzt sagen muß, Rosa, — unsre Liebe brachte Verwirrung in die Pflichten, die ich zu erfüllen habe. Deine Seele ist zu kindlich rein, Du selbst zu jung und unerfahren im Leben, als daß Du wissen könntest, wie Vieles der Mann in seiner Brust ersticken muß, was das Weib, dem die Liebe Alles ist, in ihrem Herzen zur vollen Blüthe aufkeimen lassen kann. Ich habe viel und ernstlich über unsre Lage nachgedacht; ich habe lange mit mir selbst gerungen; aber ich habe nach reiflichem, schmerzreichem Erwägen gefunden, daß Du unmöglich meine Gattin werden kannst.

— Wozu mir das wiederholen, was ich schon lange weiß? frug das junge Mädchen in der höchsten Aufregung. Wir sind beide arm, und die Einkünfte Eures Amtes erlauben Euch noch nicht, Euch zu vermählen. Das weiß ich Alles; wozu also es mir von Neuem erzählen? Aber wozu sollen wir auch mehr wünschen, als das, was wir haben, und was uns Niemand rauben kann? Lieben wir einander nicht? Was brauchen wir dann noch? Geh', Juan! geh', Du hast mich betrogen; Du liebst mich nicht!

— Rosa, Du bist ungerecht gegen mich; ich liebe Dich mehr als Alles auf dieser Welt, mehr als mein eigenes Leben; ich schwöre es Dir bei Allem, was heilig ist im Himmel und auf Erden! rief der junge Mann mit allem Feuer einer gewaltigen Leidenschaft aus. Aber . . . dennoch hast Du Recht, ich habe Dich betrogen.

— Ha, Du gestehst es also? Du liebst eine Andere als mich, sagte Rosa und ließ ihr Haupt, wie aller Lebenskraft beraubt, in ihre beiden Hände sinken.

— Nein, Rosa! das ist es nicht; Du bist im Irrthum. Ich liebe nur Dich; die Täuschung, deren ich mich Dir gegenüber anklagen muß, ist anderer Art, und je länger ich darüber nachdenke, desto tiefer fühle ich die Nothwendigkeit, um unsrer beiden Seelenruhe willen dem ein Ende zu machen. Ich muß Dir ein Geständniß ablegen. Nicht die Armuth, nicht der untergeordnete Posten, den ich bekleide, sind es, die einen unüberschreitbaren Abgrund zwischen

uns gegraben haben; es ist vielmehr die eigenthümliche Art und Weise der Stellung, die ich in der Welt einnehme. Ich bin der Sclave eines unabänderlichen Geschickes, und selbst, wenn ich mich von Allem lossagen wollte, um mein Leben zu Deinen Füßen niederzulegen, so könnte ich es nicht; denn mein Wille selbst ist nicht frei, ist nicht mein Eigenthum. . . .

— Und das ist Alles? unterbrach ihn die Tochter des Malers, und ihre großen Augen leuchteten durch den Thränenschleier hindurch. Das kann eine Hemmung für unsre Verbindung, für eine Ehe sein; aber kann uns das auch hindern, einander zu lieben?

Dann plötzlich, als hätte ein Gedanke blitzartig ihre Seele durchzuckt, richtete sie ihre Augen, deren Glanz fast etwas Unheimliches hatte, auf den jungen Mann, und frug ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdruck qualvoller Seelenangst:

— Bist Du etwa verheirathet?

— Nein, darüber kannst Du ruhig sein, ich bin nicht verheirathet, erwiederte Don Juan schmerzlich lächelnd.

— Nun, welches Hinderniß steht dann noch unserer Liebe im Wege?

— Unsrer Liebe? Keins; aber unsrer Verbindung Alles, versetzte Juan d'Armillo mit einer Stimme voll tiefer Traurigkeit.

— So wollen wir also einander lieben, mein Juan; was brauchen wir mehr, um glücklich zu sein?

— Du hast Recht, meine Rosa! Aber ich würde mich eines Verraths gegen Deinen Vater, gegen Dich, gegen meine Ehre für schuldig erachten, wenn ich Dir nicht das Geheimniß sagte, von dem ich hoffte, Du würdest es errathen. Wisse also, daß Juan d'Armillo nicht mein wirklicher Name ist; daß . . .

— Heilige Jungfrau, steh' uns bei! rief in diesem Augenblick das junge Mädchen aus, deren Körper von einem seltsamen Zittern ergriffen worden, und die mit aufmerksamen Ohren nach allen Seiten hin lauschte. Hast Du Nichts gehört? Es kam mir vor, als hörte ich Schritte hinter den Bäumen.

— Es ist Nichts, sagte Don Juan, nachdem Beide einige Augenblicke lang im tiefsten Stillschweigen gehorcht hatten. Du hast wahrscheinlich das ferne Geräusch des Wellenschlages im Hafen gehört, oder es ist der Wind, der in den Zweigen pfeift.

Digitized by Google

Nach einer kleinen Pause sprach er weiter:

— Höre, Rosa, und urtheile selbst, ob ich Dich fortan noch oft sehen kann, und unter welcher Verkleidung dies geschehen möge. In diesem Costume hier mich noch länger zu zeigen, ist mir nicht möglich. Ich konnte es bisher während der Zeit der Unruhen, wo ich mich, um zu beobachten, unter's Volk mischen wollte; damals war meine Umgebung davon unterrichtet. Aber seitdem haben sich die Verhältnisse geändert, und meine Diener erstaunen, wenn sie mich in diesen Kleidungsstücken ausgehen sehen. Es gibt Spione im Palast, und ich weiß es, daß man mich beobachtet. Ich kann jetzt nicht mehr als Secretair des Prinzen in das Atelier Deines Vaters kommen; komme ich aber mit meinem wirklichen Namen, so ist jeder vertraute Umgang zwischen uns abgebrochen. Dein Vater könnte sich alsdann nicht mehr entfernen; auch ihn würde dann die Rücksicht für meinen Rang fesseln, der für mich eine schmerzensschwere Kette geworden ist.

— Und warum sollten wir uns denn nicht im Geheimen sehen können, Abends um diese Stunde, hier in der Laube, oder im Pavillon hier nebenan? frug das junge Mädchen mit Lebhaftigkeit.

— Das wäre vielleicht das einzige Mittel, das uns bliebe. Jedoch auch so wird es mir nur selten gelingen, mich den Späheraugen, die mich umgeben, zu entziehen, und darum werden wir einander fortan minder oft sehen können, als es bisher geschehen ist.

— Komm minder oft, Juan! aber versprich mir, daß Du kommen wirst; denn es wäre mein Tod, wenn ich aufhören müßte, Dich zu sehen, rief Rosa mit einem Ton der Stimme, der dem jungen Mann bis tief in's Herz drang. Alle Abende um diese Stunde wirst Du die kleine Gartenthüre offen finden. Und ich werde Dich jeden Abend hier erwarten, den Fall ausgenommen, daß mein Vater zu Haus wäre. Aber sage mir, frug sie lebhaft, wann mußt Du abreisen?

— Uebermorgen.

— Also haben wir noch einen ganzen Tag für uns, sagte Rosa freudig. Denn nicht wahr, morgen werde ich Dich hier noch einmal sehen, ehe Du nach Terra di Lavoro gehst?

— Es wird kaum möglich sein, sagte Juan mit sichtbarer Verlegenheit.

— Doch, doch! Du mußt kommen, versetzte Rosa. Siehst Du, mein theurer Juan, während Deiner Abwesenheit werde ich Nichts thun, als an Dich denken und Dein Bild wird unaufhörlich meinen Augen vorschweben. — Aber Du begreifst wohl auch, welch trauriger Gedanke es für mich sein müßte, zu wissen, daß dieses Bild, das ich in meinem Herzen trage, nicht wirklich das Deinige ist. Darum komm morgen vor Deiner Abreise in der Tracht Deines wirklichen Standes, da Du nun einmal mehr bist, als Du zu sein scheinst. Komm und zeige Dich mir in Deinem wahren Selbst. Laß mich Dich mit meinen Augen betrachten, damit ich während Deiner langen Abwesenheit in meinem Gedächtnisse ein getreues, echtes Bild von Dir behalten kann.

— Kleine thörichte Schwärmerin, sagte Don Juan, indem er eine der beiden Hände des jungen Mädchens ergriff und sie an seine Lippen drückte. Welchen Unterschied kann eine Aeußerlichkeit, ein Kleidungsstück zwischen diesem meinen Ich, das Du hier siehst, und dem Ich, das Du kennen lernen willst, denn hervorbringen? Du weißt jedoch noch nicht einmal, wer ich bin; Du hast ja noch nicht einmal gefragt, welches mein eigentlicher Name sei?

— Deinen Namen? Ich will ihn nicht wissen; will ihn wenigstens nicht eher wissen, als bis der Stand und der Name Juan d'Armillo's aus meinem Gedächtnisse verwischt sind, antwortete Rosa mit sichtbarer Beängstigung. Denn, wenn ich erführe, daß Du ein großer Herr am Hofe des Vicekönigs bist, ein Kammerherr vielleicht, so würde ich nicht mehr wagen, von meiner Liebe mit Dir zu sprechen. . . . Aber, höre nur; Gott im Himmel, die große Gartenthür wird geöffnet; mein Vater kehrt zurück!

— Nun, so will ich ihm von der andern Seite entgegen gehen, Abschied von ihm nehmen und ihm sagen, daß ich auf längere Zeit verreise.

— Aber Du kommst doch morgen hierher; nicht wahr? Morgen Abend um die nämliche Stunde? frug Rosa mit einer fast flehenden Stimme.

— Ja, ich werde kommen. Wie könnte ich einem Wunsche widerstehen, den mein Herz selbst so feurig hegt?

Bei diesen Worten sank Rosa in Juan's Arme, der sie in leidenschaftlicher Aufregung an seine Brust drückte, sich dann gewaltsam losriß und in raschen Schritten entfernte, um auf einem den Garten quer durchschneidenden Wege Ribera entgegen zu gehen.

Am Abend des folgenden Tages befanden sich der alte Ribera und Salvator in einem Zimmer im oberen Geschoß des Wohnhauses. Sie hatten, als sie eintraten, sich erst sorgfältig überzeugt, daß die Thüre des Vorzimmers fest hinter ihnen verschlossen sei und hatten dann eine lange, in leisem geheimem Flüsterton geführte Unterhaltung mit einander gehabt, deren Schluß folgender Ausruf des Greises war:

— Nein, das ist nicht wahr! Das ist vollkommen unmöglich!

— Zweifelt Ihr an meinem Worte, Signor? frug Salvator.

— Freilich zweifle ich daran. Und ich sage Euch, daß dies Alles nur eine Komödie ist, die veranstaltet wurde, um Euch und vielleicht auch, um mich selbst zum Besten zu haben, erwiederte Ribera mit gehobener Stimme.

— Letzteres könnte sehr leicht der Fall werden, wenn Ihr fortfahrt, so laut zu sprechen, als eben jetzt, und wenn Rosa bemerkt hat, daß ich mit Euch hinaufgegangen bin.

— Ich wiederhole Euch, ich habe Menschenkenntniß genug....

— Erlaubt, Signor, daß ich mehr Zutrauen zu meinen guten Ohren, als zu Eurer Menschenkenntniß hege, unterbrach ihn Salvator Rosa achselzuckend.

— Sangue de Dios! Laßt mich ausreden! rief Ribera mit noch stärker tönender Stimme. Ich sage Euch, ich kenne genug von der Welt, um einen bloßen Schreiber von einem Hofmanne, einem Kammerherrn oder sonst Jemandem der Art unterscheiden zu können. Noch einmal sag' ich Euch das. Hab' ich nicht Jahrelang am Hofe des Vicekönigs gelebt und bin ich da nicht oft genug mit Fürsten und Großen umgegangen? Und ich sollte mich nun auf eine so einfältige Weise hintergehen lassen! Und dann, Corpo di Baccho! Der alte Ribera ist am Hofe des Vicekönigs bekannt genug dafür, daß echtes spanisches Hidalgoblut in seinen Adern

fließt und daß er seine gute Mailändische Klinge gut zu führen versteht, als daß auch der Kühnste unter jenen Wichten von Höflingen sich erfrechen sollte, eine Liebesintrigue mit Maria Rosa Ribera, ohne Vorwissen ihres Vaters, anknüpfen zu wollen.

— Signor! Alles, was Ihr mir da sagt, ist für mich nicht hinreichend, um das zu widerlegen, was ich mit meinen eigenen Ohren gehört habe. . . . .

— Ich bekenne alle mögliche Ehrfurcht vor Euren Ohren, Salvator, aber ich bin fest überzeugt, daß die beiden jungen Leute Eure Gegenwart bemerkt hatten und sich nun auch ein Mal einen guten Scherz machen wollten, indem sie dem Signor Formica, der sich so gern über alle Welt lustig macht, etwas aufbanden, rief der Greis mit einer solchen Geläufigkeit, daß Salvator auch nicht ein Wörtchen anbringen konnte. Es ist sicherlich nicht der brave Junge Don Juan d'Armillo, der diesen Unsinn ersonnen hat; ich will vielmehr wetten, daß es eine Erfindung der Schelmin Rosa ist, die sich an Euch für die maliciösen Bemerkungen, mit denen Ihr sie unaufhörlich angreift, hat rächen wollen. Wer nun auch dieses Narrenspiel veranlaßt hat: wenn Ihr wollt, daß man es heute von Neuem auf Eure Unkosten weiter treibe, so versteckt Euch, wie gestern, hinter den Pavillon und wohnt wiederum der Komödie bei, die man Euch vorspielt.

— Gut! erwiederte, als der Greis erschöpft innehielt, Salvator ganz kalt. Mag die Sache ihren Gang haben, wie Ihr es wollt; geht sie doch eigentlich mich wenig an, da Ihr meinen aus Freundschaft für Euch gegebenen Warnungen nicht glauben wollt. Was liegt am Ende mir daran, ob Eure Tochter einen Schreiber oder einen Hofmann zum Geliebten hat? Nun aber diese Angelegenheit abgethan ist, sagt mir nun, ob die zärtlichen Küsse, die sie einander bei der Trennung gegeben, zufällig auch nur ein Scherz waren?

— Küsse? Was sagt Ihr da? rief Ribera aus und sprang von dem Lehnstuhl auf, in dem er bisher ruhig gesessen.

— Ja, Küsse und nicht etwa einen, sondern ein halbes Dutzend wenigstens, erwiederte Salvator mit spöttischem Lächeln, so daß ich glaubte, die Sache würde sobald kein Ende nehmen.

— Hölle und Teufel! Das wird eine andere Sache! sagte

der Greis, dem das Blut in's Gesicht schoß und dessen Blicke sich sofort nach einer guten Mailändischen Klinge richteten, die an der Wand hing.

Er schwieg einen Augenblick; sein Gesicht aber spiegelte einen fürchterlichen Seelenkampf ab. Dann sagte er mit schneidend ruhiger Stimme zu Salvator.

— Hört, Signor! ich habe mich entschlossen, Euch zu begleiten. Wir wollen zusammen spazieren gehen. Ich werde den Hausschlüssel mitnehmen und wir werden durch die kleine Gartenthüre zurückkommen. Finde ich Juan bei Rosa, so werdet Ihr die Güte haben, meiner Tochter in's Gesicht zu sagen, was Ihr gestern gesehen und gehört haben wollt, und die Sache wird sich dann aufklären.

— Sehr gern, wenn Ihr es so haben wollt, versetzte Salvator. Aber was dann?

— Läugnet Rosa, entgegnete Ribera, der sich im Sprechen wieder ereifert hatte, so muß ich Euch für einen Lügner erklären. Denn ich kenne meine Tochter, daß sie die Wahrheit nie abläugnen wird. Gesteht sie aber das, was Ihr mir erzählt habt, als wahr ein, so werde ich den Signor Schreiber fragen, ob er darein willigt, morgen vor den Altar zu treten, oder mit der Spitze meines Degens Bekanntschaft zu machen; denn unmöglich ist dieser Juan ein Höfling. Ich hätte einen Hofmann, ich möchte sagen, instinctartig beim ersten Male, da ich ihn sah, herausgewittert und erkannt. Und dann weiß ich, daß der Vicekönig an seinem ganzen Hofe keine menschliche Seele hat, die im Stande wäre, auch nur einen Kohlkopf zu malen. Und der Juan versteht den Pinsel zu führen, das läßt sich nun einmal nicht läugnen.

— Ich wäre sicher eben so wenig, als Ihr darauf eingehen wollt, auf den Gedanken gekommen, es stecke hinter diesem Bürschchen eine Person von hohem Rang, und ich würde es noch nicht glauben, hätte ich es nicht aus seinem eigenen Munde gehört. Doch laßt uns gehen, die Sonne neigt sich schon zum Untergang und der Augenblick naht, in dem dieser Juan zu kommen versprochen hat.

Hiermit endete das Gespräch. Ribera und Salvator stiegen die Treppe hinab.

— Wie? rief Rosa, als sie ihnen begegnete, mit ziemlich

unruhiger Miene, Ihr habt Euch noch nicht auf Euern Spaziergang begeben? Ich dachte, Ihr seid schon längst fort, denn der Abend ist wunderbar schön.

Der Greis erklärte diese ungewöhnliche Verzögerung damit, daß er Salvator einen Brief mitzutheilen gehabt, der ihm heute aus Rom zugekommen sei und worin man ein großes Gemälde ihm anzufertigen auftrage. Darauf ging er in Begleitung seines Freundes zum Hause hinaus.

Ribera und Salvator, anstatt auch diesen Abend wie gewöhnlich ihren Spaziergang bis auf die Chiaja auszudehnen, beschränkten sich darauf, in einem großen Umweg vom Hause aus nach der kleinen Gartenthüre zu gehen. Als sie hinkamen, war die Sonne schon fast völlig verschwunden und die Gesänge der vom Meere heimkehrenden Fischer tönten fröhlich dem Gestade entlang. Jedoch war es in dem Augenblick, wo beide die kleine Gartenthüre erreichten und diese halb offen fanden, noch ziemlich hell. Sie traten ein. Als sie still und schweigsam in die große Allee und von da zu den beiden Lauben geschlüpft waren und letztere leer fanden, da sagte Ribera zu seinem Freunde:

— Kein Zweifel mehr, Salvator, sie haben uns zum Besten halten wollen und wir sind auch in der That beide angeführt.

Salvator aber ergriff statt aller Antwort den Greis beim Arme und zeigte ihm mit dem Finger die Thüre des Pavillons. Spagnoletto trat näher, lauschte einen Augenblick lang mit gespannten Ohren und hörte in der That eine Frauenstimme und im folgenden Momente eine männliche. Er konnte keinen Zweifel daran hegen, daß es Rosa und Don Juan d'Armillo seien.

Wie wenn er vom Hauche eines wüthenden Sturmes vorwärts getrieben wäre, so rasch stürzte Ribera nach der Thüre zu, öffnete sie und trat mit seinem Gefährten ein. Im Augenblicke, da sie die Schwelle überschritten, wurden sie von einem Schrei des Entsetzens empfangen, der aus Rosa's Munde kam.

— Was ist das hier? rief der Greis, als er seiner Tochter ansichtig geworden, die mit dem Haupte auf Don Juan's Schulter

gelehnt stand, einen Arm um den Hals des jungen Mannes geschlungen hatte und sich nun starr vor Schrecken aufrichtete.

Sie machte sich rasch von ihrem Geliebten los, sobald sie ihren Vater gewahr ward, mußte sich aber einen Augenblick darauf wieder an ihn lehnen, da ihr vor den fürchterlichen, zornigen Blicken ihres Vaters und Richters fast die Kräfte entschwanden.

Auch Don Juan hatte sich von seinem Sitze erhoben, schien aber weit weniger in Verlegenheit zu sein, als das junge Mädchen. Sein Costume war himmelweit verschieden von demjenigen, in dem er sich bisher gezeigt hatte. Er trug ein schwarzes Sammtkleid, das nach spanischer Mode zugeschnitten war. Auf seiner linken Schulter hing ein kleiner Mantel von demselben Stoffe, aber reich mit Silber gestickt. Die Krause, die er um den Hals hatte, war aus den kostbarsten Brabanter Spitzen angefertigt. Auf seiner Brust glänzte eine reiche, um seinen Hals geschlungene, goldne Ordenskette. Ein Hut mit einer prachtvollen, rothen Feder endlich und ein prächtiger Degen mit silbernem, künstlich gearbeitetem Griff vervollständigten diesen Anzug.

Ribera, dem der Anblick dieses, trotz aller Versicherungen Salvator's, ihm immer noch unerwartet gewesenen Schauspiels nicht erlaubt hatte, den ungewöhnlichen Reichthum in der äußeren Erscheinung des jungen Mannes wahrzunehmen, wollte sprechen; aber der Zorn erstickte ihn so sehr, daß er nicht im Stande war, ein Wort hervorzubringen. Salvator, dessen Gesichtszüge scheinbar Gleichgiltigkeit ausdrückten, der aber im Innern seiner Seele eine große Freude empfand, beobachtete ihn eine Zeitlang scharf und sagte alsdann:

— Nun, Signor, wer von uns Beiden ist zum Narren gehalten worden?

— Ich! erwiederte Ribera; ich! Aber es soll nicht ungestraft bleiben!

Bei diesen Worten schlugen die Zähne in seinem Munde an einander vor Wuth, während er in einer Bewegung des heftigsten Ingrimms mit dem Fuß auf den Erdboden stieß, daß der Pavillon zitterte. Darauf faßte er rasch mit der rechten Hand nach seinem Schwertgriffe; Don Juan aber fiel ihm in den Arm und sagte mit einer ernsten, aber ruhigen Stimme:

— Signor, Ihr habt vollkommen Ursache, schwer auf mich zu zürnen, weil ich mich unter einem falschen Namen in Euer Haus eingeführt, und weil ich mit Eurer Tochter eine Verbindung angeknüpft habe, die, ich schwöre es Euch bei meiner Ehre, und werde später Gelegenheit haben, es Euch zu beweisen, nur in dem Einen tadelnswerth ist, daß sie ohne Euer Vorwissen stattgefunden. Seid jedoch fest überzeugt, daß in dem Augenblicke, da wir einander das erste Mal trafen, ich nicht deshalb verkleidet war, um Euch zu hintergehen, und daß Eure Tochter nicht der Zweck meines ersten Besuches in Eurem Haúse war. . . .

— Was mich betrifft, fiel ihm Salvator höhnisch in's Wort, so behüte mich Gott in Bezug auf diese Punkte irgend schlimme Gedanken zu haben. Im Gegentheil bin ich fest überzeugt, daß der junge Herr ganz einfach die Absicht gehabt hat, sich nur ein wenig in der Malerkunst zu vervollkommnen, und mich, bei Gelegenheit meines Gemäldes der Glücksgöttin, mit einer großen Predigt über den guten Geschmack zu beglücken.

— Signor Salvator, Ihr habt in dieser Sache durchaus gar Nichts zu thun, entgegnete der junge Mann stolzen Tones. Ich ersuche Euch daher, um Eures eigenen Besten willen, Euch nicht unüberlegt in eine Angelegenheit zu mischen, die Euch nicht im Entferntesten angeht.

— Aber mich, Signor, geht die Sache mich etwa auch nicht an? rief Ribera gereizt. Vor Allem beantwortet mir daher zwei Fragen. Erstens, wer seid Ihr? Und dann, welcher andre Beweggrund hat Euch in mein Haus geführt, wenn es nicht der war, mit meiner Tochter ohne mein Vorwissen eine strafbare Verbindung anzuknüpfen?

— Ich kann nicht umhin, einzugestehen, daß Ihr vollkommen in Eurem Rechte seid, diese Fragen an mich zu stellen, erwiederte Juan d'Armillo. Nur kann ich zur Stunde auf die erste Euch keine Antwort geben. Was die zweite betrifft, so gebe ich Euch nochmals die feste Versicherung, daß ich ursprünglich keine andre Absicht gehabt, als von Zeit zu Zeit einige Stunden der Kunst zu widmen.

— Nun hört Ihr es Meister? sagte Salvator zu Ribera gewandt, indem er in ein lautes höhnisches Lachen ausbrach. Der

junge Herr ist zu Euch nur um gemalter schöner Augen willen gekommen, keineswegs aber den schönen Augen Eurer Tochter zu Lieb.

— Signor, entgegnete der junge Mann in würdevollem Tone, und indem er mit stolzen Blicken Salvator von oben bis unten maß, ich ersuche Euch nochmals, Eure Zunge im Zaume halten zu wollen. Eure Rolle als Spion ist ausgespielt. Ich sage Euch, Ihr habt kein Recht, hier zu sprechen; und nun seid Ihr gewarnt; die Folgen Eurer Handlungsweise fallen jetzt lediglich auf Euch.

— Wie? rief Ribera. Ihr wagt, Jemandem zu drohen? Ihr erfrecht Euch, Jemandem in meinem eigenen Hause Stillschweigen zu gebieten? Glaubt Ihr etwa, mir durch Eure Frechheit und Unverschämtheit zu imponiren und Eurer verdienten Züchtigung zu entgehen? Bei San Jago di Compostella! Ich will Euch zeigen, daß der alte Jose Ribera nicht der Mann ist, um sich von solchen Bürschchen ungestraft hinter's Licht führen zu lassen. Ich rathe Euch daher, Signor, sagt mir augenblicklich, welches ist Euer Name und Stand?

— Ich habe Euch schon gesagt, Signor, daß ich dies nicht zu thun im Stande bin, antwortete der junge Mann mit der größten Kaltblütigkeit. Fraget mich daher nicht weiter danach, wäre es auch nur um der Ruhe Eurer Tochter willen.

Der Greis, dessen Zorn von der unerschütterlichen Gleichmüthigkeit Don Juan d'Armillo's ohnmächtig abprallte, wie schäumende Meereswogen am Felsen sich brechen, wandte sich nun zu seiner Tochter und sagte:

— Rosa, ich fordre Dich auf, mir zu gestehen, wer dieser Mensch ist und wie er heißt?

— Ich weiß es selbst nicht, sagte kaum vernehmbar und schluchzend das junge Mädchen.

— Wie? Auch Du trotzest mir? rief Ribera, immer erzürnter. Ich . . . .

— Quälet Euer Kind nicht unnütz, unterbrach ihn Don Juan; denn sie kennt meinen Namen nicht.

— Nun denn, sagte Spagnoletto, indem er die Hand an's Schwert legte, so werde ich Euch dazu zu zwingen wissen, daß Ihr mir ihn sagt.

Ueberlasset mir das, Meister; fügte Salvator in demselben Augenblick hinzu, indem er rasch sein Schwert aus der Scheide riß und hart an den jungen Mann hinantrat; ich habe so noch eine alte Rechnung mit dem Signor abzumachen.

— Ihr? frug ihn Don Juan, indem er verächtlich die Arme über der Brust kreuzte. Mit einem Menschen, wie Ihr, Signor, lasse ich mich in keinen Kampf ein und ich warne Euch zum letzten Male . . . . .

— Zieht! rief Salvator schäumend vor Wuth, indem er Miene machte, als wollte er seinen Gegner beim Arme fassen.

Juan d'Armillo verlor auch nicht einen Augenblick seine unbeugsame Kaltblütigkeit. Im Augenblick aber, da er fühlte, daß der schwergekränkte Maler in seiner Wuth mit der Hand seinem Arme nahe komme, richtete er sich auf, um dem beschimpfenden Schlage zu entgehen und indem er seinem Feinde einen vernichtenden Blick zuschleuderte, sagte er ihm:

— Ihr wollt meinen Namen wissen? Wohlan, so hört ihn!

Und indem er sich an's Ohr des Malers hinbeugte, flüsterte er demselben ganz leise zwei Worte in's Ohr, die einen so wunderbaren Eindruck auf diesen machten, daß der kühne Neapolitaner erbleichte und sein Schwert zur Erde fallen ließ.

— Und nun, fuhr der junge Mann im ernsten Tone und mit dem vollen Ausdruck einer bewußten Ueberlegenheit fort, nun hoffe ich, Signor Salvator, daß Ihr ein strenges Stillschweigen über Alles, was Ihr wißt und was hier vorgegangen ist, beobachten werdet. Wollt Ihr übrigens noch einen guten Rath von mir annehmen, so begebt Euch heute noch an Bord des Salamander, eines guten segelfertigen Schiffes, das morgen früh nach Palermo abzugehen gedenkt.

Ribera sah mit Erstaunen, wie sein Freund, der kühne, unbeugsame Salvator Rosa, ohne einen Laut zu verlieren, nach einer raschen, verlegenen Verbeugung und mit einer Miene, auf der sich der Ausdruck der verschiedenartigsten Empfindungen mit einander mischte, und wie seiner selbst kaum mächtig, den Pavillon verließ. Je unbegreiflicher ihm diese plötzliche Veränderung scheinen mußte, desto mehr erzürnte sie ihn gegen denjenigen, den er als den Urheber dieser Aufgeregtheit seines Freundes ansah. Sein Blut wallte im-

mer zorniger und mit scharfem, höhnischem Tone sagte er zu dem jungen Manne:

— Eure amtliche Stellung mag Euch vielleicht Mittel in die Hände gespielt haben, um Euch das Stillschweigen und die Entfernung eines lästigen Zeugen in der Person Salvator Rosa's zu verschaffen, der, so hohe Achtung er auch als Künstler sich errungen, vielleicht als Mensch seine schwachen Seiten haben mag, die Ihr geschickt genug benutzt habt. Aber ich will nun sehen, ob Ihr auch dieselben Mittel gegen einen Mann werdet anwenden können, der Euch vertrauensvoll in seinem Hause aufgenommen hat, und ob irgend etwas im Stande ist, Euch der Rache eines beleidigten Vaters, eines spanischen Edelmanns zu entziehen, dessen Tochter Ihr unwürdiger Weise zu verführen gesucht. Darum, Caballero, fordere ich Euch zum ehrlichen Zweikampf und ersuche Euch, mir Ort und Stunde zu bezeichnen, wo wir mit dem Schwerte in der Hand diese Angelegenheit schlichten können, oder vielmehr, wo ich meine Schmach in Eurem Blute reinwaschen mag. . . .

— Um der heiligen Mutter Gottes willen! Was wollt Ihr thun? unterbrach Rosa in diesem Augenblick ihren Vater, indem sie seine Hand ergriff. Wenn Einer von uns beiden schuldig ist, so bin ich es. Denn ich habe Don Juan Gelegenheit gegeben, mir näher zu treten; ich habe ihm zuerst meine Liebe eingestanden. Er ist an Allem, dessen Ihr ihn anklagt, unschuldig.

— Unschuldig? rief Ribera. Ist er auch daran unschuldig, daß er sich unter einer Verkleidung in mein Haus eingeschlichen? Das kann nur in schlechter Absicht geschehen sein und dafür bedarf es einer glänzenden Genugthuung.

— Ich kann mich mit Euch nicht schlagen, Signor Ribera, erwiederte der junge Mann mit unerschütterlicher Ruhe. Alle Rücksichten, sowohl die auf Eure Stellung zu mir, als die auf meine Stellung in der Welt machen einen Zweikampf zwischen uns beiden unmöglich, selbst wenn ich dessen, wessen Ihr mich anklagt, schuldig wäre.

Ribera, zitternd vor Wuth, sank mit krampfhaft geballten Händen in einen Sessel, vermochte aber Nichts zu antworten, so daß eine augenblickliche Pause eintrat, die unter den obwaltenden Verhältnissen nicht ohne einen Anstrich von Feierlichkeit war. Der

junge Mann unterbrach nach einigen Minuten das Stillschweigen, indem er sagte:

— Heute kann ich Euch meinen wahren Namen noch nicht sagen; aber binnen Kurzem werdet Ihr ihn erfahren. Alles, was ich Euch in diesem Augenblick versichern kann, ist nur Folgendes: Ich bin in Euer Haus blos in der Absicht gekommen, um mich in Eurer Kunst zu vervollkommnen, da Ihr nicht zu mir gekommen sein würdet; darum mußte ich mich verkleiden und meinen Rang verheimlichen, weil Ihr sonst mir das nicht hättet sein können, was ein Lehrer seinem Zögling ist. Was Eure Tochter betrifft, so will ich nicht läugnen, daß ich sie zu lieben begonnen habe, sobald ich sie kennen gelernt. Aber sie würde diese Zuneigung nie erfahren haben, dieselbe wäre vielmehr stets ein in den Tiefen meiner Brust vergrabenes Geheimniß geblieben, hätte ich nicht geglaubt, wahrzunehmen, daß sie meine Gefühle theile. Ich will Euch ferner eingestehen, daß es immer noch Unrecht von mir war, Rosa mit meiner Liebe bekannt zu machen, da ich alle Hindernisse, welche sich der Hoffnung, sie mit dem Namen meiner Gemahlin zu begrüßen, entgegensetzten, wohl kannte. Aber ich kann Euch bei meiner Ehre betheuern, daß ich auch von dem Augenblicke an, da ich Rosa meine Liebe offenbart, alle möglichen Anstrengungen übernommen habe, um die, freilich vielleicht unübersteigbaren Hindernisse, die einer Vermählung zwischen Rosa und mir im Wege stehen, zu beseitigen. Ohne Eurer Tochter die Natur dieser Hemmnisse genauer auseinander zu setzen, habe ich dennoch das Vorhandensein derselben nicht einen Augenblick verheimlicht und ich hoffe, in wenigen Tagen in den Stand gesetzt zu sein, Euch in dieser Beziehung etwas Entscheidendes zu sagen, und ....

— Etwas Entscheidendes! unterbrach ihn Ribera und sprang zorniger als je von seinem Sitze auf. Glaubt Ihr etwa Rosa Maria Ribera eine große Ehre zu erweisen, wenn Ihr sie zu Eurer Gemahlin macht? Vergeßt ja nicht, daß ich ein Valencianischer Edelmann bin und daß der König zwar reicher, aber nicht von besserem Adel ist, als ich! Dämonio! Er wird mir etwas Entscheidendes sagen! Welche Unverschämtheit! Ich glaube, daß wenn irgend Jemand hier etwas zu entscheiden hat, ich doch wohl derjenige bin. Ihr scheint Euch für einen vornehmen Hofmann ausgeben zu wol-

len. Mir aber, Signor, liegt wenig daran, ob Ihr ein Kammerherr des Vicekönigs oder sonst ein Würdenträger und Inhaber irgend einer derartigen, mit Gold erkauflichen Stelle seid. Alles, was ich weiß, ist, daß Ihr ein Wicht seid. Habt Ihr mich verstanden? Bildet Euch ja nicht etwa ein, daß ich die Geschichten glaube, die Ihr uns so eben vorerzählt habt; das sind lauter Windmachereien, mit denen Ihr aber mir nicht imponiren werdet. Es soll Euch nicht gelingen, mich so zum Schweigen zu bringen, wie Ihr den braven Salvator dazu gezwungen habt. Ihr sollt mir vielmehr augenblickliche Genugthuung geben. Der Mond ist so eben aufgegangen und weiter hinten im Garten ist ein ganz hübsches kleines Plätzchen, auf dem zwei Degen Raum genug haben, einander zu kreuzen.

— Ich werde mich nicht mit Euch schlagen, antwortete der junge Mann mit demselben phlegmatischen Gleichmuth, den er bisher bewahrt hatte. Zwar sollte ich den Beleidigungen gegenüber, die Ihr Euch erlaubt habt, alle Schonung vergessen; aber ich bin stets dessen eingedenk, daß Ihr Rosa's Vater und zudem ein weißhaariger Greis und ein berühmter Künstler seid.

— Nun so seid Ihr noch etwas Schlimmeres, als ein elender Wicht, nämlich ein feiger Wicht, sagte Ribera, indem er sein Schwert zog, während alle Adern seiner Stirn purpurroth vor Zorn anschwollen.

— Um Gottes Barmherzigkeit willen, beruhigt Euch, Vater! Die Spitze Eures Schwertes wird die Brust dieses Mannes nicht berühren, ehe Ihr nicht meine eigene durchbohrt! rief Rosa, indem sie sich mit ihren beiden Armen an den Arm ihres Vaters hing.

— Zurück, unsinnige, ehrvergessene, unnatürliche Dirne! rief der Greis, indem er in immer steigender Wuth seine Tochter mit herkulischer Kraft von sich stieß. Und von Neuem wandte er sich an Don Juan und frug ihn:

— Seid Ihr bereit, Signor?

— Jose Ribera, versetzte der junge Mann in gereiztem Tone, bedenkt, daß das Schwert, das Ihr hier in Händen habt, noch roth vom Blute Eures Schwiegervaters ist und daß die Frau, die Ihr geliebt, vor Kummer über die That, die Ihr mit diesem Schwerte verübt, in's Grab gesunken ist. Wollt Ihr mich zwingen, Euer Beispiel nachzuahmen? Wollt Ihr Eure Tochter auch in's Grab stürzen?

Diese hämischen Worte, diese unwürdige Anspielung auf eine unglückliche, durch jahrelange Reue gebüßte That eines wilden Augenblicks traf den Greis wie ein Blitzschlag. Sein Arm, der sich schon zum Schlage gehoben hatte, sank entkräftet nieder und er blieb einen Augenblick wie bewußtlos. Dann warf er auf Don Juan einen Blick unsäglichen Schmerzes und tiefer Verachtung und wies ihm mit dem Finger die Thüre.

Der geheimnißvolle junge Mann, der seine unbesonnenen Worte bereute, verstand diesen Wink und indem er Rosa's Hand ergriff und an sein Herz drückte, sagte er zu ihr mit zitternder Stimme:

— Entweder wirst Du bald von mir hören, oder mich nie mehr wiedersehen.

Mit schwankenden Schritten verließ er den Pavillon. Rosa sank schluchzend auf den Sessel nieder, und mit den verhallenden Schritten des fortgehenden Juan erbleichte die Farbe ihrer Wangen, bis sie zuletzt wie ohnmächtig vom Sessel herabglitt. Ihr Vater empfing sie weinend in seine Arme.

Sieben Tage waren seit diesem Ereignisse verflossen. Ribera und seine Tochter befanden sich in dem Pavillon, welcher der Schauplatz dieser unerklärlichen Scene gewesen. Rosa lag auf einem Ruhebette, das Haupt auf ihre Hand gelehnt. Ihr Vater war so eben eingetreten und nahm auf einem Sessel ihr gegenüber Platz, nachdem er seinen Hut auf einem Stuhl abgelegt und seinen Stock nebst Degen in eine Ecke gestellt hatte.

— Ich wiederhole es Dir, Rosa, sagte er mit seiner gewöhnlichen Lebendigkeit, Dein Juan d'Armillo ist nur ein elender, lügenhafter Wicht. Ich habe mich mit der größten Genauigkeit erkundigt, und ich weiß jetzt auf das Bestimmteste, daß es unter allen großen Herren am Hofe auch nicht einen einzigen gibt, der sich mit der Malerei beschäftigt, oder auch nur das Geringste davon versteht. Dieser Mensch ist nichts als ein Abenteurer, der aus eitel Ruhmredigkeit sich eine Stellung bei Hofe angelogen hat. Aber Geduld!.. Der Vicekönig kehrt morgen nach Neapel zurück. Man spricht in der ganzen Stadt rühmend von dem Geiste der Gerechtigkeit, der

Digitized by Google

diesen Prinzen beleben soll. Nun, ich will mich morgen selbst überzeugen, in wie weit er diese Lobsprüche verdient. Ich werde mir die Mühe nehmen, eine Audienz bei ihm nachzusuchen, in der ich über zwei Punkte mir Gerechtigkeit und Erklärung verschaffen will. Einmal will ich ihm erklären, wie mich dieser heimtückische Schuft Zanorieri fälschlich angeklagt und ungerechter Weise mir die Verbannung vom Hofe zugezogen hat, und dann will ich dem Vicekönig die Geschichte des Don Juan d'Armillo erzählen, damit dieser Abenteurer, der sich erfrecht hat, dem Prinzen die Schmach anzuthun, und sich für einen Beamten seines Hauses auszugeben, auf einige Zeit in das Fort von St. Elmo oder sonst wohin an einen seiner würdigen Aufenthalt geschickt werde.

— Glaubt mir, Vater, sagte Rosa mit einem Tone voll tiefer Trauer, aber auch voll fester Ueberzeugung, wenn es Don Juan je bestimmt sein kann, in's Gefängniß geworfen zu werden, so wird das gewiß nie aus dem Grunde geschehen, weil er irgend Jemanden betrogen. Und dann, wenn er wirklich blos ein unbedeutender Abenteurer wäre, wie hätte es ihm so leicht gelingen können, dem Signor Salvator so gewaltig zu imponiren?

— Wie? Durch betrügerische, nichtswürdige Vorspiegelungen, oder durch noch ärgere Schlechtigkeiten! rief Ribera. Er wußte eben so gut, als Salvator selbst, daß dieser wegen seiner Theilnahme am Volksaufstande unter Masaniello noch nicht amnestirt sei; wer weiß, ob er ihm nicht mit einer Denunciation gedroht und ihn dadurch um seine Sicherheit besorgt gemacht hat? Doch dem sei nun, wie ihm wolle. Der Prinz muß jedenfalls erfahren, welches Benehmen sich dieser Wicht gegen mich und Dich erlaubt hat. Dieser Juan d'Armillo — oder wie der Mensch sonst etwa heißen mag — hat mit Dir von Liebe und Heirath gesprochen, und hat sich dann hinter leere Ausflüchte zurückgezogen. Das zeugt von seinen schlechten Absichten; das ist Beweis genug, daß er nur auf Deine Unerfahrenheit rechnete, um Dich erst in Flammen zu setzen und dann zu verführen. Und eine so schmachvolle Beleidigung kann nur durch eins von drei Dingen wieder gut gemacht werden: eine Heirath, wenn der Mensch Deiner würdig ist; ein Duell, wenn er ein Edelmann ist; oder ein königliches Urtheil. . . . .

Der Greis, der sich durch sein eigenes Sprechen immer mehr

ereifert hatte, und der seine Worte fortwährend durch erhitzte und lebhafte Gesticulationen begleitete, würde unstreitig noch länger in diesem Tone fortgefahren sein, wäre nicht die Thüre des Pavillons halb geöffnet worden. Einer seiner Diener trat ein und kündigte an, Jemand, der sich für einen Maler ausgebe, der aber eher für einen großen Herren zu halten wäre, da er mit einem glänzenden Ordenskreuz geschmückt sei, verlange ihn zu sprechen. Einen Augenblick lang zauderte Ribera, dann antwortete er grollend dem Diener, er solle den Fremden einführen. Als sich der Diener entfernt hatte, fügte er hinzu:

— Daemonio! Ist das etwa wieder ein verkleideter Marquis oder Prinz? Und was kann der hier zu suchen haben? Ich wünschte, der Satan bliese ihm das Lebenslicht aus.

Kaum hatte der Greis diesen so ungastlichen Wunsch ausgesprochen, als die Thür sich von Neuem öffnete, aber diesmal in ihrer ganzen Breite. Ein großer und schöner Mann mit echt spanischen Gesichtszügen, mit einer Haltung voll Adel und einem ausnehmend geistreichen Augenpaar trat in den Pavillon ein. Der Griff und die Scheide seines Schwertes funkelten von Silber; seine Kleidungsstücke und sein Mantel von veilchenfarbenem Sammet waren reich mit Gold gestickt; auf seiner Brust endlich erglänzte, an einer goldenen Kette vom Halse herabhängend, der Orden von San Jago.

Ribera glaubte in dem Eintretenden anfangs einen Granden von Spanien zu sehen, und verneigte sich daher tief vor dem Fremden. Dieser erwiederte seinen Gruß anmuthig, und nachdem er mit ausgezeichneter Höflichkeit auch Ribera's Tochter begrüßt, frug er:

— Habe ich die Ehre, dem berühmten Ribera, mit dem Beinamen Spagnoletto, gegenüber zu sein?

— Berühmt, sagt Ihr? entgegnete der alte Maler, der nicht Selbstbeherrschung genug besaß, um in den wenigen Minuten, die seit der Anmeldung des Fremden verflossen, seine üble Laune abzulegen. Wir leben in einer Zeit, da gar viele Leute sich für weltberühmt halten, während sie eigentlich Niemand kennt, als ihre nächste Umgebung und ihre armen Gläubiger. Was mich betrifft, Signor, so bin ich nur ein armer Greis, der zudem für den Augen-

Digitized by Google

blick am Hofe des Vicekönigs in Ungnade ist. Mein Name ist eigentlich Ribera; Spagnoletto nennen mich nur einige schlechte Witzbolde, einige neidische Italiener, die mich damit zu kränken vermeinen. Und nun, Signor, da ich Eure Frage beantwortet, erlaubt mir, Euch zu fragen, was Eure Gnaden wünschen, und wen ich die Ehre habe, bei mir zu sehen?

Der Fremde schien von diesem sonderbaren Empfang ein wenig überrascht. Bald jedoch erlangte er wieder seine volle Fassung und antwortete mit einem freundschaftlichen Lächeln:

— Ich wollte, um die Wahrheit zu gestehen, mich Euch eigentlich als ein College, als ein Künstler vorstellen; bei der Strenge aber, die Ihr in Euern Urtheilen zu handhaben scheint, fange ich an zu zweifeln, ob Ihr mir wohl diese Eigenschaft möchtet zuerkennen wollen. Ich ersuche Euch daher, Signor, seht einstweilen in mir nur einen Kunstliebhaber . . . .

— Einen Kunstliebhaber! unterbrach ihn Ribera mit einem fast höhnischen Lächeln. Nun, in unseren Tagen gibt es Liebhaber der Künste und noch allerhand anderer Sachen; und man begegnet solchen Schuften unter allen möglichen Costumen, die man sich nur erdenken mag.

Der Fremde öffnete seine großen Augen in ihrem ganzen Umfang, und sein Gesicht drückte den höchsten Grad befremdeten Erstaunens aus. Er wußte durchaus nicht, wie er sich dies beinahe beleidigende Benehmen des Greises erklären solle, und schien einige Augenblicke ganz verwirrt. Endlich sammelte er sich wieder und sprach mit einem Tone voll Würde und Gemessenheit:

— Ihr fragt mich so eben nach meinem Namen und Stand. Ich heiße Silva und bin Palastmarschall des Königs von Spanien.

Ribera heftete seine Augen mit sichtbarem Mißtrauen auf den Fremden. Aber dessen Züge voll inneren, wahren Seelenadels und seine echt vornehme, aristokratische Haltung überzeugten ihn bald von der Wahrheit des Gesagten, und er sah ein, daß er eine Unhöflichkeit begangen und sie wieder gut zu machen habe.

— Signor, Ihr erweist mir eine große Ehre, indem Ihr mich zu besuchen geruht, und ich bitte Eure Gnaden, mir die Bemerkungen, die ich mir so eben erlaubt, wenn sie Euch etwa ver-

legt haben, zu verzeihen. Ihr hattet Euch als Maler ankündigen lassen, und da . . . . .

— Ob ich ein besserer Palastmarschall, oder ein besserer Maler bin, darüber sollt Ihr später entscheiden, Don Jose Ribera, unterbrach ihn der Fremde lächelnd. Ich habe mir eine Mappe voll Skizzen und Zeichnungen herbringen lassen, die ich Eurer Kritik vorzulegen gedenke. Vorher aber wollet mir erlauben, einen Blick auf die Gemälde zu werfen, mit denen die Wände dieses Saales geziert sind, und die, wie ich sehe, alle von Eurer Hand oder von der Eurer Schüler herrühren.

Der Unbekannte betrachtete die Gemälde eins nach dem andern mit gespanntester Aufmerksamkeit, unterbrach aber diese Bilderschau fast jeden Augenblick durch so feine und zartsinnige Bemerkungen und wußte darunter von Zeit zu Zeit mit solcher Geschicklichkeit eine Aeußerung zu mischen, wodurch sich Ribera's Eigenliebe angenehm berührt fühlen mußte, daß der Greis stufenweise aus seiner ursprünglichen übeln Laune in die heiterste Stimmung überging. Jedoch waren es nicht blos die Gemälde des Meisters selbst, die er lobte, sondern mit feiner Menschenkenntniß spendete der Fremde auch den Leistungen, welche Ribera's zahlreiche Schüler in diese Gallerie geliefert, ein reiches, für den Lehrer doppelt schmeichelhaftes Lob.

— Seht, sagte er, indem er bei einer Studie stehen blieb, die einen Frauenkopf darstellte, seht, das ist ein treffliches Stück Arbeit! Ist es nicht von Luca Giordano gemalt?

— Ja wohl; seht hier neben an noch drei andere Leistungen seines Pinsels.

— Signor, rief der Unbekannte, dieser junge Mann ist wahrlich schon ein Meister seiner Kunst. Unter dem frischen Nachwuchs der Maler unserer gegenwärtigen Zeit kenne ich nur einen einzigen, der, wenn er ihn nicht noch übertrifft, ihm wenigstens würdig an die Seite gestellt werden kann. Es ist dies ein junger Künstler in Sevilla, Namens Murillo. Er ist vielleicht nicht so geschickt, wie Euer Luca Giordano, wenn es darauf ankommt, den Styl und die Weise der entgegengesetzten Kunstschulen nachzuahmen; aber dafür besitzt er ein Talent, das ihm allein angehört und worin er schwerlich seines Gleichen finden wird. Immer in seiner eigenen Manier

verbleibend, ist er doch im Stande, in dreierlei ganz verschiedenen Auffassungsweisen zu malen, deren jede ihre besondere Individualität besitzt.

— Euer Murillo ist alsdann wohl eine Art Herenmeister? frug Spagnoletto, indem er seinen Gast mit einigem Mißtrauen beobachtete. Und wer ist denn der große Meister, der dieses Wunder der Kunstwelt auferzogen hat?

— Der große Meister? Ach, du lieber Gott, von Dem wird wohl nicht allzuviel auf die Nachwelt kommen, versetzte der Fremde mit einem bescheidenen Lächeln. Der Ruhm seines Zöglings wird den seinigen jedenfalls weit überstrahlen, und wenn sein Name nicht ganz in Vergessenheit gerathen wird, so wird er es wahrscheinlich nur dem glücklichen Umstande verdanken, daß er Murillo zum Schüler hatte. Denn dieser Lehrer bin ich selbst, Signor.

— Ihr? rief Ribera, und seine Gesichtsmuskeln verzogen sich dabei zu einer solchen Grimace, daß man sah, er halte nur aus Höflichkeit ein lautes Auflachen zurück. Sagtet Ihr mir nicht vorhin, Ihr wäret Palastmarschall des Königs?

— Da sagte ich Euch nur die reine Wahrheit, versetzte der Fremde mit höchst leutseligem Tone. Ist es denn eine so seltsame Erscheinung, die Kunst und hohe Würden in einer Person vereint zu sehen?

— Ja wohl, Signor, eine sehr seltsame und seltene Erscheinung, sagte Ribera mit jener ihm eigenthümlichen Heftigkeit und Schärfe in der Betonung. Man kann immer nur Eines oder das Andere sein, Sclave oder König.

— In den meisten Fällen könntet Ihr wohl Recht haben, sagte der Fremde. Aber, fügte er hinzu, . . .

Zugleich jedoch unterbrach er sich selbst und sagte, da er zufällig einen Blick zum Fenster hinaus geworfen hatte:

— Doch da kommt gerade mein Diener mit der Mappe, von der ich Euch gesagt habe. So kann ich Euch gleich einige darin befindliche Skizzen von Murillo zeigen. Denn Ihr habt, wie ich sehe, das Symbol des heiligen Thomas als Wahlspruch angenommen: Erst sehen und dann glauben.

Der Fremde öffnete die Mappe und zog drei Bilder heraus, von denen eines eine Obsthöferin, das andere ein Jesuskind, das den jungen Johannes Evangelista umarmt, und das

dritte die Erscheinung Jesu bei dem heiligen Bernard darstellte.

— Seht, sagte der spanische Ritter, hier habt Ihr eine Probe von jeder der drei Manieren Murillo's; das erste Bild ist in der Manier gemalt, die er die kalte nennt; das zweite in seiner warmen, und das dritte in seiner ätherischen Art.

Kaum hatte Ribera ein Auge auf die drei Gemälde geworfen, so brach er in einen Ruf lauten, begeisterten Beifalls aus. Lange betrachtete er die Bilder mit glühenden Augen; dann sagte er:

— Ja, Euer Murillo ist ein Teufelskerl! Wie diese Alte gierig und mit verschlingenden Liebesblicken ihre grünen Kupfermünzen durch die Hand gleiten läßt, während sie den Mund noch halb offen hält, den sie sich den Tag über mit Anpreisen ihrer Waare wund geschrieen! Und sieh' mal hier, Rosa! Kann man sich zwei schönere, zwei himmlischere Kinder vorstellen? Wie sie schon durchdrungen sind von jener göttlichen Freundschaft, welche die ganze Ewigkeit hindurch dauern soll! Und hier wieder das Jesuskind! Aber wie verschieden von dem vorigen! Es spielt nicht mehr; nein, in seinen tiefsinnigen Blicken strahlt schon der große Gedanke seines Lebens! Ja dieses Bild übertrifft Alles, was ich bisher gesehen!

— Ihr habt Recht, entgegnete der Fremde. Murillo wird eines Tages unter die größten Maler der Welt gezählt werden...

— Und nun, unterbrach ihn Ribera mit Begeisterung, nun zeigt mir schnell irgend ein Werk von Euch selbst, von Euch, dem Meister dieses großen Mannes.

— Nun, wenn Ihr denn etwas von mir zu sehen wünscht, sagte der Fremde, so beurtheilt dies. Nur bedaure ich, — er hatte bei diesen Worten aus seiner Mappe zwei kleine Gemälde gezogen — daß ich Euch nur zwei Skizzen von Gemälden zeigen kann, die ich im Großen ausgeführt habe. Sie werden Euch vielleicht mißfallen; aber ich wünschte Eure Ansicht über die Anordnung der Gruppen zu hören, mit der ich nicht ganz zufrieden bin. Dieses hier ist ein Gemälde, das meine Freunde Il Cuadro de las Lanzas genannt haben und das die Uebergabe der Stadt Breda vorstellt. Ihr seht, das Motiv des Gemäldes ist überaus einfach. Der holländische Commandant überreicht dem General Spinola die Schlüssel

der Festung. Links befinden sich die Holländer, rechts die Spanier. Diese Anordnung gefällt mir nicht, und ich möchte gern etwas Anderes finden . . .

— Ihr würdet Unrecht thun, wolltet Ihr auch nur das Mindeste darin ändern, unterbrach ihn Ribera mit dem Ausdruck der höchsten Entzückung. Aber Signor, fuhr er fort, indem er sich immer mehr erhitzte, den Teufel auch, wenn ich Euch glaube, daß Ihr Palastmarschall seid! Wenn die Hofherrn so zu malen anfangen, dann ist es um uns gethan und wir können nur geradezu unsre Malergeräthschaften auf die Gasse werfen. Das ist nur eine Skizze; aber welche Wärme, welche Kraft, welches Leben herrscht darin. Sagt mir nur, wie seid Ihr auf die Idee gekommen, diese beiden Gruppen durch einen leeren Raum zu trennen, durch einen langen Streifen Luft und Licht, der in eine tiefe Landschaft flieht? Wißt Ihr wohl, daß dies ein ganz neuer Gedanke ist? Ein Anderer hätte an dem Versuche einer solchen Kühnheit unfehlbar Schiffbruch gelitten. Geht, geht, Signor, Ihr seid kein Palastmarschall; damit habt Ihr mir Etwas aufbinden wollen. Ihr seid ein Künstler und das Einer von denen, vor welchen ich mein Haupt beuge.

— Nun ich will hierüber nicht mehr mit Euch streiten, erwiederte der Fremde mit einem gutmüthigen Lächeln. Betrachtet nun einmal dieses zweite Gemälde; es ist die Copie eines größeren in verjüngtem Maßstabe, und ich will Euch hiemit ersucht haben, es zum Andenken an mich zu behalten. Der König hatte mir aufgetragen, das Portrait der jungen Infantin Magarete zu malen; ich schlug ihm vor, die ganze Scene dieser Sitzung abzubilden. Seht nun. Dies stellt das Innere einer der Palastgallerien in Madrid vor. Hier stehe ich vor der Staffelei, mit der Palette in der Hand. Mir gegenüber, seht, sitzt die Infantin, welche die beiden Hofzwerge vermittelst eines großen Hundes zu zerstreuen suchen, damit sie das Sitzen nicht allzusehr langweile. Zwei Figuren, die hier im Spiegel sich abspiegeln, zeigen an, daß der König und die Königin dieser Sitzung beiwohnten.

— Großer Gott! rief Spagnoletto, und Ihr sagt, daß dies Gemälde mir gehören soll? Wißt Ihr wohl, Signor, welchen Schatz Ihr mir damit gebt? Welch erstaunliches Werk! Alle Gegenstände, die sich hier befinden, man glaubt sie mit der Hand

berühren zu können. Diese Figuren leben und die Luft weht um sie her. Und dann welche Sonne, die sie bescheint! Man möchte die Augen vor dieser Masse Licht niederschlagen, welche durch jene halboffene Thüre eindringt! Dann diese Architektur, diese Räume, diese Perspective! Man könnte fast die Tiefe dieser Gallerie messen. Das Alles ist bewunderungswürdig vollkommen. Es ist mir fast unmöglich zu glauben, daß eine einzige Hand im Stande gewesen sei, ein in allen seinen Theilen so vollkommenes Gemälde hervorzubringen.

— Ihr habt Recht, sagte der Unbekannte mit einem sanften Lächeln; denn es haben in Wahrheit zwei Hände an diesem Gemälde gearbeitet.

— Seht Ihr wohl! sagte Ribera; ich dachte mir's.

— Ja, aber was der Andere daran gemacht, ist nur sehr wenig, erwiederte der Fremde in scherzendem Tone. Als das Gemälde vollendet war und ich den König fragte, ob er glaube, daß nichts mehr fehle, da nahm er mir Palette und Pinsel aus der Hand und malte auf die Brust meines Portraits das große Ordenszeichen des San Jago-Ordens.

— Ach! Ihr seid Velasquez! rief nun plötzlich Spagnoletto, ganz außer sich vor Ueberraschung, indem er sich seinem Landsmann in die Arme warf, der ihn mit Herzlichkeit an seine Brust drückte.

— Velasquez, nahm nach einigen Minuten der greise Ribera wieder das Wort, Ihr seid ein großer Mann. Und ich, der ich mich für einen Maler hielt!

— Italien, Spanien und ganz Europa werden Euch das Zeugniß geben, daß Ihr es seid, versetzte Velasquez, indem er Ribera herzlich und warm die Hand drückte.

— Aber, sagt mir, edler Velasquez, frug Ribera nun diesen, warum habt Ihr mir Euern Namen so lange verheimlicht und weshalb wolltet Ihr mir einreden, Ihr seid nichts als ein bloßer Palastmarschall? Ich war gerade auf die ganze Sippschaft der Hofleute nicht wenig bös und daher . . .

— Ich habe Euch nichts gesagt, was nicht die vollkommenste Wahrheit wäre, mein wackrer Ribera, unterbrach ihn Velasquez. Ich bin durch die Gunst des Königs wirklich zu jener hohen Würde erhoben worden und befinde mich in diesem Augenblick mit einer

besondern Botschaft meines hohen Herrn hier. Da der Vicekönig erst in einigen Stunden in der Stadt eintreffen soll, so habe ich diese Muße benutzt, um so rasch als möglich Eure Bekanntschaft zu machen.

— Ihr seid mit einer Sendung an den Vicekönig beauftragt? frug der Greis, und seine Gesichtszüge zeigten an, daß ein Gedanke plötzlich in seinem Gehirn aufgeschossen sei. Nun dann kennt Ihr wahrscheinlich wohl die Personen seiner Umgebung. Solltet Ihr zufällig auch einen elenden Abenteurer kennen, der mich auf's Schmachvollste beleidigt hat und der sich Don Juan d'Armillo nennt?

— Ja wohl kenne ich diesen Don Juan d'Armillo, versetzte Velasquez mit einem feinen Lächeln und indem er seine Augen wie zufällig auf Ribera's Tochter fallen ließ. Er ist einer meiner Zöglinge, aber Ihr täuscht Euch, wenn Ihr glaubt, daß er ein Abenteurer ist.

— Ihr seht also, lieber Vater, rief sofort das junge Mädchen mit strahlenden Blicken, daß ich Recht habe. Was dieser Herr hier sagt, stimmt ja vollkommen mit dem überein, was Don Juan sagte.

— Das kann unmöglich dieselbe Person sein, rief der Greis, im höchsten Grade aufgebracht.

— Solltet Ihr Ursache haben, Euch über ihn zu beklagen?

— Sicher habe ich mich über diesen nichtsnutzigen Burschen zu beklagen, der meiner Tochter tausend Teufeleien in den Kopf gesetzt, ihr von Heirath vorgeschwatzt hat und mir einreden wollte, er sei Maler, antwortete Spagnoletto. Und als ich dann die Wahrheit entdeckt hatte, da machte er sich davon wie ein Marder, den man in einem Taubenschlag ertappt. Aber Sangue de Dios, er kennt den alten Ribera nicht. Er wird mir diese Schmach mit seinem Blute bezahlen und sollte ich dabei meine alten Glieder noch einmal auf's Spiel setzen. Doch verzeiht, Signor, wenn ich mich von meinem Zorn habe fortreißen lassen und Euch einen Augenblick mit meinen Privatangelegenheiten belästigt habe. Aber eine Bitte möchte ich dennoch an Euch richten, wenn ich wüßte, daß Ihr sie nicht übel nehmet.

— Sprecht frei heraus. Ich werde gern Alles thun, was in meinen Kräften steht, wenn es gilt, Euch einen Dienst zu erweisen.

— Ich wage kaum, diesen von Euch zu verlangen, antwortete der Greis. Aber . . . nun so will ich es Euch denn sagen. Ihr seid ein berühmter Mann und ein vornehmer Herr obendrein: Ihr kennt den Vicekönig; sollte es Euch nicht möglich sein, mir eine Audienz bei ihm zu verschaffen, mir und meiner Tochter?

— Für mich? Gott im Himmel! Woran denkt Ihr denn, lieber Vater? rief Rosa Maria.

— Du wirst Klage führen gegen Don Juan d'Armillo der Beleidigung halber, die er Dir angethan, antwortete Spagnoletto mit kraftvoller Würde und ruhiger Festigkeit. Deine Mädchenehre ist durch die heuchlerische Bewerbung dieses Elenden befleckt worden und in Deiner Ehre auch die meinige. Ich will nun den Vicekönig bitten, daß er diesem sogenannten Don Juan d'Armillo befehlen soll, mir mit dem Schwerte in der Hand Genugthuung zu geben.

— Hegt keinen Zweifel daran, daß der Vicekönig Euch Gerechtigkeit verschaffen wird, versetzte Velasquez.

— Also kann ich darauf rechnen, daß Ihr die Güte haben werdet, mir eine Audienz bei dem Vicekönig zu verschaffen? sagte Ribera, indem er die Hand seines Freundes ergriff.

— Ihr könnt sicher darauf rechnen, daß Ihr den Vicekönig, sobald er in die Stadt zurückgekehrt sein wird, zu sprechen bekommt. Jedoch kann ich es nur unter der Bedingung thun, daß Ihr mir erlaubt, mich fünf Minuten lang im Geheimen mit Eurer Tochter zu unterhalten und daß Ihr weder sie noch mich nach dem Gegenstande dieses Gespräches fragt. Ich hoffe, Ihr hegt Vertrauen genug zu mir, um mir dies zu erlauben. Ihr braucht Euch übrigens, wenn Ihr gerade wollt, nicht einmal aus diesem Zimmer zu entfernen, fügte er mit schelmischem Lächeln hinzu.

— Aber welche Meinung, glaubt Ihr denn, habe ich von Euch, daß Ihr so sprecht, Signor? frug Ribera. Es ist zwar die Sache an und für sich selbst eine höchst außerordentliche Idee, sagte er kopfschüttelnd, aber . . . . .

— Seid fest überzeugt, entgegnete Velasquez, daß es eine sehr nützliche, ja ich kann sagen, eine für Eure und Eurer Tochter Ruhe unumgänglich nöthige Sache ist.

— Nun, so sprecht in Gottes Namen mit meiner Tochter, so lang Ihr nur immer wollt, erwiederte Spagnoletto und verließ den Pavillon.

* * *

Als Velasquez sich mit Rosa allein befand, ergriff er freundschaftlich die Hand des jungen Mädchens, dessen Gesicht purpurn erglühte und sprach:

— Signora, zürnet mir nicht, wenn ich jetzt Eurem Herzen sehr wehe thun werde. Aber es soll nur um Eurer Ruhe und um Eures Glückes willen geschehen. Erlaubt mir einige Fragen an Euch zu richten, auf die ich Euch aber bitten muß, mit aller Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit zu antworten, mit der Ihr im Beichtstuhle antworten würdet. Und damit Ihr Euch nicht verwundern möget, was mich, den Fremden, zu solchen Fragen veranlaßt, so muß ich Euch sagen, daß ich im Namen und Auftrage unseres Herrn und Königs hier handle.

— Des Königs? — Heilige Mutter Gottes! Was will das sagen? Und wessen soll ich schuldig sein? frug das junge Mädchen, zitternd vor Schrecken.

— Beruhigt Euch, Signora, denn ich bin im Voraus fest überzeugt, daß Ihr ganz unschuldig seid. Die erste Frage, die ich an Euch richten muß, ist die, ob Ihr den wahren Namen und die wirkliche Stellung des Don Juan d'Armillo kennt?

— Ich kenne ihn nur unter dem Namen, den Ihr so eben genannt und weiß nur, daß er uns versichert hat, er sei ein Secretair in der Kanzlei des Vicekönigs. Erst am Abend vor seiner Abreise offenbarte er mir, daß er uns in diesem Punkte getäuscht habe, ohne jedoch etwas Weiteres hinzuzufügen, als daß er ein Mann von hohem Range sei.

— Und hat er Euch die Ehe versprochen?

— Nein und in keiner Weise. In dem Augenblicke zwar, da mein Vater unsere Verbindung entdeckte, sprach er Mancherlei, woraus man schließen konnte, daß seine Absicht sei, mich zu seiner Gemahlin zu machen; aber er hat sich gegen mich hierüber nie bestimmt ausgesprochen.

— Signora, entgegnete Velasquez, indem er seine Blicke fest auf das junge Mädchen heftete, Juan d'Armillo kann nie Euer Gatte werden; dem stellen sich unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Juan kann Euch nie angehören und Ihr müßt Euch sogar entschließen, ihn nie mehr zu sehen. Das ist der Wille des Königs, unseres Herrn.

— Wie? rief Rosa, zum zweiten Male von diesem Worte betroffen; der König weiß?

— Ja wohl, Juan hat ihm geschrieben; er hat seinen Rang ihm zu Füßen gelegt. Er hat mit den glühendsten Worten ihn beschworen, die hohe Stelle, welche ihm die königliche Gnade verliehen, einem Andern zu übertragen und ihm zu gestatten, sein künftiges Glück allein an Eurer Seite zu finden. Der König ist unerbittlich geblieben. Das Reich und Wohl des Staates, die Sicherheit des Vaterlandes fordern, daß Juan seine Hand derjenigen reiche, welche der König selbst für ihn auserkoren.

— Der König hat für Juan gewählt?

— Noch mehr, Signora; von der Schilderung, welche Euer Geliebter mit so heißen Farben von Euch machte, gerührt, hat Se. Maj. beschlossen, Euch für die Entsagung, zu welcher Ihr gezwungen seid, zu belohnen und den großen Verlust, den Ihr erleidet, Euch dadurch erträglicher zu machen, daß Ihr aus meiner Hand die Urkunde empfanget, die Euch mit dem Schlosse Policastro bei Otranto beschenkt und bei Eurer einstigen Vermählung mit einem andern Manne Eurer Wahl, mit dreißigtausend Dukaten ausstattet.

So vorsichtig Velasquez diese Worte auszusprechen sich bemüht hatte, so bereuete er sie doch gleich in demselben Augenblicke, da sie seinem Munde entfuhren. Denn statt aller Antwort, die er von Rosa erwartete, blieb sie mit weitgeöffneten Augen starr und regungslos. Das Blut wich sichtbar aus ihren Wangen. Eine kurze Minute verstrich; Rosa sank leichenblaß und wie todt zur Erde. Auf den Hilferuf des geängstigten Palastmarschalls, stürzte Ribera herein.

— Mein Kind! Um aller Heiligen willen! Mein Kind! rief er aus, als er seine Tochter am Boden erblickte, und seine Augen flogen in einer Mischung von Schreck, Zweifel und Zorn von dieser zu dem fremden Besucher. Was ist vorgefallen? schrie er, indem er sich drohend zu diesem wendete.

In seinem jähzornigen, mißtrauischen Gemüthe war sogleich der Gedanke aufgestiegen, ob dieser Fremde, der unter dem Namen Velasquez bei ihm eingetreten und durch Kunstwerke und Kunstgespräche sich in sein Herz eingeschlichen, nicht am Ende doch ein anderer sei, ein Helfershelfer jenes Juan d'Armillo, der vielleicht durch einen Gewaltstreich von den Verbindlichkeiten sich befreien wollte, in welche er sich gesetzt.

— Beruhigt Euch, Ribera, sagte Velasquez, der ein Fläschchen aus dem Busen gezogen hatte und mit seinem Inhalte die Schläfen des ohnmächtigen Mädchens rieb. Beruhigt Euch, seht nur, sie ist wieder zu sich gekommen. Ein leichter Schreck, ein Unwohlsein; helft mir sie dort auf jenen Sessel bringen.

Ribera, der unbeugsame, heftige Greis, gehorchte wie ein Kind. Seine Kniee schlotterten. Der Schreck, der auf allen seinen Zügen Platz genommen hatte, verrieth deutlich, mit welchen Gefühlen er an seiner Tochter hing. Rosa, nachdem man sie auf den Ruhesessel gelegt, schlug langsam ihre Augen auf. Sie blickte starr um sich und als sie ihren Vater an ihrer Seite sah, legte sie ihren Kopf mit Heftigkeit an seine Brust, und ein warmer Thränenstrom und ein lautes Schluchzen drang aus ihren Augen und ihrer Brust hervor.

— Rosa, Kind, was ist Dir begegnet?

— Nichts, mein Vater. Alles ist vorbei. Laßt mich nur einige Worte mit unserm Gaste sprechen. O mein Vater, wie schwer strafte mich der Himmel für die kurze Verirrung, die Liebe eines Mannes der Eurigen vorgezogen zu haben. Hört mich, Señor Velasquez, sagte sie, sich mit Mühe, aber mit Würde aufrichtend. Ich will es Eurem Könige verzeihen, wenn er dem Herzen eines armen Mädchens für schmähliches Gold seine Liebe abkaufen will. Ein König muß wohl viele feile Knechte um sich haben, daß er denkt, Alles sei käuflich. Ich aber, die hilflose, arme Malerstochter, will Eurem mächtigen Herrn das Beispiel geben, daß es Menschen gibt, die ihrem Glücke lieber freiwillig entsagen, als es verkaufen. Ihr, Señor Velasquez, seid Künstler; Ihr kennt eine höhere Liebe und eine höhere Begeisterung als die, welche die Menge beseelt. Ihr werdet begreifen, was in diesem Augenblicke in meinem Herzen vorgeht, und darum werdet Ihr Mitleid mit mir haben und einen

Wunsch, eine Bitte unterstützen, deren Erfüllung ich Euch anvertraue. Noch ein Mal laßt mich Juan d'Armillo sehen. Ich will von ihm selbst Abschied nehmen; ich will, ich muß ihm die Ueberzeugung geben, daß ich die Liebe, die ich ihm geschenkt, nicht für Gold und Gut an Andre verkaufe.

— Ihr sollt ihn sehen, Rosa, rief Velasquez mit Wärme aus, und eine Thräne rann über sein edles Angesicht. Ihr sollt ihn sehen; hier, an dieser Stelle, ehe diese Stunde verrinnt.

— Und ehe diese Stunde verrinnt, rief Ribera, sich im Zorne aufrichtend aus, soll er meinem Degen Rechenschaft geben für sein Thun. Er soll den Vater durchbohren, dessen Tochter er das Herz gebrochen. Er soll mich tödten oder selbst fallen.

— Nicht so, alter Mann, sprach Velasquez mit Würde. Ribera, Ihr seid Edelmann und Spanier, der Befehl Eures Königs muß Euch höher gehen als die Leidenschaft Eurer Brust. Der König will, daß Ihr Juan d'Armillo vergebt. Er hat befohlen, daß er selbst sich her begebe, um Eure Verzeihung zu erhalten. Der Vicekönig selbst wird in wenigen Minuten hier erscheinen, um Euch selbst diesen Befehl anzukündigen; Ihr werdet Juan d'Armillo in seinem Gefolge sehen. Sei der Herr über Euch. Der König will Eure heldenmüthige Selbstverläugnung mit den hohen Ehren belohnen, die dem tapfern Herzen gebühren. Empfangt das Kreuz des San Jago-Ordens hier aus meiner Hand. Ich hänge diese Kette um Eure Brust im Auftrage Sr. Majestät, die mich zu dieser schönen Botschaft gewählt, um durch die Hand eines Collegen, Kunstgenossen und Freundes Euch den Beweis der Achtung zu senden, die Euer Genius längst verdient und der Mitwelt abgerungen hat

Ribera blieb wie erstarrt stehen, als ihm die goldne Kette um den Hals gehängt wurde, von der Hand des Mannes, den sein Vaterland als die höchste Zierde der spanischen Kunst verehrte. Eine kurze Pause trat ein. Da klirrte es vor dem Hausthore von den Schritten und Hufen ankommender Männer und Reiter.

— Der Vicekönig kommt! rief ein hereinstürzender Diener.

Pagen und Cavaliere traten in den Garten, in ihrer Mitte ein hoher, schlanker, junger Mann, in einem schwarzen, nach spanischer Mode zugeschnittnen Sammtkleid. Auf seiner linken Schulter hing ein kleiner Mantel von demselben Stoffe, aber reich mit Sil-

der gestickt. Die Krause, die er um den Hals hatte, war aus den kostbarsten Brabanter Spitzen angefertigt. Auf seiner Brust glänzte eine reiche, um seinen Hals geschlungene Ordenskette. Ein Hut mit einer prachtvollen, rothen Feder endlich und ein prächtiger Degen mit silbernem, künstlich gearbeitetem Griff vervollständigten seinen Anzug.

Auf einen Wink desselben blieb sein Gefolge an der Thür des Pavillons ehrfurchtsvoll stehen. Der junge Mann trat allein die wenigen Stufen hinan, die in's Innere des Pavillons führten. Seine Kniee zitterten, als er in denselben trat.

— Der Vicekönig! rief Velasquez, sich tief verbeugend.

— Juan d'Armillo! riefen Ribera und seine Tochter aus einem Munde.

* * *

Unter den Gemälden, welche der König der Franzosen, Louis Philippe, vor wenigen Jahren in Spanien ankaufen ließ und welche die Meisterwerke der berühmtesten spanischen Maler sind und die im Laufe des Bürgerkrieges aus Kirchen und Schlössern von plündernden Soldaten zusammengerafft wurden, befindet sich Eins, welches die Bewunderung aller Kenner und das rührendste Mitgefühl aller Beschauer auf sich zieht. Es ist dies ein Bild, das von dem Meisterpinsel Velasquez' gemalt ist und die Jahreszahl 1652 trägt. Man sieht auf diesem Bilde eine jugendliche Nonne mit den wundersamsten, lieblichsten Zügen, im Sterben begriffen. An ihrer Seite steht ein Greis, in stillen Schmerz verloren, den Kenner durch Vergleiche mit andern Portraits als den Maler Ribera bezeichnen. Zu den Füßen der Sterbenden kniet ein Jüngling in fürstlichem Schmuck. Dieses Bild wurde in einem Kloster aufgefunden. Eine greise Laienschwester dieses Klosters wußte über den Gegenstand dieses Gemäldes keinen andern Aufschluß zu geben, als, daß es, wie die Sage geht, den Tod einer Aebtissin vorstelle, die in ihrem dreiundzwanzigsten Jahre gestorben sei.

Berichtigung. Im ersten halben Bogen dieser Novelle ist aus Versehen statt Spagnoletto Spagnoleto stehen geblieben.

Miß Ellen.

Novelle.

(Nach dem Englischen.)

Nie vielleicht hatte Großbritannien und sein Herrscher einen würdigeren Stellvertreter seiner Macht in Indien, als Sir Cadwallader Adamtwaithe, den Oberbefehlshaber der Präsidentschaft Bombay. Sir Cadwallader war, was man einen Glücksritter nennt; in Folge einer reichen Heirath war ihm in den niederen Graden das Avancement erleichtert worden, während späterhin sein eigenes Verdienst hinreichte, um ihn zu höheren zu befördern. Zur Annahme seines jetzigen Postens hatte ihn weder die hohe Besoldung desselben, noch der Ehrgeiz bewogen. Im Gegentheil würde er dieser bedeutenden Stellung als Vice-Präsident des Präsidentschaftsrathes und den hohen Ehren eines wahrhaften Vicekönigthums seine Ruhe, Unabhängigkeit und sein häusliches Glück vorgezogen haben, hätte er nicht einem Grundsatz treu bleiben wollen, der ihn während seiner ganzen Laufbahn geleitet, dem nämlich, daß ein treuer Diener seines Königs und ein wahrer Freund seines Landes sich dem Staatsdienste nicht entziehen dürfe, so lange er demselben noch nützlich sein könne, auf welchem Posten es auch immer sein möge.

Mit wie hoher Macht auch ein Oberbefehlshaber in Ostindien bekleidet ist, so steht ihm doch Nichts im Wege, um sich volksthümlich und beliebt zu machen. Sir Cadwallader, ein von Natur höchst einfacher Mann, war weit entfernt von der Thorheit, sich durch die Gesetze der Etiquette in Fesseln schlagen zu lassen; vielmehr suchte er alle Welt rings um sich her glücklich zu machen. Er hatte unter schwierigen Lagen gezeigt, daß sein Charakter allen Verhältnissen

Aufmerksamkeit an den Blicken ihres Vaters, als hätte sie die Strenge dessen zu befürchten gehabt, der für sie nichts als Nachsicht war. Man kann sich leicht denken, daß der ganze Generalstab des Oberbefehlshabers die Miß Adamtwaithe als die Göttin der Präsidentschaft betrachtete. Wenn der militairische Freimuth des Vaters alle Schmeicheleien, die sich direct auf seinen Rang oder seine Persönlichkeit bezogen, von sich wies, so war er für die Huldigungen, deren Gegenstand seine Tochter war, nicht eben so unempfindlich. Aber wer hätte es wagen mögen, gegenüber der reichen Erbin, mit seinen Gefühlen aus dem Bereiche einer ehrfurchtsvollen Bewunderung herauszutreten? Ein so guter Mann auch Sir Cadwallader war, wie konnte man sich seiner Tochter für würdig halten, wenn man nicht wenigstens ein Herzogssohn oder reich, wie ein Nabob war?

Unter den Offizieren, welche vertrauteren Zutritt in das Haus des Oberbefehlshabers hatten, bemerkte man einen Fähndrich, Namens George Medway, dessen bisherige Lebensgeschichte geeignet war, lebhafte Theilnahme an dem jungen Manne einzuflößen. Als ältester Sohn eines reichen Londoner Banquiers, war er von seiner Kindheit an für eine glänzende Zukunft bestimmt gewesen und hatte bis zu seinem achtzehnten Jahre nur die Lichtseiten eines vom hellsten Sonnenschein des lachenden Glückes beschienenen Lebens kennen gelernt, als plötzlich eine jener unerwarteten Schicksalskatastrophen eintrat, die eine Existenz von Grund aus verändern, und die ihm seine verführerisch-schönen Illusionen raubte. Master Medway, der Vater, ein kühner Speculant, dessen natürliche Verwegenheit durch den bisherigen stets ungetrübten Erfolg seiner Speculationen noch größer geworden, hatte an eine Unternehmung, welche seinen Besitz mehr als verdoppeln und die eben deshalb die letzte sein sollte, alle seine Capitalien gewagt. Eine fatale Complication kaufmännischer Verhältnisse, deren Eintreten außer aller Berechnung gelegen, machte diese Speculation vollständig scheitern und verwandelte den reichen Banquier plötzlich in einen Bettler. Er besaß nicht den Muth, seinen Ruin und die unvermeidliche Schande eines Bankbruchs zu überleben und die Verzweiflung machte ihn zum Selbstmörder. Auf seinem Schreibtische fand man ein Abschiedsschreiben, worin er seine Frau und Kinder dem Mitleid seiner Gläubiger empfahl. Dem Mitleid seiner Gläubiger!... Eine traurige, fruchtlose Empfehlung.

George war alt und verständig genug, um den ganzen Umfang seines Unglücks zu begreifen; aber zu stolz, um vom Mitleid fremder Personen zu leben, verließ er heimlich seine Mutter und ließ sich in einem Regimente anwerben, das bestimmt war, nach Ostindien abzugehen. Dort zog er bald durch sein treffliches Benehmen, so wie durch sein gutes Aussehen die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich. Ziemlich rasch avancirte er bis zum Feldwebel und da der Regimentszahlmeister eines Gehilfen bedurfte, so wählte er ihn zu seinem Buchhalter. Durch diesen doppelten Posten ward George in den Stand gesetzt, seiner Mutter einen großen Theil seines Soldes zu schicken und erst damals unterrichtete er sie von seinem Aufenthalte und seiner Lage, die er ihr beide verborgen hatte, so lange er nicht im Stande gewesen, ihr irgendwie zu nützen. In seiner Stellung als Gehilfe des Regiments-Zahlmeisters kam George mit dem Secretair Sir Cadwallader's häufig in Berührung und hatte das Glück, die Aufmerksamkeit desselben auf sich zu ziehen. Dieser, ein alter, braver Offizier, Major Mopes, sprach oftmals warm zu seinen Gunsten mit dem Oberbefehlshaber, verschaffte ihm erst den Grad eines Fähndrichs und vertraute ihm sodann den Posten eines Secretariats-Gehilfen an. Der Oberbefehlshaber achtete seinen Secretair sehr hoch. In der That war auch der alte Major, trotzdem, daß seine ernsten, strengen Gesichtszüge nie von einem Lächeln erheitert wurden, einer der gutherzigsten Menschen, der sein Glück besonders darin suchte, alle braven Leute der Armee möglichst zu protegiren. So sprach er denn auch von George so oft und rühmte sein ehrenhaftes Benehmen und seine kindliche Liebe und Ergebenheit gegen seine Mutter mit so warmer Beredsamkeit, daß Sir Cadwallader ihn selbst zu sehen und sich mit ihm zu unterhalten verlangte. Er fand denn auch in ihm einen wohl unterrichteten und gescheuten jungen Mann, der eines höheren Postens wohl würdig gewesen wäre, und so war der Schützling des Majors bald auch der des Generals geworden. Der Secretariats-Gehilfe konnte eines freundlichen Willkommens sicher sein, so oft er sich in dem Präsidentschafts-Palast einstellte. Bald war er auch der gewöhnliche Tischgenoß des Oberbefehlshabers geworden, ohne daß der Major dadurch argwöhnisch wurde oder sich einfallen ließ, auf seinen eigenen Günstling neidisch zu sein.

George besaß in seinem Benehmen eine edle Bescheidenheit, eine Art Bewußtsein dessen, was er einst gewesen und was er erst jetzt wieder geworden, wodurch er sich leichter, als jeder Andre, die Gunst aller seiner Vorgesetzten erwarb. Sir Cadwallader ließ keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen, wo er die Verdienste seines Günstlings in ihr wahres Licht konnte treten lassen. Obzwar durch seine Stellung einer jeden Nothwendigkeit, seine Bevorzugung zu rechtfertigen, überhoben, schien er doch unaufhörlich von dem Wunsche beseelt, aller Welt zu beweisen, daß er George nur so behandle, wie derselbe es verdiene. So oft dieser daher sich auch nur des geringsten Auftrages ganz nach Wunsch seines Oberbefehlshabers entledigt hatte, so war Sir Cadwallader unerschöpflich in seinen Lobeserhebungen. Da er nun von George nicht blos in Gegenwart seiner Kameraden, sondern auch, wenn seine Tochter anwesend war, stets so schmeichelhaft sprach, so konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß er auch für letztere ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Beobachtung ward. Bald hatte auch Miß Ellen Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß der neue, junge Günstling ihres Vaters in der That die schätzenswerthen Eigenschaften besaß, um derentwillen ihn dieser rühmte, so wie daß er ein echter Gentleman sei und daß das Schicksal einem so würdigen und von guter Herkunft abstammenden jungen Manne, dessen Unglück zudem etwas so Romantisches hatte, eine Genugthuung schuldig sei.

Wenn in London eine junge Erbin die geheime Vorliebe ihres Herzens für irgend einen jungen Mann verräth, so kümmert sich die fashionable Welt zwar einen Augenblick lang um die Sache, verliert aber die Liebenden bald über irgend einem andern Ereignisse aus den Augen und läßt sie nach ihrem Belieben einander treu bleiben oder sich trennen, sich verheirathen oder einander ein ewiges Lebewohl zurufen. Es ist dies ein Drama, das vor Zuschauern aufgeführt wird, die zu zerstreut sind, um lange darauf Acht zu geben, und die zu höflich sind, um die Hauptpersonen eines solchen Dramas durch einen directen Tadel zu beunruhigen. Etwas ganz Anderes aber ist es damit in dem engeren, beschränkteren Kreis einer ostindischen Präsidentschaft. Dort werden die schlechtesten Leidenschaften unserer schwachen menschlichen Natur auf Unkosten ihrer armen Schlachtopfer nur allzu thätig; Langeweile und Eigennutz stacheln

mehr als Einen an, alle Fibern seines Geistes anzustrengen, nur um Andern zu schaden, und nicht selten verhüllen sich Neid und Eifersucht unter der Larve von Freundschaft und Achtung. Wehe dort den Liebenden, die das Unglück haben, sich gegen irgend eine Person aus dem Kreise ihrer Gesellschaft ein leichtes Unrecht oder eine, wenn auch unwillkürliche oder unbedeutende Vernachlässigung zu Schulden kommen zu lassen! Ein solcher lang verheimlichter Groll pflegt dann plötzlich zu einer Stunde, wo man sich dessen am Wenigsten vermuthet, zu erwachen und der ehrenhafte Mann, den Ihr, ohne es zu wollen und zu wissen, einmal beleidigt habt, fühlt sich plötzlich von einer so lebhaften Theilnahme an der Ehre Sr. Excellenz, des commandirenden Generals durchdrungen, daß er sich für verpflichtet hält, ihm kund zu thun, was sich die Verleumdung von seiner Tochter und von dem glücklichen Sterblichen, den man des Verbrechens anklagt, daß er derselben gefällt, bisher nur noch leise in's Ohr zischelte.

George Medway mochte kaum zwei Monate sein neues Amt als Secretariatsgehilfe bekleidet haben und schon war die ganze Schaar seiner Neider in unruhiger Bewegung.

— Seltsam, sagte der Eine, bleibt es immer, was Sir Cadwallader für ein eigener Mann ist. . . Denn das kann ich mich doch kaum zu glauben entschließen, daß er nicht merkt, was um ihn her vorgeht.

— Vielleicht findet er Nichts daran auszusetzen, sagte ein Zweiter.

— Geht mir doch damit, rief ein Dritter; soll er etwa seine Tochter einen Menschen heirathen lassen, der vor einem Jahre noch gemeiner Soldat war?

— Pst, pst! Sprechen wir nicht gar zu viel von Soldat und von General sein. War nicht Sir Cadwallader selbst gemeiner Soldat?

— Das versteht sich. Man erzählt sich sogar noch, daß er als solcher in Chatham eine tüchtige Tracht Stockschläge erhielt, weil er ein Huhn gestohlen.

— Still, meine Herren, der General en Chef kommt in eigener Person.

Bald gruppirten sich auch die Offiziere, welche dieses Gespräch

geführt hatten, diensteifrig um ihren General, und diejenigen, welche sich als die allergefälligsten und gehorsamsten zeigten, waren vielleicht gerade dieselben, die so eben auf eine nichts weniger, als liebevolle Weise die Biographie Sir Cadwallader's begonnen hatten und die sich nicht scharf genug darüber auszusprechen wußten, daß er seine Tochter der Discretion des ersten besten Preis gebe.

In der That sah man auch George Medway und Miß Ellen ziemlich oft ohne weitere Theilnehmer an ihrem Gespräche sich mit einander unterhalten. Wenn Ellen mit George plauderte, so verhehlte sie ihm keinesweges, wie hoch sie seinen Charakter achtete. Er aber, der sie wie ein Wesen aus höheren Sphären betrachtete, glaubte kein anderes Gefühl für sie zu empfinden, als das jener unparteiischen Bewunderung, von dem tiefe Kenner der menschlichen Seele behaupten, daß es mit einem Gefühle zärtlicherer Beschaffenheit unvereinbar sei. Kennen aber diese Weisen auch wohl alle Spitzfindigkeiten der Liebe, alle ihre geheimnißvollen Gefahren, alle jene künstlichen Mittelchen, wodurch sich diese Neigung über sich selbst täuscht?

Obgleich sich Miß Adamtwaithe, als eine junge wohlerzogene Person, im Ausdrucke ihrer Achtung nie einer andern, als der Sprache der einfachsten Höflichkeit bediente, so hatte George doch ein bis zwei Mal sich der Vermuthung nicht zu erwehren vermocht, daß ihr Gedanke über ihre Worte hinausginge. Was aber ihn selbst betraf, so war er vollkommen ruhig über die Natur seiner Gefühle, da er für Miß Ellen nie ein anderes, als ein ehrfurchtsvolles Wohlwollen empfunden zu haben glaubte. Bald jedoch ward er über seinen ehrlichen Irrthum aufgeklärt, als der Zufall eine jener Aeußerungen, zu denen sein vertrauter Umgang mit der Tochter des Generals Veranlassung gab, ihm zu Ohren brachte. Eine redliche Prüfung seines Gewissens offenbarte ihm, was wirklich in seiner Seele vorging, und bald machte er sich bittre Vorwürfe darüber, daß er aus selbstsüchtigem Wohlgefallen an Ellen ihre Gesellschaft gesucht habe, ohne daran zu denken, daß er sie compromittiren könne. . . Aber, sagte er zu sich selbst, noch ist es Zeit; ich werde diese Leidenschaft, die erst zu keimen beginnt, aus meinem Herzen reißen; ich werde diese Unterhaltungen, so unsäglichen Reiz sie für mich haben, fortan entbehren, da sie für eine Andere und auch wohl

für mich so gefährlich werden können. . . . Ich werde alle Gelegenheiten, Miß Ellen zu sehen, möglichst vermeiden und so wenig ich immer nur kann, die Einladungen des Generals annehmen. . . . Und wenn ich diesen nicht werde ausweichen können, so will ich wenigstens, sobald man vom Tische aufgestanden sein wird, unter irgend einem Vorwande ausgehen, oder, wenn mir Miß Ellen winken wird, auf dem Balkon oder der Terrasse neben ihr Platz zu nehmen, werde ich irgend eine Ausrede zu ersinnen wissen, um in einer andern Ecke beim General, oder beim Major oder, bei wem es immer sei, zu bleiben. Jedenfalls will ich nicht länger Veranlassung zu so lügenhaften und für sie so beleidigenden Aeußerungen geben. . . .

Aber ach! dieser Entschluß selbst konnte eigentlich als Beweis dienen, daß er zu spät daran dachte, so viel Vorsicht in Anwendung zu bringen. Zugleich schienen sich auch alle Umstände zu verschwören, um dem armen George die Ausführung seines redlichen Vorhabens zu erschweren. Gerade am Tage darauf gab der General eine Abendunterhaltung und in demselben Augenblicke, da George seine Entschuldigungsformel ersonnen hatte, um Sir Cadwallader zu sagen, er habe versprochen, bei einem Freunde zu diniren, sagte der General zu ihm: — Ich rechne sicher auf Sie. Einige Tage nachher kam ihm Miß Adamtwaithe selbst eben so unvermuthet zuvor, indem sie ihm sagte, sie habe Abends Damengesellschaft und bedürfe aller Tänzer des Generalstabes. Dergleichen Dinge wiederholten sich immerfort, so daß es schien, als sei es vom Schicksal bestimmt, daß Sir Cadwallader und seine Tochter dem unglücklichen Secretariatsgehilfen fortwährend die unabweisbare Verpflichtung auferlegen sollten, ihnen alle seine Mußestunden zu widmen. Was wollte er unter solchen Verhältnissen thun? Es blieb ihm nichts übrig, als sein Benehmen auf's Sorgfältigste zu überwachen. Aber gerade diese unabläßig aufmerksame Beobachtung zwang ihm die Ueberzeugung von dem auf, woran er in seiner Bescheidenheit zweifeln wollte. Von der wahren Lage seines eigenen Herzens unterrichtet, konnte er sich auch über den Sinn von Ellen's zuvorkommendem Benehmen nicht länger täuschen. Es war offenbar, daß sie nicht blos aus Gefälligkeit gegen ihren Vater dem Günstling desselben eine so freundschaftliche Aufnahme zu Theil werden ließ;

ihre Freundschaft war ganz klärlich nicht mehr von dem bloßen Gefühle kalter Achtung eingegeben. Man urtheile selbst. Das Kleid, von dem George zufällig geäußert, es scheine ihm geschmackvoll, war dasjenige, das Ellen vorzugsweise wählte, wenn sie sich besonders schmücken wollte; die Blume, die er als die schönste gerühmt, fand sich stets an ihrem Busen. Bat man sie, zu singen und setzte sie sich an's Pianoforte, so trug sie gewiß ein Lied vor, das sie von George gelernt hatte. . . Was sie lobte und was sie tadelte, war stets dasselbe, was George lobte oder tadelte. . . . Arme Ellen, die zu kindlich unbefangen war, um ihre Liebe vor den Augen der Welt zu verheimlichen.

George zitterte, als er diese Erkenntniß nicht länger von sich abzuweisen vermochte. Er klagte sich an, ein Undankbarer zu sein, seinen Wohlthäter verrathen und sich in die Liebe eines jungen Mädchens eingeschlichen zu haben, die jemals seine Gemahlin nennen zu können, ihm auch nicht die leiseste Hoffnung lebte. Sodann frug sich George, was seine Ehre und sein Gewissen von ihm verlangten und wie grausam auch die heldenmüthige Handlung war, zu der er sich entschloß, so zögerte er doch nicht einen Augenblick, redlich an die Ausführung seines Entschlusses zu gehen. Aber er bedurfte hiezu eines Gehilfen und sein Erstes war daher, sich einen solchen aufzusuchen.

Wenn George durch sein Glück sich natürlich einige Neider zugezogen hatte, so besaß er zur Entschädigung eine bei Weitem größere Anzahl von Freunden. In den gegenwärtigen Verhältnissen, wo es ihm vor Allem darauf ankam, sich nicht länger einer Undankbarkeit schuldig zu machen, die bisher freilich unfreiwillig gewesen, seit dem Augenblick aber, wo er seine Lage erkannt, den Charakter der Strafbarkeit annahm; wenn er nicht Alles that, was in seinen Kräften stand, um die Lage der Dinge zu ändern; — für jetzt bedurfte er von allen seinen Freunden besonders des Beistandes des Regiments-Chirurgus. Er beeilte sich daher den Doctor Short aufzusuchen und kaum bei demselben eingetreten, sagte er:

— Mein lieber Doctor, ich bedarf Ihrer Hilfsleistung.

— Wie? Haben Sie ein Duell vor? antwortete der Doctor, der seinen Freund zwar traurig, aber doch nicht verwundet sah, und an eine innere Krankheit desselben nicht dachte.

— Nein, das nicht, liebster Doctor; aber ich fühle mich innerlich nicht recht wohl. . . Ich befinde mich sogar sehr übel. . . Ich kann nicht länger in dem verderblichen Klima Indiens bleiben; ich muß nach Europa zurückkehren, um meine Gesundheit wieder herzustellen und ich gedenke meine Entlassung von meinem Posten als Secretariatsgehilfe einzureichen. . . Stellen Sie mir ein Krankheitsattest aus. . .

— Ei, ei, sagte der Doctor Short mit einem leichten Anflug von Ironie; ich sehe, oder vielmehr, ich errathe . . . Doch lassen Sie hören, in welcher Seite haben Sie die Schmerzen? Rechts oder links?

— In der rechten Seite, Doctor. . . Ich kann den Arm nicht gerade in die Höhe heben, ohne die schrecklichsten Qualen auszustehen.

— So, so, sagte der Doctor; ich glaubte, Ihr Leiden läge in der linken Seite. .

— Ich versichre Sie, sagte George, daß ich durchaus nicht scherze.

— Nun, so lassen Sie doch einmal Ihre Zunge sehen, Sie armer, kranker Freund. . . O, gehen Sie mir, die ist ja rein und hübsch roth, wie eine Runkelrübe. Nein, so lasse ich mich nicht fangen. So kann ich Ihnen kein Krankheitsattest ausstellen. . . Aber, warum sagen Sie mir nicht, wovon eigentlich die Rede ist, . . . was Sie wollen, oder was Sie nicht wollen. . . Schickt Sie etwa Sir Cadwallader?

— Der General! sagte George. Nein, nein, kein Mensch auf der Welt weiß, daß ich zu Ihnen gekommen bin.

— Warum machen Sie denn ein Geheimniß daraus?

— Das thu' ich durchaus nicht.

— Ei, ei, Herr Secretariatsgehilfe, halten Sie mich für ein Kind? Vergessen Sie, daß ich auch einige Erfahrung in der Welt habe? Ich habe mir die Mühe genommen, meine Augen zu brauchen und da habe ich denn gesehen . . .

— Ich weiß wahrhaftig nicht, was Sie gesehen haben können. . . Ich habe keine Geheimnisse, weder vor Ihnen, noch vor sonst wem. . . Ich handle ganz offen gegen Sie.

— Das ist sehr brav von Ihnen. Sie wollten mein Gewissen vollkommen beruhigen und die Unwahrheit, die das Krankheitsattest

enthalten würde, ganz auf sich nehmen. Ich muß gestehen, daß ich mich ungeschickt benommen habe, Ihnen so mit Fragen zuzusetzen, um so mehr, da ich Ihr Gesuch schon längst hätte erwarten können.

— Mein lieber Doctor, lassen Sie nun den Scherz bei Seite. Ich komme zu Ihnen, als zu meinem einzigen Retter. Es ist wahr, ich bin nicht krank, aber ich kann es werden und es steht in Ihrer Macht, dem vorzubeugen. Ja, noch mehr, noch weit mehr können Sie für mich thun. Die Ruhe meiner Seele, die Unbeflecktheit meiner Ehre und meines guten Rufes, der Frieden meines Gewissens, — das Alles steht auf dem Spiele und dies Alles können Sie mir retten, wenn Sie mir ein Attest bewilligen, das mich in den Stand setzt, einen Urlaub nach Europa zu verlangen.

— So lass' ich mir's gefallen; das heißt noch ehrlich gesprochen. Der Arzt wäre unerbittlich geblieben; der Freund wird sich vielleicht erweichen lassen. Ich war, um die Wahrheit zu gestehen, ein wenig bös über die geheimnißvolle Miene, mit der Sie zu mir gekommen sind; Sie sahen bei Ihrem Eintritt aus, wie ein Verschwörer. Armer junger Mann! Aber wen glauben Sie denn zu täuschen? Es bedarf wahrlich nicht des Scharfblicks eines durch langjährige Praxis geübten Arztes, um eine Geschichte zu errathen, die aller Welt bekannt ist, ausgenommen vielleicht Euch beiden und dem General.

— Was für eine Geschichte? Um Gottes willen, reden Sie deutlicher, Doctor! . . . Sollte mir etwa ein unvorsichtiges Wort entschlüpft sein?

— Nein, nein, beruhigen Sie sich hierüber, mein lieber junger Freund. Aber Ihre Augen haben mehr gesprochen, als Sie wollten und Sie konnten denjenigen, die Ihnen Ihr Geheimniß abgelauscht haben, nicht Stillschweigen anempfehlen, da Sie ja nichts davon wußten.

— Doctor, Sie machen mich sehr unglücklich mit dem, was Sie mir da sagen.

— Nun sehe einmal Einer das große Unglück an, daß der junge Herr einer lieben, reizenden, jungen Miß gefallen hat, die eines Tages mehr als hunderttausend Pfund Sterling besitzen wird. Wahrhaftig, Sie sind in hohem Grade zu beklagen, Herr Secretariatsgehilfe.

— Sie bringen mich zur Verzweiflung durch Ihre Scherze, Doctor. . . Doch, da ich nun Ihnen gegenüber kein Geheimniß mehr aus dem machen kann, was Sie gesehen oder gehört haben, obgleich ich es für immer in die tiefsten Falten meines Herzens vergraben zu haben glaubte, so werden Sie nun wohl auch einsehen, wie unumgänglich nöthig, ja tausendmal nöthiger, als je mir das ist, worum ich Sie ersucht habe.

— Wie meinen Sie das, lieber Freund?

— Wollen Sie, daß ich dem General Reue einflößen soll für sein gutes Benehmen gegen mich? War er es nicht, der am Anfange meiner Laufbahn mir eine helfende Hand gereicht, der mich bis zur Parteilichkeit protegirt, der mich zu Allem gemacht hat, was ich bin? Was sage ich? Hat er nicht noch tausend Mal mehr für mich gethan? Hat er mich nicht unter der Menge ausgezeichnet, mich aus dem gemeinen Haufen hervorgehoben, mir Offiziersrang verliehen und mir den Weg zum Avancement eröffnet? Hat er mir nicht ein grenzenloses Vertrauen bewiesen? Und zur Vergeltung für so viele Wohlthaten, soll ich da gewagt haben. . . .

— Nicht wahr, sollen Sie gewagt haben, seiner Tochter zu erlauben, sich in Sie zu verlieben? Aber, mein theurer Freund, können Sie das verhindern?

— Wenn, was Sie vermuthen, wahr ist, so ist es eine um so größere Pflicht für mich, zu fliehen.

— Zu fliehen und zu allen Ihren Missethaten noch die hinzuzufügen, daß Sie durch Ihre Flucht der Tochter Ihres Wohlthäters das Herz brechen.

— Um des Himmels willen, sprechen Sie nicht in diesem Tone mit mir! . . . Ich allein bin es, der . . . .

— O gehen Sie; Sie haben auch nicht ein Quentchen gesunden Menschenverstand. Rechnen Sie übrigens darauf, daß ich Ihnen kein Zeugniß gebe.

— Aber theuerster Freund, sagte George, dessen Unruhe immer stärker ward, haben Sie doch Mitleid mit mir. Sehen Sie denn nicht ein, daß, was Sie mir so eben gesagt haben und was ich auch schon von Andern in der Art habe äußern hören, meine Abreise zu einer dringenden Nothwendigkeit macht? Verbinden Sie sich doch nicht mit meiner eigenen Schwäche gegen die Stimme mei-

nes Gewissens. Ich habe mich nur allzu lange schon über meine Lage getäuscht. Es ist die erste und letzte Gunstbezeugung, um die ich Sie bitte; wenn Sie mein Freund sind, so retten Sie mich, indem Sie mir das Attest bewilligen, damit ich es Sir Cadwallader zeigen und mich diesem Orte entreißen kann, diesem Orte, in dem, ich fühle es leider nur allzu wohl, mir das Leben nur gar zu süß dahinfloß.

— Aha! sagte Short, das scheint also von einer gegenseitigen Zuneigung Zeugniß zu geben. . .

— Ich habe doch, wie mir scheint, nichts der Art gesagt....

— Ich erkläre Ihnen, daß Sie ein Narr sind. Sie scheinen selbst nicht den Gehalt Ihrer Reden zu kennen. Bilden Sie sich denn etwa ein, daß Sie dem General nur werden mein Attest zu zeigen brauchen und daß er Sie alsdann sofort wird abreisen lassen? Woher wissen Sie denn das so sicher? Weiß er denn etwa nicht, wie die Sachen stehen?

— Das ist noch meine einzige Hoffnung, rief George, daß er nichts weiß. Behüte mich Gott vor dem Gegentheil; denn wenn er auch nur die entfernteste Ahnung von dem haben könnte, was wir hier verhandeln . . . .

— Nun, was würde er dann thun? . . . Meinen Sie denn etwa, daß sein durch Vaterliebe geschärfter Blick nicht schon lange im Herzen der Miß Ellen, so wie in dem Ihrigen gelesen?

— In unsren Herzen? wiederholte George.

— Unsre Herzen? Wieder einmal verplaudert! Ei, ei, Sie Herr Verschwiegener, wie konnten Sie sich nur dieses zärtlichen Fürworts bedienen? Sehen Sie, wie weniger Worte ich bedurft habe, um Sie zu einem Eingeständniß dieser gegenseitigen Liebe zu zwingen, deren Symptome ich ohne Ihr Wissen beobachtet hatte! Glauben Sie mir, George, ich verstehe mich darauf, sowohl als Arzt, wie auch, weil ich selbst alle Stadien dieser Krankheit durchgemacht habe. Freilich nicht heute und gestern, denn ich bin schon ein Graukopf; aber so etwas vergißt sich nicht so leicht. Fragen Sie nur Sir Cadwallader; der versteht sich auch darauf, denn er hat dasselbe an seiner eigenen Person erlebt. Oder halten Sie ihn für blind?

— O wie unglücklich bin ich, wenn Sie die volle Wahrheit sprechen!

— Nun, vielleicht erstreckt sich seine Güte so weit, daß er Sie zum Eidam annimmt.

— Unmöglich. Vergessen Sie denn den Abstand, der zwischen dem General und einem Offizier ist, der vor wenig Monaten noch nicht viel mehr, als Gemeiner war?

— Auf keinen Fall können Sie sich von hier entfernen, ohne die ganze Denkungsart des Generals kennen gelernt zu haben. . . Wenn Sie nicht wagen, mit ihm davon zu sprechen, so übernehme ich es.

— Doctor! rief George mit dem Tone eines Mannes, der anfing zu glauben, daß Doctor Short eine so delicate Sache ein wenig zu leichtfertig behandle. Aber dieser, ohne scheinbar die Empfindlichkeit seines Freundes zu beachten, sprach sich in folgender Weise aus.

— Ich will wissen, woran ich mich zu halten habe. Ich werde also Se. Excellenz besuchen, verstehen Sie? Und wollen Sie wissen, wie ich mich dabei benehmen werde? Ich werde ihm, als amtliche Mittheilung, sagen, daß Sie zu mir gekommen sind, um ein Kranken-Attest zu verlangen, weiter auch nicht ein Wort. Das wird aber, wie ich meine, zu der Prüfung, die ich vorhabe, vollkommen hinreichen. Wenn Sir Cadwallader Sie gern auf anständige Art los sein möchte, so brauchen Sie nicht zu fürchten, daß er mir befiehlt, Ihnen das Attest zu verweigern. Er wird dann alle Krankheiten als wahr annehmen, die wir Ihnen aufbürden wollen. Wünscht er aber, daß Sie hier bleiben, so werden Sie sich trotz aller meiner Argumente, um Sie für krank zu erklären, vollkommen wohl befinden. Sein Sie also ganz ruhig, Herr Secretariatsgehilfe; so nützlich Sie auch in Ihren Amtsverrichtungen sein mögen, wenn der Vater mit dem General nicht einer Ansicht ist, so werden Sie, ehe noch eine Woche vergeht, unterwegs nach England sein.

— Nun ich dachte mir's wohl, daß Sie wie ein echter Freund an mir handeln würden.

— Ja wohl bin ich Ihr Freund und eben darum habe ich mich nicht sehr beeilt, Ihr Krankheitsattest auszustellen. Sie haben hier eifersüchtige Neider, wie Jedermann, mein Lieber, und Ihre

Abreise würde ein Triumph für fünf oder sechs der Landjunker sein, die seit zwei Jahren sich um Miß Ellen drängen, ohne auch nur einen Blick aus ihren schönen Augen erhalten zu können. Nein, nein George, dem soll nicht so sein. Lassen Sie mich Ihre Krankheit nach allen Regeln der medicinischen Kunst behandeln und ich verspreche Ihnen, daß Sie zur rechten Zeit Ihre Entlassung erhalten sollen, wenn sie nothwendig ist.

Man kann sich leicht denken, wie unangenehm überrascht George davon sein mußte, als der Doctor von einem Verhältniß gegenseitiger Zuneigung, das er selbst erst seit wenigen Tagen wahrgenommen hatte, wie von einer allgemein bekannten Sache sprach. Er empfand die Wahrheit jenes alten Erfahrungssatzes, daß die Zuschauer einer Handlung mehr davon zu sehen bekommen, als die Handelnden selbst. Aber so der Chronique scandaleuse zum Stoffe zu dienen, mit so vieler Aufmerksamkeit von allen Seiten beobachtet zu werden und in allen seinen Kameraden gewissermaßen gezwungene Vertraute seines Geheimnisses zu besitzen, — das war für George nur ein Stoff zu Betrachtungen sehr verletzender Natur und diente natürlich nur dazu, ihn in seinem Entschlusse zu bestärken, daß er die Präsidentschaft so bald als möglich und auf immer verlassen müsse.

Schon am nächsten Tage nach seiner Unterhaltung mit dem Doctor nahm George wahr, daß dieser sein Wort gehalten habe. George speiste, wie fast jeden Tag, bei Sir Cadwallader, und einige indirecte Phrasen, welche derselbe in dem Tischgespräche anbrachte, zeigten dem armen Secretariats-Gehilfen, daß der Oberbefehlshaber von dem Schritt, den ersterer beim Doctor gethan, vollkommen unterrichtet sei. Beunruhigender aber ward die Sache für unsern Helden, als der General anfing, sich ziemlich streng über das Benehmen derjenigen Corps-Commandanten zu äußern, welche bei Gesundheits- oder vielmehr Krankheits-Attesten, die mit den Aerzten abgekartet wären, die Augen zudrückten und sich dadurch zu den hauptsächlichsten Mitschuldigen eines Betruges machten.

— Ja wohl eines Betrugs, fuhr nach einer kurzen Pause der General fort. Das Wort kommt Ihnen vielleicht etwas hart vor meine Herrn, aber es ist nur die strenge Wahrheit. Man muß daher auch gegen Niemanden mehr auf seiner Hut sein, als gegen die Herren Aerzte, wenn man nicht von ihnen und durch sie auch von Andern hintergangen werden will. Sie haben immer irgend eine Krankheit vorräthig, die gefällig genug ist, den Patienten nicht länger zu plagen, als bis sein Urlaubsschein unterzeichnet ist. Wollen die Herren Offiziere daher einen kleinen Urlaub oder sogar eine große Reiseerlaubniß nach Europa sich verschaffen, so mögen sie sich in Acht nehmen, daß sie mit dem Doctor in gutem Einverständniß bleiben. Was fehlt ihnen? Blos ein einfaches Seitenstechen. Das ist eine Leberkrankheit. Ja wer kann Jemandem eine Leberkrankheit ansehen? wie Doctor Short sagt.

Keiner der fünf bis sechs bei Tische anwesenden Offiziere erwiederte auch nur ein Wort auf diesen Ausfall des Generals, denn keiner verstand den wahren Sinn dieser Anspielung. Keiner, George natürlich ausgenommen; dieser aber wagte eben so wenig zu antworten, als die Andern; er sah vielmehr auf seinen Teller nieder, um die plötzliche Röthe seines Gesichtes zu verbergen; denn er fühlte, wie ihm das Blut nach dem Kopfe geschossen war. Miß Ellen, die auch nicht wußte, auf wen es ihr Vater gemünzt habe, ließ ihre Blicke auf den Gesichtern der Gäste umherschweifen, ohne Etwas zu entdecken. Als sie auf George sah, begegnete sie zufällig einem Blicke des jungen Mannes, dessen Verlegenheit nun noch größer ward, während zugleich Miß Ellen schamhaft ihre Augen senkte. Sir Cadwallader, der, wie Doctor Short sagte, nicht blind war, hatte Ellen's und George's Blick übrigens zufällig auch wahrgenommen und schien dadurch, wenigstens nach dem Ausdrucke seines Gesichtes zu urtheilen, in einem schon gefaßten Plane bestärkt zu werden.

Die Unterhaltung nach Tische war für unsere beiden jungen Leute weit minder angenehm, als gewöhnlich. George war unruhig und ängstlich und suchte jede Gelegenheit zu benutzen, um sich mit Anstand zu empfehlen, ward aber von Sir Cadwallader immer wieder geschickt und ohne daß einem Andern der Anwesenden das Absichtliche auffallen konnte, zurückgehalten. Miß Ellen, die über

George's eigenes Benehmen sich wunderte, bemerkte bald, daß er auch gegen sie sich anders, als bisher, zu betragen suche und sann fortwährend darüber nach, wie sie sich diese Veränderung erklären sollte. Sie war eben so begierig nach einem offenen, ungestörten Gespräch mit George, als dieser ein solches mit dem General zu fürchten schien. Mit den allerentgegengesetztesten Gefühlen sahen daher die beiden Liebenden, — denn wie sollen wir sie wohl anders nennen? — die andern Gäste beim Diner sich nach und nach entfernen, bis zuletzt nur der General, seine Tochter und George im Zimmer zurückblieben. Als dieses endlich der Fall war, trat eine augenblickliche Pause ein, wie sie gewöhnlich einer Erklärung vorauszugehen pflegt. Endlich brach Sir Cadwallader das Stillschweigen, indem er sagte:

— Ich glaube also annehmen zu dürfen, Master Medway, daß Sie die Bemerkung, die ich während des Diners über die Krankheits-Atteste gemacht, vollkommen begriffen haben. . . Wenigstens schien dies die plötzliche Röthe Ihres Gesichtes anzuzeigen.

— Ew. Excellenz, stammelte George.

— Ich habe erfahren, daß Sie, gesund und stark, wie Sie es sind, und mit einer Leber, die so kräftig ist, wie die eines Elephanten, um eines jener nichtsnutzigen ärztlichen Zeugnisse nachgesucht haben und daß . . . .

— Ich wage es, Ew. Excellenz die Versicherung zu geben, antwortete George, der sich ein wenig gesammelt hatte, daß ich durchaus unfähig bin, Jemanden zu hintergehen und daß . . . . .

— So! da soll sich nun einmal Jemand herausfinden. Sie sind durchaus unfähig, Jemand zu hintergehen und doch gehen Sie, obgleich völlig gesund, zum Doctor, stellen sich dort krank und verlangen, er solle Ihnen die Mittel an die Hand geben, um zugleich Ihre Pflicht und diejenigen Personen im Stiche zu lassen, die es gut meinen mit Ihnen.

Ellen, die sich schon vom Anfang an bei diesem Gespräche nicht sehr behaglich gefühlt hatte, fing jetzt an unruhig ihren Platz zu verlassen, um aus dem Zimmer zu gehen, gleich als wäre sie bei einer solchen, dem Anscheine nach rein dienstlichen Unterhaltung überflüssig. Der General aber, der seine Tochter auch nicht einen Augenblick unbeachtet gelassen hatte, sagte:

— Bleiben Sie, Miß, bleiben Sie hier, um zu hören, was Master George zu seiner Rechtfertigung angeben kann.

— In Wahrheit, lieber Vater . . .

— In Wahrheit, Miß, unterbrach Sir Cadwallader seine Tochter, wollen Sie daran denken, daß ich hier zu befehlen habe und wollen Sie meinen Offizieren gefälligst nicht mit dem Beispiele des Ungehorsams vorangehen. Ich bitte Sie, nehmen Sie Ihren Platz wieder ein. Und Sie, Master George, da Sie sich auf einige Zeit zu entfernen wünschten, warum wandten Sie sich nicht offenherzig an mich? Seien Sie nun wenigstens in Ihrer Antwort aufrichtig, Sie wissen, daß ich die Schleichwege nicht liebe. . . . Nun!

— Es ist mir unmöglich, erwiederte George, meinen Fehltritt durch irgend eine Entschuldigung oder Erklärung in Ihren Augen zu mildern. . . . Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie mein Benehmen leichtsinnig und undankbar nennen, wenn Sie mich eines Mangels an Freimuth und Vertrauen anklagen, daß ich mich an den Doctor gewandt habe. . . Aber, Ew. Excellenz, ich kann nicht . . . . ich kann nicht länger hier bleiben.

— Wie aber, wenn ich Sie nun auch durchaus nicht entbehren kann? sagte der General.

— Meine schwachen Dienste können doch Ew. Excellenz nicht von solcher Wichtigkeit sein. . .

— So? Woher wissen Sie denn das so sicher, Herr Secretariats-Gehilfe? Und dann, zugegeben, ich sollte Sie entbehren können, . . . sehen Sie sich nur einmal hier die junge Dame an, die uns zuhört, . . . glauben Sie, daß diese derselben Meinung sein wird?

— O, liebster Vater, sagte Ellen zitternd, ich . . . ich wünsche durchaus nicht, mich einzumischen.

— Wirklich? Nicht einmischen! Gott segne Sie, Miß, aber da vergessen Sie es nun wieder, wie sehr ich den Freimuth liebe. Nun läugnen Sie, so viel Sie wollen; aber ich bin auch jung gewesen und erinnere mich der Zeit noch zu wohl, als daß Sie mich sollten täuschen können, wie klug Sie sich auch immer anstellen mögen... Nun, um es Euch gerade heraus zu sagen, Du liebst George und George liebt Dich.

— Vater! rief Ellen.

George sagte kein Wort; aber an seiner Haltung konnte man

sehen, daß er in diesem Augenblick wünschte, die Erde möchte sich unter ihm aufthun und ihn verschlingen. Der General ergötzte sich noch einen Augenblick an der Verlegenheit der beiden jungen Leute, dann sagte er:

— Nun seht, Ihr wagt mir nicht zu widersprechen. Aber es ist auch kein Unglück dabei. . . Als ich George's Geschichte erfuhr, versprach ich mir selbst, ich wollte ihm den Rang in der Welt wiedergeben, für den er geboren war. Ich führte ihn in mein Haus, in meine Familie ein. . . . Nun habt Ihr Einer für den Andern Liebe empfunden. . . Wenn das ein Fehler ist, wessen ist die Schuld? Mein. Aber weshalb sollte es ein Fehler sein? Als ich Deine selige Mutter kennen lernte, Ellen, was war ich? Ein armer Unteroffizier, der Sohn eines kleinen Krämers in Glocester, während sie eine reiche Erbin war! Freilich muß ich sagen, war ich kühner, als Master George; ich wagte es, sie zu lieben und ihr meine Liebe zu gestehen; dafür ward ich aber auch von ihr wieder geliebt und gelangte fortan zu dem Glück, sie zu heirathen, und Dank ihrem Vermögen stieg ich bald und rasch aus den unteren Graden aufwärts. Ohne sie wäre ich vielleicht heute noch ein armer, alter Infanterie-Lieutenant oder höchstens ein Capitain und müßte mich mit Recruten-Einexerciren plagen, während ich nun Baronet bin und hier an Königs Statt als Oberbefehlshaber lebe. Alles, was ich bin, verdanke ich also, nächst der göttlichen Vorsehung, dieser geliebten Gattin, der Mutter dieses Kindes, und dessen Glück geht mir über Alles. . . . Ihr Benehmen, Master George, war stets ehrenwerth und ich liebe und achte Sie um dessentwillen nur noch mehr. Ich habe recht gut begriffen, weshalb Sie abreisen wollten; aber das braucht nicht zu geschehen und es soll auch nicht. Sie werden nicht abreisen. Wenn meine Ellen thöricht genug ist, die Vorliebe ihres Vaters zu theilen und einen Fähndrich zum Gatten annehmen will, der keinen Shilling außer seiner Löhnung hat, wer kann dann etwas gegen die Sache einwenden? Je mehr ich es mir überlege, desto klarer sehe ich ein, daß mir nichts Anderes übrig bleibt, als zu wollen, was sie selbst will, und das besonders um meiner Liebe willen zu der, die ihre Mutter war.

— Mein Vater! rief Ellen.

— Schweig, mein Kind, sprich kein Wort, entgegnete Sir

Cadwallader; treib keine unnütze Coquetterie. Ich kann mir freilich denken, daß Du diese Katastrophe etwas militairisch finden wirst und daß Du Dich nicht so auf die erste Aufforderung hin würdest ergeben haben; aber ich bin nun einmal ein alter Soldat und gehe als solcher gerade aus auf mein Ziel los. Wohlan, George, treten Sie näher, ich spreche in vollem Ernst. . . Ergreifen Sie ihre Hand, mein braver junger Mann; Sie sind ein zu guter Sohn gewesen, als daß Sie nicht auch ein guter Gatte sein sollten. Das ist wenigstens meine feste Ueberzeugung.

— Aber, lieber Vater, sagte Miß Ellen, indem sie von ihrem Stuhle aufstand, ich . . .

— Wie? Aber. Was soll das Wort bedeuten? Sollte ich mich getäuscht haben? Solltest Du George nicht lieben? . . . Nun dann nimmt freilich die ganze Sache eine andre Wendung . . . Dann habe ich einen groben Mißgriff gethan, für den ich Euch beide um Verzeihung bitten muß. Sprechen wir dann von etwas Anderem.

— Nein, das wollte ich nicht gerade antworten, lieber Vater, sagte Ellen, die in ihrer Verwirrung froh war, daß ihr Vater sie in ihrer Antwort unterbrochen hatte und die nun, in Thränen ausbrechend vor Gemüthsbewegung, sich dem General in die Arme warf und ihr Köpfchen auf seine Schulter sinken ließ.

— Treten Sie näher, George, wiederholte Sir Cadwallader und empfangen Sie Ihre Braut aus den Armen ihres Vaters. Ich weiß besser als Sie selbst, was in Ihrem Herzen vorgeht. Sie ist nun Ihr. . . . Aber, Gott verzeihe mir, nun hat die Thränenansteckung Sie auch erreicht und ich fürchte, daß wenn wir dieser Scene nicht bald ein Ende machen, es mir altem Soldaten auch nicht besser gehen wird. Keinen Dank, mein junger Freund. Ich weiß wohl, daß das Geschenk, das ich Ihnen mache, Sie zum Glücklichsten aller Sterblichen umwandelt und ich kenne Ihr Herz und weiß, daß Sie nicht undankbar sind. Aber mache ich nicht im Grunde mich selbst glücklich, indem ich Ihr und meiner Tochter Glück begründe? Ich bin kein Freund von langen Redensarten, und Thränen in den Augen eines graubärtigen Kriegers stehen übel, darum nehmt meinen Segen, liebe Kinder. Ich lasse Euch allein, damit Ihr Euch unter einander klarer verständigen könnt, als Ihr

es bisher zu thun gewagt. Nur will ich Euch noch vorher sagen, daß morgen die Plaudertaschen und Klatschmäuler der ganzen Präsidentschaft mit einem mitleidigen Achselzucken davon sprechen werden, daß der alte General eine Dummheit begangen hat, indem er das Glück seiner Tochter höher anschlug, als die Befriedigung seiner Standeseitelkeit. Und nun guten Abend, meine Kinder, guten Abend.

Und ohne ihre Antwort abzuwarten, schritt Sir Cadwallader aus dem Zimmer und ließ das frischbackene Brautpaar allein.

Die beiden jungen Leute wußten Anfangs nicht, träumten oder wachten sie. Ellen, in ihrem jungfräulichen Zartgefühl etwas verletzt und überrascht von diesem so unerwarteten Ausgange, war noch nicht im Stande, sich ihre eigenen Empfindungen klar zu machen und als sie ihre Augen wie fragend erhob und George's Blicken begegnete, da errötheten ihre Wangen noch mehr. Bald aber hörte all ihr Schwanken auf und sie vermochte nicht länger dem Zuge ihres eigenen Herzens zu widerstehen, als der glückliche Günstling ihres Vaters, der auch keine Worte fand, um seine Gefühle auszudrücken, sie warm und herzlich an seine Brust drückte. Gerade in diesem Augenblicke aber gingen Major Mopes, der Secretair des Sir Cadwallader, und Capitain Narcissus Fripps, der Flügeladjutant des Generals, auf der Verandah (Gallerie) vorüber, nach der sich alle Thüren und Fenster des Speisesaals öffneten, in dem sich die beiden jungen Leute gerade befanden.

Die Scene zärtlicher Herzensergießung, deren unfreiwillige Zeugen der Major und der Adjutant geworden waren, machte auf die beiden Herren einen ganz verschiedenen Eindruck. Major Mopes suchte sofort in seinem Kopfe die Mittel, George und Ellen vor den Folgen ihrer eigenen Verirrung zu retten, während der Capitain sich ein kleines Complot aussann, wie er dem General Alles auf eine solche Art offenbaren könne, daß er George stürze und sich selbst die Erbschaft seiner Gunst sichere. Der mitleidige Capitain Fripps begab sich daher sogleich nach der Caserne und berief seinen vertrauten Freund, den Fähndrich Honeyman zu sich, damit er ihm

mit gutem Rathe beistände. Das hieß nun Miß Ellen's gutem Ruf schon einen harten Stoß versetzen. Der Fähndrich Honeyman, der unzertrennliche Freund des Capitain Fripps, theilte ganz und gar seine Meinung, man müsse diese Gelegenheit benutzen, um George, diesen Emporkömmling, der sich in das Vertrauen und die Gunst des Generals eingeschlichen habe, gänzlich zu vernichten. Sie kamen daher überein, daß der Capitain gleich am andern Morgen dem Sir Cadwallader einen vertraulichen Bericht abstatten solle.

Kaum verkündete daher die Morgenkanone den Beginn des Tages, so sprang Capitain Narcissus Fripps schon von seinem Lager auf und setzte sich in Bewegung. Bald kam nun auch die Stunde heran, da ihn sein Dienst zum General berief, und da sie beide die gewöhnliche Morgenrunde um alle Posten zu machen anfingen.

Nichts aber ist zu einer vertraulichen Mittheilung unbequemer als ein Spazierritt, möge man nun im Schritt, im Trab oder im Galopp reiten. So war denn auch Capitain Fripps gezwungen, seine Mittheilung zu verschieben, bis etwa nach einem halbstündigen Ritt Sir Cadwallader sein Pferd anhielt und seinem Adjutanten vorschlug, von den Pferden herab und auf einen kleinen Hügel hinauf zu steigen, von dem aus man eine sehr schöne Ansicht Bombay's genoß. Miß Ellen hatte von dieser Ansicht eine Skizze gezeichnet und so bot sich dem Capitain eine treffliche Gelegenheit dar, das Gespräch auf sie und seine Mittheilung zu lenken.

— In Wahrheit, sagte der General, ich sehe eben, daß die Zeichnung meiner Tochter ganz vollständig ist. . Haben Sie Ellen begleitet, Capitain, als sie diese Ansicht aufnahm.

— Nein, Ew. Excellenz, versetzte Fripps; ich würde mich sicherlich nicht unterfangen, junge Damen auf ihren Landpartien zu begleiten. Ich bin nicht derjenige, der sich eine solche Zudringlichkeit erlauben würde.

— Sprechen Sie mit irgend einer bestimmten Absicht, Capitain? Sind Ihre Worte nur eine gewohnte Redensart, oder wollen Sie damit zufällig auf Ellen angespielt haben?

— Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich es Ew. Excellenz sagen

soll; und doch muß ich Ihnen das mittheilen, was Ihnen nicht verborgen bleiben darf.

— In diesem Falle, Master Fripps, sprechen Sie rasch, ich bitte Sie, sagte Sir Cadwallader, ungeduldig.

— O, General, ich kann Ihnen, worum es sich handelt, nicht ohne einiges Zaudern sagen, Sie werden selbst überrascht und von gerechtem Unwillen erfüllt sein; ich habe eine peinliche Pflicht zu erfüllen. . . Und doch müssen Sie ja Alles erfahren. . . .

— Wie? Haben Sie mir etwa irgend eine Rebellion, eine Verschwörung zu entdecken?

— Nein, Gott sei Dank, das nicht; es ist nichts, was den Dienst angeht. . . . Aber ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich es anstellen soll, um Ihnen einen solchen Bericht abzustatten.

— Aber von wem, oder wovon wollen Sie denn eigentlich sprechen?

— Das ist es ja gerade, was mich so in Verlegenheit setzt. . . Nein, man hat noch nie so etwas gesehen. . . Ich muß gestehen, daß ich ganzer zwei Stunden gebraucht habe, um mich von der Aufregung zu erholen, die es mir verursacht hat.

— Aber so reden Sie doch endlich, Capitain!

— Es ist mir rein unmöglich, General, die Sache in allen ihren Einzelnheiten zu erzählen, aber so viel kann ich sagen, daß . . . . Master George, . . . daß man behauptet, daß Master George . . . Ihr Fräulein Tochter . . .

— Nun was ist's mit Master George und meiner Ellen? frug der General, der zwar von dem eigentlichen Vorfall nichts wußte, der aber schon früher wahrgenommen hatte, daß George gerade kein Liebling des Capitain Fripps war.

— Nun, man sagt, daß er sich Miß Ellen allzu zudringlich mit seinen Vertraulichkeiten macht.

— Weiter nichts, Capitain? Ich glaube, daß wenn weder ich, noch meine Tochter finden, daß Master George's Benehmen zudringlich oder allzu vertraulich ist, Niemand meiner Tochter irgend etwas Unrechtes zumuthen wird?

— Ich bin weit entfernt, Miß Ellen anzuklagen, Ew. Excellenz, und ich wage auch nicht in Gedanken, mir nur den leisesten Tadel gegen sie zu erlauben. Ich spreche nur von Master George

und auch da sage ich es Ew. Excellenz nur ganz leise und weil wir vollkommen allein sind; aber . . . er ist so ungestüm . . . .

— Aha, nun fange ich an zu begreifen; aber wann haben Sie denn etwas gesehen, was Ihnen so anstößig vorkommt?

— Ich habe keinen Augenblick Zeit verloren, um Ew. Excellenz davon in Kenntniß zu setzen; es war gestern Abend zwischen neun und zehn Uhr.

— So, rief der General, den dieses Datum vollkommen beruhigt hatte. Was Sie gesehen haben, ist also wohl ein höchst strafbarer Act gewesen? . . Sollten Sie etwa, Capitain, sie zufällig ganz allein mit einander, in jener Lage getroffen haben, welche die Romanschreiber eine interessante Situation*) zu nennen pflegen?

— Ja wohl, General, ganz wie Sie sagen. . . Ich habe sie in einer Lage gesehen. . . . Ich will nichts Unehrenhaftes damit bezeichnet haben. . . Aber, wenn ich denke, daß ein Mensch, den Ew. Excellenz mit Wohlthaten überschüttet haben, sich untersteht . . .

— Genug, Capitain, genug, ich verstehe Sie und danke Ihnen für Ihre zärtliche Aufmerksamkeit und Ihre Sorgfalt wegen des guten Rufes meiner Tochter. Doch beschäftigen wir uns jetzt einen Augenblick mit dieser Aussicht.

— Nun, hat man schon je einmal ein solches Benehmen von einem Vater gesehen? sagte Fripps zu sich selbst. Und da er nicht glauben konnte, daß der General in seinem Innern wirklich so gleichgiltig gegen die Sache sei, als er sich anstellte, so fuhr er in seinem oben angefangenen Satze fort, indem er sagte:

— Wenn ich bedenke, daß ein so unbedeutender Mensch, der o gar nichts hat, wie dieser George . . . .

— Es scheint mir wahrhaftig, daß man die Sache gar nicht besser machen konnte, sagte der General, der die Hand schirmartig vor die Augen gehalten hatte, um besser sehen zu können.

— Besser machen? Was? wiederholte Fripps und trat dem General näher.

— Ich spreche von der letzten Zeichnung meiner Tochter, von

*) D. h. eine Umarmung, wofür die Prüderie der englischen vornehmen Welt den oben erwähnten Ausdruck braucht.

derjenigen, welche diese wunderschöne Landschaft darstellt. Oder sollten Sie hierin nicht meiner Ansicht sein, Capitain?

Der Capitain sah den General mit einer vor Staunen und Ueberraschung ganz sonderbaren Miene an und machte sich innerlich Vorwürfe darüber, daß er selbst sich immer so delicat benommen habe gegen die einzige Tochter eines so nachsichtigen Vaters, gegen die reiche Erbin eines Generals, der sich so rasch zu einem Entschlusse bequemte, da es doch die Wahl seines Eidams galt. Bald aber ward er in seiner früheren Ueberzeugung, der General nehme nur den äußerlichen Schein der Gleichgiltigkeit an, wieder bestärkt, da dieser von selbst das Gespräch wieder auf die Mittheilung des Capitain Fripps zurücklenkte und diesen frug:

— Also, Capitain, Sie haben meine Tochter und meinen Secretariatsgehilfen in einer „interessanten Situation" überrascht? Wie ging das eigentlich zu?

— Auf mein Ehrenwort, Ew. Excellenz, antwortete Fripps, hoch erfreut, daß man ihn um die Details befragte, auf mein Ehrenwort, ich bin lediglich durch einen Zufall dazu gekommen. Ich hatte mit dem Fähndrich Honeyman ein Glas Punsch zusammen getrunken und war eben im Begriffe, in's Commandantschafts-Hôtel mich zu begeben, da traf ich an der Thüre Major Mopes und wir stiegen nun zusammen nach unsren Zimmern hinauf. Als wir auf der Verandah gerade an den Fenstern des Salons vorüber gingen, bemerkte ich ....

— Daß Master George meine Tochter umarmte? Nicht wahr? ... Nun ganz vortrefflich, ich werde die Sache nach dem Frühstücke in Ordnung bringen. Jetzt wollen wir wieder zu Pferde steigen und unsere Runde beendigen.

Man denke sich, wie unangenehm überrascht sich Fripps fühlen mußte, als er eine so zarte Mittheilung mit solcher Kälte aufgenommen sah. Angenehmer war Major Mopes überrascht worden. Diesen hatte nämlich der Auftritt, dessen Zeuge er gewesen, im Grunde der Seele wahrscheinlich noch tiefer verdrossen, als den eigennützigen, nur mit seinem lieben Selbst beschäftigten Capitain Fripps. Aber da er gegen den strafbaren Verführer wohlwollender gesinnt war, als der Capitain, so hatte er George aufgesucht und von ihm eine Erklärung verlangt. Dieser, der von seinem unverhofften Glücke

noch ganz berauscht war, hatte sich anfangs einen Augenblick an dem traurigen Ernst seines Freundes ergötzen wollen, indem er sich anstellte, als verstände er ihn nicht. Als er aber sah, daß der brave Major den Scherz nicht zum Besten angebracht fand, da erzählte er ihm die ganze Wahrheit und hatte ihn, um ihn von der Wirklichkeit dieses wunderbaren Ausganges seiner schüchternen Liebesbewerbung zu überzeugen, bei Miß Ellen als Frühstücksgast eingeführt, indem er diese letztere dabei mit dem Titel „Braut" anredete. Der Major wünschte seinem jungen Freunde und der Tochter des Generals aufrichtig Glück und gestand ihnen, er würde minder beunruhigt gewesen sein, hätte nicht ihre zärtliche Abschiedsscene von gestern Abend noch einen zweiten Zeugen an Capitain Fripps gehabt, doch, fügte er hinzu, er wolle hoffen, derselbe werde, wie gewöhnlich, von seiner Affenliebe zu sich selbst dermaßen in Anspruch genommen gewesen sein, daß er Nichts bemerkt haben werde.

So fand denn der General, der bald darauf mit Capitain Fripps als Frühstücksgast heimkehrte, schon einen solchen in Major Mopes vor. Man nahm Platz; der General und seine Tochter auf ihren gewöhnlichen Plätzen, George, dem Fripps, ehe man sich setzte, freundschaftlich die Hand gedrückt, neben Miß Ellen, und Major Mopes mit seinem unerschütterlich ernsten Gesicht geradeüber von Capitain Fripps.

Bald konnte dieser nicht umhin, einen fortwährenden Austausch bedeutungsvoller Blicke zwischen den vier andern Gästen zu bemerken, der um so auffallender ward, da auch das gewöhnlich traurige Gesicht des Majors von Zeit zu Zeit durch einen Ausdruck erleuchtet ward, der einem Lächeln ziemlich ähnlich sah. Der General sah stets auf George, George dagegen betrachtete Ellen und diese, welche sich hin und wieder den Schein gab, als wolle sie George andeuten, er solle seine auf ein gegenseitiges Einverständniß hindeutenden Blicke einstellen, ward purpurroth.

Mitten unter diesen Leuten, die offenbar in so guter Eintracht mit einander lebten, fing der Capitain an, sich bald sehr unbehaglich zu fühlen, da es ihm klar ward, daß er nicht mit im Vertrauen sei. Uebrigens sprach man wenig und es schien auch keiner der anwesenden Gäste sehr geneigt, das Stillschweigen zu brechen. Der Angeber von George's Verbrechen hegte die feste Ueberzeugung, der General habe vollkommen Zeit gehabt, seiner Tochter vor dem Frühstück den Text zu lesen. Das aber konnte er sich nun wieder nicht mit der Erlaubniß zusammen reimen, die Miß Ellen George gegeben hatte, sich neben sie zu setzen und stets mit Artigkeit das Wort an sie zu richten, als wäre seit gestern Abend gar nichts Neues vorgefallen. Endlich dachte sich der Capitain:

— Aha, nun hab' ich's heraus. Ich sehe, der General will

auch in seinem Hauswesen wie ein Politicus handeln; er will allen Lärm und Scandal unterdrücken und nimmt daher den Schein an, als wüßte er nichts von der Impertinenz des Herrn Secretariatsgehilfen. Anstatt ihm seine Entlassung zu geben, was Aufsehen erregt haben würde, wird er sich seiner wahrscheinlich auf unverfängliche Weise entledigen, indem er ihm irgend eine Mission auftragen wird, die ihn weit weg entfernt. Ich habe wie ein großer Thor gehandelt, daß ich den General wider seinen eigenen Willen in Zorn bringen wollte; aber ich werde die erste Gelegenheit, die sich mir bietet, sicher zu benutzen wissen, um ihm zu sagen, daß ich ihn verstanden habe, und daß ich nicht minder verschwiegen und discret bin, als er selbst, sobald es sich um die Ehre und die Ruhe einer hochstehenden Familie handelt.

Dieser Gedanke befriedigte die Eigenliebe des Capitains und hatte zur Folge, daß er sich geduldig darein ergab, daß sein Rapport von heute Morgen scheinbar so geringe Wirkung gemacht habe. Er lächelte im Stillen über George's Zuversichtlichkeit und doch drängte es ihn, sich noch einmal mit dem General allein zu befinden, damit er alle seine Zweifel aufklären könne. Mit dem größten Vergnügen sah er daher nach dem Frühstück Ellen, den Major und George Einen nach dem Andern das Speisezimmer verlassen, so daß der General endlich mit ihm allein blieb, gleichsam als ob er den Wunsch seines Adjutanten geahnt hätte und ihm nun die so sehr ersehnte vertrauliche Audienz geben wolle. In der That sagte auch Sir Cadwallader, sobald er sich mit dem Capitain allein befand:

— Nun, Master Fripps, ich wette, daß Ihnen mein Benehmen sehr sonderbar vorgekommen sein wird.

— Nein, Ew. Excellenz, ich finde es im Gegentheil sehr weise und vorsichtig und vollkommen würdig des reifen und wohlüberlegenden Charakters Ew. Excellenz.

— Ich bin erfreut über Ihren Beifall, Master Fripps. Aber wie haben Sie den Entschluß erfahren können, den ich erst heute Morgen gefaßt habe, in der Zeit, die zwischen unsrem Nachhausekommen und dem Frühstück mit dem Umkleiden verging?

— Ich habe ihn natürlich nur errathen können, Ew. Excellenz; aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich Ihr Stillschweigen dahin verstehe, daß Sie entschlossen sind, Master George nichts wissen zu lassen und sich seiner bei der ersten Gelegenheit zu entledigen, um alles Aufsehen zu vermeiden.

— Das Aufsehen vermeiden? Wie ist das bei einer Angelegenheit möglich, von der zwei bis drei Personen unterrichtet sind?

— Ich schwöre Ew. Excellenz, daß ich nie auch nur ein Wort davon werde verlauten lassen. Es handelt sich ja um Miß Ellen und ich weiß recht gut, welchen Scandal eine Indiscretion meiner-

seits verursachen würde. Meine Pflicht Ew. Excellenz gegenüber und meine Achtung vor der Tochter meines Generals reichen hin, um meinen Mund für ewig zu verschließen. Wenn nicht Major Mopes . . .

— Nein, auf dessen Stillschweigen könnte ich bauen, aber der Fähndrich Honeyman, dem Sie einen Bericht zuerst abgestattet haben, den ich zuerst erfahren mußte. Darum sehen Sie, Capitain, hab ich mich kurz dazu entschlossen, meine Tochter eine Mrs. Medway werden zu lassen. Ihnen übrigens glaube ich einen Gefallen zu erweisen, wenn ich Sie Ihrer Stelle als Adjutant bei mir entbinde und Ihnen erlaube, zu Ihrem Regimente zurückzukehren; denn es müßte Sie nun in Verlegenheit setzen, wenn Sie sich vor Miß Ellen zeigen sollten.

Mit diesen Worten empfahl sich Sir Cadwallader und ließ den Capitain allein mit seiner Beschämung und seiner unnützen Wuth gegen den Verräther Honeyman, der sich auch einen Stein im Brett beim General zu erwerben gehofft und, obgleich er seinem Freunde strenges Geheimniß zugeschworen, doch ebenfalls dem General seinen Bericht gemacht hatte. Ein Diener des Generals, der eintrat, um den Capitain zu fragen, wohin seine Sachen geschafft werden sollten, zeigte ihm, daß der Beschluß des Commandanten unwiderruflich sei und sofort seine Ausführung erhalten solle. Er mußte sich also in sein Schicksal ergeben, versprach sich jedoch Rache. Zum Unglück überreichte ihm der Diener auch noch ein Billet des Generals, worin ihm derselbe auf's strengste verbot, sich mit Honeyman zu duelliren.

Bei Tische frug Miß Ellen, die von der ganzen Sache nichts erfuhr, nach dem Capitain, dessen Abwesenheit ihr auffiel, und als sie hörte, daß er nicht mehr Adjutant sei, schenkte sie ihm eine Phrase des Bedauerns, deren Ausdrücke aber allzu höflich waren, als daß sie George hätten zu beunruhigen brauchen. Bald war auch Capitain Fripps um so rascher vergessen, da George als Adjutant an seine Stelle kam.

Daß die Verlobung der Miß Ellen mit George Medway bald das allgemeine Stadtgespräch in Bombay ward und daß man über das Unerhörte einer solchen Verbindung nicht wenig sprach, das werden unsre Leser wohl leicht begreiflich finden. Bald aber trugen die Freunde des Secretariats-Gehilfen den Sieg über seine Neider davon und die öffentliche Meinung der Präsidentschaft sprach sich endlich vollkommen zu Gunsten des Generals aus, so daß die beiden Liebenden, als sie einige Wochen später vor den Altar traten, sich nur von wohlwollenden, fröhlichen Gesichtern umgeben sahen.

Der Ruf einer Frau.

Novelle

von

Gustav Hecker.

Wenn man in einer Stadt eine Person findet, von der Jedermann Böses sagt, so kann man fest überzeugt davon sein, daß diese Person irgend eine große Eigenschaft besitzt, um derentwillen der Neid sich an ihr rächt. Weiß.

Es sind jetzt zehn Jahre her, daß ein Onkel von mir eines Abends nach seinem Abendbrod einen Cholera-Anfall bekam und in derselben Nacht starb, ohne daß er testamentarisch hatte über sein Vermögen verfügen können. Ich kannte ihn nicht, denn er wohnte in den Rheinprovinzen des Königreichs, und mein verstorbener Vater und er, obzwar leibliche Brüder, hatten, in Folge eines Zwistes in ihrer Jugend, ihr ganzes weiteres Leben lang in keiner Verbindung mit einander gestanden. Ich war damals ein armer Teufel von Musiker, der zwar das Glück gehabt, einen erträglichen Operntext von einem Universitätsfreunde zu erhalten, der aber nicht stark genug war, den Opern und Operetten der französischen und italienischen Componisten das Monopol der deutschen Bühnen streitig zu machen, und ich war daher froh, durch Stundengeben meine Existenz in der Hauptstadt fristen zu können. Nun stelle man sich mein Erstaunen vor, als ich eines Abends beim Nachhausekommen einen Brief mit dem Postzeichen einer kleinen rheinischen Stadt vorfand, dessen Inhalt ich dreimal durchlesen mußte, ehe ich an denselben zu glauben vermochte. Der Brief war nämlich vom Notar des Wohnortes meines ohne Testament verstorbenen Vaterbruders, und ich, als der einzige Erbe, ward somit ein reicher Gutsbesitzer mit einem Ver-

wenn Sie wünschen, so werde ich die Ehre haben, Ihnen denselben . . . .

Herr Säckler war bei diesen Worten schon aufgestanden. Ich that aber seinem Diensteifer Einhalt.

— Wir haben ja vollkommen Zeit, sagte ich. Für den Augenblick, mein lieber Herr Notar, muß ich Ihnen ganz offen gestehen, ist es mir ein weit geringeres Bedürfniß, zu einem Advocaten, als vielmehr zu einem Gastwirth zu gehen. Ich habe die Nacht im Postwagen verbracht und dadurch einen solchen Appetit bekommen . . . .

— Aber, du lieber Gott, warum sagten Sie das nicht schon längst? Oder vielmehr, warum habe ich nicht selbst daran gedacht? . . . Madame Säckler! . . . Frau! . . . Cäcilie! . . . Madame Säckler! . . .

Der gute Notar war an die Thüre seines Arbeitszimmers getreten und ließ von da aus diese rasch auf einander folgenden Rufe die Treppe hinab ertönen, indem er seine Stimme dabei in fortwährender Steigerung bis zu den äußersten Grenzen eines schrillen Tenors erhob, aber in Intervallen, die meinen Ohren etwas ganz Neues waren. Glücklicher Weise machte die Erscheinung der Madame Säckler dieser fistulirenden Tonleiter ein Ende.

— Meine Frau, Herr Berthold, der junge Herr Berthold, der so eben aus Berlin mit der Post angekommen ist und noch nicht gefrühstückt hat, — so stellte der Notar mich seiner Ehehälfte vor.

— Ach, mein Herr Jesus! rief nun ihrerseits Frau Säckler und rasch, wie der Blitz, eilte sie in die Küche hinab.

Ich versuchte, mich dieser Beschlagnahme meiner Person, die mir etwas zu willkürlich schien, zu entziehen, und fing an, Complimente zu machen, als wäre ich ein geborener Kotzebue'scher Kleinstädter; aber alle meine Mühe war vergebens: ich war mit Leib und Seele das Eigenthum des Herrn Säckler geworden. Ich mußte mich also in Geduld ergeben und obgleich ich schier vor Hunger verging, doch eine ganze Stunde warten, bis Madame Säckler ihre Vorbereitungen zu einem Gabelfrühstück beendet hatte. Endlich, — ich war nahe daran, ohnmächtig zu werden, — endlich erschien der Laufbursche des Notars und kündigte an, das Frühstück sei aufgetragen.

Ich kann jedoch nicht umhin, dem Leser das Geständniß zu machen, daß, so sehr auch mein Magen mich gepeinigt hatte, ich dennoch meine Leiden aus Eitelkeit mit heroischer Resignation und ohne sie einem sterblichen Auge kund zu geben, ertragen hatte. Es war etwas so Neues, so Ungewöhnliches für mich, mit zuvorkommender Aufmerksamkeit behandelt zu werden. Diese tausend kleinen mittelbaren Schmeicheleien, welche bei jeder Gelegenheit dem reichen Manne gemacht werden, waren für mich ein Genuß, den ich noch nicht kannte. Ich hörte die Köchin von der Hausfrau Das und Jenes verlangen, ich hörte, wie die Dienstboten rasch im Hause hin und her gingen, die Thüren und Schränke aufrissen und eilig lärmend zuschlugen; all dieser Tumult, durch den hindurch die etwas kreischende Stimme der Hausfrau zu meinen Ohren drang, belehrte mich, daß, wenn man mich auf das Frühstück warten lasse, dies nur deshalb geschehe, damit es eines Mannes von meiner Bedeutung würdig werde.

Das Frühstück war auch eine Schmeichelei und zwar eine übertriebene; denn es waren nur vier Couverts gelegt, während mit echt kleinstädtischer Verschwendung für wenigstens doppelt so viel Personen aufgetragen wurde.

— Herr Berthold müssen schon so gütig sein und entschuldigen, wenn es etwas knapp ist, sagte Madame Säckler mit jenem stolzbescheidenen Tone eines Künstlers, der mit seinem Werk zufrieden und seines Effectes sicher ist. Wir waren nicht vorbereitet und in so kurzer Zeit . . . Und dann, in unsrer kleinen Stadt kann man nicht, wie in der großen Hauptstadt, so rasch Alles haben, was man gerade braucht.

— O, ich bitte, Madame, . . . rief ich, mit einer Verbeugung, und bei dem Anblick der übervollen Schüsseln ganz verwirrt durch den Ausdruck knapp, dessen sich die Dame bedient hatte; ich suchte noch vergebens im Grunde meiner Bouillontasse nach einem Compliment, das für den Augenblick paßte, — da übernahm der Notar selbst es, für mich zu antworten.

— Herr Berthold, meine süße Taube, ist zu geistreich, um nicht nachsichtig zu sein. Er weiß übrigens, daß man auf dem Lande keine Complimente macht.

Eine zweite schweigende Verbeugung meinerseits.

— Wo ist denn Cäcilie?

— Sie kommt sofort. Herr Berthold, fügte Madame Säckler, zu mir sich wendend, hinterlistig hinzu, Herr Berthold haben wahrscheinlich die Reise allein gemacht. Oder haben wir etwa die Abwesenheit Ihrer im Posthause gebliebenen Frau Gemahlin . . .

— Ich bin nicht verheirathet, Madame, antwortete ich in aller Unschuld.

Ein verstohlener Seitenblick, den die beiden Gatten mit einander austauschten, den ich aber im Spiegel gegenüber sah, belehrte mich, daß meine unbesonnene Antwort mich in die unangenehmste Lage versetzt hatte, in die man in einer kleinen Stadt gerathen kann; denn ich war nun ein Ehestands-Candidat, also die gesetzliche Beute, nach der alle Mütter ihre Angelhaken und Netze auswerfen konnten. Und diese Mutter mochte hierzu um so größere Lust haben, als sie selbst noch Ansprüche an's Leben zu machen schien und in ihrer zwar kaum der Kindheit entwachsenen Tochter eine Nebenbuhlerin fürchten mochte.

In diesem Augenblick erschien Fräulein Cäcilie. Sie war ein junges Mädchen von etwa sechzehn Jahren, groß und mager, aber jugendlich frisch. Ihre Erscheinung im Ganzen hätte keinen unangenehmen Eindruck gemacht, hätte nicht ihre Frau Mutter es für gut befunden, der Tochter um zehn Uhr Morgens einen vollständigen Ballanzug anlegen zu lassen.

— Unsre Tochter, Herr Berthold, sagte Madame Säckler.

— Unsre einzige Tochter, fügte der Notar mit besonders starker Betonung des Eigenschaftswortes hinzu.

— Unser Trost, unsre Freude, unser Stolz . . . .

Doch ich will die weiteren Details dieses Auftritts, in welchem ich nach und nach erfuhr, wie viel die Erziehung des Fräulein Cäcilie in der benachbarten großen Stadt gekostet, wie viel Preise sie davon getragen, wie viel Bewerber sich schon um ihre Hand einstellten u. s. w., — dies Alles will ich meinen Lesern nicht mittheilen, da nicht gleich mir sie zur Entschädigung für die dadurch verursachte Langeweile ein reichliches und gutes Frühstück zugleich mit dieser Erzählung erhalten. Ich selbst hatte auch nicht umhin gekonnt, den Ausdruck des Gelangweiltseins aus meinen Gesichtszügen zu verbannen, obgleich ich ihn unter dem Anschein eines ernsthaften

Nachdenkens zu verhüllen suchte. Noch schlimmer aber ward die Sache, als mich die Frau des Notars indirect wegen meines ernsten Aussehens stichelte und ich war froh, einen Vorwand in dem Proceß zu finden, von dem mir ihr Mann gesprochen hatte.

— Ich nehme all' Ihre Güte und Nachsicht in Anspruch, sagte ich; aber ich kann diesen Gedanken wirklich nicht aus dem Kopfe bekommen. Die Aussicht auf einen Proceß, so klein er auch ist, hat etwas Entsetzenerregendes für mich. Was soll ich thun? Ich habe selbst ein halbes Jahr Jura studirt und daher . . .

— Aber diese Angelegenheit mit Frau von Grunow! Du lieber Gott, darüber brauchen Sie durchaus nicht besorgt zu sein. Eine Wittwe ohne allen Einfluß, ohne Vermögen. Sie können des Gewinnstes sicher sein, Herr Schlechtermann zweifelt keinen Augenblick daran.

— Mag sein, ich möchte doch lieber einen Vergleich eingehen, und wenn diese Dame mir glauben wollte . . . . Sehen Sie, Herr Säckler, es hängt von Ihnen ab, mir einen großen Dienst zu leisten. Ich kann mich nicht unterstehen, mich so ohne Weiteres dieser Dame vorzustellen; aber Sie, der Sie dieselbe gewiß kennen, — denn in einer kleinen Stadt kennt ja Alles einander — Sie könnten die Güte haben, es so zu veranstalten, daß ich hier bei Ihnen mit dieser Dame zusammenträfe.

— Ja wohl, antwortete Herr Säckler, nur . . .

Doch seine keusche Ehehälfte erlaubte ihm nicht, seinen Satz zu vollenden, sondern höchst würdevoll von ihrem Sitze sich erhebend und ihrer ganzen Länge nach sich aufrichtend, sagte sie:

— Wie? Bei uns, Herr? Bei mir, diese Frau! Nein, das ist unmöglich. Ich habe eine Tochter, mein Herr, und eine Hausfrau, die auf Ehre hält . . . .

— Aber, meine süße Taube, . . . unterbrach sie schüchtern der gute Notar.

— Schweig, Säckler, schweig, sag' ich Dir. Du hast nicht die mindeste Idee von Dem, was der Anstand erfordert! Kann man eine solche Frau bei sich sehen! Eine Frau, von der die ganze Stadt spricht, und deren Ruf mehr als zweideutig! . . . Nein, meine Herren, nie, wenigstens nicht, so lange ich auf dieser Welt sein werde, soll Frau von Grunow einen Fuß in dieses Haus setzen

Dabei hatte denn die Sache ihr Bewenden, da der Notar mich mit einem zerknirschten Blick ansah, dessen offenbare Bedeutung war: Sehen Sie, es ist nicht meine Schuld.

Herr Schlechtermann war ein Mann von höchstens sechs und dreißig Jahren, groß und starkgebaut, dick und fett, krauses Haar, breiten Backenbart, grobe Nase, dicke Lippen; Alles an ihm war aus dem Groben gehauen, und seine Höflichkeit noch mehr, als alles Andre. Denn ich fühlte gleich im ersten Augenblick, daß sie nicht mir, sondern meinem Gelde galt; er gehörte daher auch zu den wenigen Menschen, die mir gleich beim ersten Anblick vollkommen mißfielen. Er hatte übrigens seine Clientel von demjenigen Advocaten übernommen, dem mein seliger Oheim, als er sich zur Ruhe setzte, die seinige übergeben hatte.

— Ich habe Sie mit lebhafter Ungeduld erwartet, Herr Berthold, sagte er nach den ersten Complimenten zu mir, denn es war hart für mich, mein Mandat plötzlich erloschen und mich dadurch in einer Angelegenheit aufgehalten zu sehen, die so schön im Gange war. Da Sie aber hier sind, so ist Nichts verloren. Wir wollen sofort bei Gericht um einen neuen Termin einkommen und ich verspreche Ihnen, daß binnen Kurzem . . .

Die Augen des Advocaten funkelten bei diesen Worten gleich denen einer Hyäne, die im Schatten der Nacht einen Leichnam durch den Geruch herausgeschnüffelt hat. In seiner Stimme, in seinem Lächeln lag ein Ausdruck gemeiner und feiger Bosheit, die mich empörte, und ich war nahe daran, ihm ziemlich hart zu antworten. Ich hielt jedoch an mich und sagte mit Ruhe, ich wünschte, ehe ich den Proceß weiter verfolgte, die Sache erst von Grund aus kennen zu lernen.

— Das soll nicht lange dauern, erwiederte er. Und in der That hatte er mir auch bald dargethan, daß der Proceß, wie der Notar Säckler sich ausgedrückt, von einer Meisterhand eingeleitet war, und ich erkannte, daß die arme Wittwe rettungslos verlieren mußte.

— Das ist gut, sagte ich. Meine Stellung in diesem Proceß

ist klar. Das Recht scheint auf meiner Seite zu sein. Aber ist auch die Billigkeit auf meiner Seite? Sehen Sie, Herr Schlechtermann, ich muß Ihnen gestehen, daß ich in diesem Punkte einige Zweifel hege. Glauben Sie, daß Frau von Grunow nicht sollte einen Vergleich eingehen wollen?

Bei dem Worte Vergleich ward Herr Schlechtermann abwechselnd bleich und zornroth.

— Wollen Sie sich die Sache gefälligst reiflichst überlegen, Herr Berthold. Ihr seliger Onkel hielt viel auf diese Sache, nicht um den Werth des streitigen Gegenstandes, sondern weil seine Eigenliebe, ich kann sagen seine Ehre, darein verwickelt war. Durch einen Vergleich würden Sie seinem Andenken eine Schmach anthun.

— Behüte mich Gott dafür. Aber mein Onkel war ein Mensch, kann sich also geirrt haben und, diesen Fall angenommen, glaube ich sein Andenken nicht besser ehren zu können, als indem ich seinen Irrthum wieder gut mache. Worum handelt es sich denn übrigens? Um einen Vergleich. Wenn zwei Gegner einen Vergleich mit einander eingehen, so geschieht es eben, weil Jeder von ihnen im Rechte zu sein glaubt.

— Sie haben wahrscheinlich Frau von Grunow schon gesprochen?

Der Ton, mit welchem der Advocat diese einfache Frage an mich richtete, sagte mir mehr, als die ganze Rede der Madame Säckler. Ich stellte mich aber, als wüßte ich von Nichts und antwortete daher mit gleichgiltigem Ausdruck:

— Nein, ich habe noch nicht mit ihr gesprochen; aber ich würde mich sehr freuen, wenn ich eine Zusammenkunft mit ihr haben könnte, und Sie, Herr Schlechtermann, werden mir hoffentlich Dank wissen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Behufs der Veranstaltung einer solchen, auf Ihre Gefälligkeit und gütige Vermittelung gerechnet habe.

Herr Schlechtermann biß sich auf die Lippen und war sichtbar sehr verlegen, endlich sagte er:

— Ich würde es sicherlich mit dem größten Vergnügen thun, wenn ich Junggeselle wäre; aber ich bin verheirathet, Herr Berthold; meine Frau ist etwas eifersüchtig, und um meinen Hausfrieden

so zu gefährden, wie es hiedurch geschehen würde, müßten sehr gewichtige Gründe eintreten, die . . .

— Behüte mich Gott, Sie einer solchen Gefahr auszusetzen, Herr Schlechtermann. Lassen wir die Sache gut sein. Ein Junggeselle, wie ich, muß, wenn die Umstände es erheischen, selbst seine Angelegenheiten besorgen, und ich will daher suchen, meine Schüchternheit abzulegen.

Ich schrieb nun sofort das folgende Billet:

„Gnädige Frau! Ich habe so eben einen Proceß gegen „Sie geerbt, und man will mich bewegen, ihn weiter zu füh„ren; eine friedliche Lösung des Knotens würde aber meinem „Geschmacke weit mehr zusagen. Ist es nicht möglich, daß „wir uns mit einander verständigen? Erlauben Sie mir, „die Meinung auszusprechen, daß, wenn wir die Vermitt„lung der Herrn Rechtsverdreher vermeiden und die Sache „zwischen uns selbst mit gegenseitiger Billigkeit abmachen „wollen, wir leicht damit zu Ende kommen werden. In „dieser Absicht wage ich an Sie die Bitte, mir eine Zusam„menkunft mit Ihnen zu erlauben. In Bezug auf Tag und „Stunde bin ich ganz zu Ihren Befehlen."

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten; sie lautete ganz einfach:

„Frau von Grunow wird für Herrn Berthold morgen „Vormittag zu Hause sein und geht im Voraus auf jeden „vernünftigen Vorschlag ein."

In diesen wenigen Worten lag ein Ausdruck von Würde, ja sogar von Stolz, denn Frau von Grunow lebte nur von dem Ertrage dieser Waldung, die ihr zu rauben in meiner Macht stand. Aber ein solcher Charakter von Würde und Stolz vertrug sich schlecht mit Allem, was ich bisher, freilich nur andeutungsweise, über sie gehört hatte, und ich ward dadurch nur um so neugieriger auf ihre Bekanntschaft. Der Leser wird mir also auf's Wort glauben, wenn ich ihm sage, daß ich am andern Morgen mich, so zeitig es der Anstand nur immer erlaubte, bei Frau von Grunow einfand.

Man stelle sich ein altes zerfallenes Haus vor, einen dunkeln

Gang, eine enge, gewundene Treppe; sodann ein Vorzimmer, das zugleich als Speisezimmer diente, und dann ein Schlafzimmer, das Gesellschaftssaal ward, sobald die Tapetenthüre eines darin befindlichen und das Bett enthaltenden Alcovens geschlossen war. Das also war der Palast dieser Armida! Ich glaubte mich in der Residenz in meine eigene armselige Musiklehrer-Wohnung versetzt, an die mich auch die Meubles erinnerten. Zwei alte Sessel mit Tapisserie-Arbeit, einige Stühle in geflochtenem Stroh, am Fenster ein Gestell mit Büchern und gegenüber vom Ofen ein schönes, sechsoctaviges Piano, auf dessen Pult ich Mozart'sche Sonaten aufgeschlagen sah. Der ganze Luxus der Wohnung schien in diesem Piano concentrirt zu sein. Die außerordentliche Einfachheit der Meubles hatte übrigens Nichts an sich, wodurch das Auge des Beschauers verletzt oder seine Einbildungskraft unangenehm berührt wurde. Alles war so sauber, so sorgfältig erhalten, so gut geordnet, Alles trug einen solchen Charakter ruhiger, ordnungsliebender Resignation, daß man sofort sich von Ehrfurcht ergriffen fühlte gegenüber diesem auf edle Weise ertragenen Unglück einer Person, die bessere Tage gesehen zu haben schien.

Ich hatte diese Beobachtungen in den wenigen Augenblicken gemacht, während welcher ich auf Frau von Grunow wartete; denn von dem Augenblick an, da sie aus dem Alkoven in den Saal trat, hatte ich nur noch für sie selbst Augen. Sie gehörte nicht etwa zu den seltenen, unübertroffenen Schönheiten. Ihre Taille war zwar schön gewachsen, hielt sich aber im Bereiche des Gewöhnlichen, und ein Bildhauer hätte sicher am Schnitt ihres Gesichtes und an der Anordnung ihrer Züge so Manches auszusetzen gefunden. Ihre Nase war ein wenig stark, ihre Lippen waren ein wenig dick und einige bräunliche Pünktchen, die auf ihrer sonst matten und weißen Haut abstachen, störten die Einfarbigkeit ihres Teints. Aber ihre großen schwarzen Augen hatten einen so lebhaften und reinen Glanz. Es lag in ihrem Blick so viel Freimuth, in ihrem Lächeln so viel Anmuthiges und Natürliches. Ihre überaus bewegliche Physiognomie war gleichsam ein Zauberspiegel, in dem die zartesten Schattirungen ihres Gedankens widerstrahlten. Ihre Haltung war ruhig und edel, ihre Bewegungen waren schön und echt vornehm; auf ihrer ganzen Person endlich ruhte jener unsägliche, unbeschreibliche Reiz,

dessen Einfluß auf ein fühlendes Herz und eine rege Einbildungskraft unvermeidlich war.

Nach den ersten vorläufigen Worten der gewöhnlichen Höflichkeit sagte ich zu ihr:

— Gnädige Frau! Proceßführen, gegen wen es immer sein mag, ist mir unerträglich; Ihnen gegenüber wäre es mir gehässig. Mögen die Ansprüche, die mein Onkel an Sie gemacht, mehr oder minder gut begründet sein, Sie sehen mich hier vollkommen bereit, die Hälfte davon aufzugeben. Scheint Ihnen das vernünftig?

Sie schwieg einen Augenblick und schien mich aufmerksam zu prüfen; dann antwortete sie:

— Von Seiten Ihres Herrn Oheims, oder selbst von einem jeden Andern würde mir dieser Vorschlag nicht allein vernünftig, sondern selbst großmüthig scheinen. Aber Sie, mein Herr, der Sie ein so ehrliches Gesicht haben . . . .

Sie hielt inne und ließ ihr Auge von Neuem forschend auf mir ruhen. Bald aber nahm sie ihre Rede wieder auf und sagte:

— Ja wohl, ich müßte es für eine Beleidigung halten, wenn ich Ihr Anerbieten annähme, ehe ich Sie gefragt habe, ob Sie diesen Proceß selbst und gründlich kennen gelernt haben.

— Nein, gnädige Frau, ich weiß nur, was mir mein Advocat davon gesagt hat.

— Nun dann, mein Herr, lassen Sie sich gütigst alle Actenstücke zustellen und wenn Sie, nach aufmerksamer Lesung derselben, Ihren Vorschlag wiederholen, so nehme ich denselben im Voraus an.

Ich eilte zu Herrn Schlechtermann, ließ mir sämmtliche Proceßacten geben, ging in mein Gasthaus zurück und beschäftigte mich sofort mit der Sache. Briefe, Rechnungen, Klagegeschichten, Vorladungen, Gegenschriften, ich verschlang Alles und erlangte bald die Gewißheit, daß Frau von Grunow das Opfer eines nichtswürdigen Complots sei... Doch ich muß das Andenken meines Oheims ehren und kann daher dem Leser nichts Ausführlicheres hierüber sagen. Nur so viel, daß ich noch an demselben Abend an Frau von Grunow folgendes Billet schrieb:

„Sie hatten Recht, gnädige Frau, ich kenne die Sache „nun gründlich und fühle, wie ehrenvoll Ihr Verfahren für „mich ist. Nehmen Sie meinen Dank dafür entgegen, gnä-

„dige Frau. Morgen wird der Gerichtssecretair einen Act „darüber aufnehmen, daß ich von allen Ansprüchen abstehe. „Wollen Sie gefälligst Ihren Advocaten beauftragen, daß er „seine Kostenrechnung dem meinigen zur Liquidirung über„reicht, und wollen Sie mir auch erlauben, Ihnen persönlich „einige Urkunden zu übergeben, deren Besitz Ihnen nöthig „sein wird."

Zum großen Aergerniß des Herrn Schlechtermann und der Madame Säckler ging meine Proceß-Angelegenheit am andern Morgen den Gang, den ich ihr in diesem Billet an Frau von Grunow vorgezeichnet hatte. Nur verschob ich meinen Besuch bei derselben bis auf den Abend. Denn eine Morgenvisite läßt sich nicht gut länger ausdehnen, als die Beendigung der Angelegenheit, welche das Motiv derselben ist, es erheischt; bei einem Abendbesuch dagegen, als dessen einzigen Zweck man gewöhnlich blos die Unterhaltung annimmt, scheint es, als sei man berechtigt, eine Unterhaltung eben aufzunehmen, wo man sie findet, und man kann bis zu einem gewissen Punkte eher wagen, etwas zudringlich zu sein, ohne daß man darum unhöflich wird.

Sobald die kleine Bäuerin, welche bei Frau von Grunow zugleich Kammermädchen und Köchin war, mir die Thür geöffnet und meinen Namen genannt hatte, stand die Dame auf und kam mir entgegen. Ich sah, daß sie nach Worten suchte, um ihre Dankbarkeit auszudrücken; aber die leichte Röthe ihres gewöhnlich blassen Gesichtes, ihr feuchter Blick, ihr Lächeln sagten mir mehr, als eine lange Rede; ich beeilte mich daher, ihr zuvorzukommen, indem ich sagte:

— Ich bin es, der Ihnen danken muß, gnädige Frau; ich habe nur meine Pflicht und Schuldigkeit gethan; wenn Sie mich aber nicht auf den rechten Weg geführt hätten, würde ich dann auch so gehandelt haben?

Sie reichte mir ihre Hand, die ich in die meinige drückte, und so war ich ihr Freund, ehe ich sie noch um ihre Freundschaft gebeten hatte.

— Hier, sagte ich, sind die Urkunden, welche Ihr Eigenthumsrecht auf die Waldung vor dem Jülicher Thore darthun.

— Ich wußte wohl, daß sie nicht verloren waren! rief sie aus. Aha! Herr Schlechtermann! .... Hier hielt sie inne und erst lange Zeit nachher erfuhr ich, was dieser Worte tieferer Sinn war. Ich hatte aber meinen eigentlichen Zweck nun erreicht; d. h. ich hörte auf, von Geschäfts-Angelegenheiten zu sprechen und wir fingen an zu plaudern.

Frau von Grunow besaß gerade all jene Eigenschaften, durch welche die Unterhaltung leicht gemacht wird: Heiterkeit, oft sogar witzige Einfälle, die aber immer nur ein Ergebniß des Zufalls waren, nie etwas Gekünsteltes, geschickt Herbeigeführtes. Ihre Ausdrucksweise war leicht und anmuthig; ihre Gedanken waren natürlich, nie jedoch alltäglich. Sie machte nie Jagd auf geistreiche Einfälle, sondern diese kamen gleichsam, um sie aufzusuchen. Sie besaß offenbar viel gründliche Bildung, viel nachhaltige Gedanken über Alles, was im Bereiche weiblicher Kenntnisse liegen soll; aber sie prunkte nicht damit, sondern bediente sich derselben gewissermaßen nur, wie eines Einsatzes in einem Spiele, um dadurch das Wissen Anderer an den Tag zu bringen. Es ist das ein Verfahren, das fast immer gelingt und in dem eigentlich das große Geheimniß der Kunst, zu gefallen, liegt; denn wie sollte man diejenigen Leute nicht liebenswürdig finden, in deren Umgang man mit sich selbst zufrieden ist?

Als mich endlich an jenem Abend die späte Stunde zwang, Frau von Grunow zu verlassen, that ich es mit vielem Bedauern, da ich meinen Abend überaus angenehm verbracht hatte, und ich versprach mir, es solle nicht der letzte gewesen sein. Auf dem Heimwege dachte ich in ganz natürlicher Gedankenfolge an die Aeußerungen, die mir den Tag zuvor über Frau von Grunow zu Ohren gekommen waren. Ich vermochte mir nicht zu erklären, warum Herr Schlechtermann sich durch einen Besuch bei ihr zu compromittiren fürchte. Daß ihr Madame Säckler nicht den Eintritt in ihr Haus gestatten wollte, daß die Damenwelt der kleinen Stadt sie recht von Herzensgrunde haßte, — das fand ich ganz natürlich, weil sie die Liebe aller Männer verdiente. Woher aber den kleinstädtischen Splitterrichterinnen das Recht gekommen sei, Frau von Grunow zu verachten,

war mir um so unbegreiflicher, da doch ihr erstes Wort, ihr erster Blick mir, dem Residenzsohne, plötzlich Achtung und Ehrfurcht eingeflößt hatten, mir, der ich .... Zum ersten Male seit zwei Tagen erinnerte ich mich in diesem Augenblick wieder an eine eben so ungezogene, als lächerliche Hoffnung, mit der ich mir einige Momente lang geschmeichelt, und ich konnte nicht umhin, mich recht aus vollem Herzen zu freuen, daß ich mich der Art benommen, daß Frau von Grunow auch nicht die entfernteste Ahnung von meinen beleidigenden Vermuthungen hegen konnte. Der Schluß meiner Betrachtungen war endlich ein Gedanke, würdig eines Helden der Miß Anna Radcliffe, der große Gedanke:

Ich werde dieses Geheimniß zu entschleiern wissen.

Eine ganze Woche jedoch verfloß, ehe ich mich auch nur damit beschäftigen konnte. Ich hatte gar so viel zu thun. In Begleitung, oder vielmehr unter der Leitung des Herrn Säckler machte ich Ausflüge in der ganzen Umgegend, in welcher meine Grundstücke zerstreut lagen; ich nahm sie alle in Augenschein und ward meinen sämmtlichen Pächtern als zukünftiger Gutsherr vorgestellt, so wie auch dem Gärtner, der mit der Beaufsichtigung und Instandhaltung meines Schlosses beauftragt war. Denn auch ein Schloß hatte ich geerbt, lieber Leser, und zwar zu meinem Bedauern das Schloß derer von Grunow. Wenigstens aber hatte es die jetzige Trägerin dieses Namens nie bewohnt. Meister Säckler erzählte mir, während unsrer Ausflüge, die Geschichte dieser Grunow's in allen ihren Details. Sie waren früher eine der reichsten Familien der Provinz gewesen, aber nach und nach durch liederliche Verwaltung herabgekommen. Der letzte Stammhalter des Namens hatte sich erst in spätem Alter verheirathet und war bald darauf nach einem langen ausschweifenden Leben gestorben, indem er seiner jungen, kaum siebzehnjährigen, schon früher durch den Tod ihrer Mutter völlig verwaisten Wittwe, nur einige verschuldete Trümmer eines früher so glänzenden Vermögens hinterließ.

— Wie? rief ich mit Unwillen aus; Frau von Grunow hatte so jung schon sich so berechnend zeigen können, daß sie einen alten, abgezehrten Mann heirathete?

— Nein, entgegnete der Notar; ich weiß besser als ein Anderer, wie die Sache zugegangen ist; ich habe ihren Heirathscontract

aufgesetzt und kann es wohl bezeugen, wie bitterlich und unter Thränen das arme Kind sich dagegen sträubte. Ihre Mutter aber drang so lange in sie, bis sie unterzeichnete. Und auch diese, die Wittwe eines ohne Vermögen gestorbenen Offiziers, meinte es eigentlich gut mit ihrer Tochter; denn sie fühlte, daß ihr Tod nahe bevorstand, und wollte ihr Kind wenigstens vor dem drückendsten Mangel gesichert wissen.

Ich athmete leichter und freier nach dieser Erzählung und — soll ich dem Leser meinen Egoismus ganz eingestehen? — ich fand sogar eine gewisse Lust an dem Gedanken, daß Frau von Grunow mit ihrem ersten Gemahl unglücklich gewesen und ihn nicht geliebt habe.

Als ich endlich nach acht Tagen fortwährender Landpartien in die Stadt zurückkehrte, verbrachte ich meinen ersten Abend wieder bei Frau von Grunow; dieses Mal aber nicht allein mit ihr. Ich hatte kaum in einem der gestickten Lehnsessel Platz genommen, als man einen Herrn Leonhard Endlicher ankündigte. Ein kleiner, junger, blonder Mann trat ein, mit einem jener runden, dickwangigen, faltenlosen, gesundheitstrotzenden Gesichter, wie man sie nur noch in kleinen Städten zu sehen bekommt. Sein Costume jedoch verrieth den Kleinstädter nicht in demselben Grade, wie sein Gesicht; denn es war, was bei jungen und reichen Leuten in den Provinzialorten immer ein Zeichen seltenen gesunden Verstandes ist, durchaus nicht auffallend. Seine Gesichtszüge wie sein Benehmen zeigten von Langmuth, Geradsinn und Einfachheit, und er würde mir wahrscheinlich, wenn ich ihm an irgend einem andern Orte begegnet wäre, sehr gut gefallen haben. Er seinerseits schien auch mißvergnügt, mich bei Frau von Grunow zu sehen. Er grüßte auf linkische Weise, denn er war schüchtern, und war zudem mit einem jener ledernen, in Fächer abgetheilten Futterale belastet, worin man Blaseinstrumente mittleren Umfangs aufzuheben pflegt.

— Aha, sagte ich leise zu mir selbst; das ist ein Musiker, vielleicht auch, wie ich bisher, ein armer Teufel von Musiklehrer; nun, der hat Nichts zu bedeuten.

Trotz dessen aber fiel mir in diesem Augenblick Alles wieder ein, was ich über Frau von Grunow bisher gehört hatte, und das brave und ehrliche Aussehen des armen jungen Mannes war für

mich ein Beweggrund mehr, meine Vermuthungen für wahrscheinlich und begründet zu halten. Beide jung, beide Musiker, vielleicht sie Zwei die einzigen in der Gegend, wie sollte nicht da die gemeinsame Liebhaberei sie einander näher gebracht haben, um so mehr, da die Musik eine jener Vergnügungen ist, die man zu Zweien besser, weil doppelt, genießt? Und wie sollten sie einander nicht verstanden haben, da ihnen doch die leidenschaftlichste und mächtigste aller Sprachen zur Vermittlerin diente, die zudem auf sie um so einflußreicher sein mußte, weil sie mit dem Verständniß dieser Gefühlssprache gegenseitig auf einander beschränkt waren.

Während ich still und schweigsam solchen Betrachtungen nachhing, und meine Blicke mechanisch bald vom Pianoforte auf die Flöte, bald von der Flöte zum Pianoforte schweiften, — wagte sich Herr Endlicher, der zu schüchtern war, um in diesem Augenblick über große geistige Kräfte zu gebieten, von Zeit zu Zeit mit einigen Phrasen hervor, die er möglichst kurz zu machen suchte, die aber kein Echo bei uns beiden fanden. Frau von Grunow ihrerseits, die sich über meine schmollende Laune wunderte und ängstlich, vielleicht auch beleidigt durch dieselbe schien, — und sie hatte hiezu, ich muß gestehen, vollkommen gerechte Ursache — erschöpfte sich in vergeblichen Anstrengungen, um mich in eine geselligere Stimmung zu versetzen. Endlich sagte ich ganz unvermuthet:

— Dieser Herr hat sein Instrument wahrscheinlich nicht ohne Absicht hieher gebracht. Sollte es unbescheiden von mir sein, gnädige Frau, wenn ich Sie ersuche, mir das Vergnügen zu machen, Sie hören zu dürfen, ich liebe die Musik leidenschaftlich.

Niemand in der kleinen Stadt hatte auch nur eine Ahnung davon, welches bisher meine Beschäftigung gewesen. Frau von Grunow ließ sich daher auch nicht lange bitten; vielmehr griff sie nach den Noten mit einem Ausdrucke, als hätte sie mein Gesuch von einer schweren Last befreit. Das Musikstück, das sie auflegte, waren Variationen für die Flöte mit Pianofortebegleitung. Variationen! Diese gehässige Erfindung von Musikern, denen es an Seele und Genie fehlt, und die vollkommen geeignet sind, alle die Personen, für welche die Musik nicht eine Kunst der gymnastischen Bewegung, des mechanischen Händeklapperns ist, aus einem Concertsaale zu verscheuchen! Mich überlief ein Schauer vor Schreck,

und gern hätte ich meinen Vorschlag wieder zurückgenommen; aber ach! es war nicht mehr Zeit. Herr Leonhard Endlicher entledigte sich seiner Aufgabe, so gut, d. h. so schlecht er immer konnte. Er war seiner Begleiterin stets bald um einige Tacte voraus, bald hinter ihr zurück, ganz je nachdem es ihm bequem war, keineswegs aber nach den Vorschriften des Componisten. Ebenso blies er gewöhnlich mit allen Kräften, nicht einer Menschen- sondern einer Wallfisch-Lunge, wo piano vorgeschrieben war, während ihm, wo das Musikstück vollere Töne verlangte, der Athem ausgegangen war. Ein so unangenehmes Gefühl nun auch meinen Ohren durch diese grellen Dissonanzen bereitet ward, so hielt ich doch ruhig aus und hörte, oder hatte wenigstens den Anschein, bis an's Ende mit unerschütterlichem Ernste zu.

Mein Verdienst hierbei war jedoch nicht übertrieben groß, da mir Frau von Grunow mit gutem Beispiel voranging. Ich bewunderte sie ganz im Stillen und konnte nicht umhin, mir einzugestehen, daß ich an ihrer Stelle bei weitem nicht so ausdauernd, gefällig und geduldig gewesen wäre. Denn ich, der aus Erfahrung sprechen darf, habe mein ganzes Leben lang keine ärgere Pein gekannt, als Jemanden, der schlecht singt oder spielt, zu begleiten. Und dabei hatte Frau von Grunow alles mögliche Recht, sich unduldsam zu zeigen. Gleich bei den ersten Tacten, die sie anschlug, hatte ich erkannt, daß sie jenes Gefühl des Rechten und Wahren, jene hohe Intelligenz besaß, die man selbst durch die angestrengtesten Studien nicht erwirbt, jenen feinen Tact, der ein Geschenk der Gottheit ist und dessen so mancher berühmte Virtuose entbehrt. Ich hatte während des Spiels hinter ihr gestanden und ihr die Notenblätter umgedreht. Sobald das erste Stück beendet war, sagte sie:

— Aha, Herr Berthold, Sie sind auch Musiker. Nun wir haben das Unsrige gethan, lassen Sie sich nun auch hören.

— Nicht mehr als gerecht, antwortete ich und setzte mich an's Clavier.

Es gibt zwei Arten von Musik; eine triviale, die Jedermann begreift und nachträllert; eine andre höhere aber, die zu verstehen und zu fühlen nur wenigen auserwählten Seelen gegeben ist. Da ich, wenn es nur möglich war, Frau von Grunow sofort geistig von Demjenigen trennen wollte, den ich für meinen Nebenbuhler

hielt, so wählte ich Mendelssohn-Bartholdy's „Lieder ohne Worte," die damals eben erst erschienen waren, und die ich kurz vor meiner Abreise aus der Residenz einstudirt hatte. Gleich nach den ersten zwanzig Tacten berührte der Stuhl, auf dem Frau von Grunow saß, fast den meinigen, während Herr Leonhard Endlicher, wie von einem Krampf gepeinigt, seine Finger auf den Klappen seiner Flöte umherspazieren ließ und alle mögliche Mühe hatte, sich des Hineinblasens zu enthalten. Als ich aufhörte, hatte ich einen vollkommnen Sieg erfochten; Frau von Grunow weinte; Herr Endlicher gähnte.

— Wie schön ist Das! rief sie; wie entzückend schön! Und mit Vergnügen sah ich, daß sie so hingerissen war, daß sie auch nicht einen Augenblick daran dachte, mir auch nur ein Wort über mein Spiel zu sagen.

— Meinen Sie? sagte Herr Endlicher und riß die Augen weit auf; ich meinerseits muß gestehen, daß ich es nicht sehr unterhaltend gefunden habe.

— Dann sind Sie im hohen Grade zu bedauern! sagte sie mit dem allerkomischst-ernsthaftesten Tone, den man sich nur denken kann.

— Jeder hat seine eigene Gefühlsweise, sagte ich mit gutmüthigem Tone. Und um den Eindruck, den diese kleine Scene hervorgebracht haben konnte, durch Nichts zu schwächen oder gar zu verwischen, nahm ich sofort meinen Hut. Es war schon ziemlich spät, der arme Endlicher war also genöthigt, ein Gleiches zu thun.

Einige Tage später fand bei Madame Säckler die Abendgesellschaft des Freitag-Kränzchens des Ortes statt. Solche an bestimmten Tagen der Woche abwechselnd in den verschiedenen Familien stattfindende Unterhaltungen machen nach den Bällen das größte Vergnügen des Kleinstädters aus. Obzwar mein Benehmen dieser tugendhaften Dame einen unbeschreiblichen Zorn eingeflößt und sie nicht im geringsten Anstand genommen hatte, demselben öffentlich einen Ausbruch zu gestatten, so glaubte sie doch, mir der Form halber eine Einladung zusenden zu müssen.

Ich begab mich hin, aber ziemlich spät und erst als alle Welt

schon lange Zeit beisammen war. Denn da ich sicher war, mich zu langweilen, so lag mir daran, mich wenigstens nicht allzulange dieser Qual zu unterwerfen. Das Gesellschaftszimmer des Notars lag zu ebener Erde und ging nach der Straße hinaus. Da es nun im Anfang April, das Wetter aber ungewöhnlich heiß war, so hatte man die Fenster geöffnet, indem die geschlossenen Jalousien ein hinreichender Schutz gegen die Neugier schienen und zwar mit vollem Rechte, da neun Zehntel der Bevölkerung der kleinen Stadt nach neun Uhr sich in ihre Ruhestätten zu begeben pflegten. In dem Augenblicke, da ich an diesem Fenster vorüberging, in der Richtung nach der Hausthüre zu, hörte ich von einer mir unbekannten Stimme meinen Namen aussprechen. Ich blieb, wie man leicht denken kann, stehen, horchte einen Augenblick und hatte nun die Gelegenheit, ein Ohrenzeuge folgender Unterhaltung zu werden.

— Sie hatten ihn uns aber doch angekündigt, Madame Säckler.

— Ja wohl, meine Liebe; er hatte sogar Säckler versprochen, er würde kommen; aber was wollen Sie? Seine Gnädige wird es ihm nicht erlaubt haben.

— Nach dem zu urtheilen wenigstens, was sie ihn kostet! Eine Waldung, die gering angeschlagen, doch ihre zwölftausend Thaler werth war!

— Zwölf Tausend Thaler einer solchen Creatur! Er kann sich rühmen, daß er sein Geld gut anzubringen weiß. Denn, im Grunde genommen, begreift man einen solchen Geschmack?... Sie ist nicht einmal schön.

— Und dann was für ein Ton, den sie hat! Denn man mag sagen, was man will, es läßt sich nicht läugnen, daß der sittliche Charakter einer Frau großen Einfluß auf ihr Benehmen hat. Aber die jungen Leute sind heutzutage so undelicat!

— Die jungen Leute! Ich bitte, meine Theuerste, sprechen Sie mir gar nicht davon. Es ist für Sie aber doch immer eine verdrießliche Sache! Ein so hübsches Vermögen! Das wäre eine gefundene Partie für Cäcilie gewesen.

— Für Cäcilie? Ich bitte Sie, meine Beste! Er könnte mich auf den Knieen darum bitten, so würde ich sie ihm noch nicht geben. Meine Cäcilie, die Unschuld, die Sittenreinheit selbst; meine

Digitized by Google

Cäcilie, der von mir die Grundsätze einer unerschütterlichen Tugend eingeflößt worden sind, sie einem so verdorbenen Menschen in die Hände liefern? Nein, nicht wenn er ein Millionair wäre! Eine Mutter, die Ehrgefühl hat, meine Beste . . .

— Ich bin ganz Ihrer Meinung. Aber à propos, der kleine Endlicher, wie stellt der sich zu dem Allen an?

— Wie er sich zu dem Allen anstellt? Ich glaube, unter uns gesagt, es steht ihm gerade so recht an, ha, ha, ha!

— Hi, hi, hi, wie witzig Sie sind, meine liebe Madame Säckler.

— Bitte, meine Beste, Sie schmeicheln. Ja, wie gesagt, Sie können überzeugt sein, daß er anfing, genug zu haben.

— Wenn dem so ist, so muß er jetzt satt bis zum Ekel sein.

— Wissen Sie, daß er nicht übel ist, der kleine Endlicher? Er hat von seiner Mutter Grundstücke geerbt, die ihm an die zweitausend Thaler jährlich bringen, hat von seinem Vater auch noch ein schönes Geld zu erwarten und ist bei dem Allen ein ziemlich hübscher Charakter! Einige Jugendsünden sind in seinem Alter schon noch verzeihlich; und wenn er sich bessern will, so ist es Christenpflicht, sie mit dem Mantel der Liebe zu bedecken; ich wäre dann . . . . .

Hier hatten sich die beiden Frauen aus der Nähe des Fensters entfernt und ich konnte Nichts weiter hören.

Sollte ich hineingehen oder nicht? . . . Meine Ueberlegung dauerte nicht lange. . .

Ja ich werde hineingehen, denn ich muß diese Boshaftigkeit bestrafen, dieser Verleumdung den Mund stopfen und mich rächen. . . Mich rächen an zwei Frauen, das war freilich keine leichte Aufgabe; aber ich dachte mir, mit einiger Geduld und aufmerksamer Beobachtung meiner Umgebungen würde ich wohl die verwundbare Stelle dieser beiden Damen ausfindig machen.

Um die Wahrheit vollkommen einzugestehen, ich hatte auch noch einen andern Grund, der mich bewog, in das Gesellschaftszimmer des Notars einzutreten. Der „kleine Endlicher" ging mir stark im Kopfe herum und quälte meine Einbildungskraft nicht wenig. Ach! sagte ich zu mir selbst, wenn anstatt dieser böswilligen Vermuthungen, in denen Alles unbestimmt und schwankend ist, die eifersüchtige

Bosheit derer ausgenommen, von denen diese Verleumdungen ausgehen, ja wenn ich anstatt dieses Geklatsches nur ein Factum, eine positive, greifbare Thatsache gewahr werden könnte! Ich würde mich darum nicht weniger berufen glauben, Frau von Grunow zu vertheidigen und zu rächen; denn ist sie irgend Jemandem zu nahe getreten, indem sie über ihre Person verfügte? Im Gegentheile, wäre sie gefühlvoll und liebender Natur, so wäre es nur ein Vorzug mehr, den sie vor jenen geist- und herzlosen Prüden voraus hätte. Aber, wenn ich nur eben sicher wäre, daß ihr Herz vergeben ist, so würde ich wenigstens aufhören, mich meines Theils mit ihr zu beschäftigen. Ich würde mich beeilen, mit freiem Kopfe und leichtem Herzen dieses elende Nest zu verlassen, aus dem ich doch wenigstens das Bewußtsein einer Biederthat mitnehmen könnte, die zudem ihrem Glücke förderlich gewesen wäre! . . . Und doch wäre es Schade! . . Vermag wohl dieser kleine unbedeutende Endlicher ihren vollen Werth zu erkennen? O behüte, das ist rein unmöglich, abgeschmackt . . . Sein Liebesglück hat wahrscheinlich eben so viel Wahrheit, als das meinige . . . Und doch . . . .

Diese aufregenden, einander widerstreitenden Gedanken rollten mir rasch und lebhaft im Kopfe umher; da ich aber, um meinem Zorn genug zu thun, beschlossen hatte, einzutreten, so zwang ich mein Gesicht in diplomatisch glatte, faltenlose Ruhe, so daß man keine Spur meiner geistigen Aufgeregtheit von außen wahrnahm. Ich trat festen Schrittes in das Gesellschaftszimmer und hielt, ohne meine Fassung zu verlieren, das ziemlich unhöfliche Gewehrfeuer scharf prüfender und stechender Blicke aus, mit dem mich die Kleinstädter sofort begrüßten. Zu meiner doppelten Wichtigkeit als Residenzbewohner und als Erbe einer reichen Hinterlassenschaft, oder vielmehr zu dem doppelten Hasse, den die liebenswürdigen Bewohner der kleinen Stadt gegen mich hegten, weil ich, ein Sohn der fernen Residenz, dieses reiche Vermögen erhielt, auf das eine oder die andre Familie schon speculirt hatte (denn mein Oheim war ein Mann in seinen besten Jahren gewesen), — hiezu gesellte sich noch meinerseits eine dritte, unverzeihlichste Sünde. Ich hatte nämlich von den häufigen, fast dringenden Anerbietungen meines Notars, mich dem Bürgermeister, Friedensrichter und andern Notabilitäten vorzustellen, durchaus keinen Gebrauch und Niemandem also meine

Aufwartung gemacht. So war also meine persönliche Erscheinung auch noch ein Gegenstand der Neugier geworden, und wenn schon den Stolz von Kleinstädtern verletzt zu haben, allen bösen Willen derselben rege macht, so wird dieser auf's Aeußerste getrieben, wenn man ihre Neugier nicht befriedigt oder sie doch so lange gespannt hält, als ich auch heute wieder durch mein spätes Erscheinen gethan hatte. Ich bemerkte daher in allen auf mich gerichteten Augen nur Feindseligkeit, that aber, als hätte ich Nichts wahrgenommen. Höflich gegen die Herren, mit denen ich in Berührung kam, zuvorkommend galant gegen die Damen, hatte ich für Jedermann ein Lächeln und ein Compliment in Bereitschaft. Herrn Schlechtermann reichte ich freundschaftlich die Hand, dem Meister Notar ebenfalls und plauderte sogar mit letzterem ein Viertelstündchen scheinbar über sehr wichtige und geheime Angelegenheiten. Der Frau vom Hause endlich schmeichelte ich so stark, und ließ ihr so viel Weihrauch duften, daß sie meinen Angriffen nicht lange zu widerstehen vermochte, sondern sehr bald, wie es schien, weit günstigere Gesinnungen für mich zu hegen anfing.

— Sie müssen spielen, ich will es durchaus, sagte sie zu mir und zog mich nach dem Spieltisch hin. Obzwar ich nun dasjenige Kartenspiel, das am Rhein noch aus der französischen Zeit her sehr beliebt ist und in Gesellschaft häufig gespielt wird, Ecarté nämlich, nur sehr schlecht kannte, obgleich ich ferner die eigentliche Absicht der Madame Säckler sehr wohl errieth, so ließ ich ihr doch ihren Willen und setzte mich an den Ecartétisch.

— Cäcilie, komm hieher, Du sollst mit Herrn Berthold spielen.

Kaum hatten wir Platz genommen, so hörte ich eine Stimme: Ah, bah! rufen und sah eine Dame von etwa dreißig Jahren auf mich zukommen. Sie war von mittlerer Größe, war aber eben so breit, als hoch und trug ohne allzugroße Anstrengung, wie es wenigstens schien, den allermaßlosesten Embonpoint, der je in ein Schnürmieder eingezwängt worden; ihre braune, — wollte ich unhöflich sein, würde ich sagen: schwarze — Haut stach auf das Schönste gegen ihr weißes Kleid ab. Ihre kurze, aufgeworfene Nase entfernte sich von ihrem Munde, als hätte sie denselben gefürchtet, und er war, weiß Gott, furchtbar genug, so durch seine Größe, wie durch seine Bissigkeit. Die gütige Natur jedoch hatte in weiser

Voraussicht den leeren Raum, der zwischen Nase und Mund geblieben, mit dem schönsten schwarzen Schnurrbart ausgefüllt. Wenn man ihren Backen den Vorwurf machen konnte, sie böten ein wenig allzuviel Oberfläche dar, so war zur Entschädigung dafür zwischen ihren Augenbrauen und ihrem Haar eine so unendlich kleine Entfernung, daß ich meine Wahrheitsliebe zu compromittiren fürchten müßte, wenn ich behaupten wollte, die Dame hätte eine Stirn gehabt.

An ihrem Ausrufe erkannte ich meine zweite Feindin. Hätte es mir nicht schon der Klang ihrer Stimme bewiesen, den ich von dem belauschten Gespräche her kannte, so würde mir die geringschätzige Betonung dieses Ah! Bah! und das spöttische Aussehen ihrer affectirten Ueberraschung, so wie die Gehässigkeit, die sich auf ihrem Gesichte kund gab und in ihren Augen abspiegelte, doch allen Zweifel benommen haben. Sie nahm neben mir am Spieltische Platz, um auf mich zu wetten, wahrscheinlich aber nur, um die Manoeuvres ihrer vertrauten Freundin, der Frau Säckler, beobachten zu können. Ich sah bald, daß sie eine spielsüchtige Person sei und indem ich zu meiner natürlichen Unkenntniß des Ecarté noch einige Nachlässigkeiten hinzufügte, machte ich mir das kleine, malitiöse Vergnügen, in zwei Spielen die Partie zu verlieren und die Dame, die auf mich gewettet hatte, dadurch wüthend zu machen.

— So schlecht habe ich doch noch Niemanden spielen gesehen! Sie müssen es absichtlich gethan haben, mein Herr.

— Wenn Sie das meinen, Madame, so haben Sie das beste Mittel in Händen, sich sofort an mir zu rächen. Ich überlasse Ihnen meinen Platz am Spieltische, will dagegen auf Sie wetten.

Ich entfernte mich von den Spielenden; Madame Säckler folgte mir.

— Wer ist diese Dame, frug ich, die eine so schlanke Taille hat und deren Charakter so überaus liebenswürdig scheint?

— Madame Schlechtermann.

— Ei, ei, wirklich? Nun, ich bin sehr erfreut, die Bekanntschaft dieser Dame gemacht zu haben. Wer ist denn dieser lange, junge Mann mit so impertinent blonden Haaren, der so eben neben Madame Schlechtermann Platz genommen hat und mit ihrem Fächer spielt?

— Das ist der Rechts-Candidat Gonderich, der erste Schreiber ihres Mannes, der wahrscheinlich einst seine Clientel übernehmen wird. Die bösen Zungen zischeln einander zu, er habe schon jetzt Schlechtermann's Stelle bei seiner Frau übernommen, . . . aber ich glaube es nicht, es ist so unwahrscheinlich . .

— Freilich! Herr Schlechtermann beklagte sich übrigens gegen mich über die Eifersucht seiner Frau.

Madame Säckler erröthete, ward bleich und wieder roth und schien einen Augenblick außer Fassung zu sein; sie betrachtete mich prüfend, als wollte sie aus meinen Zügen einen geheimen Sinn meiner letzten Worte herauslesen. Da ich dieselben aber ohne alle hinterhaltige Absicht gesagt und keinen weitern Sinn damit verbunden hatte, so überzeugte sich auch Madame Säckler bald von meiner Unschuld, während ich durch ihr momentanes Stutzigwerden erst einen Verdacht zu schöpfen anfing. Die Dame war also bald wieder im Stande, das Gespräch fortzusetzen und ihre vertraute Freundin auf's Neue ein wenig zu zerfleischen.

— Meiner Treu, sagte sie; ich rathe ihr, eifersüchtig zu sein! Das steht ihr gut an!

— Es wäre auch in der That eine große Ungerechtigkeit, an der Zuneigung eines Mannes zu zweifeln, der im Stande war, sie zu heirathen. . . Man setzt sich einer solchen Gefahr, aller Welt lächerlich zu erscheinen, sicherlich nicht ohne einen hohen Grad von Liebe aus. . .

— Liebe? Ja doch, Liebe zu der Kundschaft und Schreibstube seines Vorgängers, des alten Endlicher, der seine Clientel nur gegen baares Geld abtreten wollte, das Herr Schlechtermann für den Augenblick nur durch seine Heirath mit der Tochter des vorigen Bürgermeisters erhalten konnte. Hat Ihnen der junge Endlicher nicht davon erzählt? Er kennt die Verhältnisse genau.

— Nein, er hat mir Nichts davon gesagt.

— Wovon unterhalten Sie sich alsdann mit einander, wenn Sie den Abend zusammen verbringen?

— Ich hoffte, ihn hier zu treffen.

— Ich habe ihn eingeladen; aber er findet wahrscheinlich anderswo mehr Vergnügen.

Und die mitleidige Dame eilte zu andern Gästen, indem sie,

gleich den alten Scythen, fliehend noch dem Feinde einen vergifteten Pfeil in's Herz schleuderte.

Obgleich durch die letzten Worte meine Zweifel von Neuem rege wurden, bezwang ich mich doch und beschloß, da ich nun das Terrain einigermaßen besser kannte, den Feldzug zu eröffnen. Mein Plan war leicht entworfen. Ich griff zuerst die Frau des Advocaten an. Ich will den Leser nicht mit all den Fadheiten langweilen, die ich ihr vordeclamirte; ich will nur kurz das Resultat mittheilen, das meine eigenen Erwartungen übertraf; die Dame, die anfangs hochmüthig, fast impertinent sich benahm, spannte bald gelindere Saiten auf, ward dann ganz freundlich und fing endlich an, auf eine so coquette Weise mit mir zu liebeln, als wäre sie eine erste Liebhaberin eines Residenztheaters und als wäre ihr Leibesumfang gar nicht vorhanden gewesen. Das Gesicht des Rechts-Candidaten und Schreibers Gonderich, das sich in immer düstrere Falten legte, war für mich der Thermometer der immer steigenden Herzenswärme der Dame Schlechtermann. Ich amüsirte mich, trotz oder vielleicht gerade in Folge meines verbissenen Ingrimms, so köstlich diesen Abend, daß, wie ich glaube, selbst der gute Meister Notar Säckler, der während der ganzen Zeit unaufhörlich Tric-Trac spielte und zehn bis zwölf Partien hintereinander gewann, nicht mehr Vergnügen gehabt haben kann, als ich.

Die Frau des Notars, die ich unbemerkt, aber unablässig im Auge behielt, ging während dieser Zeit fortwährend aus einem Zimmer in das andere und spielte ihre Rolle einer geschäftigen, für geistige wie leibliche Unterhaltung ihrer Gäste besorgten Hausfrau ganz musterhaft kleinstädtisch. Ein Mal endlich bemerkte ich, daß, während die Dienstboten beschäftigt waren, Zuckerwasser herumzureichen, sie, dem Anschein nach ohne Ursache, den Saal verließ und Herr Schlechtermann bald darauf ein Gleiches that. Da ich das Zuckerwasser verabscheue, auch mein Magen für die kleinen candirten Zwiebacke, die mit demselben zugleich präsentirt wurden, keinerlei Sympathie fühlt, so folgte ich Herrn Schlechtermann, von dessen Gemahlin ich mich kurz vorher verabschiedet hatte. Er diente mir, ohne es zu wollen, als Führer und so kam ich durch einen dunkeln Corridor bis an die Thüre des Schlafzimmers der Madame Säckler, wo ich hörte, wie dieselbe halblaut zu dem Advocaten sagte:

— Sonntag macht mein Mann mit Cäcilie einen Besuch bei seinem Onkel, drei Stunden von hier; er kommt erst am Montag gegen Abend zurück. Die Dienstboten gehen Abends gegen acht Uhr zum Tanze und die Gartenthüre wird nicht zugeschlossen sein.

Ein schallender Kuß war die Antwort des Advocaten. Ich, wirklich erschreckt von dieser unvermutheten Nichtswürdigkeit, ergriff die Flucht und gerieth, da ich mit der Localität unbekannt war, statt in das Gesellschaftszimmer in den Hof und von da in den Garten hinein. Während ich mich noch zu orientiren suchte, um meinen Rückweg antreten zu können, bemerkte ich in einer Allee eine weiße Masse, die ich sicher in meinem Leben nicht für eine Menschengestalt gehalten haben würde, hätte nicht Madame Schlechtermann einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich trat also, aber leise und vorsichtig, näher und wandte alle möglichen Klugheitsmaßregeln an, um meine Anwesenheit dem Feinde zu verheimlichen. Ich hörte, wie Herr Gonderich sich über die Dame beklagte und ihr Vorwürfe machte wegen ihrer Coquetterie und ihrer Unbeständigkeit. Der Undankbare (gegen mich, meine ich) drückte sich auf meine Rechnung in so starken Worten aus, daß sie fast für unhöflich gelten konnten. Die Dame aber lachte nur dazu und unterbrach ihn plötzlich durch einen leichten Schlag auf die Wangen, dessen Geräusch aber durch das noch nicht allzudichte Laub der Lindenbäume zu meinen Ohren drang.

— Da haben der junge Herr etwas für seinen Verdacht und da (zweite Liebkosung, die einer Ohrfeige glich, wie ein Ei dem andern) etwas für seine Vorwürfe. Thörichter Mensch. Dieser Mosjö Berthold ist ein ungebildeter Narr, den ich zum Narren gehabt, wie er es verdiente. Aber Liebe . . . nur Du allein besitzest die meinige, hörst Du es, Kind? Und nun rasch in den Saal hinein, daß man uns ja nicht zusammen im Garten sieht.

Herr Rechts-Candidat Gonderich antwortete der Dame auf dieselbe Weise, wie ihr Gemahl der Madame Säckler geantwortet hatte. Als er verschwunden war, trat ich hinter den Bäumen hervor und hart an Madame Schlechtermann heran.

— Erlauben Sie, Madame, Ihnen hier mein ganzes Bedauern auszusprechen. In Wahrheit, wenn ich gewußt hätte, daß ich Sie einer so peinlichen Scene aussetzen würde, so hätte ich mich

wohl in Acht genommen. . . Aber ich bin vollkommen fremd in der Stadt und wenn ich gefehlt habe, so geschah es aus Unwissenheit.

Die Dunkelheit verhinderte mich, zu meinem großen Bedauern, den Eindruck meiner Worte auf den Gesichtszügen der Dame zu studiren; aber die krampfhafte Bewegung, mit der sie meinen Arm erfaßte, und der ängstliche, keuchende Ton ihrer Stimme zeigten mir, daß mein Hieb sie schwer getroffen hatte.

— Mein Herr, um Gottes willen, mein Herr! . . . Ich sehe, Sie wissen Alles. . . Aber Sie sind ein Mann von Ehre. . . Sie werden mich nicht unglücklich machen wollen. . . Sie werden mich nicht um meinen ehrlichen Ruf bringen wollen. . . Ich lasse Sie nicht los, bis Sie mir schwören, daß Sie geheim halten, daß Sie ewig verschweigen werden, was Sie wissen.

In der That hing die Dame dergestalt an mir, daß es mich große Mühe kostete, mein Gleichgewicht zu behalten und nicht von ihrer Last zu Boden gerissen zu werden. Ich erwiederte auf ihr ängstlich dringendes Flehen in gleichgiltigem Tone:

— Ich will thun, was möglich ist, Madame; aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß ich etwas plauderhafter Natur bin. . . .

— O Gott, mein Gott, was wollen Sie, was verlangen Sie?

— Vor der Hand weiter Nichts, als daß Sie zur Gesellschaft zurückkehren, denn es wird spät und Ihre Abwesenheit könnte bemerkt werden. Sie sehen, ich handle in Ihrem eigenen Interesse. . . .

— Aber ich muß weiter mit Ihnen sprechen. . . Morgen ist Sonnabend; mein Mann ist den ganzen Vormittag auf dem Stadtgericht. . . Kommen Sie, um Gottes willen kommen Sie!

Ich versprach es ihr.

— Aber, wie soll ich jetzt hineingehen? Man wird sehen, daß wir zusammen waren. . .

— Gehen Sie nur allein hinein. Ich habe Nichts mehr im Saale zu thun, und da man weiß, daß es in großen Städten Sitte ist, sich auf französische Weise, d. h. ohne Abschied, zu empfehlen, so wird mein Verschwinden Niemandem auffallen.

Ich traf am andern Morgen Madame Schlechtermann in einem Negligé, für das ihr Herr Rechts-Candidat Gonderich wahrschein-

Digitized by Google

lich sehr dankbar gewesen sein würde, das ich aber für gut fand, auch nicht der mindesten Aufmerksamkeit zu würdigen. Ohne weitere Umschweife sagte ich gleich nach meinem Eintritt:

— Madame, es hängt lediglich von Ihnen selbst ab, ob Sie mich zum Freund oder zum Feind haben wollen. Was ziehen Sie vor? Den Krieg oder den Frieden?

— Den Frieden, Herr Berthold.

— Nun ich stelle nur zwei Bedingungen auf. Zunächst wollen Sie wohl die Güte haben, mir auf einige Fragen zu antworten, die Sie mir zu stellen erlauben werden. Wollen Sie aber gefälligst sich vorher die Ueberzeugung einprägen, daß, wenn ich in der Folge Gelegenheit haben sollte, Ihren Antworten auch nur die mindeste Ungenauigkeit vorzuwerfen, ich mich zu Nichts mehr verpflichtet glauben werde.

— Diese Bedingung gehe ich ein. Wollen Sie fragen.

— Es lebt hier in der Stadt eine junge Dame, die, so weit ich aus dem geringen Umgange, den ich mit ihr gehabt, urtheilen kann, der Achtung und Ehrfurcht aller Welt würdig scheint, von der aber trotzdem Jedermann in der Stadt höchst mißliebig urtheilt. Ich will mich hier nicht auf eine Untersuchung einlassen, in wie weit die Personen, welche sie am meisten anklagen, ein Recht dazu haben dürften, ...

— Ich meines Theils, Herr Berthold, habe diese Dame stets vertheidigt, ich kann es Ihnen zuschwören. . .

— Sie vergessen unsre Bedingungen, Madame; Sie haben mir Wahrheit versprochen.

Die Dame schlug beschämt die Augen nieder.

— Das ist es aber auch, wie ich sagen wollte, gar nicht, wonach ich jetzt fragen will. Ich wünsche lediglich zu wissen, auf welche Thatsachen jene Anklagen sich stützen?

— Thatsachen? Erwiesene Thatsachen? Die sind nicht vorhanden; ich wenigstens wüßte keine. Aber die häufigen Besuche des jungen Endlicher. . .

— Ist das Alles?

— Voriges Jahr war ein Musiklehrer hier, ein tüchtiger Violinspieler, wie ich habe sagen hören, der jede Woche mehrere Abende ganz allein mit ihr verbrachte, unter dem Vorwande, daß

er sie auf seinem Instrumente begleite. Aber musicirt man wohl drei Stunden hinter einander?

— Warum nicht? Ich, der ich hier mit Ihnen spreche, habe oft fünf Stunden und noch länger gespielt, ohne daß ich müde war.

— Nun hier in unsrer Stadt wenigstens hat das Niemand glauben wollen. Der arme Musiklehrer verlor daher auch alle seine Schüler und sah sich genöthigt, die Stadt zu verlassen. Was Frau von Grunow betrifft, so war die ganze Stadt nur eine Stimme gegen sie. Sich so zu compromittiren! Wäre es noch Jemand aus einem anständigen Gesellschaftskreis gewesen, so hätte man es wohl mögen hingehen lassen. Aber ein Musiklehrer! Denken Sie nur, Herr Berthold, ein armer Musiklehrer!

— Bitte, Madame, sind Sie nicht allzustreng. Ich selbst war bisher blos ein armer Musiklehrer.

Ich ergötzte mich einige Minuten an der grenzenlosen Verlegenheit der Madame Schlechtermann und fuhr dann fort:

— Wie ich sehe, ist die Musik den in kleinen Städten eine sehr gefährliche Kunst und der arme Teufel von Musiklehrer, von dem Sie eben sprachen, wird wahrscheinlich die Nothwendigkeit seiner Entfernung von hier nicht allzusehr bedauert haben. Davon also hängt der gute Ruf einer Frau ab. Von einigen Duos für Pianoforte und Violine! Freilich muß man hinzufügen, auch von der Schönheit, der Anmuth und der geistigen Bildung dieser Dame und von dem daraus entspringenden Interesse der andern Frauen, sie als eine allzugefährliche Nebenbuhlerin aus der Gesellschaft zu entfernen. . . .

Madame Schlechtermann schlug von Neuem die Augen nieder; aber ich hatte mir fest vorgenommen, eisern hart und unbarmherzig zu sein, fügte daher noch hinzu:

— Und dann muß man auch daran denken, daß die andern hoffen konnten, man würde nie jene geheimen Sünden erfahren, deren sie selbst sich schuldig machten, während sie eine andre um des bloßen Anscheines willen verurtheilten. . . Und was soll man zu einer Stadt sagen, in der sich nicht ein einziger Mann von Ehre gefunden hat, um die Vertheidigung einer Unschuldigen, Verleumdeten zu übernehmen!

— Bitte um Entschuldigung, der Notar Säckler versuchte es

anfangs; seine Frau befahl ihm aber, zu schweigen und er schwieg seitdem. Und dann hat Herr Leonhard Endlicher dasselbe versucht..

— Wirklich? Nun das ist brav von dem jungen Mann und ich weiß ihm recht herzlichen Dank dafür.

— Kann sein; aber er hat dadurch der Frau von Grunow mehr geschadet als genützt.

— Ich verstehe; da jeder hier den andern nach sich selbst beurtheilt, so kann man selbst die ehrenwerthesten Handlungen sich nicht ohne einen entehrenden Beweggrund denken. Das ist ein Gewebe gehässiger Ungerechtigkeiten, ein feiges Complot, an dem Sie auch Ihren Theil gehabt haben, Madame. Sie sollen nun, so weit es an Ihnen ist, einen Theil Ihres Unrechts wieder gut machen. Sie werden daher die Güte haben, Frau von Grunow einen Besuch zu machen und zwar am hellen Tage, in voller Toilette und sie zum Mittagbrod in Ihrem Hause einzuladen.

— Ich, Herr Berthold?

— Ja wohl Sie, Madame Schlechtermann; das ist meine zweite Bedingung.

— Aber das ist rein unmöglich und wenn ich es auch tausend Mal wollte. Niemand hat sich stärker gegen Frau von Grunow ausgesprochen, als mein Mann und Madame Säckler, die einen großen Einfluß auf meinen Mann ausübt. . . .

— Wird, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, nicht nur Nichts dagegen einzuwenden haben, sondern wird dasselbe thun. Ich empfehle Ihnen den Montag zu Ihrem Besuche zu wählen und bis dahin, gegen Niemanden davon zu sprechen. Verlassen Sie sich auf Das, was ich Ihnen sage; Herr Schlechtermann wird es Ihnen Montag selbst vorschlagen.

Die Dame war außer sich vor Erstaunen; ich aber, ohne es bemerken zu wollen, fuhr fort:

— Ich muß Ihnen noch bemerken, daß in den Augen der Frau von Grunow dieser Schritt ein Ergebniß eines freien Entschlusses Ihrerseits scheinen muß. Sie wird sich, wie Sie leicht denken können, weigern, Ihre Einladung anzunehmen, Sie dürfen sich aber nicht mit einem Korb abspeisen lassen. Ich habe das Zutrauen zu Ihnen, daß Sie Ihre Pflichten als Wirthin vollkommen erfüllen und Ihrem Gast seinen Besuch angenehm machen werden. Da ich mich übri-

gens selbst auf Montag bei Ihnen zu Tische einlade, so werde ich Gelegenheit haben, mich hievon persönlich zu überzeugen. Meine Anwesenheit muß bis zur Tischstunde ein Geheimniß bleiben Um diesen Preis nun, Madame, aber lediglich um diesen Preis, können Sie auf die strengste Verschwiegenheit meinerseits rechnen. Ich empfehle mich Ihnen. Auf Wiedersehen zu Montag.

Am Abend des folgenden Tages, also Sonntag, fand ich mich einige Minuten nach dem Glockenschlage der achten Stunde an der, wie der Leser sich erinnern wird, für Herrn Schlechtermann offen gebliebenen Gartenthür der Säckler'schen Wohnung ein. Es war vollkommen dunkel, als ich die Thür öffnete, und ich hatte kaum zehn Schritte in den Garten gethan, als mich plötzlich zwei Arme mit einer so raschen und kräftigen Bewegung umschlangen, daß ich einer zärtlichen Umarmung nicht entgehen konnte und alle mögliche Mühe hatte, mich aus diesen Fesseln zu befreien. Als mir dies endlich gelungen war, sagte ich zu der liebevollen Dame:

— Ich bin wahrhaft beschämt von so vieler Güte; aber ich fürchte, nicht eben sehr berechtigt dazu gewesen zu sein; ich bin nicht Herr Schlechtermann.

Eine jede Frau, die auf die Ehre ihres Geschlechtes etwas hält, muß in einem solchen Falle ohnmächtig werden; auch Madame Säckler schickte sich zu einer Ohnmacht nach allen Regeln an. Da ich aber nicht Zeit hatte, ihr in diesem Punkte ihren Willen zu lassen, so hatte ich sie sehr bald in die rauhe Wirklichkeit des Lebens zurückgerufen und nach einer kurzen Unterhaltung hatte ich sie bewogen, sich in dieselbe Bedingung zu fügen, die ich der Frau des Advocaten auferlegt, dessen Einwilligung zu erlangen ich ihr auftrug; ihr Besuch sollte Dienstag stattfinden.

— Aber Schlechtermann wird hiezu nie seine Einwilligung geben.

— Fragen Sie ihn, ob er es vorzieht, daß ich dem Staats-Anwalt in Köln Anzeige davon mache, auf welchem Wege gewisse Urkunden, die ich jetzt Frau von Grunow zurückgestellt habe, in seine Hände gelangt sind?

Die Wahrheit zu gestehen, wußte ich das damals selbst noch nicht. Ich erfuhr es erst später; dem Leser kann jedoch wenig daran liegen, das Geheimniß dieser Nichtswürdigkeit zu erfahren, das ich, um das Andenken meines seligen Onkels zu schonen, verschweigen muß. Nur so viel kann ich mittheilen, daß, wie ich ebenfalls nachträglich erfuhr, der tugendhafte Herr Schlechtermann lange Zeit mit seinen entehrenden Huldigungen Frau von Grunow belästigt und sich für ihre Verachtung gerächt hatte, indem er ihr den Proceß auf den Hals lud, der sie ohne den glücklichen Zufall meiner Dazwischenkunft in die äußerste Armuth gestürzt hätte. Der lächerliche Bann, den die sogenannte gute Gesellschaft dieses elenden Nestes seit zwei Jahren auf Frau von Grunow geschleudert hatte, war das Werk der auf diese reizende Dame eifersüchtigen Madame Säckler gewesen, welcher der Advocat seinen Beistand in diesem edeln Werk, als Pfand und Bedingung seiner Aussöhnung mit ihr, hatte angedeihen lassen.

Als eben mein Friedensvertrag mit der tugendhaften Hausfrau und Familienmutter abgeschlossen war, erschien der gewissenhafte Advocat.

— Was wünschen Sie? sagte ich zu der Frau des Notars; soll ich mit ihm sprechen, oder soll ich ihm aus dem Wege gehen?

— Um Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie sich nicht vor ihm sehen. Wenn Sie beide an einander geriethen, was sollte aus mir werden?

Die Dame ging ihrem Liebhaber entgegen und zog ihn in's Haus; ich hatte mich einen Augenblick hinter den Bäumen verborgen und verließ nun den Garten, ohne daß sich weiter etwas zutrug.

Es ist eins der interessantesten Gesetze der menschlichen Natur und jedenfalls eine für den Psychologen überaus wichtige Erfahrung, daß kein Band so fest an einen Menschen kettet, als das, was wir für ihn gethan haben. So hatte ich in Folge des Umstandes, daß ich seit mehreren Tagen fast fortwährend mit Frau von Grunow beschäftigt gewesen, nach und nach die Gewohnheit angenommen, den ganzen Tag an sie zu denken. Welches meine Pläne,

welches meine Hoffnungen waren, läßt sich leicht errathen. Was den jungen Endlicher betraf, so flößte er mir durchaus keine Unruhe mehr ein. Was mich so plötzlich in Bezug auf ihn beruhigt hatte, welcher positive Grund meine Besorgnisse beseitigt? Ich hätte es kaum sagen können, da ich es wohl selbst nicht wußte; aber ich glich jenen Advocaten, welche einen zweifelhaften Proceß übernehmen, in der Hoffnung, die Ueberzeugung werde ihnen im Laufe des Processes kommen, wie der Hunger manchmal erst während des Essens sich einstellt.

An jenem Sonntag Abend war ich, als ich den Garten der Madame Säckler verließ, um mich in meinen Gasthof zu begeben, ganz stolz auf die Siege, die ich erfochten, und versunken in Berechnungen deren Folgen betreffend. Der geneigte Leser wird es gewiß eben so natürlich finden, als es mir damals schien, daß ich vor dem Hause der Frau von Grunow vorüberging, obgleich es durchaus nicht der nächste Weg war. In demselben Augenblicke klopfte Jemand an ihre Hausthür. Als ich näher trat, erkannte ich Herrn Endlicher und sein unglückseliges Flötenfutteral, und in einem Nu stürzte, wie von einem bösen Zauberwinde umgeblasen, das ganze Gebäude, das meine Einbildungskraft aufgeführt hatte, zusammen. Wie kann sie sich nur so oft einer so grausamen Langeweile aussetzen? Durch welches geheime Mittel hat er, der unbarmherzige Ohrenzerfleischer, sie zu einer so heldenhaften Geduld und Ausdauer gezwungen? . . . Tausendfache Variationen über dieses freilich für mich unerschöpfliche Thema waren meine Beschäftigung, während ich ein halbdutzend Mal die Straße, worin Frau von Grunow wohnte, in ihrer ganzen Länge auf und ab ging. So oft mich mein nachdenklicher Spaziergang unter ihren Fenstern vorüberführte, hörte ich weder Flügel- noch Flötentöne. Endlich war ich meiner Ungeduld nicht länger Meister und beschloß, mir um jeden Preis Gewißheit zu verschaffen. Ich pochte an die Hausthür; ich trat in's Haus und bald in's Gesellschaftszimmer. Bei meinem Eintritt erröthete Frau von Grunow, während Endlicher in die allersichtbarste Verlegenheit gerieth. Es schien mir offenbar, daß ich eine Unterhaltung gestört, die, wenn auch in allen Grenzen der Ehre gehalten, doch jeden Dritten überlästig machen mußte. Ich glaubte, meine Hoffnungen und Pläne seien thöricht und unsinnig,

beschloß also, sofort sie aufzugeben. Demgemäß kürzte ich meinen Besuch möglichst ab und sagte beim Weggehen, es sei wahrscheinlich mein letzter, da ich vermuthlich morgen gegen Abend mit der Post abreisen würde. Das ehrliche, unverstellte Gesicht des Herrn Endlicher ward bei diesen Worten von einer solchen Freude erleuchtet, daß eine Täuschung mir nicht länger möglich war.

Diejenigen unter meinen schönen Leserinnen, welche durch die übertrieben gewürzte Kost der neuen französischen Romanküche an die heftigen Auftritte maßloser Leidenschaften gewöhnt sind, werden wahrscheinlich wenigstens in hohem Grade erstaunt, wenn nicht gar erzürnt sein über die Leichtigkeit, mit der ich mich in mein Unglück ergab. Wie? Kein Dolchstich, kein Duell, nicht einmal eine einfache Zankscene? Welch fades Ende! höre ich manch schönen Mund mit verächtlichem Lächeln ausrufen. Es thut mir Leid, meine schönen Damen, Ihren Unwillen rege gemacht zu haben; aber ich schreibe keinen Roman, sondern erzähle Ihnen ganz einfach eine wahre Geschichte, eine Episode aus meinem schlichten bürgerlichen Leben, deren einziges Verdienst die Wahrheit ist. Dieser also darf ich nicht ungetreu werden, sollte ich mich dadurch auch der Gefahr aussetzen, von dem in letzter Instanz urtheilenden Liebeshof meiner schönen Leserinnen — wenn ich mir anders mit solchen schmeicheln darf — für kalt und prosaisch erklärt und darum auf immer für unwürdig erachtet zu werden, einer von diesen liebenswürdigen Richterinnen eine ernsthafte, roman-classische Leidenschaft einzuflößen. Ich muß also eingestehen, daß ich sofort zu der Erkenntniß gelangte, ich hätte durchaus auch nicht das geringste Recht, irgend Jemanden anzuklagen und daß, wenn ich um jeden Preis gegen eine Person mich erzürnen wollte, ich meinen Groll gegen mich selbst richten müßte. Das that ich denn auch und zwar ziemlich ernsthaft; ich verbrachte die ganze Nacht damit und als mich der Morgen in meiner Selbstanklage überraschte, fand er mich todtmüde, bleich, ganz in Unordnung, kurz vollkommen so häßlich, wie es nur immer Jemand sein kann, der vergessen hat, sich zur rechten Zeit zur Ruhe zu begeben. Zugleich mit dem Morgen aber kam ein anderer Besuch und zwar ein bei Weitem unerwarteterer, Herr Endlicher nämlich, Herr Leonhard Endlicher in eigenster Person. Soll ich auch diesmal wieder die ganze Wahrheit eingestehen, so muß ich bekennen, — und vielleicht versöhnt

dies diejenigen meiner Leserinnen, die geduldig genug waren, mir trotz meiner romantischen Sünden bis hieher zu folgen, wieder einigermaßen mit mir —, ich muß also bekennen, daß ich gar nicht gelaunt war, Herrn Endlicher zu empfangen und daß ich im höchsten Grade die Versuchung empfand, ungezogen gegen ihn zu sein. Aber die Schüchternheit des armen jungen Mannes raubte mir den Muth hiezu.

— Herr Berthold, sagte er, nachdem er wohl ein dutzendmal gehustet und seinen Hut eben so viel verschiedene Stellungen in seiner Hand hatte einnehmen lassen, Herr Berthold, ich habe mir erlaubt zu glauben, daß, da Sie im Begriffe stehen abzureisen, Sie es nicht abschlagen werden, mir eine Gefälligkeit zu erweisen . . . O, eine sehr große Gefälligkeit!... und für welche Sie zum Lohne auf meine ewige Dankbarkeit zählen könnten.

— Sprechen Sie sich nur deutlicher aus, was Sie wünschen, mein lieber Herr Endlicher.

— Die Sache ist die. Seit einem Jahre liebe ich Frau von Grunow, habe aber nicht gewagt, es ihr zu sagen . . . Sie flößt mir einen solchen Respect ein! Ich besitze ein jährliches, von meiner seligen Mutter herrührendes, unabhängiges Einkommen von etwa zweitausend Thalern; mein Vater, dessen einziges Kind ich bin, besitzt wenigstens eben so viel. Es ist dies freilich im Verhältniß zu dem Loose, dessen Frau von Grunow würdig ist, nur wenig, aber wenn sie es annehmen wollte, — es lebt in meinem Herzen so viel Ehrfurcht, so viel Liebe, so viel treue Ergebung für sie, daß sie, ich darf es wohl hoffen, nie Ursache haben sollte, ihren Schritt zu bereuen. Das nun, Herr Berthold, wage ich Sie zu bitten, sollen Sie die Güte haben, ihr in meinem Namen zu sagen.

Er war kaum bis zur Mitte seiner Rede gekommen, als ich ihn schon mit meinen beiden Armen umschlungen hatte und ihn drückte, daß ihm der Athem hätte ausgehen mögen. Als er mir endlich seine Bitte vollends vorgetragen hatte, war die Freude meines Herzens so mächtig, daß ich nicht umhin konnte, auszurufen:

— Mein Freund, mein theurer Freund! Wie glücklich machen mich Ihre Worte! Welche Wohlthat erweisen Sie mir.

Bald jedoch erlangte ich meine volle Besinnung wieder und da ich einsah, wie ungeziemend und zugleich unbegreiflich dieser plötzliche

Freudenausbruch dem guten jungen Manne scheinen mußte, so sagte ich mit dem Tone der aufrichtigsten Wärme:

— Hören Sie, mein theurer Herr Endlicher. Ihr Vertrauen fordert von meiner Seite ein gleiches, und ich will eben so offen sein, als Sie waren. Sie lieben Frau von Grunow: ich ebenfalls.

Er erbleichte bei diesen Worten.

— Fassen Sie sich, fuhr ich fort. Seien wir beide Männer. Ich werde mich sofort zu ihr begeben und werde ihr meine, wie Ihre Gefühle schildern; ihre Antwort mag dann über unser Loos entscheiden.

— Ach, erwiederte er, wenn dem so ist, dann habe ich keine Hoffnungen mehr. Sie haben sich so edelmüthig gegen Frau von Grunow benommen! Sie hegt eine in so hohem Grade verdiente, vortheilhafte Meinung von Ihnen! Noch gestern Abend, gerade im Augenblicke, da Sie bei ihr eintraten, sprach sie mir mit so vieler Wärme und Begeisterung von Ihnen! . . Ja, für mich ist sie nun gänzlich verloren. Aber es wird mir wenigstens ein großer Trost sein, daß sie mit Ihnen unfehlbar glücklich sein wird. . . Leben Sie wohl, mein Herr, leben Sie wohl! Und wenn ich einst, ohne allzugroße Gefahr für mich, Ihre Freundschaft verlangen kann, darf ich wohl darauf rechnen, sie zu erlangen?

— Sie haben sie schon vollkommen, mein theurer Endlicher.

Er drückte mir kräftig die Hand und entfernte sich rasch; zwei schwere Thränen schimmerten in seinen Augen und fielen mir so schwer auf's Herz, daß mein Rausch von freudigen Hoffnungen einigermaßen dadurch gedämpft wurde. Denn eine Freude, die wir nur für den Preis haben können, daß ein Anderer dadurch sein Glück verliert, ist, selbst wenn es unsere Schuld nicht ist, keine vollkommene Freude mehr.

Man wird es mir auf's Wort glauben, daß ich mich auf's schleunigste zu Frau von Grunow begab. Von den Einzelnheiten dieses Besuches will ich aber dem geneigten Leser nur die eine erzählen, daß ich kaum die Einwilligung der reizenden Wittwe zu einem Namenswechsel erhalten hatte, als man das Schlechtermann'sche Ehepaar ankündigte. So wohnte ich der Ceremonie, die ich vorgeschrieben hatte, persönlich bei. Frau von Grunow ward in alle ihr gebührenden Ehren eingesetzt, da auch Madame Säckler am andern Tage vorgeschriebener Maßen ihren Besuch machte. Was nach meiner einige Tage darauf erfolgten Abreise zwischen den Kleinstädtern vorging, wie sich diese Herren und Damen dann unter einander verständigten, — davon kann ich meinen Lesern nichts mittheilen, da ich, aufrichtig gestanden, mich nie mehr um diese Personen gekümmert habe.

La Giovannina.

Eine venetianische Novellette

von

Caroline Baronin von S.....y.

Auf den Inseln um Venedig her lebt eine Bevölkerung von Fischern, die, was ihren männlichen Theil betrifft, der Herrscherin des adriatischen Meeres fast so fremd ist, als lebte sie tausend Meilen davon entfernt. Nur ihre Frauen oder Mädchen kommen, wenn ihre Väter, Gatten, Brüder von der See zurückgekehrt sind, nach der Stadt, indem sie den Ertrag dieser Expeditionen in großen Reusen auf den Köpfen tragen. Nie wenden sie sich, behufs des Verkaufs ihrer Waare, an die Privatleute, sondern sie verkaufen ihre Fische im Ganzen den Fischhändlern, mit denen sie in ihrem schlechten venetianischen Italienisch einige wenige Worte wechseln, und kehren dann in ihre einsamen, auch von den Stadtbewohnern selten besuchten Inseln zurück. Die ganzen Einkäufe, die sie in der Stadt zu machen pflegen, beschränken sich auf Brod, einige Tauenden und die zum Kalfatern der Schiffe nöthigen Dinge. Für die Bedürfnisse des Leibes und Geistes dieser abgesonderten Fischerbevölkerung sorgen ein eigener Arzt, der zwei bis drei Mal sich aus der Stadt auf die Inseln begibt und ein Geistlicher, der jeden Tag hinausfährt, um in einer halb zerfallenen Kapelle der Giudeci eine Messe zu lesen und Beichte zu hören. Weiter machen diese Fischer von dem Industriereichthum Venedigs keinen Gebrauch; denn ihre Netze verfertigen sie selbst, wie sie dieselben auch selbst auszubessern verstehen und auch das Kalfatern ihrer Fahrzeuge besorgen sie sich selbst. Diese Kähne sind den Meisten unter ihnen übrigens das Liebste auf der

Welt und die Geschichten und Traditionen ihrer Familien knüpfen sich an diese, nach dem Namen der darauf in rohen, hölzernen Statuen befindlichen Schutzheiligen benannten Fahrzeuge. Nach den Erzählungen der Fischer wären einzelne derselben zwei- bis dreihundert Jahre alt, während in Wahrheit es mit diesen Kähnen so geht, wie mit Lichtenberg's Messer, das bekanntlich erst eine neue Klinge und dann einen neuen Griff erhielt, aber immer noch dasselbe Messer blieb. So sind auch für diese, größtentheils von slavonischem Ursprung herstammenden Fischer ihre Kähne immer noch dieselben, deren sich vor Hunderten von Jahren ihre Ahnen bedienten, obgleich alle einzelnen Theile derselben nach und nach erneuert worden. Diese Slavonier sind übrigens kühne Seeleute, die sich viel weiter in's offene Meer hinauswagen, als die andern venetianischen Fischer; daher ist auch der Ertrag ihres Fanges meist ein reichlicher, was sie in den Stand setzt, ihre Waaren billiger zu verkaufen.

Vor einigen Jahren war ein gewisser Pepe (eine Abkürzung des Namens Joseph), ein Mann von etwa funfzig Jahren, die bedeutendste Person und der angesehenste Bürger dieser kleinen, fast republicanischen Colonie. Er war der geschickteste, also auch der reichste unter den Fischern; seine Tochter Pepita war die schönste unter den Dirnen der Inseln und seine Barke, Giovannina, war die älteste und darum ehrwürdigste aller Fischerbarken, da das Datum ihrer ersten Erbauung um hundert Jahre weiter in die Vergangenheit zurückreichte, als das aller andern. Pepe, selbst ein echter Seemann, hatte auch nur für seine Barke und seine Tochter Augen; erstere malte und calfaterte er von Neuem nach jeder Reise, während er der letzteren von jeder Expedition französischen Sammt oder englische Spitzen, behufs ihres Putzes, mitbrachte. Diese Waaren erhielt er in Folge eines kleinen Tausch- und Schleichhandels, den er, wie die andern Fischer, mit fremden Fahrzeugen zu treiben pflegte, denen sie oft zwanzig Meilen oder noch weiter fern von der Küste und den Küstenwächtern begegneten. Wenn der Fischzug reichlich genug war, so eilte Pepita, coquett gekleidet, mit ihrem Korb auf dem Kopfe nach der Stadt. Ihr Gang hatte jene Desinvoltura, die eine der reizendsten Eigenthümlichkeiten der südlichen Frauen ist und welche das weibliche Geschlecht des Nordens nicht einmal nachzuahmen vermag. Pepita's Schönheit war übri-

gens eben so auffallend und hervorragend, als sie eigenthümlicher Art war; ihre großen, glänzend schwarzen Augen waren stets gesenkt und es schien, als wüßte sie, man könne den Glanz ihrer Blicke nicht ertragen, wenn sie dieselben aus unverschleiertem Auge fallen ließe. Ihr Wuchs war schlank und troß dem länglichen Rund ihres Gesichtes strahlten aus ihren aufgeschürzten Mundwinkeln ein unverwüstlicher Frohsinn und eine Art leidenschaftlicher Freude, welche zu der matten, ein wenig bleifarbigen Weiße ihres Teints sehr gut paßten. In ihrer ganzen Person lag eine Art besonderer Verschämtheit, eine listige Zurückhaltung, welche errathen ließen, daß Pepita ihr Geheimniß nicht leicht einem Andern kund geben würde, wenn sie ja ein solches haben sollte.

Und in der That gab es schon ein Geheimniß für das junge Mädchen. In einer der Straßen, welche zum Fischmarkte führen, hatte sie einen jungen blonden Menschen von anmuthiger Gesichtsbildung bemerkt; klein, während sie groß war, mit rosigen Wangen, während die ihrigen bleich waren; ein eben so vollständiger Typus des Nordens, als ihre Züge ein Bild des Südens waren. Es war dies Thomas Lugern aus Wien, ein junger, ziemlich reicher Mann, der vor wenigen Monaten seine beiden Eltern durch den Tod verloren und sich nach Venedig begeben hatte, um in einer großen Seidenfabrik, die ein Geschäftsfreund seines seligen Vaters leitete, sich in diesem Manufacturzweig auszubilden. Der junge Lugern seinerseits hatte die hübsche Fischerdirne nicht zehn Mal an seinem Hause vorbeigehen sehen und es war in ihm ein Gefühl ganz neuer Art erwacht; wenigstens konnte er sich nicht erinnern, daß je eine schöne Wienerin einen ähnlichen Eindruck auf ihn gemacht habe. Es lag in Pepita's ganzer Person, in ihrem Gange, in ihren langen, innigen Blicken eine solche Gluth, daß sie den jungen Wiener fesselte und in Erstaunen setzte. Trotzdem war seine erste Empfindung, als er sich seiner Liebe zu der jungen und schönen Fischerdirne bewußt ward, das der Scham. Er, der Sohn eines wohlhabenden Wiener Bürgers, der Hausgenosse eines der reichsten Fabrikanten Venedigs, er liebte eine Fischhändlerin, eine Slavonierin! . . Hätte die stolze Pepita auch nur die leiseste Ahnung von diesen Gedankenblasen eines lächerlichen Hochmuthes haben können, so würde sie Lugern gewiß auf ewig gemieden haben; aber die Liebe ward in

dem jungen Wiener bald stärker, als die Eitelkeit, und er nahm sich vor, eine Eroberung zu machen, die ihm keine Schwierigkeiten zu haben schien. Ich werde ihr, dachte er sich, Geld genug geben, daß sie nicht mehr mit Fischen zu handeln braucht und werde ihr eine Wohnung in der Nähe unserer Fabrik miethen.

In dieser Absicht fing er nun an, dem jungen Mädchen nachzugehen, da er es noch nicht wagte, sie anzureden. Pepita, die es wohl bemerkte, ließ ihn nach seinem Belieben handeln. Als er ihr aber einmal bis auf die Insel folgte, winkte sie ihm, er solle sich entfernen und Lugern wagte nicht, ihr ungehorsam zu sein. Endlich kam es so weit, daß die beiden jungen Leute, trotz der ungeheuren Verschiedenheiten ihrer Abstammung, ihrer Bildung, ihrer Nationalität und ihres gesellschaftlichen Standes, einander jeden Tag an einem Orte erwarteten, über den sie stillschweigend übereingekommen waren und sich da, aber Gott weiß in welcher Sprache, unterhielten. Pepita sprach nichts als ihren halb slavonischen, halb venetianischen Jargon; Lugern seinerseits war noch nicht lange genug in Italien, um sich in der Landessprache verständlich machen zu können, vielmehr waren von drei Worten, die er sprach, immer zwei deutsche und das dritte ein geràdebrechtes Italienisch. Aber die Liebe ist der beste Sprachlehrer und so verstanden unsere beiden jungen Leutchen binnen Kurzem einànder ganz trefflich. Aber in diesem Austausch von Versprechungen und Schwüren, in diesen Träumen von einem Leben, das sie fortan nur für und mit einander führen wollten, erlangte die Fischerdirne bald ein merkliches Uebergewicht über ihren Geliebten, so daß Lugern nicht im Entferntesten mehr daran dachte, Pepita zu verführen, vielmehr all sein Glück in einer Heirath mit ihr suchte und durchaus darauf bestand, bei nächster Gelegenheit sich nach der Insel zu begeben, den Fischer Pepe aufzusuchen und um seine Tochter bei ihm anzuhalten.

— Nein, sagte Pepita, nein, er würde Dir eine abschlägige Antwort geben.

— Und warum? Bin ich ihm nicht reich genug? frug Lugern.

— Aber er haßt die Tedeschi.

So verging für den jungen Mann die Zeit in unnützen Bewerbungen, da Pepita selbst keinen seiner Vorschläge einging und weder in eine Entführung noch in eine heimliche Heirath willigen wollte.

Eines Tages endlich kam Pepita ganz athemlos an den Ort, wo sie Lugern gewöhnlich erwartete, und zog ihn rasch mit sich in die Gondel fort, die sie nach den Inseln führte, indem sie zu ihrem Geliebten sagte:

— Komm, komm, kauf die Giovannina.

Lugern folgte ihr, ohne zu begreifen, was sie wollte, aber entschlossen, seiner Geliebten zu gehorchen. Als er auf der Insel ankam, wohnte er daselbst einem Auftritt von einer Heftigkeit bei, die dem guten Wiener, der an das Schauspiel der südlichen Leidenschaften noch nicht gewöhnt war, Schrecken einflößte. Es waren nämlich nach einer langen Abwesenheit und einem weiten Fischzuge in's offene Meer hinaus alle Barken angekommen und befanden sich am Ufer, bekränzt mit Seegras und bis an den Rand voll Fische. . . Eine einzige Barke, Giovannina, war leer; an den Seiten hingen die Netze zerrissen herab und der kleine heilige Johannes, welcher den Hintertheil verzierte, war bedeckt mit Koth und verstümmelt und legte so ein Zeugniß ab zugleich von der Ohnmacht des Heiligen, dem Schiffseigenthümer einen reichlichen Fischfang zu verschaffen, als auch von seiner Wehrlosigkeit gegen den in Thätlichkeiten übergegangenen Zorn des wüthenden Pepe. Mit nackten Armen, mit offener Brust und mit wirr durcheinander fliegenden Haaren, in denen Muscheln und Seegras wild herumhingen, schritt der Fischer um die Barke her, wie ein Hund einen Stier umkreist, ehe er ihm mit scharfen Zähnen in die Weichen fällt.

— He, Giovannina, he! schrie er. Du altes, blindes und taubes Bretterwerk, nun habe ich Dich auf dem Trockenen und nun sollst Du mir Deine Schlechtigkeit büßen. . . . Warum hast Du alle Fische weit von Dir hinweggescheucht, anstatt sie an Dich zu locken, wie Du bisher gethan? Warum hast Du mich mit leeren Händen zurückkommen lassen? . . . Es ist aus mit uns beiden, geh Giovannina, ich will Nichts mehr von Dir wissen.

Und mit einem Tauende, das er in der Hand hatte, peitschte er die Seiten der armen Barke, die, wie man sich leicht denken kann, gefühllos blieb, deren Planken aber unter den Hieben knarrten und einen schwachen, man möchte sagen, klagenden Ton hören ließen, ähnlich dem Schrei eines Kindes, das gezüchtigt wird. Endlich hielt der Fischer vor dem Hintertheile an und richtete seine Schelt-

reden an die kleine verstümmelte Figur, mit der dieser Theil der Barke verziert war und die den heiligen Johannes den Täufer vorstellen sollte.

— Nun sollst Du es bekommen, Du Unglücksheiliger, schrie er; Du bist nicht aus dem Paradies, Du bist ein Verräther, ein Lügner, ein Heiliger ohne Treu und Glauben. . . . Was habe ich Dir gethan, daß Du Dich so benommen hast! . . Wie? keine Fische für mich! Nichts, gar Nichts. . . . Trotz meiner Bitten und Versprechungen. . . Geh, fort von Deinem Platze. . . Nun ist es für ewig aus mit unsrer Freundschaft!

Der Heilige erhielt nun eine Tracht Schläge mit dem Tauende, so daß die Splitter der hölzernen Figur auf dem Ufer umherflogen. Die andern Fischer, die gerade nicht sehr mitleidiger und barmherziger Natur, im Gegentheil sehr spottlustig sind, gingen während dieser Zeit fortwährend nach allen Richtungen an Pepe vorbei und begnügten sich nicht damit, ihm ihre vollen Reusen zu zeigen, sondern überschütteten den Fischer noch mit Spottreden über sein Unglück. Dadurch ward dessen Wuth noch mehr aufgereizt und indem er sich an die Barke lehnte und mit seiner breiten Hand an die hohltönenden Seiten derselben pochte, rief er aus:

— He, wer will sie, wer will diese schlechte Barke, diese alte Giovannina, die keine Zähne mehr zum Beißen hat, wer will sie für fünfhundert Lire, die Giovannina für fünfhundert Lire?

— Kauft die Giovannina, sagte Pepita leise ihrem Liebhaber in's Ohr und trieb ihn so vor sich her, daß er gegenüber von Pepe zu stehen kam.

— Du bist es, der sie kaufen will? sagte der Fischer und reichte ihm die Hand; topp, schlag ein, sie gehört Dir.

Lugern, an die regelmäßigen Formen des größeren Kaufhandels gewöhnt, unterließ auch bei dieser Erwerbung, obgleich er deren Zweck noch nicht wußte, die Anwendung der zur Giltigkeit eines Kaufes nöthigen Förmlichkeiten nicht. Er zog aus seiner Brieftasche zwei Blätter Papier heraus, schrieb eine gerichtliche Kaufs- und Verkaufsformel auf das eine, und eine auf den morgenden Tag zahlbare Anweisung von fünfhundert Lire auf das andre, und übergab dann beide Blätter dem Fischer, damit er das eine unterzeichne, das andre aber bis morgen aufhebe. Pepe machte unter den Ver-

kaufsact in Gegenwart aller Fischer ein Kreuz statt seiner Namensunterschrift und gab ihn Lugern zurück, der ihn sorgfältig in seinem Portefeuille verwahrte.

Sobald der Kauf abgeschlossen war, warf Pepe auf die umstehenden Fischer triumphirende Blicke und eilte dann in seine Hütte, indem er ausrief:

— Sie ist verkauft, die Giovannina, sie ist verkauft.

Lugern hatte bis auf diesen Augenblick in seinem Ankauf der Barke sich von dem Einfluß Pepita's und von seinen eigenen kaufmännischen Gewohnheiten leiten lassen; als aber die Fischerdirne sich nun mit ihrem Vater in ihre Hütte zurückgezogen, ohne ihm zu sagen, weshalb sie ihn zu diesem Schritte veranlaßt, entfernte er sich neugierig und unzufrieden, indem er vor sich hin sagte:

— Was soll ich nur mit dieser alten Barke ihres Vaters machen? Meint Pepita etwa, ich soll auf den Fischfang ausziehen und versuchen, ob der heilige Johannes mir günstiger sein und mir eine reichere Beute bescheren wird, als ihrem Vater?

Am andern Morgen aber schien Lugern entweder von Pepita unterrichtet worden zu sein, oder mochte vielleicht auch selbst errathen haben, wie die Barke in seinen Händen ein Mittel werden könne, um des Fischers Abneigung gegen die Tedeschi zu bezwingen. Kaum war der Tag angebrochen, als der junge Wiener sich auch schon in Begleitung zweier mit Säge und Hammer und anderem Handwerkszeug versehener Zimmerleute nach der Insel begab. Die Sonne war an einem gold- und azurfarbenen Himmel glanzvoll und strahlend aufgegangen. Das Meer war ruhig und seine kleinen, weißen Wogen kamen knisternd wie Champagnerschaum an das Ufer, um an den Kieseln desselben zu zerschellen. Pepe, dessen Gesicht und Gemüth in vollkommener Uebereinstimmung mit der Ruhe der ihn umgebenden Natur war, beschäftigte sich schon seit mehr als einer Stunde mit Arbeiten seines Gewerbes. Er war ein ganz anderer Mensch als gestern; sein wilder, unsinniger Zorn, in dessen Feuer die Stachelreden der andern Fischer noch Oel hineingegossen, war von der besänftigenden Kraft des Schlafes verwischt worden und die ruhige Thätigkeit des Arbeiters war an die Stelle der rastlosen Aufregung des gestrigen Tages getreten. Er schien sich an die Vorfälle dieses letzteren durchaus nicht mehr zu erinnern, gerade so wie die

Trinker meistentheils nach einer ruhig verschlafenen Nacht alle Excesse, die sie im Rausche begangen, vergessen zu haben pflegen, und er bestätigte so die Wahrheit eines alten griechischen Spruches, daß der Zorn eine rasch vorübergehende Trunkenheit des Geistes sei. Pepita, die einige Schritte weit von ihrem Vater entfernt saß, besserte stillschweigend ein Netz aus; der Fischer ging zwar auch, wie gestern, rings um seine Barke her, aber dieses Mal glich er einem Vater, der mit einem aus Liebe und Ehrerbietung gemischten Gefühle die Wiege seiner Kinder sich betrachtet; er zählte die Nägel der Barke, reinigte dieselben von dem Roste, den das Seewasser erzeugt, betastete das Holz und schalt ein wenig auf das Meer, daß es seine Giovannina an einzelnen Stellen so hart mitgenommen habe. Denn an dieser Stelle hatte eine Woge die Farbe mit fortgerissen, dort hatte ein Riff den äußeren Theil des Kiels ein Stück weit beschädigt. . . Endlich raffte er mit abergläubischer Sorgfalt die umherliegenden Stücke des heiligen Johannes auf und legte sich innerlich das Gelübde ab, er werde diesmal nicht seiner eigenen Geschicklichkeit die Wiederausbesserung des Heiligen anvertrauen, sondern sich an einen der besten Holzschnitzer Venedigs wenden. In diesem Augenblicke kam Lugern mit seinen Arbeitern an und indem er mit dem Benehmen eines Herrn und Eigenthümers auf Giovannina schlug, sagte er zu den Zimmerleuten:

— Ihr werdet mir hier diese alte Barke auseinanderschlagen und das rasch, Kinder; macht Euch an die Arbeit.

— Wer spricht davon, daß er die Giovannina anrühren will? rief Pepe wüthend, aber doch erschreckt, indem mit Lugern's Gesicht eine Erinnerung der gestrigen Vorfälle in ihm aufzutauchen begann.

— Aha, Signor Pepe, sagte der junge Wiener, Ihr habt Recht; ich habe Euch noch nicht bezahlt; aber hier ist Euer Geld, holt mir meine Anweisung her.

Bei diesen Worten reichte Lugern mit der einen Hand dem Fischer einen Beutel hin, in dem eine Anzahl Goldstücke klimperten, während er mit der andern den Zimmerleuten winkte, sie sollten ihre Arbeit beginnen.

— Rührt sie nicht an, rief Pepe, indem er auf die beiden Zimmerleute losstürzte und deren Sägen und Hämmer eine Strecke

weit fortschleuderte, ich sage Euch, rührt die Giovannina nicht an, wenn Euch Euer Leben lieb ist.

— Aber Signor Pepe, sagte Lugern, diese Barke gehört mir; Ihr habt sie mir verkauft; hier nehmt Euer Geld und laßt mich mit meinem Eigenthum machen, was mir beliebt.

— Wagt Euch nicht daran, rief der Fischer immer fort und ballte drohend die Fäuste.

Lugern war zwar sanft von Charakter, aber nicht furchtsam. Da er das gute Recht auf seiner Seite hatte und überdem durch Pepita's Gegenwart ermuthigt ward, so sagte er mit fester Stimme zu dem Fischer:

— Hier ist der Verkaufsact, den Ihr selbst freiwillig in Gegenwart Eurer Kameraden unterzeichnet habt, der Handel ist ehrlich abgeschlossen worden und wenn Ihr Euch nun gewaltsam meiner rechtlichen Forderung widersetzt, so werde ich genöthigt sein, mich nach obrigkeitlichem Beistand umzusehen.

Die Worte obrigkeitlicher Beistand übten auf Pepe einen niederschlagenden Einfluß aus; er ward nun ganz nachgiebig und schüchtern, trat an den jungen Mann heran, ergriff freundschaftlich seine Hand und suchte ihn zu überreden, daß dieser Handel nicht Stich halten könne, da er seines Verstandes nicht mächtig gewesen sei, als er ihn eingegangen, sondern trunken vom Rausche verletzter Eitelkeit. Die Giovannina sei Eins mit ihm; sie habe seinem Vater, seinem Großvater, all seinen Ahnen gehört; an die Giovannina seien sein Leben, seine Ehre, sein Glück auf dieser und sogar in jener Welt unauflöslich gebunden. Denn wenn er in das Jenseits kommen würde, so würden alle seine hingeschiedenen Ahnen, mit dem heiligen Johannes an ihrer Spitze, ihn umringen und sich nach der Giovannina und ihrem Befinden erkundigen.

Lugern antwortete ruhig und, unerschüttert von diesem Strome leidenschaftlicher Beredsamkeit, das Alles, was Pepe sage, sei wohl möglich, aber die Barke sei nun einmal jetzt sein Eigenthum, er habe sie ehrlich und redlich gekauft und zwar um den Preis, den der Fischer selbst dafür verlangt habe. Dieser antwortete, er sehe nun wohl ein, worum es sich hier handle; aber ein alter Fischer, wie er, besitze immer noch einige Zechini und der traficante tedesco solle nur getrost verlangen, man werde ihm geben, was er wolle,

um den Kauf rückgängig zu machen. Aber Lugern blieb gegen diese Geldanerbietungen eben so gleichgiltig, als gegen die pathetischen Beschwörungen des Fischers und bestand unerbittlich auf seinem Eigenthumsrecht.

— Aber Ihr seid kein Fischer, rief Pepe außer sich, was wollt Ihr mit der Barke anfangen?

Lugern antwortete mit einem Gleichmuth und einer Kaltblütigkeit, die seinem nordischen Charakter vollkommen entsprachen, er sei Willens, die Giovannina in kleine Stückchen zerschneiden und Zahnstocher daraus machen zu lassen. Der Fischer erbleichte vor Wuth, ward aber einen Augenblick darauf hochroth und schien nahe daran zu sein, Gewalt zu brauchen. In diesem Augenblick stand die schöne Pepita auf und stellte sich zwischen ihren Vater und ihren Liebhaber. Lugern schien wie geblendet von der Schönheit des jungen Mädchens zu sein und der Vater, der diesen neuen sich ihm darbietenden Hoffnungsstrahl gierig ergriff, sagte rasch:

— Nimm mein Anerbieten an, junger Mann, antworte nicht abschlägig; Du wirst durch die Annahme meiner Tochter eine große Freude machen, während Deine Weigerung sie in tiefe Trauer stürzen wird; denn Du nimmst ihr mit Giovannina auch die Hoffnung auf einen Mann; Giovannina ist ihre Mitgift. Nimm an.

Lugern betrachtete das junge Mädchen lange Zeit; er ließ seine Augen auf ihrem schlanken, anmuthigen Wuchs, auf ihrem schönen schwarzen Haar umherschweifen; er bewunderte den zarten, von einem feinen Lächeln belebten Mund Pepita's, deren Aussehen in diesem Augenblicke noch geistreicher und entschlossener als je war. Endlich nach einer langen Prüfung schien er zu schwanken, dann nahmen seine Gesichtszüge einen milderen Ausdruck an, bis er endlich nachzugeben schien, indem er zu dem Fischer, dessen ganze Seelenkraft in den Augen zu ruhen schien, mit denen er die Mienen des Deutschen durchforschte, die entscheidenden Worte sagte:

— Nun, so behalte Deine Barke, aber gib mir Deine Tochter; ich nehme sie zur Frau.

— Pepita! rief der Fischer, erstaunt über diesen Ausgang; Pepita! Nein, sie wird keinen vornehmen Tedesco heirathen wollen.

Auf ein Zeichen, das Lugern machte, versetzte einer der Zimmer-

leute, der sich seines Hammers wieder bemächtigt hatte, der Barke einen Schlag, und ein Splitter davon flog nach der Richtung hin, wo die Sprechenden standen.

— Ach, lieber Vater, ja, ich werde ihn heirathen, sagte rasch die schlaue Fischerdirne und warf sich ihrem Vater in die Arme, als bewege sie nur ihre kindliche Liebe zu diesem Opfer.

Die Barke ward vollkommen wieder ausgebessert, die kleine Bildsäule des heiligen Johannes ward von einem geschickten Holzschnitzer in ihrem vollen Glanze wieder hergestellt und mit allen Ehren wieder an ihrem Platz im Hintertheile angebracht. Zugleich aber schien Giovannina aus der Gefahr, der sie so mühsam entronnen, sich eine gute Lehre entnommen zu haben, und Pepe war fortan der glücklichste unter den Fischern der Insel, wie er zu allen Zeiten auch der geschickteste war. Lugern's Heirath war übrigens in jeder Beziehung eine gute Partie, da der alte Pepe bei Weitem reicher war, als sich irgend Jemand hätte vermuthen lassen. Der junge Wiener hat sich völlig nach Venedig übergesiedelt und steht jetzt an der Spitze einer blühenden Seidenfabrik, umgeben von einer reizenden Gattin und zwei schönen Kindern, die Giovannina und Pepita heißen.

Eine Heirath und ihre Folgen.

Nach dem Englischen
von
F. Liedtz.

I.

Es war ungefähr zwei Uhr Morgens, als der Wagen Sir Edward Lushington's endlich wieder in sein Hôtel zurückfuhr. Der General stieg aus und bot seiner Tochter den Arm. Letztere, die sorgsam in einen mit Hermelin gefütterten Mantel eingehüllt war, folgte ihm bis auf den Vorsaal; hier küßte sie ihren Vater, worauf sich beide in ihre Zimmer zurückzogen. Das junge Mädchen war offenbar sehr aufgeregt, eine Bewegung, die sie wahrscheinlich durch mehrere Stunden niederzukämpfen und zu beherrschen gezwungen war, machte sich jetzt in lauten Aeußerungen Luft.

— Der Undankbare! Der Treulose! rief sie aus, während ihre kleine Hand mit zornigem Eifer das prächtige Ballkleid zerknitterte, das sie eben ablegen wollte; mich während des ganzen Abends einer Coquette aufzuopfern, nicht eine Silbe mit mir zu sprechen, nicht einen Blick mir zu schenken. Aber er soll Ursache finden, sein Betragen zu bereuen, ich will mich rächen! . . .

Und heiße Thränen rannen dabei aus den schönen Augen der trotzigen Jungfrau; sie merkte es nicht einmal, daß sie sich laut beklagte und daß ihr Kammermädchen dieses Selbstgespräch mit anhörte; sie hatte letzteres nicht einmal beachtet und blos maschinenmäßig sich von ihr Schmuck und Blumen abstreifen lassen.

— Sprechen Sie mir nicht von ihm, Miß, sagte Jenny, indem sie fortfuhr, ihre Gebieterin zu entkleiden. Unsere jungen Lords sind heutzutage von einem Leichtsinn, von einer Unbeständigkeit, welche nicht mehr erlauben, daß man Vertrauen zu ihnen hat. Warum

Handlungen hinreißen. So war es ihr auch diesen Abend ergangen. Im Grunde war sie es gewesen, die sich zuerst ein Unrecht gegen Sir Stephens Vivian hatte zu Schulden kommen lassen; in ihren Augen aber erschien er als der allein Schuldige. Edith erinnerte sich nur, daß Stephens einen ganzen Abend lang ihr in keiner Weise seine Aufmerksamkeit zugewandt, sie vielmehr verlassen hatte, um den Kreis von Bewunderern, der sich allabendlich um Lady Nevil, Edith's Nebenbuhlerin an Schönheit und Anmuth, schaarte, noch um einen zu vergrößern. Was aber Edith ganz und gar vergessen hatte, war, daß sie selbst, aus Laune oder aus einer echt weiblichen Neugier, damit angefangen hatte, Sir Vivian's Eifersucht rege zu machen, indem sie mit dem glänzenden Oberst Elliot eine Unterhaltung angeknüpft und auf Alles, was Sir Stephens zu ihr gesprochen, höchst zerstreut geantwortet oder kaum hingehört hatte.

Sir Stephens hatte sich erst seit Kurzem unter die Anbeter der Miß Edith gereiht; seine Huldigungen aber waren von dieser mit einer so sichtbaren Begünstigung aufgenommen worden, daß Stephens eine nicht geringe Zahl von Neidern und Eifersüchtigen um sich her fand. Freilich war es auch keine geringe Empfehlung für ihn gewesen, daß seine Schwester, Lady Lucy Vivian, die beste Freundin Edith's war. Was den General betraf, so hatte er freilich im Grunde ganz andre Absichten in Bezug auf die Vermählung seiner Tochter gehabt. Er besaß einen entfernten Verwandten und seinem Herzen nahestehenden Freund, der etwa um fünfzehn Jahre jünger, als er selbst war. Lord Claver und Sir Edward Lushington hatten in mehr als einer blutigen Schlacht neben einander dem Kugelregen getrotzt und hatten so Gelegenheit gefunden, ihre Männlichkeit und tüchtige Gesinnung gegenseitig zu erproben. Ihre Achtung für einander war aber in eine treue Freundschaft und schrankenlose Ergebenheit übergegangen, seitdem Claver bei Waterloo dem General das Leben gerettet hatte. Zu beiderseitigem großem Bedauern waren sie durch den Lauf der Ereignisse späterhin von einander getrennt worden. Lord Claver ward durch seine Vermögens-Verhältnisse bewogen, sich nach Indien zu begeben, wohin er mit einem hohen militairischen Range von der Regierung gesandt wurde. Er blieb lange Jahre aus Europa entfernt, unterhielt aber während dieser Zeit eine fleißige Correspondenz mit dem General. Als dieser nun

Digitized by Google

erfahr, sein Freund solle nächstens nach England zurückkehren, wohin ihn das Ministerium berief, um ihm einen hohen Posten am Hofe anzuvertrauen, da beschloß er, ihm seine Tochter zu vermählen und durch diese Verbindung Edith einen Rang in der Gesellschaft anzuweisen, welcher dem größten Ehrgeize volle Befriedigung gewähren mußte. Lord Claver war zwar nicht reich, aber er konnte zu den höchsten Stellen im Staate gelangen. Andererseits war dagegen Lady Lushington, als die einzige Erbin des unermeßlichen Vermögens ihres Vaters, eine der reichsten Partien in ganz England. So konnten denn weder der General noch Lord Claver sich in ihrer Delicatesse verletzt fühlen, als ersterer seinem Freunde die Hand seiner Tochter antrug. Der Lord hatte bisher nie auch nur im Entferntesten an eine Vermählung gedacht. Er war nichts weniger mehr, als jung, denn er zählte volle fünfundvierzig Jahre und seine Haare fingen schon an, in's Grau hinüberzuspielen; doch war seine Gesundheit in vollkommen gutem Zustande und seine äußere Erscheinung war kräftig und nicht abstoßend. Er kannte zwar Edith durchaus nicht, da sie, als er England verlassen hatte, noch zu jung gewesen, als daß sich ihr Bild seinem Gedächtniß hätte einprägen können; trotz dessen aber nahm er das Anerbieten des Generals so auf, daß man sah, er würdige den hohen Werth einer solchen Verbindung vollkommen. So schien sich Alles für die Erfüllung der Wünsche Sir Lushington's auf's Günstigste zu fügen und dieser freute sich in seiner Seele herzlichst, daß er die Bande der Verwandtschaft und Freundschaft, die ihn an Lord Claver knüpften, noch enger schlingen könne, während er dadurch zugleich eine willkommene Gelegenheit erhielt, seinem Lebensretter einen Theil seiner Schuld abzutragen und so ein Bedürfniß seines dankbaren Herzens zu befriedigen. Edith hatte sich anfangs den Wünschen ihres Vaters keineswegs widersetzlich gezeigt. Die Bekanntschaft mit Sir Stephens Vivian aber, die sie in der Zeit zwischen der Abreise und Ankunft des Lord Claver gemacht, schien, zum großen Mißvergnügen des Generals, die Lage der Dinge ändern zu wollen. Doch liebte Sir Lushington seine Tochter viel zu sehr, als daß er ihr hier, wo es das Glück ihres ganzen Lebens galt, seinen Willen hätte tyrannisch aufzwingen mögen. Der General hatte daher beschlossen, in die Ereignisse nicht einzugreifen, sondern sie ihrem ruhigen, friedli-

chen Laufe zu überlassen und der Zeit, so wie den Fügungen des Geschickes es anheimzustellen, ob sein Lieblingsplan in Erfüllung gehen solle oder nicht. Aus diesem Grunde drückte er denn auch, betreffs der Huldigungen des Sir Stephens Vivian, um so mehr ein Auge zu, als dieser einer der besten adeligen Familien angehörte und selbst ein junger Mann von Distinction war.

II.

Als Lady Edith am andern Morgen erwachte, war es schon spät am Tage. Sir Stephens und sein gestriges Benehmen waren die ersten Gegenstände, welche in ihrer Erinnerung wach wurden, und mit ihnen kam sehr bald auch die feste Ueberzeugung, er werde im Laufe des Tages kommen, um ihre Verzeihung zu erbitten. — Ich will sie ihn sich erkaufen lassen, dachte sie; will ihn aber dabei nicht durch allzu große Strenge zur Verzweiflung bringen. . . Zugleich schellte sie ihrem Kammermädchen:

— Hat Sir Vivian hergeschickt?

— Nein, Mylady, antwortete Jenny.

Diese verneinende Antwort überraschte die junge Miß, da Stephens bisher nie ermangelt hatte, am Morgen nach einem Ball oder einer ermüdend langen Soirée einen seiner Bedienten in's Hôtel Lushington zu schicken und sich nach dem Befinden der Lady Edith zu erkundigen. Daß nun zum ersten Male diese artige Aufmerksamkeit unterblieb, vernichtete im Nu Edith's nachsichtige Stimmung, und als nicht blos der Morgen, sondern auch ein großer Theil des Nachmittags verflossen war, und weder Sir Stephens noch seine Schwester, Miß Lucy, ein Lebenszeichen von sich gegeben hatten, da war Edith in einer noch bei weitem aufgeregteren und zornigeren Gemüthsstimmung, als im Augenblicke, da wir sie dem Leser das erste Mal vorgeführt.

Das völlige Stillschweigen dieser beiden, ihrem Herzen so werthen Personen erfüllte Edith's Gedanken dermaßen, daß, als sie zur Besuchzeit in den Gesellschaftssaal ihres Vaters hinabstieg und auch dort keine derselben antraf, sie vor Zerstreuung kaum im Stande war, den zahlreichen, eifrigen und aufmerksamen Besuchern, welche sich nach ihrem Befinden erkundigten, gehörig zu antworten. Das

Geräusch einer Thür, die im Hause geöffnet ward, machte sie zittern und jedes Mal, wenn sich ein Bedienter an der Thüre des Gesellschaftssaales zeigte, um eine neue Person anzukündigen, konnte man auf ihrem Gesichte die gespannteste Erwartung lesen. Aber alle ihre Hoffnung, endlich Sir Stephens oder seine Schwester eintreten zu sehen, war vergebens. Endlich wandte sich Oberst Elliot an den General und erkundigte sich bei diesem nach Sir Stephens. Man denke sich, wie Edith zu Muthe ward, als Sir Lushington antwortete, der junge Sir Vivian sei im Laufe des Tages bei ihm gewesen, um sich bei ihm zu beurlauben, da er nach Bath abgereist sei. Die Ueberraschung und der Zorn verscheuchten die Farbe von Edith's Wangen und nur mit großer Mühe konnte sie das Weinen zurückhalten. Als aber Oberst Elliot unzart genug war, sich mit einer Phrase an sie zu wenden, worin er ihre Traurigkeit mit dieser unvermutheten Abreise in Zusammenhang brachte, da besaß sie nicht Selbstüberwindung genug, um auf diesen unpassenden Scherz anders zu antworten, als mit Thränen. Zum Glück nahm der General dies zuerst wahr und mit einer zartfühlenden Geschicklichkeit, für die ihm seine Tochter den herzlichsten Dank wußte, wandte er die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaft auf einen andern Gegenstand hin, so daß es Edith möglich ward, ohne Aufsehen und ohne daß ihre Aufregung allgemeiner bemerkt ward, den Saal zu verlassen und sich auf ihr Zimmer zu begeben, in dem sie sich einschloß, um ungestört durch einen reichen Thränenstrom ihrer Betrübniß Luft machen zu können.

Es war schon vollständig Abend geworden, als Jenny in das Gemach ihrer jungen Herrin trat und endlich Miß Lucy einführte. Diese ging auf ihre Freundin zu und umarmte sie zärtlich; Edith aber empfing ihre Liebesbeweise mit sichtbarer Kälte.

— Soll ich die Strafe tragen, die ein Anderer, Schuldiger, eigentlich verdient hat? sagte Miß Vivian lächelnd.

— Ich weiß nicht, was Du sagen willst, Lucy, entgegnete Edith mit Verlegenheit.

— Nun, so will ich denn auch die Sorge, es Dir zu erklären, dem unbesonnenen Springinsfeld überlassen, der mir heute Kummer genug verursacht hat. Denn Stephens hofft Dich im Concert bei der Herzogin von Bedford zu sehen.

— Wie? Ist Sir Vivian denn nicht nach Bath abgereist?

— Ich glaubte das auch, so gut als Du. Stelle Dir nun mein Erstaunen und meine Ueberraschung vor, als ich ihn so eben in vollem Galop, triefend von Schweiß und bedeckt mit Staub, auf seinem ganz erschöpften, ebenfalls in Schweiß schwimmenden Pferde bei mir ankommen sah. Er sagte mir, er habe den Gedanken nicht ertragen können, London zu verlassen, während er wisse, Du seiest auf ihn erzürnt und so habe er sich entschlossen umzudrehen und hieher zurückzukehren, obgleich er schon zehn englische Meilen entfernt gewesen.

— Ist es nicht wahrscheinlicher, sagte Miß Lushington, mit affectirter stolzer Verachtung, daß Sir Vivian sich nicht hat des Vergnügens berauben wollen, Lady Nevil im Concert anzutreffen?

— O, ich bitte und beschwöre Euch, wollt doch beide ein wenig mehr Nachsicht mit meiner Freundschaft haben. Bedenkt nur, wie schwierig die Rolle ist, welche die Umstände mir zwischen Euch beiden auferlegt haben, und in welche sonderbare Verlegenheiten mich oft die verschiedenartigen vertraulichen Mittheilungen versetzen, die jeder von Euch beiden mir zu machen berechtigt ist. Du weißt, theure Edith, wie sehr ich Dich liebe; sei also gut, mißbrauche weder meine Zärtlichkeit, noch täusche meine Hoffnungen. Nicht wahr, Du begleitest mich nun in's Concert der Herzogin von Bedford?

— Nein, ich kann wirklich nicht; ich habe meinem Vater gesagt, daß ich nicht ausgehen werde.

— Das thut nichts; der General wird selbst in's Concert gehen und wird erfreut sein, Dich dort zu finden; ich nehme übrigens alle Verantwortlichkeit über mich; komm, mein Wagen erwartet uns unten.

Miß Lucy bat so dringend und so liebevoll herzlich, daß Edith ihr unmöglich länger widerstehen konnte. Dabei darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß es ihr kein geringes Vergnügen gemacht hatte, die so unvermuthete Rückkehr des Sir Stephens zu vernehmen. Dieses sonnenklare Zeugniß der Herrschaft, die sie über ihn ausübte, freute sie in hohem Grade und sie konnte und wollte daher die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, ihn zu sehen und für seine Reue, wenn sie auch etwas spät kam, zu belohnen. Sie kleidete sich daher rasch an und bald rollte sie im Wagen der Miß Vivian mit dieser dem Hôtel Bedford auf Queensquare zu.

III.

Die weiten Säle des Herzogs waren schon ziemlich voll, als die beiden jungen Damen sich unter dem Schutz ihrer Gesellschaftsdamen daselbst einfanden. Man sollte in dem Concert die vor Kurzem aus Paris angekommenen italienischen Sänger hören. Die Namen Rubini, Lablache, Iwanoff, Tamburini und Grisi figurirten neben den Namen der vorzüglichsten Künstler der Londoner Bühnen im Programme der Abendunterhaltung. Man kann sich daher leicht denken, mit welchem Eifer die fashionable Welt in die Säle des Herzogs von Bedford, wo die fremden Sänger sich das erste Mal in London hören ließen, geströmt war. Edith war hocherfreut, als sie sah, daß sie und ihre Freundin unter der Menge vornehmer und eleganter Personen unbemerkt zu bleiben schienen; sie hoffte unter dem Schutze dieses Gedränges sich ungestört und ungezwungen den Empfindungen ihres Herzens hingeben zu können. Sie war noch nicht lange im Saale, als sie Stephens bemerkte, wie er mit dem Oberst Elliot, der ihn unter dem Arm gefaßt hatte, in den Sälen hin und herging; die beiden jungen Offiziere schienen in einem heiteren Gespräch begriffen zu sein. Sobald Sir Vivian Miß Lushington gewahrte, wollte er sich ihr nähern; geschah es nun aber zufällig, oder war es Folge einer schlauen Berechnung Sir Elliot's, er sah sich genöthigt, vor Lady Nevil vorüberzuziehen, und als er sich dicht in deren Nähe befand, zwang ihn der Oberst, stehen zu bleiben, indem er laut und mit offenbar ironischem und maliciösem Tone zu ihm sagte:

— Wohin denn so eilig? Ich bitte, bleiben Sie doch ruhig. Ich nehme hier eine liebenswürdige Dame wahr, die uns durch die Falten ihres Fächers hindurch wahrgenommen, und die es uns nicht verzeihen würde, wenn wir an ihr vorübergingen, ohne ihr unsre Huldigung darzubringen.

Und zu der Lady Nevil gewandt, sagte Oberst Elliot:

— Hier, meine schöne Cousine, bringe ich Ihnen einen Rebellen, der sich gegen Ihre Ketten wehrt, und der, wenn Sie nicht scharf Acht geben, wohl bald seine Freiheit ganz erlangt haben könnte.

Sir Vivian warf dem Obersten, der sich lachend entfernte, einen wüthenden Blick zu; aber was blieb ihm übrig? Er mußte sich in sein Loos ergeben und, wenn er nicht aller Höflichkeit und allen

gesellschaftlichen Rücksichten Hohn sprechen wollte, mußte er mit Lady Nevil eine jener alltäglichen, nichtssagenden Unterhaltungen führen, deren Leere und Erbärmlichkeit man nie besser begreift, als wenn man von seinem Herzen anderswohin gerufen wird. Während dieser Zeit beeilte sich Oberst Elliot, der Lady Edith und Miß Vivian, die beide recht gut diesen kleinen Vorfall wahrgenommen hatten, seine Aufwartung zu machen.

— Ich komme, um mich bei Ihnen über die Ungerechtigkeit und die Undankbarkeit der Männer zu beklagen, sagte der Oberst zu Edith. Sie sollen selbst darüber richten. So eben habe ich Sir Stephens Vivian zu meiner edlen Cousine, Lady Nevil, geführt und nun sehen Sie einmal, scheint er nicht trotz dieses Glückes, um das ihn in diesem Augenblick Hunderte beneiden, verdrießlich und verlegen? Hat nicht selbst seine ganz französische Galanterie einen linkischen, affectirten Anstrich? Finden Sie nicht, daß indem er seine Complimente macht, er gerade so liebenswürdig und anmuthig aussieht, wie ein wildgewordner Kater, der zwar Sammetpfötchen macht, aber jeden Augenblick mit der Versuchung, die Flucht zu ergreifen, im Kampfe liegt?

Edith konnte sich bei dieser burlesk-komischen Vergleichung zwar eines augenblicklichen Lachens nicht erwehren; doch ward sie bald wieder ernst und antwortete dem Obersten, indem sie sagte:

— Ich bitte um Verzeihung, Sir Elliot, aber ich nehme von all den schönen Dingen, auf die Sie mich aufmerksam machen, Nichts wahr, und . . .

— Still, unterbrach Miß Lucy die Plauderei; die Grisi steht auf, um zu singen.

Die allgemeine Bewegung der Theilnahme und Neugier, welche sich vor dem Beginn des Stückes kundgab, das diese berühmte Sängerin singen sollte, entfernte Elliot von den beiden jungen Damen und erlaubte im Gegentheile Sir Vivian, Lady Nevil zu verlassen und dem Zuge seines Herzens zu folgen. Als daher Lady Edith, nachdem die Grisi unter den allgemeinsten, enthusiastischsten Beifallsbezeugungen ihre große Arie aus Donizetti's Anna Bolena geendigt hatte, ihre Aufmerksamkeit wieder auf ihre Umgebung richtete, fand sie Stephens dicht in ihrer Nähe. Er überreichte ihr das Bouquet, das sie hatte fallen lassen, erhielt aber zum Dank nur

ein einfaches Kopfnicken. Mehrere Personen, die indessen an die beiden Damen herangetreten, waren Schuld, daß Stephens und Edith die Vorwürfe, die, wie sie glaubten, sie einander gegenseitig zu machen hatten, nur durch ihre Blicke austauschen konnten. Aber welche Worte sind so beredt, als ein Blick aus geliebten Augen? Welche Erklärungen sagen so viel als diese warmen und feuchten Strahlen, die einander begegnen oder kreuzen? Kann man nicht in dieser stummen Sprache Alles sagen, ja mehr als mit Worten, und drückt nicht ein Blick zuweilen kräftig und stark das aus, was die Zunge zu verschweigen oder zu verstellen genöthigt sein würde?

Edith war zwar durch die Nachricht von Sir Stephens' Abreise tief betrübt, also durch seine Rückkehr in entsprechendem Maße hoch erfreut worden. Trotz dessen war der Empfang, den sie ihm angedeihen ließ, aus echt weiblicher Coquetterie, überaus zurückhaltend. Nach und nach jedoch erlag ihre Zurückhaltung unmerklich dem Reiz jenes geheimen Einflusses, den die Nähe eines geliebten Gegenstandes auf uns ausübt, und als der junge Offizier sich endlich an ihr Ohr neigte und es wagte, ihr leise einige Liebesworte zuzuflüstern, hatte er schon alle seine Rechte, die Edith's Herz ihm einräumte, wieder erobert.

— Warum, frug er sie, haben Sie den gestrigen Ballabend zu einer so tödtlichen Pein für mich gemacht? O Edith, wie konnten Sie nur auch nicht einen Augenblick lang mit meinem Kummer und meiner Besorgniß Mitleid haben?

— In Wahrheit, erwiederte Miß Lushington, es wäre sehr schwer gewesen, zu vermuthen, daß Sie so melancholisch gestimmt waren, da man Sie so unermüdlich den ganzen Abend über tanzen sah.

— Wie ungerecht doch die Frauen sind! Mit welcher Leichtigkeit verstehen sie es, die Herrschaft, die sie über uns erlangt haben, gegen uns selbst anzuwenden.

— Die Frauen, mein Herr, sind viel vernünftiger, als Sie meinen. Wir wissen und begreifen, daß es Pflichten gibt, welche uns die Gesellschaft auferlegt, und denen sich zu entziehen, schwer, wo nicht unmöglich ist. Nie wird es uns Frauen in den Gedanken kommen, unsre Freunde dafür verantwortlich zu machen, daß sie einen Augenblick lang Jemand Andrem ihre Aufmerksamkeit zuge-

wandt haben, sobald die gesellschaftliche Convenienz eine solche Zerstreuung gebieterisch erheischt.

— Ja, wenn nur diese, einem Andern zugewandte Aufmerksamkeit nicht von der Lust, zu gefallen, hervorgerufen wird.

Miß Lucy, die als treue Freundin und liebende Schwester stets aufmerksam war, wo sich etwa Veranlassung zu einer Zänkerei zwischen den beiden Liebenden finden konnte, und die in solchen Fällen von ihrem Einfluß auf beide einen überaus heilsamen Gebrauch zu machen pflegte, beeilte sich jetzt das Wort zu nehmen, da sie glaubte, das Gespräch könne sonst leicht eine unangenehme Schärfe gewinnen. Sie sagte daher, zu ihrem Bruder gewandt:

— Ja, wenn man nur erst wüßte, was Ihr Männer unter diesem Worte „Gefallsucht" versteht, aus dem Ihr uns ein so großes Verbrechen macht! Eine unbesonnene Leichtfertigkeit, die keinen andern Zweck hätte, als Jemanden um seine Besinnung zu bringen und ihm Gefühle einzuflößen, denen man weder entsprechen will noch kann, — das wäre freilich etwas nicht zu Entschuldigendes und würde keinerlei Nachsicht verdienen. Wenn man aber unter Gefallsucht, oder vielmehr Lust am Gefallen nur das sehr natürliche Verlangen versteht, sich liebenswürdig zu zeigen, seinen Geist errathen zu lassen, seine Talente oder seine Kenntnisse in hellem Licht zu zeigen, dann sehe ich wahrhaftig nicht ein, wie man uns hierüber einen ernsthaften Vorwurf machen kann.

Es war Miß Lucy dadurch, daß sie den Strom der Unterhaltung in diese Bahn lenkte, vollkommen gelungen, dieselbe, wie sie es wollte, in einem, wenn auch belebten, doch friedlichen Laufe zu erhalten. Sir Vivian blieb hinter den Sesseln der beiden jungen Damen stehen, und in vollkommener, erfreulicher Seeleneintracht genossen sie ganz das Vergnügen, sich bei einander zu befinden und eine köstliche Musik, so wie ausgezeichnete, talentvolle Künstler zu hören.

Die Soirée mochte etwas über ihre Mitte hinaus sein, als sich der General Lushington in den Sälen des Herzogs einfand und bald sich zu seiner Tochter gesellte. Er kam in Begleitung eines Fremden von hohem Wuchse und vornehmer, echt aristokratischer Haltung.

— Ich gratulire Ihnen, Miß Lucy Vivian, sagte der General

zu der Freundin seiner Tochter, daß Sie auf meine Edith so viel Einfluß haben; daß Sie meine liebe Tochter bewogen haben, in's Concert zu kommen, worauf ich wahrlich nicht gerechnet habe. . . . — Sie hier, Stephens! fuhr er fort, indem er dem jungen Offizier mit Herzlichkeit die Hand drückte. Ich glaubte, Sie wären schon tief in Sommerset. Das muß ich sagen, Sie sind ein schneller Reisender. . . Meine liebe Edith, wandte er sich endlich an seine Tochter und wies dabei auf seinen unbekannten Begleiter hin, Du siehst hier vor Dir einen unsrer Verwandten und, mit Stolz füge ich hinzu, meinen besten Freund.

— Also mit Lord Claver habe ich die Ehre zu sprechen, sagte die junge Miß Lushington, indem sie mit allen Anzeichen einer tiefen Seelenbewegung aufstand; denn ihm allein kann ich zwei so theure und so heilige Titel zuerkennen.

— Ich hoffe, Sie werden mich entschuldigen, Miß Edith, antwortete Lord Claver, wenn ich das strenge Gesetz der Etikette verletzt habe und mich von dem Eifer und dem Wunsche meines Herzens dazu fortreißen ließ, Sie im Bedfordhouse aufzusuchen, damit ich einige Stunden früher das Glück haben konnte, Ihnen vorgestellt zu werden. Ich bin erst heute Abend in London angekommen und Sir Edward bestand darauf, ich solle ihn hieher begleiten.

— Mylord, ich verdanke Ihnen das Leben meines Vaters. Sie konnten also im Voraus sicher sein, daß, an welchem Orte Sie auch erschienen, ich Sie nur mit Dankbarkeit und Zuneigung aufnehmen würde.

Lord Claver nahm auf einem Sessel Platz neben Edith. Sir Stephens Vivian hatte sich, sobald er den Namen des Fremden aus Edith's Munde vernommen hatte, eben so wohl aus Discretion als aus einem leicht begreiflichen Gefühl eifersüchtigen Mißtrauens entfernt. Er hatte von den Heirathsplänen des Generals oberflächlich sprechen gehört und konnte also nicht umhin, in diesem Manne einen furchtbaren Nebenbuhler zu sehen, da er zwar schon von reifem Alter, aber in seinem Benehmen noch eben so würdevoll als anmuthig schien und zudem in Sir Lushington's Einwilligung und in den Vortheilen einer glänzenden Stellung in der Welt zwei mächtige und bedeutende Hilfsmittel hatte. In der Brüstung eines Fensters verborgen, beobachtete Stephens mit prüfendem Auge Lord Claver, der

ihn nicht sehen konnte, und als er zu der Ueberzeugung gekommen war, seine Jugend sei der einzige Vortheil, den er vor ihm voraus habe, empfand er unwillkürlich ein Gefühl des Entsetzens und Schreckens. Er befand sich schon einige Augenblicke in diesem Zustande einsamen und ziemlich traurigen Nachdenkens, als man ihm auf die Schulter klopfte. Er drehte sich um und erkannte Oberst Elliot.

— Was machen Sie hier, mein Lieber, in so traurigen Träumereien und, wie von einem Leichentuch, von diesem unermeßlichen, weißseidenen Vorhängen umhüllt? Sagen Sie mir lieber, wer ist der Fremde, der sich in diesem Augenblick neben Miß Edith Lushington und Ihrer Schwester befindet? Sehen Sie, so eben stellt ihn der General dem Herzog Bedford vor.

— Es ist Lord Claver, der berühmte Lord Claver, der bisherige General=Gouverneur der englischen Besitzungen in Indien.

— Ein tapferer und würdiger Offizier! entgegnete der Oberst. Er trägt seinen altadligen Namen auf eine echt adlige Weise. Nicht wahr, Sir Vivian?

— Ich kenne den hohen Ruhm des Lord Claver seit langer Zeit, aber sonst sehe ich nichts Bemerkenswerthes an ihm. Doch lassen wir das jetzt bei Seite, und sprechen wir von etwas Andrem. Habe ich nicht das vollkommenste Recht, Ihnen Vorwürfe zu machen, Elliot? Ist Ihr Benehmen gegen mich das eines wahrhaft ergebenen Freundes? Hätte ich nicht alle mögliche Ursache, Rechenschaft von Ihnen zu fordern, daß Sie sich so viel Mühe geben, alle meine Schritte und Unternehmungen zu durchkreuzen?

— Fordern Sie, was Sie wollen, Stephens, nur fordern Sie kein Geld und keine Gründe von mir. Uebrigens steht es Ihnen, dem glücklichen Bevorzugten, dem Günstling in aller Wirklichkeit, — wollen Sie wohl nicht läugnen, Sie Heuchler? — Ihnen steht es gut an, den Eifersüchtigen, den Tyrannen, den Othello zu spielen. Man lacht, man scherzt mit mir, das ist wohl wahr, aber beneiden Sie mich nicht, mein Lieber, um diesen Vortheil, der durchaus keine Bedeutsamkeit hat. Uebrigens, lieber Stephens, sind Sie allzuvergeßlich in Betreff der Dienste, welche Ihre Freunde Ihnen zu leisten die Güte haben. Erinnern Sie sich doch gefälligst, daß, als Ihnen die Laune ankam, sich in Miß Lushington zu verlieben, Sie durch die Amande Lewis, die reizende Primadonna der englischen

Oper, gar sehr in Ihren Plänen verhindert wurden. Bedenken Sie ferner, daß ich nun schon einen ganzen langen Monat Amande nicht verlasse, obgleich sie mir alle Tage die bittersten Vorwürfe macht, da sie sieht, daß ich meine Versprechungen nicht erfülle und den ungetreuen Adonis nicht wieder zu ihren Füßen zurückführe. Aber Alles hat ein Ende auf dieser Welt, ich sage es Ihnen im Voraus und da Sie so ungerecht und launenhaft gegen mich sind, so gehen Sie gleich und sehen Sie, wie Sie mit der schönen Amande fertig werden.

-- Wie? unterbrach ihn Stephens mit allen Anzeichen des Schreckens; Amande ist doch nicht etwa hier?

— Nun wo haben Sie nur Ihre Sinne, daß Sie die Lewis noch nicht gesehen und gehört haben? Sie hat so eben mit der Grisi das große Duett aus Tancred gesungen, und ich kann Sie versichern, ich habe in meinem ganzen Leben nichts so köstlich Komisches gesehen, als der Contrast zwischen diesen beiden Sängerinnen war. Denken Sie sich die kleinen, schrillen Töne und tausend Verzerrungen Amanda's neben dem anmuthigen und melodiereichen Gesang der großen Künstlerin. Ich wundre mich über die Wuth dieser verlassenen Ariadne gar nicht mehr, wenn sie bemerkt hat, daß Sie die Augen nicht einmal nach ihrer Seite hin gerichtet haben, sondern Ihre ganze Aufmerksamkeit der Miß Lushington zuwandten.

— Nicht wahr, mein lieber Elliot, Sie werden ein wachsames Auge auf Amande haben; denn Sie kennen ja die thörichte Ueberspanntheit dieses Wesens so gut, wie ich selbst?

— Aber sie schickt mich ja eben als Abgesandten zu Ihnen; sie läßt Ihnen sagen, daß, wenn Sie nicht augenblicklich zu ihr kommen, um mit ihr zu sprechen, sie Ihnen einen öffentlichen Scandal macht.

— Sprechen Sie ernsthaft, Oberst? Sie begreifen doch wohl, daß es mir unmöglich ist, hier in Gegenwart meiner Schwester ...

— Ich stehe Ihnen für Nichts, wenn Sie nicht wenigstens sich verbindlich machen, sie nach dem Concert nach Hause zu begleiten. Ich habe sie nur mit aller Mühe bis jetzt zurückhalten können. Sie wollte mit aller Gewalt mitten unter den Leuten auf Sie zugehen.

— Befreien Sie mich von einer solchen Furcht, lieber Oberst;

es ist dies ein Dienst, für den ich Ihnen mein ganzes Leben lang dankbar sein werde. Sie wissen, daß ich fest entschlossen bin, für immer mit dieser Frau zu brechen; seitdem ich Edith Lushington liebe, ist mein Verhältniß mit Miß Lewis eine unerträgliche Marter für mich geworden.

— Das heiße ich wie ein Ritter aus den Troubadourzeiten oder wie ein Page am Hofe der jungfräulichen Königin Elisabeth sprechen! Gehen Sie, gehen Sie, Stephens, Sie sind ein Thor! Ich wiederhole es Ihnen, Amanda's Unwille und Zorn flößen mir Besorgnisse für Sie ein, und ich sehe wirklich nicht ein, weshalb Sie so ohne Weiteres Amanda verlassen müssen, weil Sie sich in den Kopf gesetzt haben, daß Sie Miß Edith gefallen wollen.

— O, genug solcher unpassenden Scherze, sagte Vivian mit dem Ausdrucke moralischen Ekels.

— Werden Sie nach dem Concert zu Amanda kommen?

— Nein .... Wahrhaftig, ich kann, ich darf diese Verbindlichkeit nicht eingehen. Da sehen Sie selbst, der General und Miß Edith schicken sich an, die Gesellschaft zu verlassen und nach Hause zu fahren. Ich muß mich zu meiner Schwester begeben....

Indem er diese Worte sprach, verließ Stephens den Obristen und näherte sich der Gesellschaft Lushington's. Die Damen erhoben sich, indeß der General und sein Freund noch mit einander sprachen. Als Sir Vivian sich bei den zwei jungen Damen befand, sah er bald Lord Claver, bald Edith mit so vieler Angst an, daß diese seine Gedanken errieth und gerührt davon wurde. Sie lächelte, indem sie ihn grüßte, ihm freundlich zu, und ihre Augen richteten sich wie aus Zerstreuung nach dem Fauteuil, den sie eben verlassen. Stephens wandte den Kopf nach dieser Seite und bemerkte, daß Edith ihren Blumenstrauß hatte liegen lassen; rasch hob er ihn auf und verbarg ihn, bevor es Jemand bemerken konnte, auf seiner Brust. Lord Claver reichte Edith seinen Arm, der General gab den seinigen an Lucy, und Stephens folgte ihnen, trunken von Glück und Hoffnungen. Eine ziemliche Zeit verging, bevor die beiden jungen Mädchen ihre Hüte, Pelzwerk und Mäntel erhielten und der Wagen des Generals vorgefahren war. Sir Vivian blieb endlich allein an dem Thore des Bedford'schen Hotels, er sah den Wagen sich entfernen, in dem alle seine Gedanken sich concentrirten; die Menge,

die sich zerstreute, das Geschrei der Dienerschaft, das Getrabe der Pferde entrissen ihn endlich seiner Träumerei; er suchte seinen eigenen Wagen auf, um sich zu entfernen. Der Groom senkte den Wagentritt und Stephens stieg rasch ein, als er plötzlich bemerkte, daß eine Person einen Sitz in demselben bereits einnahm; mit einem tiefen Mißbehagen erkannte er in derselben Miß Lewis.

— Rasch, rasch, steigen Sie ein, sagte Amanda zu Sir Vivian, der den Fuß wieder zurückgesetzt hatte und einen Augenblick unbeweglich an der Wagenthüre stehen blieb; Sie waren ohne Zweifel auf die Ueberraschung nicht vorbereitet, mit welcher ich Sie bedacht habe?

— In der That nicht, und ich würde gar zu gern Denjenigen kennen, der so gütig war, Ihnen dabei hilfreiche Hand zu leisten.

— Sie ist Ihnen vielleicht peinlich oder wohl gar widerwärtig?

— Die Höflichkeit verbietet mir, mich hierüber auszusprechen.

— Wohin, Sir? fragte der Groom, der noch ehrerbietig an der Wagenthüre wartete.

— Nach Hause, wie sich von selbst versteht, sagte Sir Vivian.

— Ich verbiete es Dir, Johnson, rief Amanda Lewis gebieterisch dazwischen; man fahre mich in meine Wohnung auf dem Portland-Platz.

Die übrigen Wagen, die aus dem Bedford'schen Palaste herausfuhren und eine lange Reihe bildeten, mußten durch das zögernde Stillhalten der Equipage Sir Vivian's gleichfalls anhalten; die Kutscher schrien, man möge den Weg frei lassen, und die Herausfahrenden waren unwillkürliche Zeugen dieser sonderbaren Debatte.

— Was ist zu thun, Herr? fragte der Groom nochmals.

— Thu, was Du willst — rief Stephens, indem er sich zornig in den Wagen zurückwarf.

— Gehorche, Johnson! befahl Amanda.

Als die Pferde sich in Trapp gesetzt hatten, begann Miß Lewis zu weinen.

— Wahrhaftig, sagte Stephens mit verdrießlichem Tone, die Komödie wird allzu lustig. Ist es für Elliot oder für mich, daß Sie diese hübsche Eifersuchtsscene veranstaltet haben? Und doch sind Sie hier nicht in der Oper!

— Elliot ist ein Geck, und Sie, Stephens, sind nicht mehr werth als er.

— Haben Sie denn nicht meinen Brief erhalten, worin ich Sie mit meinem unerschütterlichen Entschluß bekannt machte?

— Ihr Betragen ist abscheulich; ich kenne jetzt die vornehme Dame, um derentwillen Sie mich aufopfern.

— Amanda, beruhigen Sie sich, ich bitte Sie . . .

— Sie sind ein Undankbarer, ein Hinterlistiger . . . sagte das junge Weib, indem sie ihr Gesicht mit ihrem Taschentuch bedeckte. Der Wagen rollte indeß mit Schnelligkeit nach dem Portland-Platz.

Stephens hatte die Absicht gehabt, Amanda an ihrer Thüre zu verlassen; allein dieses ward ihm unmöglich. Miß Lewis drohte, Lärm zu machen, wenn er nicht mit ihr in's Haus träte, und in der That war sie in einer so sichtbaren Aufregung, daß Alles von ihr zu befürchten stand. Vivian gab ihr daher den Arm und führte sie in ihren Salon. Sie waren allein und Stephens warf sich unmuthig auf das Sopha. Amanda glitt zusammensinkend auf den weichen Teppich des Gemachs; dann stützte sie beide Ellbogen auf Stephens' Knie, der vergebens sie aufzurichten suchte; in dieser Stellung blickte sie ihn mit thränenerfüllten Augen an.

— Laß mich, laß mich bei Dir, sagte sie zu ihm; hier sitze ich gut, um Dir Alles zu sagen, was ich auf dem Herzen habe. Denn siehst Du, Stephens, einmal mußt Du erfahren, was für furchtbare Schmerzen und Qualen ich seit einem langen Monat erleide! Nicht? . . . Du willst es wirklich nicht wissen? . . . Gut denn, so will ich schweigen! Aber bleibe, bleibe, ich will meinen Schmerz in meine Seele verschließen! Wenn es sein muß, so soll mein Angesicht nichts Anderes sehen lassen, als die Freude, Dich endlich wieder in diesem kleinen Zimmer zu haben, das traurig wie das Grab ist, wenn Du fern bist, und das Du nur durch Deine Rückkehr so reizend und reich gemacht hast! Nicht wahr, Stephens, Du wirst Dich rühren lassen? Du wirst mich nicht so ohne Grund und Ursache von Dir stoßen? . . . Ach was habe ich nur gethan, um Deine Liebe zu verlieren! Ist es das Theater, was Dich von mir zurückstößt? Nun wohl, ich will es verlassen, trotz meiner Leidenschaft für meine Kunst; ich will es verlassen, wenn Du es begehrst. Machen Dich die Bewerbungen jener Lords, die sich um mich drän-

gen, um meine Treue besorgt? Allen will ich den Abschied geben! Verlangst Du, daß ich Sir Elliot nicht wiedersehe? Obschon Du es selbst gewollt hast, daß ich ihm Zutritt gebe, so soll ihm doch von morgen an meine Thür verschlossen sein! Komm, laß mich hören, antworte mir, mein Vielgeliebter! . . . Guter Gott, es war mir, als hätte ich Dir noch tausend Dinge zu sagen, aber mein armer Kopf vergißt Alles in dem Rausch der Liebe, der mich in Deiner Nähe ergreift. Verzeihe, Stephens, sei edelmüthig, kehre zu mir zurück, gib mir das Leben wieder! . . .

— Sie sind außer sich, Amanda! erwiederte Sir Vivian mit Kälte, indem er sich der leidenschaftlichen Umarmung der jungen Schauspielerin zu entwinden suchte. Ich glaubte jedoch, Ihnen schon Alles gesagt zu haben, was jetzt gut und passend zu sagen ist. Soll ich Sie täuschen und Ihnen eine Liebe heucheln, die ich nicht mehr empfinde?

— Ach, wie grausam bist Du, Stephens! Du spielst mit dem Messer, das Du mir ruhig in's Herz stößest, und Du rüttelst das Eisen in der Wunde, um sie zu erweitern. Ja, ich will lieber, daß Du mich täuschest, daß Du mich noch an Deine Liebe glauben lassest; ich will Dich freigeben, will mein Auge über Dein Leben zuthun, wenn Du nur wieder zu mir kommen, nur dann und wann ein Lächeln und einen Kuß mir schenken willst!

Stephens beklagte Amanden im Grunde seines Herzens; allein er hatte beschlossen, ihr zu entsagen, denn er hatte seiner Schwester Lucy dies heilige Versprechen gegeben, die nur unter der Bedingung, daß er sich von dem Verhältniß mit diesem Mädchen losmachte, es über sich genommen hatte, bei Miß Lushington zu seinen Gunsten zu wirken. Trotz aller Bemühungen Amanda's, die ihn an den Knieen festhielt, erhob er sich von seinem Sitz.

— Wohin willst Du, fragte ihn diese erschreckt. O, Du wirst nicht fortgehen, Du wirst mich nicht verlassen!

— Es ist spät, ich muß von hier, Amanda! Sie sehen ein, daß dies nothwendig ist.

— Ich sehe Nichts ein, als daß ich Dich lieben muß, und daß ich verzweifeln muß, wenn Du mich verlässest!

— Meine Abwesenheit würde in unserm Hause auffallen. Ich kann nicht länger hier verweilen.

— Vor sechs Monaten, Stephens, kanntest Du diese Bedenklichkeiten nicht. Aber laß sehen, gib mir wenigstens einen Grund an, eine Entschuldigung; gestehe die Wahrheit . . . sage mir, daß Deine Familie die Heirath mit Edith Lushington wünscht, mit diesem stolzen und übermüthigen Fräulein, die gefallsüchtig ist, wie die Weiber ihres Standes, und die, das weiß ich gewiß, Dich hintergehen wird, wie sie alle ihre Männer hintergehen! . . .

— Das ist zu viel! rief Sir Vivian entrüstet aus. Sie haben da einen Namen ausgesprochen, der zu rein ist, als daß ich ihn kaltblütig aus Ihrem Munde vernehmen könnte! Der Ausdruck Ihres Schmerzes hat mich erweicht, ich höre Sie geduldig an und zum Dank dafür beleidigen Sie, was für mich das Theuerste und Heiligste ist! Hören Sie denn, und zwar zum letzten Male: Nichts habe ich Ihnen zu bekennen und zu sagen, oder dies allein, daß ich Sie verachte und hasse! —

Mit Heftigkeit stieß Stephens sie von sich und schritt zum Zimmer hinaus.

Amanda blieb auf dem Canapé, vernichtet durch diese Behandlung. Als sie sich endlich aufrichtete, um die Glocke zu ziehen, traf ihr Fuß auf einen Gegenstand, der auf dem Teppich lag. Sie nahm es auf und erkannte den Strauß, den sie in Edith's Hand gesehen hatte und den Stephens, ohne Zweifel aus Versehen, aus dem Busen hatte fallen lassen.

— O, ich werde mich rächen! sagte **Amanda voll** Verzweiflung, **indem sie wieder in ihr trauriges, ödes Zimmer ging.**

IV.

Lord Claver ward von dem Anblicke Edith Lushington's sehr überrascht. Statt eines schüchternen und furchtsamen kleinen Mädchens, **wie er sich selbe in Gedanken vorgestellt hatte — wahrscheinlich,** weil seine Einbildungskraft **ihn** in eine allzu ferne **Zeit zurückversetzte,** denn er hatte das Mädchen fast noch als ein Wiegenkind **zurückgelassen — fand er nun ein junges, vollkommenes** Geschöpf, **hoch und schlank** gebaut, **eine Dame, die mit einer graziösen Würde alle die Aufgaben erfüllte, die ihrem ausgezeichneten Range zukamen. Mit einem Worte, er fand bei ihr all die Vollkommenheiten verei-**

nigt, die er in seinen Gedanken mehr als tausend Mal seiner einstigen Lebensgefährtin gewünscht hatte. Er wünschte sich Glück, auf den Vorschlag seines alten Freundes eingegangen zu sein und ein Appartement im Hôtel der Familie Lushington bezogen zu haben. Er konnte auf diese Art der Gegenwart und der Unterhaltung Edith's sich erfreuen und mit Behagen eine gewisse Familienvertraulichkeit zwischen sich und ihr entwickeln, welche ihn zur Verwirklichung der projectirten Verbindung nur immer mehr und mehr anspornte. Wenn er früher auf den ganzen Heirathsplan nur bedingungsweise eingegangen war und gewissermaßen nur aus Erkenntlichkeit für den General, so begriff er jetzt, daß es in der That um die Verschönerung seiner Zukunft sich handle.

Wenige Tage nach jener Soirée, von welcher wir in dem vorigen Kapitel sprachen, saßen Sir Lushington, Edith und Lord Claver eben beim Frühstück, als ein Bedienter eintrat, der dem General die von der Post angekommenen Briefe und Zeitungen überreichte. Nachdem dieser die Briefe durchflogen hatte, reichte er ein Journal seiner Tochter und bat sie, die Morgenneuigkeiten vorzulesen. Eine der ersten war die baldige Ernennung Lord Claver's zu einem Posten im Staatscabinet.

— Werden Sie ihn annehmen? fragte der General den Lord.

— Ich zögere noch, antwortete dieser; dieser Posten würde mir eine ganze Last von Förmlichkeiten und glänzenden Spielereien aufbürden, für die ich gar nicht geschaffen bin. Ich müßte ein großes Haus machen, viel Welt empfangen; Alles das würde sich mit den Gewohnheiten eines Junggesellen nicht wohl vertragen.

— Ich verstehe, rief der General aus, dieser Posten würde Sie zu einer ehelichen Verbindung nöthigen.

— In der That, antwortete Lord Claver lachend, es ist dieses gewissermaßen eine der Bedingungen, die man mir bei meiner Ernennung auferlegt.

— Und sollte ein Umstand von so wenig Bedeutung das Vaterland Ihrer Dienste berauben?

— Darüber kann ich mich noch nicht entscheiden. Der Entschluß, den ich fassen werde, hängt nicht von mir allein ab. Was mich betrifft, so würde es mir nicht schwer fallen, zu wählen. Leicht möchte ich, wenn es darauf ankäme, und zwar ganz in meiner Nähe,

das Muster der Vollkommenheit und Liebenswürdigkeit antreffen, das ich suchte; allein in meinem Alter ist's mit der Heirath eine bedenkliche Sache; zum Mindesten wäre es nicht gerathen, sich schnell und unbedacht in die Fesseln der Ehe zu begeben! Was denkt Miß Lushington davon?

— Ich? versetzte Edith zögernd, ich glaube, es ist nicht eine einzige unter meinen Landsmänninnen, die nicht stolz darauf sein würde, den Namen Lady Claver zu führen.

— Wahrhaftig, theures Fräulein, ist das wirklich Ihre Meinung? . . .

Die Ankunft Jenny's ersparte Edith die Nothwendigkeit, zu antworten.

Gnädiges Fräulein, sagte das Kammermädchen, Ihre Modehändlerin ist oben und wünscht Sie zu sprechen.

— Ich bin beschäftigt, sie soll warten, entgegnete das junge Mädchen und fuhr fort, die Journale, die sie in der Hand hielt, zu durchblättern.

— Ihre Modehändlerin unsertwegen warten lassen! fiel Lord Claver ein; nein, das können wir nicht zugeben. Die Angelegenheiten, die sie mit Ihnen zu besprechen hat, sind ohne Zweifel von der größten Wichtigkeit und wir wissen, daß eine Dame in solchem Geschäft keine Zeit verlieren darf. Erlauben Sie mir, daß ich selbst dem Sir Lushington die Times vorzulesen fortfahre.

— So mache ich denn von der Erlaubniß Gebrauch, die Sie, Mylord, und mein Vater mir gewähren, erwiederte Edith; denn sie besorgte, das Gespräch möge wieder die Wendung einschlagen, die sie am meisten beängstigte. Mit einer tiefen Verbeugung verließ sie den Speisesaal.

Die Modehändlerin hatte in Edith's Zimmer gewartet; sie stand sogleich auf, als diese eintrat. Die Frau war einfach gekleidet, ein schwarzer Schleier hing nachlässig über ihren Strohhut hin, die seidene Schürze war mit einer zierlichen Schleife befestigt. Die Züge der Frau kamen Edith bekannt vor, doch konnte sie sich im Augenblick nicht entsinnen, wo sie dieselbe schon gesehen hätte; sie hatte ein sehr junges Mädchen bei sich, das verschiedene Schachteln trug. Miß Lushington setzte sich und betrachtete die Hüte, die man ihr vorzeigte, die Negligée-Häubchen und allerlei andere französische

Modewaaren, indem sie dabei sowohl auf Jenny's verständige Bemerkungen als auf die Entgegnungen der Modehändlerin hörte.

— Nehmen Sie diese neue Form, gnädiges Fräulein, sie paßt aufs Beste zu Ihrem Gesicht, und die Farbe des Huts vermählt sich vollkommen mit der Farbe Ihres Haares. Ueberdies werden Sie die zweite in London sein, welche sie trägt; denn das erste Muster, das gestern von Paris angekommen ist, haben wir heute morgen der Herzogin von Surry zugeschickt.

— Diese Federn, bemerkte die einsichtsvolle Jenny, fallen ein wenig zu schwer auf den Rand und geben dem Hute so etwas Eigenes, so etwas Gesuchtes, das mehr für eine verheirathete Dame als für ein junges Fräulein paßt.

— Ich glaube wirklich, Du hast Recht, Jenny, sagte Miß Lushington, indem sie den Hut mit nachdenklicher Miene aufsetzte und in dem ungeheuren Spiegel, der vor ihr erglänzte, mit Aufmerksamkeit untersuchte, welche Wirkung der Hut hervorbringe.

— Vom Fräulein zur jungen Frau — den Uebergang dürfen wir nicht zu hoch anschlagen, versetzte die Modehändlerin; und da das gnädige Fräulein sich vermählen will . . .

— Wie! Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mich verheirathen wollte?

— Ich meinte nur, gnädiges Fräulein, es zur Stunde selbst von Ihnen gehört zu haben. Auch müssen wir Modehändlerinnen dergleichen nothwendig vorher wissen; und aus diesem Grunde dürfen wir auch wohl die Rathgeberinnen bei unseren schönsten Kunden machen.

— Ich sehe nicht ein, daß ein Vertrauen dieser Art nothwendig wäre, versetzte Edith, indem sie den Hut wieder in die Schachtel legte.

— Sie wissen ja, daß für dergleichen Fälle wir eine Menge unentbehrlicher Sachen zu verfertigen und zum Kauf auszubieten haben.

— Schon gut. Zeigen Sie mir Ihre Spitzen und Stickwaaren.

— Mit Vergnügen. Sehen Sie hier dies herrliche Stückchen! Wie köstlich durchbrochen, spröde, leicht! Leider kann ich es Ihnen nicht ablassen; ich muß es noch Lady Sandon schicken, die es gestern gekauft hat. Denn trotz aller Leiden und allen Kummers, den sie jetzt empfindet, bin ich doch bis zu ihr gelangt. Schlösser und Riegel müssen sich aufthun vor uns Modekünstlerinnen!

— Und was ist die Ursache von Lady Sandon's Kummer? fragte Jenny neugierig.

— Sie hat die Entdeckung gemacht, daß der junge Lord Mulgrave sie betrügt; daß er ein zärtliches Verhältniß mit einer Putzmacherin fortsetzt, die er schon früher gekannt hatte, mit der er aber zu brechen versprochen hatte. Nicht wahr, es ist entsetzlich zu sehen, daß diese große Dame einem armen Mädchen den Mann, den sie liebt, abspenstig machen will?

— Was dabei zu tadeln ist, fiel Edith ein, das wäre vor allem, daß die große Dame und das junge Mädchen beide die Pflichten der Religion und Sittlichkeit vergessen. Aber Sie erzählen uns da Geschichten, die uns nicht eben interessiren. Legen Sie mir vielmehr dies Stück Spitzen auseinander, das mir sehr schön zu sein scheint.

— Sehr schön, allerdings! Auch bedaure ich sehr, Ihnen nicht eine einzige Elle davon abtreten zu können. Wenn ich es thäte, so würde ich einen ganzen Besatz unvollständig machen, der für eine Hochzeit, die in der City stattfinden wird, bestellt ist.

— Was für eine Hochzeit? fragte abermals Jenny.

— Die Braut ist Miß Georgina, die Tochter des Kaufmanns Portmann, eines Millionärs; sie heirathet den jungen Sir Stephens Vivian . . .

— Stephens, Stephens . . . Vivian! rief Edith aus, o, das ist unmöglich, das kann nicht sein! Nicht wahr, Jenny, die Nachricht ist erdichtet, es ist eine elende Lüge!

— Wahrhaftig, gnädiges Fräulein, es ist unmöglich, daß Sir Stephens . . .

— Ah, so gestehen Sie es doch endlich ein, daß Sie sich mit Sir Stephens Vivian vermählen werden, rief die Modehändlerin aus, indem sie aufstand.

— Hab' ich das gesagt? fuhr Edith fort, indem sie bestürzt zurückwich. Aber Jenny, wer ist nur diese Frau?

— Diese Frau? Wer diese Frau ist? Beim Himmel, ich will es Ihnen sagen, Miß Edith Lushington! Diese Frau ist Amanda Lewis, Amanda, die Sängerin von der englischen Oper . . . Ja, ja, die Schauspielerin Amanda, ich erkläre Ihnen das ohne Furcht und Scheu, verstehen Sie mich! Ich bin nichts, als die Tochter eines armen Matrosen auf den Docks, das ist wahr!

Aber das arme Matrosenmädchen hat ein Herz, wie die edle Erbin des Generals Lushington, und wird sich nicht ruhig und ohne ein Wort zu sagen, ihren Geliebten entreißen lassen, dessen kann ich Sie versichern!

— Ihren Liebhaber? Stephens Vivian Ihr Liebhaber! wiederholte Edith voll Entrüstung. Sie lügen, Madame! Sir Vivian kennt Sie nicht!

— Aha! Er kennt mich nicht! Er ist mein Liebhaber nicht! Wollen Sie etwa damit sagen, daß nur Sie, die vornehmen Damen, allein Liebhaber besitzen dürfen? In Wahrheit, das wäre interessant! Da, Sie kennen ja wohl seine Handschrift, nicht wahr? Nun, so werfen Sie einen Blick auf diese Briefe hier. Nehmen Sie auch gefälligst dieses Bouquet wieder an sich, das er bei mir vergessen hat; es ist dasselbe, das Sie ihm vor einigen Tagen im Concert der Herzogin von Bedford gegeben haben. Nun, sagen Sie noch, daß ich Sir Vivian nicht kenne?

— O Jenny, Jenny, sieh hier. Diese Zeilen sind wirklich von seiner Hand geschrieben und das in demselben Zeitpunkt, da er mir Treue und ewige Standhaftigkeit zuschwor... Und dieses Bouquet!... O, das ist infam, nicht wahr, Jenny?

In diesem Augenblicke gerade trat, wie durch eine Art Schicksalsfügung, ein Diener ein und kündigte an, Sir Stephens und Miß Lucy Vivian seien im Gesellschaftssaale. Mit einer raschen Bewegung und einem kräftigen Entschlusse drehte sich Edith um und sagte:

— Geh hinab, Jenny, geh, laß beide heraufkommen. . . . Ja wohl beide, Du hörst es ja... Es ist jetzt nicht die Zeit der Rücksichtnahme auf eitle Gesetze der Convenienz und der Etikette. Sag ihnen Nichts, kein Wort von dem, was ihrer hier wartet; denn es werden hier Dinge vorgehen, von denen ich selbst mir noch nicht Rechenschaft abzulegen vermag, die mich aber vor Schmerz wahnsinnig machen werden. Und Sie, Madame, fuhr sie fort und wandte sich zu Amanda, nehmen Sie hier hinter diesem Vorhange Platz und halten Sie sich bereit, hervorzutreten, sobald ich Ihnen das Zeichen dazu gebe.

— Ich weiß nicht, was Sie thun wollen, sagte die Sängerin; aber wenn Sie nur uns Frauen alle an diesem Manne rächen, so bin ich es wohl zufrieden.

Einige Minuten darauf trat Miß Lucy Vivian in Edith's Zimmer ein; Stephens folgte ihr in einer Entfernung von einigen Schritten, denn es war das erste Mal, daß er in die Gemächer der Miß Lushington Zutritt erhielt, und ein Gefühl, das Alle diejenigen, welche lieben oder geliebt haben, begreifen werden, machte, daß er vor innerer Aufregung zitterte. Edith's Botschaft hatte ihn seltsam überrascht und er konnte sich von der Einladung, die ihm Jenny überbracht hatte, noch immer nicht Rechenschaft ablegen.

— Was ist denn vorgefallen, meine theure Edith, daß Du uns auf so feierliche Weise zusammenberufen läßt? frug Lucy ihre Freundin; sollen wir Drei hier eine geheime Berathung über irgend eine Staatsangelegenheit halten?

— Eine Rathsversammlung, ja wohl, antwortete die junge Miß mit Bitterkeit. Treten Sie ein, Sir Vivian, ich bitte Sie, treten Sie näher; weshalb bleiben Sie so auf der Schwelle stehen?

— Die Ehrfurcht hält mich an der Thüre dieses Tempels fest, der für mich mehr als ein geweihtes Heiligthum ist.

— Wirklich? Nun so will ich selbst das Allermerkwürdigste und Außerordentlichste, das dieser Tempel, dieses geweihte Heiligthum enthält, Ihrer Bewunderung preisgeben. Sehen Sie hierher, Sir, sagte Edith und zog den Vorhang fort, der Amanda verbarg; kennen Sie diese Dame?

— Was soll das bedeuten? rief Lucy Vivian.

In dem Augenblick, da Stephens die Sängerin erblickte, war er von einem solchen Schrecken erfaßt worden, daß er starr und unbeweglich stehen blieb und kein Wort der Entschuldigung oder Rechtfertigung zu finden vermochte. Er begriff sofort, daß Amanda aus Rache das Geheimniß ihres früheren Verhältnisses an Edith verrathen hatte, daß also für ihn jede Hoffnung dahingeschwunden sei.

— Nun, Sir Vivian, fuhr Edith, deren Wangen alle Farbe verloren und todtenbleich wurden, mit zitternder Stimme fort, nun, warum antworten Sie mir nicht? . . .

— Warten Sie, unterbrach Amanda Lewis die Tochter des Generals, ich will seinem Gedächtniß zu Hilfe kommen. Sie wandte sich sodann an den jungen Mann, der, ganz außer sich, ohne Fassung und Besinnung dastand, und sagte:

— Ja, Sir Stephens, wenn man sich eine Geliebte anschafft

Digitized by Google

und die Absicht hat, sie wie ein unnützes Spielzeug wegzuwerfen oder zu zerbrechen, sobald man eine glänzende Partie findet, — da muß man wenigstens vorsichtig genug sein, ihr nicht zu schreiben, oder man muß Geschicklichkeit genug besitzen, um seine Briefe zurückzuerhalten, wenn man mit ihr gebrochen hat. Aber ich hatte es Dir gesagt, diese reiche Verbindung, nach der Du strebtest, wird nie zu Stande kommen! Jetzt übrigens geh, Du bist vollkommen frei, ich entsage meinen Ansprüchen auf Dich gänzlich. Ich habe mich gerächt und kann nun diesen Ort verlassen, da meine Anwesenheit hier fortan unnütz und mir eben so verhaßt ist, als Euch selbst, meine vornehmen Herrschaften.

Bei diesen Worten winkte sie dem jungen Mädchen, das sie hieher begleitet hatte, und verließ das Zimmer, indem sie auf Miß Edith und Sir Vivian einen Blick voll Haß und Wuth schleuderte.

Auf Amanda's Entfernung folgte zunächst ein Augenblick allgemeiner Erstarrung. Edith, Lucy und Sir Stephens standen alle drei einander gegenüber, indem sie mit gleicher Seelenangst den Ausgang dieses Auftritts erwarteten, der ihre Herzen in der fürchterlichsten Spannung gehalten hatte. Endlich brach Edith zuerst das Stillschweigen. Sie warf sich, wie an allen Gliedern zerbrochen, in einen Sessel und mit einer Stimme voll tiefen, schneidenden Schmerzes rief sie aus:

— Hab' ich genug Demüthigung ertragen? Bin ich schmachvoll genug beschimpft worden? O, in meinem ganzen Leben werde ich diesen Auftritt nicht vergessen! Ein solcher Scandal in meiner eigenen Wohnung mir bereitet!

— Beruhige Dich, theure Edith, fasse Dich! sagte Lucy und preßte liebevoll die Hände der armen Miß Lushington in die ihrigen.

— O, Miß Lushington, rief Stephens endlich, schenken Sie mir nur Gehör und Sie werden erkennen, daß, wenn ich schuldig war, ich es wenigstens Ihnen gegenüber nicht bin. . .

— Laßt mich, laßt mich! rief Edith, indem sie ihren Sessel zurückschob und sich den Liebkosungen der Miß Lucy entzog. Verlassen Sie dies Zimmer, Sir, oder Sie wollten mich denn nöthigen, zu schellen und die Hilfe und den Schutz meines Vaters in Anspruch zu nehmen.

— Wir gehen, sagte Lucy zu der, ihrer Besinnung kaum mehr

mächtigen Miß Lushington. Wir gehen, denn Du bist jetzt nicht im Stande, uns anzuhören. Aber ich werde binnen Kurzem zurückkommen und werde alsdann versuchen, von Dir Aufklärungen über diesen Vorfall zu erhalten, die mich gewiß in den Stand setzen werden, meinen Bruder zu vertheidigen.

Edith erwiederte kein Wort und Miß Vivian verließ mit ihrem, in Verzweiflung gerathenden Bruder ihre Freundin, welche sie der Sorgfalt ihres Kammermädchens überließ.

V.

Bald hatte ein gewaltsamer Entschluß die Thränen in Edith's Augen getrocknet. Sie nahm alle Briefe Sir Vivian's und Lucy's, den Haarring, den ihre Freundin ihr an dem Tage gegeben, da Stephens das Geständniß ihrer Liebe erhalten hatte, machte aus diesem Allen ein Paket und schickte es in das Hôtel Sir Vivian's. Mochte dieser nun in Wahrheit schuldig sein oder nicht, keinesfalls hätte doch seine Schwester die Verantwortlichkeit für sein Unrecht tragen dürfen; aber Edith in ihrem blinden Zorne behandelte Schuldige und Unschuldige auf gleiche Weise. Nachdem sie durch diese Handlung alle Freundschaftsbande, die sie bisher an die Familie Vivian geknüpft, zerrissen hatte, erwartete sie mit Ungeduld die Stunde, wo ihr Vater seiner Besucher entledigt sein würde, und sobald man sie davon benachrichtigt hatte, daß sich der General allein befinde, begab sie sich zu ihm.

— Lieber Vater, sagte sie, Sie haben, wie ich glaube, den Wunsch gehegt, mich mit Lord Claver zu vermählen; ich bin vollkommen bereit, Ihre Wünsche zu erfüllen und ich selbst erlaube mir den Wunsch auszusprechen, daß diese Heirath so bald als möglich vor sich gehen möge.

Der General, höchst erstaunt, betrachtete seine Tochter mit allen Anzeichen einer außerordentlichen Ueberraschung, die sich bald auch in folgenden Worten äußerte:

— Du verursachst mir das höchste Erstaunen; es schien mir stets, als ob Sir Stephens Vivian . . .

Dieser Name regte in Edith's Herzen den ganzen Groll und Zorn auf, den sie unter einem Anschein von Ruhe zu verbergen gesucht hatte; sie unterbrach daher ihren Vater heftig:

— Ich bitte Sie, sprechen Sie von dem Unwürdigen nicht mehr; ich hatte mich übrigens durch keinerlei Versprechen gebunden und ich habe jetzt den festen Entschluß gefaßt, eine Verbindung zurückzuweisen, die mich durchaus nicht glücklich machen würde. Sagen Sie mir also nur, ob Sie mir Ihre Einwilligung zu meinem Vorschlage geben.

— Erst muß ich die Motive dieses mehr als seltsamen Entschlusses kennen.

Edith mußte nun, sie mochte wollen oder nicht, ihrem Vater die Einzelnheiten der letzten Vorfälle, welche Sir Stephens anklagten, erzählen und that dies in kurzen, scharfen Worten. Der General hörte ihre Erzählung aufmerksam an und sagte darauf:

— Dem Anscheine nach wäre dies freilich ein beleidigendes Benehmen, das mich übrigens eben so tief verletzen würde, als Dich. Andrerseits scheint es aber auch, als ob Sir Vivian mit der Frauensperson, welche die Frechheit gehabt hat, sich Dir vorzustellen, vollkommen gebrochen hätte. So kann, was Dir heute ein unverzeihliches Verbrechen scheint, morgen in minder dunklen Farben sich Deinem Auge darstellen, und wenn Du diesen jungen Mann wirklich liebst ....

— Ich ihn lieben? ... Nein, theuerster Vater, ich hasse ihn, ich verachte ihn, sein bloßer Name regt in meinem Herzen einen unbeschreiblichen Zorn und Unwillen auf.

— Mein liebes Kind, der Haß einer Frau ist der Liebe so nahe verwandt, daß es oft schwer, ja unmöglich ist, diese beiden Gefühle von einander zu unterscheiden. Ueberhaupt wünschte ich, meine Edith, Du wärest etwas ruhiger und besonnener, ehe Du einen solchen Entschluß fassest. Du gibst jenen Aufwallungen von Heftigkeit und Unüberlegtheit zu sehr nach, Aufwallungen, die man wohl vor einiger Zeit noch entschuldigen konnte, die aber jetzt, da Du nicht mehr das Alter eines verzogenen Kindes hast, gefährlich werden und die leider die bittre, ewig bedauernswerthe Frucht meiner Schwäche gegen Dich sind. Hüte Dich, daß Dein jetziger Entschluß nicht eine traurige Lehre für Dich werde, daß Du nicht in Folge desselben all die unberechenbaren Nachtheile kennen lernest, welche daraus erwachsen, wenn man mit solcher Leichtigkeit sich aus einem Extrem in's andre wirft. Sir Vivian's Fehltritt scheint frei-

lich ein schwerer zu sein; aber hättest Du nur ein wenig Erfahrung und Weltkenntniß, so würdest Du wissen, daß die Welt an einem Manne von Ehre gewisse Schwächen entschuldigt, sobald sie nur von dem Augenblicke seiner Vermählung an aufhören und er sich nicht von ihnen so weit fortreißen läßt, daß sie das Unglück derjenigen ausmachen, die er zur Lebensgefährtin gewählt hat.

— Ich bitte sehr, Sir, verschonen Sie mich mit einer weitern Auseinandersetzung all jener schmachvollen Berechnungen der vornehmen Welt. Ich mag sie nicht begreifen; denn ich fühle, daß ich sie nie verzeihen würde. Sagen Sie mir nur, daß Sie in meine Bitten willigen.

— Jedenfalls muß ich mich erst mit Lord Claver hierüber berathen, erwiederte der General nach einer längeren Pause, während deren er über Edith's hartnäckiges Bestehen auf ihrem Entschlusse reiflich nachgedacht zu haben schien. Jedenfalls aber überlege Du selbst, noch ehe ich mich an den Lord wende, ernsthaft den Schritt, zu dem Du mich so beharrlich aufforderst und erwäge besonders seine wahrscheinlichen Folgen. Bedenke, daß, wenn Du einmal diese Bahn betreten hast, ein Zurückgehen unmöglich ist. Laß Dich also nicht von Deinem augenblicklichen Groll zu einer übereilten Handlung fortreißen, die Du einst bitterlich, aber vergebens zu bereuen haben dürftest.

— Ich habe reiflich über das nachgedacht, was ich thun soll, lieber Vater; Sie können sich daher zu Lord Claver begeben und ihm sofort mittheilen, daß ich in diesem Augenblick schon bereit bin, seine Gattin zu werden.

Der General gab dem so fest ausgesprochenen Willen seiner Tochter nach und eilte zu seinem edlen Freunde. Edith erwartete seine Rückkehr mit Ungeduld. Ihr Herz grollte und blutete, aber sie empfand eine gewisse schmerzliche Freude bei dem Gedanken, daß ihr Opfer bald vollbracht sein würde. . . Er wird mich bedauern! dachte sie. Und wenn ich je Gelegenheit finde, meine Vermählung mit Lord Claver zu bereuen, nun, so kann er wenigstens sich den Vorwurf machen, daß er allein Schuld am Unglück meines ganzen Lebens ist.

Nach einer etwa halbstündigen Abwesenheit kam General Lushington in Begleitung Lord Claver's zurück. Letzterer trat ruhig

Digitized by Google

und ernst Edith näher und frug sie, ob es wahr sei, daß sie zu einer Vermählung mit ihm ihre Einwilligung gebe. . . Antworten Sie mir ganz freimüthig sagte er; denn ich will Ihre Hand nur von Ihnen selbst.

Sein Blick ruhte dabei forschend auf den Zügen des jungen Mädchens. Der Mann, der berufen war, am Staatsruder Altenglands die Hand mit anzulegen, kannte das Herz der Menschen und mit seinem geübten, scharfen Auge schien er in dem Herzen Edith's lesen zu wollen.

— Sie willigen ein, meine Gattin zu werden? fragte er nochmals, und mit erhöhter Wärme der Betonung, als er die Jungfrau nur durch eine plötzliche Röthe, die ihr Gesicht übergoß, auf seine erste Frage antworten sah.

— Ja! Aus vollem Herzen! rief Edith mit fast brechender Stimme, indem sie den Kopf rasch beugte, um ihre herabstürzenden Thränen zu verbergen.

Lord Claver blieb einen Augenblick schweigsam vor Edith stehen. Dann zog er einen Ring von seinem Finger und befestigte ihn mit einem ehrfurchtsvollen Handkuß an die Hand der Jungfrau. In diesem Momente traf sein Blick den des Generals. Beide Männer sahen einander zärtlich und bedeutungsvoll an, und ihr Blick war der Ausdruck von zwei Seelen, die einander verstehen. Der General umarmte seine Tochter und dann mit Wärme seinen Freund und verließ Hand in Hand mit diesem das Zimmer. . . . . .

Am andern Tage wurde der Heirathscontract unterzeichnet. Edith schrieb mit krampfhafter Schnelligkeit ihren Namen unter das Document und besiegelte somit unverbrüchlich die unübersteigbare Schranke, die sie zwischen sich und Sir Vivian erhoben hatte. Lucy war an demselben Tage seit dem frühen Morgen mehrere Male im Hôtel erschienen, war aber von Edith stets abgewiesen worden und auch in den nächsten Tagen hatten die Bestrebungen der Freundin kein besseres Loos. Vielmehr ließ sich Edith am dritten Tage nach der Unterzeichnung des Heirathscontractes einige von den lithographirten Briefen geben, durch welche ihre bevorstehende Vermählung aller Welt angezeigt und in denen der Hochzeitstag anberaumt wurde. Sie nahm einen dieser für die gleichgiltige Welt bestimmten, kalt höflichen Briefe, legte ihn zusammen, siegelte ihn und schrieb selbst,

aber mit zitternder Hand den Namen des Sir Stephens Vivian auf die Adresse.

Edith's Hochzeit war auf den achten Tag nach dem des Contractschlusses anberaumt worden, da die hohe Stellung des Bräutigams die möglichste Abkürzung aller Förmlichkeiten gestattete. Die Zeit bis zu diesem Termine, auf dem Edith ihre Gedanken noch nicht wagte ruhen zu lassen, verfloß rasch. So war der vorletzte Tag ihres kurzen Brautstandes herangekommen. Sie befand sich, in tiefe, träumerische Gedanken versunken, in ihrem Gemache. Um sie her lagen die reichen und prachtvollen Brautgeschenke Lord Claver's, so wie die köstlichen Gewänder und Schmucksachen, welche Edith an ihrem Hochzeitstage zieren sollten. Aber noch hatte sie nicht einen ihrer Blicke all diesen Gegenständen geschenkt; ihre Gedanken waren fern von hier. Da ward sie durch das Geräusch eines Wagens, der in den Hof des Hôtels hereinfuhr, aus ihren Träumereien geweckt. Das Herz pochte mit ungestümer Heftigkeit in ihrer Brust, aber sie wagte nicht hinabzusehen, wer aus dem Wagen steige und sie horchte mit Unruhe auf das Geräusch der Dienerschaft, welche die Treppen eilig auf und ab rannte. Endlich trat ihr Kammermädchen, Jenny, bei ihr ein und zeigte ihr an, Sir Stephens Vivian und seine Schwester seien unten; sie hätten sich mit dem General in seinem Cabinet eingeschlossen und dieser habe nun nach Miß Edith verlangt.

Einen Augenblick lang war sie außer Fassung und schmerzhaft unschlüssig. Indem sie diesen Besuch des Sir Stephens erfuhr, hatte sie sich eines Gefühls von Freude nicht erwehren können, denn ihre Rache wäre nicht vollkommen befriedigt gewesen, wenn diese dringenden Bitten, welche sie wohl vorausgesehen und erwartet hatte, nicht wirklich gekommen wären und ihr Sir Vivian's Liebe und seinen Schmerz bezeugt hätten. Aber bald sah sie ein, daß sie keinen Schritt rückwärts thun könne, und daß der Augenblick gekommen sei, Stephens all das Unrecht empfinden zu machen, das sie ihm vorwarf. Sie weigerte sich daher, zu ihrem Vater hinabkommen zu wollen, und auch auf Lucy's wiederholte Bitten, ihr einige Augenblicke Gehör zu geben, antwortete sie abschlägig.

Man war darüber eins geworden, daß die Trauung still und ohne alles Aufsehen auf einem Landgute des Generals, dicht bei Lon-

don, stattfinden sollte. Nur wenige der vertrautesten Freunde und Verwandten waren zu der Ceremonie eingeladen worden, und diese waren fast alle am Abend vor dem Hochzeitstage im Gefolge des Brautpaares dort eingetroffen. Erst im Augenblicke, da man sich in die Kapelle begeben sollte, alle Eingeladenen also sich im Saale einfanden, trat Edith, zitternd und bleich wie ihre weißen Hochzeitsgewänder, auf den Arm ihres Vaters gestützt und mit gesenkten Augen, zu der Versammlung. Man denke sich, wie ihr zu Muthe ward, als sie die Augen aufschlug und ihr Blick ganz unerwartet dem des Sir Stephens Vivian und der Miß Lucy begegnete. Eine lebhafte Röthe, die einen Augenblick lang ihre Wangen färbte, war das einzige Kennzeichen ihrer gewaltigen inneren Aufregung. Ihr Vater jedoch nahm dieselbe wahr und flüsterte ihr in's Ohr:

— Ruhig, meine Tochter, ruhig. Ich mußte sie einladen. War sie nicht stets Deine innigste, vertrauteste Freundin? Und war nicht ihr Bruder bis zu Deiner Verlobung ebenfalls Dein Freund? Wie hätte die Welt Deinen Schritt gedeutet, hätten wir ihr nicht durch diese Einladung den Beweis gegeben, daß Sir Vivian Deinem Herzen nie mehr war, als ein Freund. . .

Edith sah die Wahrheit der Bemerkungen ihres Vaters vollkommen ein. Zudem hätte sie um keinen Preis in der Welt Stephens zeigen mögen, wie betrübt ihr Herz sei. Sie verurtheilte sich daher zu einem überaus grausamen Zwange, der aber wenigstens Sir Vivian es unmöglich machte, ihre Empfindungen zu errathen. Bald schwebte ein anmuthiges Lächeln um ihre Lippen und begleitete die freundlichen Anreden, die sie an ihre Verwandten richtete. Vor dem Anblick einer so sanften Heiterkeit mußte denn natürlich der Gedanke, diese Heirath stimme nicht vollkommen mit den Wünschen von Edith's Herzen überein, aus allen Gemüthern verschwinden, und die Freude, die der General bekundete, malte sich bald auch auf den Gesichtern aller Anwesenden. Stephens allein blieb starr und theilnahmlos; ja dieses unerwartete Schauspiel allgemeiner Fröhlichkeit ließ sein Blut ganz zu Eis gefrieren. Bald nun reichte General Lushington seiner Tochter den Arm und gab so das Zeichen, daß es Zeit sei, sich in die Kapelle zu begeben. Während die Braut an dem tiefbetrübten jungen Mann vorüberging, warf sie ihm einen letzten Blick zu, in dem sie aber allen Groll, alle

Verachtung, allen Haß ihres Herzens auszudrücken versuchte. Sir Vivian blieb wie zu Boden geschmettert, und die kleine Gesellschaft ging an ihm vorüber, ohne daß er es wahrnahm, wie alle Blicke auf ihm ruhten, meistens mit dem Ausdruck der Neugier, nur wenige mit dem der Theilnahme an seinem Unglück. Lange Zeit blieb er wie taub bei Lucy's Bitten, die, obzwar selbst von unsäglicher Trauer ergriffen, doch zunächst nur an ihren Bruder dachte und in ihn drang, er solle sich von diesem Schmerzensorte entfernen. Endlich erwachte er aus seiner tiefen Niedergeschlagenheit, riß sich rasch von seiner Schwester los und eilte nach der Kapelle zu; aber noch ehe er sie erreichte, war Alles vorüber; Lady Claver kam am Arme ihres Gemahls ihm entgegen.

In Edith's Busen hatte die Gegenwart ihres früheren Geliebten das ganze Feuer der verschiedenen Leidenschaften, die vulkanisch in ihrem Innern seit einigen Wochen glühten, von Neuem angefacht. Ein brennendes Fieber verzehrte sie inwendig; aber das Feuer desselben machte sich nach außen hin nur in einer Heiterkeit Luft, die mit jedem Augenblicke lebendiger ward und sie immer reizender machte. Ihr Herz freilich ward, während ihr Gesicht ein Spiegel des Frohsinns war, von furchtbaren Leiden gefoltert.

Es war eine Folge dieser affectirten Heiterkeit der jungen Lady, daß ihr Vater und Gatte ihrem ursprünglichen Entschlusse, die Hochzeit ohne alle Aufsehen erregende Festlichkeiten zu feiern, in so weit ungetreu wurden, daß sie Abends für die anwesenden Familienglieder und Freunde einen Ball improvisirten. Stephens und Lucy benutzten die kleine Verwirrung, die hierdurch entstand, um alle Anstalten zur sofortigen Rückkehr nach London zu treffen. Sie traten demzufolge, während Edith in einer Quadrille figurirte, an General Lushington und Lord Claver heran und nahmen Abschied von ihnen. Sie hofften, die junge Lady werde durch den Tanz abgelenkt werden und sie nicht sehen; aber Edith hatte, ohne irgend Aufmerksamkeit dadurch zu erregen, mit ihren Blicken die Stelle des Saales, wo sich die Geschwister Vivian befanden, auch nicht einen Augenblick verlassen, und als sie sah, daß sie quer durch den Saal gingen, errieth ihr Herz sofort, daß sich nun die beiden Personen, die ihr einst fast die theuersten auf Erden gewesen, auf immer von ihr trennten und ihr fortan nicht mehr, als jeder gleichgiltige Fremde,

sein konnten. Bittere Thränen, um so bitterer, weil sie genöthigt war, dieselben zu verbergen, feuchteten ihre Augen. Stephens und seine Schwester entfernten sich, ohne mit Edith zu sprechen, weil sie, wie sie sagten, den Tanz nicht stören wollten. Das war zu viel für Edith. Ihr Herz, dessen Regungen sie den ganzen Tag über so grausame Gewalt angethan, schlug mit einer Heftigkeit, als wollte es seine Fesseln sprengen; ihre Augen vermochten Nichts mehr zu unterscheiden, als einen heißen Thränenstrom, den zurückzuhalten sie nicht länger im Stande war. Bald aber schlossen sich ihre Augen ganz und Edith sank ohne Bewußtsein auf den Boden des Gemaches hin.

VI.

Dieses unvermuthete Ereigniß machte dem Tage des peinlichsten Zwanges, den unsre Heldin ihren Hochzeitstag nennen sollte, ein rasches Ende und verbreitete unter den Anwesenden ein Gefühl des Entsetzens und unerklärlichen Erstaunens. Nach und nach entfernten sich die Verwandten und Freunde des Generals und des Lord Claver und ließen diese allein in ihren zärtlichen und unablässigen Bemühungen, Edith in's Bewußtsein zurückzurufen. Dieses gelang zwar bald; aber das junge Mädchen hatte zu lange gegen die mächtigsten Gefühle ihrer Brust einen unnatürlichen Kampf geführt, als daß nicht ihre geistige wie ihre körperliche Organisation erschöpft gewesen wäre. Sie kam nur in's Leben zurück, um dasselbe von einer heftigen Krankheit bedroht zu sehen. Die sorgsamste Pflege überwand jedoch diese gefährliche Feindin und Edith konnte bald wieder hoffen, dem Leben ganz anzugehören. Dagegen hatte sie in den ersten Tagen, da sie ihres Körpers sich wieder bewußt ward, die Erinnerung an die letzten Ereignisse ihres Lebens, an ihren Bruch mit Stephens und ihre Vermählung mit Lord Claver gänzlich verloren oder wenigstens war ihre Schwäche noch so groß, daß sie nicht den Muth finden konnte, ihre Gedanken auf diese Gegenstände zu richten. Als aber der Körper durch die frischen Kräfte ihrer Jugend vollkommener zu genesen anfing, da kehrten auch ihre geistigen Fähigkeiten in Fülle zurück und bald war sie im Stande, ihr Unglück in seiner ganzen Ausdehnung zu begreifen.

So erwachte sie eines Tages nach einem stärkenden Schlummer

und fand die Vorhänge ihres Bettes dicht geschlossen, weil man sie noch schlafend glaubte. Die lautlose Stille ihres Gemachs begünstigte ihr tiefes Nachdenken und bald lenkte sich ihre Einbildungskraft auf die Ereignisse ihrer letzten Vergangenheit. Das Resultat davon war das, was es nothwendig sein mußte und was ihr Vater ihr vorausgesagt hatte. Sie fing an, ihre Uebereilung bitterlich zu bereuen; jetzt, da es nicht mehr Zeit war, die Wunden, die sie Andern und sich dadurch geschlagen hatte, zu heilen. Unglücklicher Weise konnte sie noch dazu nur ihrer eigenen Schuld, ihrer Hartnäckigkeit, keine Rechtfertigung, keinen weisen Rath anzuhören, die traurigen Umstände beimessen, in Folge deren sie nun von Stephens und ihrer besten Freundin auf ewig getrennt war. Diese trostlose Ueberzeugung eines durch eigene Schuld verdorbenen Lebens entriß ihr einen tiefen, schmerzvollen Seufzer. Sofort öffnete eine Person, welche bisher sorgsam, aber unbeweglich bei ihrem Bette gewacht hatte, die Vorhänge desselben, um zu sehen, ob sie etwas bedürfe, und Edith befand sich in den Armen der Miß Lucy Vivian.

Sobald nämlich diese treue und aufopfernde Freundin die Nachricht von Edith's gefährlicher Krankheit erhalten hatte, war sie nicht im Stande gewesen, dem Zuge ihres Herzens zu widerstehen, der sie an das Bett der Kranken trieb. Sie wußte wohl, wie streng und ungerecht Edith's Benehmen gegen Stephens und zugleich gegen sie gewesen, und sie hatte als Freundin und Schwester doppelt schmerzlich hievon gelitten. Aber jetzt, da sie Edith so unglücklich sah, vergaß sie edelmüthiger Weise Alles, nur ihre alte Zärtlichkeit nicht. Sie hatte vom General Lushington und Lord Claver leicht die Erlaubniß erhalten, die Kranke zu pflegen, und ihrer sorgsamen und zärtlichen Ueberwachung verdankte Edith zum großen Theil ihre Genesung. Nur hatte sie die weise Vorsicht gebraucht, daß sie in den ersten Tagen, da Edith ihrer Sinne wieder mächtig ward, es vermied, sich ihr zu zeigen, da sie fürchtete, ihr Anblick könne in der Kranken eine Aufregung verursachen, die in dem jetzigen Zustande derselben höchst gefährlich hätte werden können. Jetzt aber, da Edith vollkommen wieder hergestellt schien, glaubte Miß Lucy ihre mehr als freundschaftliche, ihre fast mütterliche Zärtlichkeit nicht länger verbergen zu müssen, und so konnte Edith nun ungehemmt ihre Thränen in den Busen einer Freundin ergießen.

Ihre Unterhaltung mit Miß Vivian klärte sie nun vollkommen über ihr Unrecht auf. Sie erfuhr, daß Sir Stephens von dem Augenblicke an, wo die Liebe für Edith in seinem Herzen zu keimen begann, den Entschluß eines vollständigen Bruchs mit Amanda Lewis gefaßt und unerschütterlich durchgeführt hatte. Lucy erzählte ihr ferner die Vorgänge jenes Concertabends bei der Herzogin Bedford und wie es rein das Werk eines unglücklichen Zufalls war, daß Miß Lushington's Bouquet in die Hände der Sängerin gerathen. Diese letztere hatte übrigens in ihrer Verzweiflung, Stephens, den sie, trotz ihrer Rache und ihrer stolzen Entsagung, im Grunde leidenschaftlich und maßlos liebte, nicht wieder zu ihren Füßen zurückführen zu können, ihre Heimath aufgegeben und ein Engagement an einem New-Yorker Theater angenommen. So erschien denn Sir Stephens in den Augen seiner früheren Geliebten durch die Mittheilungen der Miß Lucy vollkommen gerechtfertigt. Diese hatte übrigens sich in ihrer Erzählung überaus gedrängt und zurückhaltend ausgesprochen, da sie nur allzu wohl fühlte, daß ein tieferes Eingehen in diese traurigen Details nur Schmerzen, für die es kein Heilmittel gab, unnütz verschlimmern hieße und da es zudem nicht schicklich gewesen wäre, wenn sie sich mit Lady Claver längere Zeit, als durchaus nöthig war, von ihrem Bruder unterhalten hätte.

Stephens hatte, wie man leicht denken kann, nach Edith's Vermählung seine Besuche im Hause des Generals eingestellt. Da aber Lucy seit Edith's Krankheit und Genesung so häufig im Hôtel erschien, so sah sich ihr Bruder durch die Gesetze der Convenienz gezwungen, sich wenigstens von Zeit zu Zeit ebenfalls daselbst zu zeigen. Als ihn ein unvorhergesehener Zufall das erste Mal mit Lady Claver zusammenbrachte, da glaubte diese vor Schmerz zu vergehen und sie war, wenn sie nicht zusammensinken wollte, genöthigt, sich auf Lucy zu lehnen, als Stephens sich ihr näherte und ihr, da Lord Claver zugegen war, in kalt höflichen Ausdrücken, wie sie der gesellschaftliche Ton vorschreibt, zu ihrer Vermählung Glück wünschte. Lord Claver, der Edith's Aufregung wohl bemerkte und bei ihrer noch schwankenden Gesundheit gefährliche Folgen fürchtete, bot ihr sofort seinen Arm und führte sie mit einer mehr väterlichen als ehemännischen Zärtlichkeit bis an die Thüre ihres Gemaches. . . Nach dieser Zeit sahen Sir Vivian und Lady Claver einander noch einige

Male im Gesellschaftssaale, ohne jedoch einander anzureden. Nur bemerkte Edith mehrere Male Stephens' Blick und las darin einen fortwährenden und so tiefgefühlten Vorwurf, daß sie, trotz des lebhaftesten Gefühls ihrer Pflichten, sich einer Sympathie für einen so großen, durch sie verursachten Schmerz nicht erwehren konnte.

Lady Claver hatte seit ihrer Krankheit fast gänzlich aufgehört, in der Welt zu erscheinen. Lucy verließ sie möglichst wenig und verbrachte einen großen Theil ihrer Abende mit ihrer Freundin. Nach und nach aber glaubte Edith wahrzunehmen, daß die Besuche der Miß Vivian minder lang und minder häufig wurden. . . . — Du hast doch, sagte sie daher eines Tages zu ihr, nicht etwa beschlossen, mich zu vernachlässigen? Ich kann eine solche Grausamkeit von Deiner Seite zwar kaum befürchten; denn Du weißt, daß Deine treue Freundschaft mein einziger Trost ist; aber . . .

— Zweifle nie an mir, theure Edith, unterbrach sie Miß Lucy, und vergiß nicht, daß viele, viele Uebel Dir, mir und Andern hätten erspart werden können, wenn Du nicht eines Tages so unerwartet plötzlich alles Vertrauen zu Deiner besten Freundin verloren hättest. Doch . . . Du bist übrigens nicht die einzige Betrübte und ich bin meine Hilfsleistungen auch andern Herzen schuldig, die vielleicht grausamer verwundet sind, als das Deinige. Ich will Dir auch nicht verhehlen, daß ich gerade jetzt von lebhaften Besorgnissen gepeinigt werde.

— Wie? Und jetzt erst sagst Du mir von Deinem Kummer?

— Weil ich ihn in der That vor Dir verheimlichen muß und weil Du die letzte Person bist, der ich ihn anvertrauen darf.

— Nimm diese Lästerung gegen unsere Freundschaft zurück, Lucy, oder ich werde nicht mehr an Deine Ergebenheit und Dein Vertrauen auf mich glauben können.

— Und wie, wenn ich, um Dir zu gehorchen, einen Namen aussprechen müßte, den niemals unter uns zu nennen, wir einander versprochen haben?

— Den Deines Bruders? sagte Lady Claver erbleichend.

— Ja, den meines Bruders, wiederholte Lucy. Vor einigen Tagen hat er mir den festen Entschluß angekündigt, er wolle sein Regiment verlassen und einer Laufbahn entsagen, in der er sich schon so rühmlich ausgezeichnet und die ihm eine so rasche Beförderung versprach.

— Wie? Und um meinetwillen, meinethalben wollte er diesen verzweifelten Entschluß fassen! rief Lady Claver. O es fehlte nur Nichts weiter, als daß ich mir noch dieses neue Unglück müßte vorzuwerfen haben. Sprich doch mit ihm, bitte ihn, beschwöre ihn, er solle nicht eine solche Thorheit begehen.

— Ich habe Stephens Alles gesagt, wodurch ich ihn zur Vernunft zurückbringen zu können glaubte, aber alle meine Bemerkungen sind fruchtlos geblieben und haben mir nur gezeigt, daß mein Einfluß nicht so stark ist, als nöthig wäre, um ihn zu einer Aenderung seines Entschlusses zu bewegen.

— Nun, da es sein muß, so werde ich es denn versuchen, sagte Lady Claver. Ich allein bin die Ursache dieser Krankheit, mir allein kommt es zu, die Genesung herbeizuführen.

— Du! unterbrach Lucy voll Erstaunen ihre Freundin. Hast Du Dir auch die Worte, die Du so eben gesprochen, reiflich überlegt? Du willst Stephens wiedersehen und willst mit ihm sprechen, wie eine Schwester mit ihrem Bruder!

— Du denkst wahrscheinlich, und ich selbst bin hierin auch Deiner Meinung, daß meine Stimme nicht mehr Gehör finden wird, als die Deinige? frug Lady Claver.

— O, im Gegentheil, Alles ist gerettet, wenn Du Dich dazu entschließen kannst, ihm einen Rath zu ertheilen; denn dieser Rath wird für Stephens ein Befehl sein.

— Ich werde Sir Vivian sehen; er kommt ja jeden Abend Dich abholen und wartet im Salon unten, bis Du aus meinen Gemächern hinunter kommst; wenn er heute sich einfinden wird, werde ich ihn bitten lassen, sich herauf zu bemühen.

Lady Claver verbrachte den übrigen Theil des Tages in einer Art nervös-krampfhaften Aufregung. Der Gedanke, Stephens zu empfangen, verursachte ihr eine solche Unruhe, daß sie nicht Herrin ihrer selbst zu bleiben vermochte und daß sie das geringste Geräusch an allen Gliedern und bis in die Tiefe ihres Herzens erbeben machte. Lucy war ebenfalls nichts weniger als ruhig, und als es Nacht ward und die Lampen in den Gemächern angezündet wurden, da war sie eben so aufgeregt und unruhig, als Lady Claver selbst.

Stephens blieb vor den beiden jungen Damen stehen, ohne daß er ein Wort der Anrede an Lady Claver zu finden vermochte. Er

machte eine stumme Verneigung anstatt des Grußes und ließ sich auf einen Sessel, den ihm Lucy präsentirte, mehr fallen als er sich setzte.

— Mein theurer Stephens, nahm endlich Miß Vivian das Wort, Lady Claver hat von mir erfahren, daß Du den Plan gefaßt hast, dem Minister Deine Entlassung einzureichen, und aus Freundschaft für mich hat sie sich entschlossen, Dich hieher rufen zu lassen, um Dir selbst einige Bemerkungen über Deinen Entschluß zu machen, auf die Du, als ich, Deine Schwester, Dir dieselben vorstellte, nicht hast hören wollen.

Stephens machte eine leichte Bewegung mit dem Kopfe, antwortete aber Nichts, so daß sich Lady Claver endlich entschließen mußte, das Wort an ihn zu richten.

— Sir Vivian hat sicherlich nicht im vollen Ernste einen Entschluß gefaßt, der seine Verwandten, wie seine Freunde gleich sehr betrüben würde?

— Mein Wille steht unerschütterlich fest, Mylady, antwortete der junge Mann mit zitternder Stimme. Meine Familie wird sich über mein Bleiben in dieser Beziehung sehr leicht getröstet haben. Meine Eltern sind ja nicht mehr; Lucy ist die einzige Blutsverwandte, die mir geblieben ist, fuhr er fort, indem er die Hand seiner Schwester ergriff und sie zärtlich an sich drückte, — und sie liebt mich genug, um mir den Kummer zu verzeihen, den ich ihr bei dieser Gelegenheit etwa verursachen könnte. Was meine Freunde betrifft, so besitze ich deren keine mehr, oder vielmehr sie sind mir alle sehr gleichgiltig geworden.

— Aber darf ein junger Mann Ihres Alters so leicht den Muth verlieren, daß er sich seine ganze Laufbahn verschließen, seinen Stand verlieren und dem Vaterland seine Dienste entziehen will? Ich glaube das kaum und kann, aufrichtig gestanden, nicht begreifen, daß es irgend einen Beweggrund geben kann, der einflußreich genug ist, um einen so bedauernswerthen Entschluß zu erklären.

— Die Motive meines bittren Ekels und des Hasses, den mir die Welt einflößt? . . . Nicht wahr, Mylady, den Beweggrund, aus dem ich das Leben verabscheue, wünschen Sie zu wissen?

— Nein, nein, beeilte sich Lady Claver zu erwiedern, das war mein Gedanke nicht und ich besitze durchaus kein Recht, Sir

Vivian eine solche Frage zu stellen. Ich wollte nur meine Meinung insofern aussprechen, als es mir scheint, ein Mann dürfe nie der Aussicht entsagen, seinem Vaterlande und seinen Mitbürgern nützlich zu sein.

— Es war eine Zeit, entgegnete Stephens, wo alle diese Träume von Zukunft und Glück meine Brust schwellten; damals hatte mein Leben ein Ziel, das ich erreichen wollte; damals fanden Arbeiten und die Erfolge derselben eine süße, zarte Theilnahme; aber jetzt, Mylady, jetzt ist mir ein Grabstein besser als das freudlose Leben, das mir noch zu ertragen übrig geblieben ist.

— Sie sind ungerecht, Sir Vivian, erwiederte Lady Claver mit einer Stimme, welcher man die tiefe Rührung ihres Herzens deutlich anhörte. Sie sind ungerecht, wenn Sie glauben, daß Ihre Arbeiten und deren Erfolge keine Sympathien mehr erwecken; ich kenne Ihre Freunde und besser, als irgend wer, bin ich im Stande, zu wissen, mit wie viel Theilnahme sie Ihre Laufbahn betrachten.

— Und wer sind denn diese unbekannten Freunde, Mylady? Ich wünschte sie kennen zu lernen und dadurch in den Stand gesetzt zu werden, ihnen, wie es sich gebührt, meine Dankbarkeit kundzugeben.

— Wie? Brauche ich sie Ihnen noch zu nennen? Kennen Sie denn weder Lucy, noch meinen Vater, noch — fügte sie endlich zögernd und zitternd hinzu, — mich selbst?

— Sie, Edith, Sie? Wie auch Sie noch wollen einen Platz unter denen einnehmen, welche mich lieben?

— Zweifeln Sie nicht daran, vergessen Sie aber darum auch nicht einen Augenblick, daß es auf dieser Welt keine Edith mehr für Sie gibt und daß es nur Lady Claver ist, die mit Ihnen spricht. Ereignisse, auf die ich nicht zurückkommen will noch darf, haben uns getrennt, Sir Vivian. Aber wenigstens hat uns das Geschick die Gefühle einer gegenseitigen, uneigennützigen Zuneigung nicht zu untersagen vermocht, und diese Zuneigung biete ich Ihnen an, wenn Sie es über sich gewinnen können, einen Schleier über die Vergangenheit zu werfen, um fortan nur noch an eine glorreiche Zukunft zu denken. Antworten Sie mir, Sir Vivian, kann ich Ihre Hand ergreifen und sie, als die eines Bruders und Freundes, in die meine drücken?

Stephens, tief gerührt und sichtbarlich ergriffen, preßte seine Lippen an die Hand, die ihm Lady Claver reichte, und sagte:

— So gebieten Sie denn heute, wie immer, über mein Blut und mein Leben! O es lag in den wenigen Worten, die Sie so eben an mich gerichtet, mehr Glück, als ich seit langer, langer Zeit empfunden. Werde ich aber nicht wenigstens meine edle Freundin zuweilen Edith nennen dürfen? Denn ich muß gestehen, jeden andern Namen auszusprechen, wäre mir unmöglich.

— Wenn die öffentliche Meinung, die Achtung Ihrer Vorgesetzten und die Wahl des Ministers Lucy, wie mir, gezeigt haben werden, daß Sie unsrer treuen Freundschaft noch vollkommen würdig sind, dann werden Sie hier Alles wiederfinden, was Sie irgend mit Ehren verlangen können. Und nun, Sir Vivian, wollen wir uns trennen; denn Lady Claver darf durchaus nicht durch die Verpflichtungen, die Edith in diesem Augenblicke eingegangen, zum Erröthen gezwungen werden.

VII.

Seitdem Lady Claver den Entschluß gefaßt hatte, für Stephens fortan nur noch eine Freundin, eine Führerin zu sein, war ein Gefühl der Ruhe und des Glückes über sie gekommen, das sich mit Worten kaum beschreiben läßt. Welch edlere Richtung läßt sich auch wohl in der That dem Einflusse geben, den eine Frau stets über ein Männerherz auszuüben vermag, als die Richtung zur Tugend und zu Handlungen, die eben so glanzvoll als nützlich für das allgemeine Beste sind? Kann es eine süßere Freude geben, als die, große Entschlüsse durch seine Gedanken oder seine Meinungen eingeflößt zu sehen? Kann eine entzückendere Wonne für ein Frauenherz vorhanden sein, als zu wissen, daß man das geheime Ziel, der verborgene Leuchtthurm, der nur Einem bekannte Leitstern ist, nach dem hin alle Hoffnungen eines hervorragenden Mannes sich richten; als sicher zu sein, daß man mit einem Blicke ihm Muth genug zu den heldenmüthigsten Opfern einzuflößen vermag? Ja, es gibt sicherlich keine höhere Bestimmung, keine beneidenswerthere geistige Macht für eine Frau, als diese. Lady Claver fühlte das seit jenem Augenblicke. Zugleich aber sagte ihr eine leise Stimme ihres Herzens,

daß dies der einzige, ihr noch offen gebliebene Weg sei, um mit Stephens eine reine und unschuldige Verbindung zu bewahren, in der sie einen Trost finden würde, der ihr bald nur allzu nöthig werden konnte. Auf diese Grundlagen hin, die sie für unerschütterlich und für unveränderlich hielt, zeichnete sie sich den Plan ihres zukünftigen Benehmens vor und beschloß, nie, auch nur eine Linie breit, von demselben abzuweichen. Sie gewann hierdurch ihre Gewissensruhe vollkommen wieder und hatte in Ausführung dieses Planes mehrere Male und ohne alles Mißtrauen Sir Stephens wieder gesehen, wenn er seine Schwester in's Hôtel Lushington begleitete. Ja sogar verursachte es ihr nicht die mindesten Gewissensbisse, als dieser es über sich gewann, sich ihrem Gatten zu nähern und sich um dessen Freundschaft zu bewerben. Letzteres gelang Sir Stephens auch sehr gut; denn Lord Claver hegte für Miß Lucy eben so viel Achtung als Bewunderung, nahm daher ihren Bruder mit außerordentlichem Wohlwollen auf und der junge Mann befand sich bald in einem Verhältniß vertrauensvoller Zuneigung zu ihm. Lady Claver floh nun nicht mehr den Blick ihres ehemaligen Geliebten; sie gewöhnte sich vielmehr nach und nach daran, mit ihm zu sprechen und ihm durch ein Lächeln zu antworten. Es machte sie, wenn sie in den Salon trat, glücklich, zu wissen, daß sie daselbst denjenigen finden würde, für den Nichts von Allem, was sie sprechen oder denken mochte, ohne Bedeutung war; es machte sie glücklich, zu errathen, daß er in Alles, selbst in eine allgemeine oder unbedeutende Unterhaltung, eine Beziehung auf sie legte; es machte sie glücklich, wahrzunehmen, daß, wenn er in einem Gespräche irgend eine Idee mit Begeisterung vertheidigte, es fast immer die ihrige war, und daß er die Meinung aussprach, die sie nur im Stillen, im Innersten ihres Herzens gehegt, die er aber errathen zu haben schien. Eine unsichtbare und fast magnetische Gemeinschaft der Empfindungen und Gedanken hatte sich zwischen ihnen entsponnen. Sie wußte im Voraus den Augenblick, da er das Wort nehmen würde, und er seinerseits schien abzuwarten, bis sie ihm in ihrer Seele das Zeichen zu reden gab. Lady Claver sah diese geheimnißvolle Verbindung sich bilden, ohne daß sie ihr die mindesten Bedenklichkeiten einflößte, da sie dieselbe nur zur Förderung ihrer Pläne der Vernunft und der Weisheit anzuwenden gedachte. Sie hatte keine Ah-

nung von den Gefahren, welche eine junge Frau fast unvermeidlich treffen, wenn sie die schwierige Rolle eines Mentors, gegenüber einem jungen Manne voll frischer Lebensgluth und hingebender Herzensempfänglichkeit, übernommen hat.

Stephens seinerseits erfüllte treu die Verbindlichkeiten, die er eingegangen. Er nahm seine dienstlichen Pflichten thätig wieder auf und da er von hoher Geburt war und es ihm an kräftiger Empfehlung bei dem Minister nicht mangelte, so wurde er für seine fleißigen und unermüdlichen Arbeiten bald durch seine Beförderung zu einem hohen Posten belohnt. Lady Claver erfuhr die Nachricht davon eines Morgens durch ein Billet ihrer Freundin Lucy, und als sich Abends beide Geschwister bei ihr einfanden, trat sie ungezwungenen Benehmens und ohne alle Verlegenheit an Sir Stephens heran und wünschte ihm Glück.

— Ist das Alles? frug der junge Mann traurigen Tones. Und soll mir die Belohnung, nach der ich eigentlich strebe, der wahre Entgelt meiner Anstrengungen, Ihrem Willen gehorsam nachzukommen, nicht zu Theil werden?

— Ich habe meine Versprechungen nicht vergessen, Stephens, antwortete die Lady erröthend; und Edith ist es, die Ihnen ihr Glück und ihre Freude über Ihre Beförderung aufrichtig zu erkennen gibt.

— Tausend Dank, Edith, unendlichen Dank, beeilte sich Stephens mit freudigem Tone zu erwiedern. . . . Aber Lady Claver entfernte sich sofort von ihm und vermied den ganzen langen Abend, sich in seiner Nähe zu befinden.

Nach und nach jedoch erlangte Stephens alle jene Rechte eines glücklichen und bevorzugten Günstlings wieder, welche ihm vor der Vermählung der Lady Claver so viele eifersüchtige Neider verursacht hatten. Sein Glück war anfangs ein unsägliches und ungetrübtes, als er bei Edith jene innige Vertraulichkeit wieder fand, die er für immer verloren zu haben glaubte. Allmälig aber schien ihm dieses reine, keusche Glück nicht mehr zu genügen. Er ward schweigsam, und seine Stimmung ward immer düstrer und trüber, und dieselben beunruhigenden Symptome, welche seine Schwester schon einmal betrübt hatten, offenbarten sich von Neuem bei ihm.

Eines Tages befand er sich allein in Gesellschaft der beiden

Digitized by Google

jungen Damen. Er schien niedergeschlagener als je. Da hob Lady Claver die Augen gegen ihn auf und frug:

— Was haben Sie, Stephens? - Sie sind seit einigen Tagen nicht mehr derselbe, und die Veränderung, die mit Ihnen vorgeht, ist so auffallend, daß sie selbst von den gleichgiltigsten Personen bemerkt wird.

— Ja, weil es gerade die Gleichgiltigkeit, von der ich umringt bin, ist, die mich tödtet.

— Stephens! unterbrach ihn Lucy mit vorwurfsvollem Tone.

— Sie hatten mir versprochen, mehr Standhaftigkeit zu zeigen, nahm Lady Claver wieder das Wort. Wollen Sie, daß ich das Vertrauen, das ich zu Ihnen gehegt, bereuen soll?

— Edith, das Stillschweigen, das Sie mir auferlegen, zerbricht mit seiner unerträglichen Last mein Herz; ich vermag nicht länger, mich dazu zu zwingen.

— Vergessen Sie aber nicht, Sir, sagte die Lady mit Strenge und Würde, daß es Worte gibt, die Lady Claver nie vernehmen darf und die, einmal ausgesprochen, die Zeichen einer ewigen Trennung zwischen uns beiden sein würden.

Stephens machte eine Handbewegung, in der sich seine ganze Verzweiflung malte. Lucy stand von ihrem Sitze auf, näherte sich ihrem Bruder, drückte einen zärtlichen Kuß auf seine Stirn und sagte:

— Geh, geh, verscheuche diese trüben Gedanken und beweise uns lieber Deine Ergebenheit und Deine Treue als cavaliere servente, indem Du uns etwas Interessantes vorliest. Laß sehen, was ist das für ein armes Buch, dessen Blätter Du seit einer Stunde mit so unbarmherziger Zerstreuung zerknitterst und durchmusterst?

— Es sind, wie ich glaube, Thomas Moore's Melodien.

— Nun so lies uns einige Strophen; Du sollst aufmerksame Zuhörerinnen an uns finden.... Sir Vivian schien einen Augenblick zu überlegen; dann aber schien plötzlich eine neue Idee in ihm aufzusteigen; er schlug das Buch auf, blätterte einige Augenblicke darin, als suche er eine gewisse Stelle, die er vorlesen wolle, und schien diese endlich gefunden zu haben. Er las und zwar mit immer steigender Wärme und mit Ausdruck jene Stelle, in der der Dichter

mit glühenden Farben den Wunsch eines Liebenden ausmalt, der fern von der Welt, in die großartig-einsame und erhaben-schöne Natur eines überseeischen Weltstrichs, seine Liebe flüchten will und dort nur der Bewunderung der Naturschönheiten und den Gefühlen seines Herzens leben möchte; jene Stelle, deren Anfangs- und Schlußstrophe etwa so lautet:

O könnt' ich heimlichstill mit Dir entfliehen!
O wolltest Du von hinnen mit mir ziehen,
Der Heimath fern, in fremdes Land, weit über Meer!
Wo wir in einsam trautem, sel'gem Lieben,
Deß Glück nicht Haß noch Neidesblicke trüben,
Vergäßen gern die ganze Welt rings um uns her!

Lady Claver war, während Stephens las, allmälig die Arbeit aus den Händen in den Schooß gesunken. Als er nun aber am Schlusse die obige Strophe nochmals wiederholte, da verbarg sie, um nicht die tiefe Aufregung ihres Herzens zu zeigen, ihr Gesicht in ihre Hände. Doch war dies vergebens; denn die Thränen, die ihren Augen entstürzten, offenbarten bald, welches die Empfindungen ihres Busens in diesem Augenblicke waren.

— Edith, Sie weinen! rief Stephens und stürzte vor ihr auf die Kniee.

— Steh auf, Stephens, um Gotteswillen steh auf, rief Lucy erschreckt; ich höre Sir Lushington und Lord Claver.

In der That traten Vater und Gatte der Lady Claver einige Minuten darauf in's Gemach.

Am Abend desselben Tages noch begab sich Edith in das Zimmer ihres Gatten, und theilte ihm mit, ihr Arzt habe ihr angerathen, zur Stärkung ihrer Gesundheit, den Frühling, in dessen ersten Wochen man sich jetzt befand, auf dem Lande zu verbringen. Sie wolle daher, sagte sie ihrem Gatten, dies dazu benutzen, sein Landgut, das sie noch nicht kenne, und das er selbst seit seiner Rückkehr aus Indien noch nicht wiedergesehen habe, zu besuchen.... Ihr Entschluß ward sofort in's Werk gesetzt und sie reiste, nachdem sie Lucy durch wenige Zeilen davon benachrichtigt, am Morgen des folgenden Tages mit ihrem Vater und Gatten nach Claverhouse ab.

Digitized by Google

VIII.

Das gothische Schloß, das den Namen Claverhouse führt, befindet sich in einer der abgelegensten, aber malerischsten Partien von Northumberland. Es ist eins jener alten, unermeßlichen Gebäude des Mittelalters, dessen Architektur eine wahre Feenarbeit scheint, einen so zauberartigen Anblick gewähren seine reizenden wie Spitzen ausgemeiselten Steine. Das Schloß ist auf den fast unmerklichen Abhang eines Hügels gebaut, an dessen Fuß sich der große See von Gateshead hindehnt. Unermeßliche Waldungen umgeben das Schloß und verleihen ihm, da sie seinen Park bilden, ein großartiges, aber streng ernstes Aussehen. Mitten durch den Park und seine Waldungen fließt die Tyne, ein stiller, bescheidner Fluß mit unzähligen, an Naturschönheiten reichen Windungen, da hier der Lärm der Handelsstädte, die er weiter durchfließt, die Waldgöttinnen noch nicht verscheucht hat. Claverhouse und die dazu gehörigen Landstrecken dehnen sich weithinaus. Das Landgut, welches das Stammerbe des Claver'schen Hauses war, hatte zwar seinen Besitzer lange Jahre nicht in seinen Mauern gesehen, war aber durch die sorgsame Freundschaft General Lushington's stets in einem Zustande erhalten worden, wie ihn seine hohe aristokratische Bedeutsamkeit, als Sitz des Stammhalters einer der ältesten Adelsfamilien Englands, erheischte.

Hieher hatte Lady Claver sich flüchten zu müssen geglaubt, damit sie der Liebe des Sir Stephens und den Gefahren, in welche die Gefühle ihrer eigenen Brust sie verlockten, entgehe. Sie hatte erst, als es zu spät war, bemerkt, welche Unvorsichtigkeit sie begangen, indem sie Sir Vivian wieder in ihre Nähe rief und ihm den Vorschlag einer geschwisterlichen Freundschaft machte; erst zu spät hatte sie die ganze Gebrechlichkeit und Unmöglichkeit des Planes eingesehen, nach dem sie ihr Leben hatte regeln wollen. Sie suchte nun in der Flucht und Einsamkeit ihr Heil und doch konnte sie sich eines Gefühls kalten Schauers nicht erwehren, da sie sich das erste Mal allein zwischen ihrem Vater und ihrem Gatten befand. Es schien übrigens in ihr eine vollständige Revolution vorgegangen zu sein; sie zeigte sich still ergeben in ihr Loos, und ihr Benehmen

war stets gleichmäßig sanft und freundlich; aber es hatte sich ihrer eine tiefe, düstre Wehmuth bemächtigt und weder die aufmerksamen Huldigungen ihres Gatten und die sorgsame Zärtlichkeit ihres Vaters, noch die Annehmlichkeiten ihres Landsitzes und das prachtvolle Frühlingswetter waren im Stande, sie zu zerstreuen oder ihrem Geiste eine andre Färbung zu geben.

Eines Morgens, als sich Edith noch in ihren Gemächern befand, — der schwankende Zustand ihrer Gesundheit hatte sie bisher noch des Zusammenwohnens mit Lord Claver überhoben, — lag sie nachdenklich auf einem Divan ausgestreckt, als Jenny eintrat, um die Blumen, die in ihrem Zimmer standen, mit frischen zu vertauschen. Lady Claver würde diese an und für sich so unbedeutende Handlung wahrscheinlich gar nicht wahrgenommen haben, hätte sich nicht das Kammermädchen mit einer Miene voll geheimnißvoller Verlegenheit auf das Schleunigste und mit sichtlicher Eile entfernt, sobald sie nur die Blumen in einer Vase, die sie mitgebracht, auf ein Tischchen hingestellt. Edith stand auf und trat an das Tischchen, um ein Bouquet junge Rosen, die ihr der Gärtner gewöhnlich schickte, zu nehmen. Beim ersten Blick sah sie, daß ein Briefchen unter den Blumen verborgen war. Sie blieb einen Moment außer sich vor Erstaunen und ihr erster Gedanke war sodann der, Jenny zurückzurufen und ihr die Entfernung der inhaltsschweren Vase streng anzubefehlen; aber die Neugier und eine unwillkürliche Ahnung, die stärker als ihr Wille war, bewogen sie endlich, mit zitternder Hand das Siegel des Briefchens zu lösen. Sie las folgende Worte:

„Nun ich die Freundin verloren habe, in deren Person „für mich alle Hoffnungen auf Glück vereint waren, ist es „mir unmöglich, länger in England zu leben. Ich fliehe „es daher auf immer. Aber ehe ich mein Vaterland und „meine Freunde verlasse, wünsche ich Edith noch ein letztes „Mal wieder zu sehen. Ich will ihr die Eide zurückgeben, „die sie mir einst geschworen, ich will einen langen, einen „ewigen Abschied von ihr nehmen. Heute Abend um zehn „Uhr werde ich mich in der Nähe des Springbrunnens, an „den Ufern des See's, im Innern des Parks von Claver„house einfinden. Wird Edith sich weigern, mich anzuhören,

„wenn die Hoffnung, sie ein letztes Mal wiederzusehen, mich „allein in den Stand setzt, ein Dasein zu ertragen, das „mir verhaßt geworden ist.

Stephens Vivian."

Edith blieb starr, unbeweglich, lautlos. Die geheime Stimme ihres Herzens hatte ihr es zwar zugeflüstert, dieser Brief sei von Stephens; hatte sie aber diese Forderung eines Rendezvous erwarten können? Sie würde übrigens, dessen glaubte sie sich sicher, in dem Gefühle ihrer Pflichten Kraft genug finden, um dem unglücklichen, aber unbesonnenen Stephens seine Bitte nicht zu gewähren.

Sie war in ihrem Glauben aufrichtig und bewies es, indem sie, um nicht vielleicht doch von ihrer Schwäche fortgerissen zu werden, das Billet Stephens', nachdem sie es freilich oft genug gelesen, um seinen Inhalt auswendig zu wissen, zerriß. Aber je mehr die Zeit verfloß, desto stärker fühlte sie ihre innere Unruhe und desto mehr nahm ihre Unschlüssigkeit zu. Sie verließ diesen Tag ihre Gemächer nicht, sondern ließ Lord Claver und dem General sagen, sie sei unpäßlich und bedürfe vor Allem der Ruhe. Sie schickte ihre Dienerschaft zeitig zu Bette, kurz sie traf alle Vorsichtsmaßregeln, die erforderlich gewesen wären, wenn sie wirklich fest entschlossen gewesen wäre, sich an das Ufer des See's zu begeben, und doch versprach sie sich noch fortwährend, sie wolle dem Beschluß, den sie gefaßt, nicht untreu werden. Als sie allein war, löschte sie die Lampen aus, die in ihrem Gemache brannten, damit man allgemein glauben möge, sie sei eingeschlafen, öffnete dann eines ihrer Fenster, das nach dem Park zuging und horchte den Schlägen der Schloßglocke, wie sie nach und nach die so langsam hinschleichenden Stunden der Nacht verkündeten. Die silbernen Strahlen des Mondlichts, das sich in dem See wiederspiegelte, übergossen den Garten mit ihrem sanften Licht und zeichneten den dichten Schatten des Waldes stärker.

— Er erwartet mich, sagte sie zu sich selbst, und ich werde ihn nicht sehen! Er harret mein und ich werde nicht kommen! Er wartet, er klagt mich der Gleichgiltigkeit an, und ich wache hier und leide Schmerzen, von denen er nie eine Ahnung haben wird.

Solche Gedanken beschäftigten Edith unablässig. Als aber die Stunde geschlagen hatte, zu der Stephens sich im Park hatte einstellen wollen, da vermochte sie ihrer Aufregung nicht länger Herrin

zu bleiben. Sie stand auf, trat näher ans Fenster und lauschte mit gespannten Ohren hinaus, um auf das Geräusch von Vivian's Schritten zu hören. Endlich sah sie um die Ecke einer Allee herum, die unter ihr Fenster führte, einen Mann erscheinen, der in einen Mantel eingehüllt war und den sie an seinem eiligen, unruhigen Gang für Stephens erkannte. In der That war er es auch; seine Ungeduld hatte ihn bis dicht an die Mauern des Schlosses getrieben. Zitternd bei dem Gedanken, die Augen eines Dritten könnten ihn gewahr werden, winkte ihm Edith mit ihrem Taschentuche, als Zeichen, er solle sich entfernen. Aber anstatt ihr zu gehorchen, erhob er vielmehr seine Stimme und bat sie, hinabzukommen. Erschreckt durch das Geräusch, das er machte, ergriff sie rasch einen Shawl, hüllte sich in denselben und begab sich endlich, mehr todt als lebendig, zu Stephens herunter, der sie bis an das Ufer des See's mit sich fortzog und sie dort fast ohnmächtig auf eine Rasenbank niederlegte. Nur mit einem unaufhaltbaren Thränenstrome antwortete sie anfangs auf Sir Vivian's eifrige Fragen.

— Bereuen Sie etwa, sagte dieser mit dem Ausdruck der höchsten Besorgniß, das Zeichen von Vertrauen, das Sie mir gaben, indem Sie hieher gekommen sind?

— O, was habe ich gethan? . . . Wenn man meine Abwesenheit gewahr würde! . . . Wenn mein Vater . . .

— Sein Sie ruhig und unbesorgt, Alles schläft im Schlosse, wir haben Nichts zu fürchten. Lassen Sie mich in Frieden den Augenblick genießen, den Sie mir noch haben gewähren wollen. Edith, es wäre mir allzupeinlich gewesen, hätte ich abreisen sollen, ohne Sie zu sehen, ohne Sie um Verzeihung zu bitten des Kummers wegen, den ich Ihnen verursacht habe.

— O, Stephens, seit langer Zeit fühle ich es nur allzuschmerzlich, daß alles Unrecht eher auf meiner, als auf Ihrer Seite ist. Ich allein, nur ich muß mich anklagen, daß ich unser beider Lebensglück verscherzt.

— Was sagen Sie da, Edith!

— Ich habe Unrecht, erwiederte sie sofort. Nein, glauben Sie meiner Schwäche nicht. Nicht um Ihnen von meinen Qualen zu erzählen, bin ich hieher gekommen. Ein edlerer Zweck hat mich geleitet; ich wollte Sie der Vernunft und der Ehre wieder in die

Vermählung mit meinem Freunde dringend verlangte. Sie wird die weißen Haare ihres alten Vaters nicht haben entehren wollen und ich bin überzeugt, daß sie im Stande sein wird, uns eine vollkommen genügende Erklärung ihres Benehmens zu geben.

— Ich glaube, General, sagte Lord Claver und ein Lächeln spielte seltsamer Weise um seine Lippen, daß es mir vor Allen zukommt, diese genügende Erklärung zu fordern.

— Obgleich meine Gegenwart hier durchaus zu keiner beleidigenden Deutung für Lady Claver Anlaß geben soll, sagte Stephens, den der unbegreiflich leichtfertige Ton des Lords tief verletzte, so bin ich doch vollkommen bereit, Lord Claver alle Genugthuung zu geben, die er irgendwie verlangen kann.

Diese drohenden Worte des Sir Stephens flößten Edith die Furcht vor einer noch entsetzlicheren Gefahr ein. Sie ergriff bittend Stephens' Hand, während andrerseits Lucy an ihren Bruder herantrat und ihn beschwor, keine Unbesonnenheit zu begehen.

— Gedulden Sie sich einen Augenblick, junger Mann, sagte nun Lord Claver mit würdevollem Tone und Sie werden dann hoffentlich zufrieden sein mit den Waffen, die ich gegen Sie anwenden werde. . . Darauf näher an Edith herantretend, fuhr er, indem er in seine Betonung eine große Milde legte, folgendermaßen fort:

— Mein Kind, ich könnte Ursache haben, Ihnen einige Vorwürfe zu machen. Sie haben kein Vertrauen zu mir gehabt; sehen Sie nun, zu welcher unermeßlichen Dauer von Unglück Sie sich verurtheilt hätten, wenn nicht meine Erfahrung und die Zärtlichkeit Ihres Vaters für Ihre Zukunft und Ihr Glück wachsam gewesen wären.

— Was wollen Sie mit diesen Worten sagen? rief Edith voller Angst.

— Daß Sie vollkommen frei sind, erwiederte Lord Claver. Unsre Heirath ist nie geschehen; einer meiner Freunde war es, der in einer nicht geweihten Kirche die Rolle des Priesters bei unsrer Scheinverbindung spielte. Die Briefe, welche unsere Vermählung der Welt anzeigen sollten, sind an Niemanden gesandt worden; und diejenigen unsrer Freunde und Verwandten, welche bei dem Schattenspiel unsrer Hochzeit zugegen waren, sind in das Geheimniß eingeweiht. Wären Sie im Stande gewesen, die Dinge mit Ruhe

zu beobachten, so hätten Sie aus tausend Umständen der List, die wir gegen Sie anwandten, auf die Spur kommen müssen. Mit einem Worte also, Miß Edith, Sie gehören noch vollkommen sich selbst an und ich glaube bei dem Tausche nicht zu verlieren, wenn anstatt der Gefühle, die ich Ihnen unter der Maske Ihres Gatten zugeschworen, ich das Recht von Ihnen erhalte, mich zu Ihren Freunden zählen zu dürfen. . .

Edith war von dem, was sie jetzt hörte, dermaßen überrascht und ergriffen, daß sie kein Wort zu erwiedern vermochte. Ihr Haupt sank fast bewußtlos auf Sir Stephens' Schulter und ruhte darauf einige Augenblicke, bis endlich ein reicher Thränenstrom ihrem Herzen eine Erleichterung gewährte. Der General, Lucy und Lord Claver theilten die Aufregung, welche sich auch des Sir Vivian in unbeschreiblichem Grade bemächtigt hatte. Endlich fand der General Kraft genug, um zu sagen:

— Ich danke Dir, Freund Claver, ich danke dir zum zweiten Male mein Leben. Aber Deine Uneigennützigkeit verdient ihre Belohnung. Ich, der ich den Faden dieser Ereignisse in Händen hatte und die geheimsten Gedanken aller Betheiligten kenne, ich glaube Dir eine würdige und edle Belohnung anbieten zu können, die, wie ich weiß, Dir auch erfreulich sein wird.

Bei diesen Worten schritt der General auf die in holder Scham erröthende Miß Vivian zu, ergriff ihre Hand und legte sie in die Lord Claver's, der sich beeilte, sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen zu drücken.

Wir fügen zum Schlusse nur noch die wenigen Worte hinzu, daß, vierzehn Tage später, zwei Brautpaare vor den Altar der Kathedrale zu St. Paul in London traten und daß ihre Doppelhochzeit mit so viel Glanz und Pomp gefeiert ward, daß die glückliche Edith keinen Zweifel an der Wirklichkeit ihrer zweiten Ehe hegen konnte.

Erzählungen auf einem Rheinschiffe.

Von

C. von Schmidt.

Der Regen schlug immer heftiger auf das Verdeck der „Königin Victoria" nieder. Die Hoffnung, von den herrlichen Rheinufern wenigstens hie und da noch einen Flecken zu Gesichte zu bekommen, wurde immer mehr und mehr zu Wasser. Ein dickes Wolkengebirge lagerte sich über dem Siebengebirge, das rings die Gegend beherrscht, gleichsam als wollte es ihm zeigen, daß es noch Herren über Herren gebe. Die Luft wurde immer feuchter und kälter und wir Reisenden kamen alle überein, daß in solcher Lage ein warmer Punsch dem kalten Rheinwein vorzuziehen sei, ja daß es unserer Würde gemäß wäre, dem ungastlichen, mürrischen Flußgott eine Manifestation unseres Unwillens dadurch zu geben, daß wir die Gaben südlicher, freundlicher Gegenden, den Saft der Citrone und des Zuckers dem Safte seiner Trauben vorzögen. Bald dampfte die Punschbowle auf dem langen Tische der hübschen Cajüte, in der sich Alles vereinigt hatte, was auf dem sogenannten „ersten Platze" des Schiffes die Reise mitmachte; selbst der Capitain und der Schiffsconducteur, zwei joviale Männer, hatten ihren Posten verlassen und sich zu uns gesellt. Nur zwei Engländer — vielleicht von dem Dampf unserer guten deutschen Pfeifen und schlechten Havannah-Cigarren verscheucht, vielleicht aus dem, den Söhnen Britanniens angebornen Hang zur Isolirung — blieben trotz des Sturmes auf dem Decke oben. In ihre undurchdringlichen Macintoshs gehüllt, den formlosen Hut tief über die Stirn herabgedrückt, saßen sie mit starren, unbeweglichen

Conducteure der Rheinschiffe gut genug bezahlt sind, um auf derlei Einkünfte, die uns außerdem durch die Statuten verboten sind, verzichten zu können. Ueberdies traue ich der Generosität der Engländer nicht; sie geben nur, wo was zu holen ist, und seitdem ich die Geschichte des sonst so pfiffigen Rostmann weiß, da denke ich immer: diese Rothbärte sind wahre Teufelskerle und jeder Pfiffige findet einen noch Pfiffigern, und am Ende stecken sie unsern Zollverein doch auch noch in die Tasche, so schlau wir uns auch damit anstellen.

— Aber was ist das für eine Geschichte mit dem Rostmann? fiel hier der obenerwähnte Schalk ein; ich glaubte bereits alles englische Rheinzeug zu kennen und da stoße ich plötzlich auf ein ganz unbekanntes Stück.

— Wenn die Herren erlauben, so will ich die Geschichte erzählen.

— Erzählen Sie, erzählen Sie! riefen wir Alle.

Der Conducteur that einen guten Schluck, zündete seine Pfeife von Neuem an und begann:

Im Jahre 1827 landeten eines Morgens zwei Engländer in Cöln. Der eine der beiden Insulaner war kurz, stämmig, rothbäckig; der andre lang, dürr und blaß. Sie hießen, wie sie sagten, Richard Mowbray und William Featherington. Ihr Alter war zwischen vierzig und fünfzig; ihre äußere Erscheinung war die feiner und wohlerzogener Leute; ihre Pässe waren vollkommen in Ordnung und mit dem großen Siegel der königlichen Gesandtschaft zu London versehen.

Kaum an's Land gestiegen, ließen sie sich zu Herrn Rostmann, Eigenthümer des Gasthofes Zum Kranich in der St. Gereonsstraße führen. Es war dies ein Gasthaus vierten, höchstens dritten Ranges. Sie ließen sich die besten Gemächer im Hause einräumen und schienen mit ihrem Gelde zu schleudern. Die Köchin des Gasthofes bereitete ihnen ein mittelmäßiges Mahl, das sie aber für ausgezeichnet erklärten. Sie verlangten ein halb Dutzend Flaschen des besten Weines; der Wirth schickte ihnen einen erbärmlichen, kaum trinkbaren Krätzer, den er aber frech genug war, für echten Aßmannshäuser auszugeben, der drei Thaler per Flasche koste. Die Engländer machten zwar beim Trinken Mienen, noch saurer als der Wein selbst; beim Bezahlen aber äußerte sich ihre Unzufriedenheit nicht im

Mindesten, und so unverschämt auch der Wirth in Anfertigung seiner Rechnung sich zeigte, so zahlten sie doch ohne den mindesten Abzug.

Der Wirth hatte zwar schon einige Engländer, die das Unglück gehabt hatten, in seine Klauen zu fallen, gehörig geplündert; aber es war dies nie ohne einigen Widerstand geschehen. Eine solche Gefälligkeit, sich prellen zu lassen, wie diese beiden Gäste zeigten, war ihm jedoch in seiner ganzen Laufbahn noch nicht vorgekommen und man kann sich leicht denken, wie freudig er davon überrascht war. Nur Eins trübte seine Freude, die Besorgniß nämlich, diese Widder mit dem goldnen Vließe, die sich so leicht scheeren ließen, könnten ihm von einem Augenblick zum andern entführt werden, da Nichts wahrscheinlicher war, als daß diese Fremden sich nur im Vorübergehen in Cöln aufhalten und bald ihre Reise Rheinaufwärts fortsetzen würden.

Die Engländer aber bezeugten einen solchen Wunsch, sich zu entfernen, auch nicht im Entferntesten. Sie ließen einen Tag nach dem andern die Post wie die Dampfschiffe abgehen, ohne daß sie auch nur die mindeste Lust kund gegeben hätten, Plätze für sich bestellen zu lassen. Sie blieben ruhig in ihrem Hôtel, das sie nur verließen, um jeden Tag einen Ausflug von mehreren Stunden in die Umgegend zu machen. Wenn sie von ihren Spaziergängen zurückgekehrt waren, verbrachten sie die Zeit mit Essen, Trinken, Rauchen, Journale lesen, Schlafen und Müßiggehen. Kein Mensch besuchte sie; kein Brief kam für sie an. Uebrigens bezahlten sie mit der regelmäßigsten Pünktlichkeit und stets ohne alle Bemerkungen und ohne alles Feilschen jeden dritten Tag ihre Rechnung, von der man hätte drei Viertel abziehen dürfen, ohne daß der Wirth, — von Schaden ganz zu geschweigen — nicht noch seinen anständigen, ehrlichen Profit gehabt hätte.

Herr Rostmann hatte die sehr glückliche Gewohnheit, von seinen geistigen Kräften einen sehr mäßigen Gebrauch zu machen und befand sich dabei sehr wohl. Aber ein so ungewöhnliches Benehmen, wie das seiner beiden Gäste reizte selbst sein träges Gehirn zum Nachdenken auf, und mehr als einmal ward das Geheimniß, das wohl hinter diesen Engländern und ihrem unbegreiflichen Leben sich verbergen mochte, der Gegenstand eifriger Discussionen zwischen dem Wirth, seiner Ehehälfte und ihren Nachbarn und Freunden.

Es sind Spione, meinten die Einen. Es sind bankerotte Kaufleute, die ihre Gläubiger um einige Millionen geprellt haben und sich in diesem weniger besuchten Gasthaus verbergen wollen, sagten die Andern. Ein politischer Kannegießer wollte politische Flüchtlinge in den Engländern sehen. Die Frau des Gastwirths endlich erklärte kurzweg, es wären zwei Blödsinnige.

— Ihr seid Alle nicht auf dem rechten Wege, sagte ein Polizeisergeant, der unter den braunschweigischen Husaren den Befreiungskrieg mitgemacht und so einige Monate sich in England aufgehalten hatte und der daher mit der größten Aufmerksamkeit von Allen angehört ward. Es sind nichts weiter, als sonderbare Käuze, excentrics, wie die Engländer selbst solche Leute nennen. Bei diesem reichen, unabhängigen und von Genüssen jeder Art übersättigten Volke gibt es Tausende solcher Leute, die ganz außergewöhnliche, bald drollige, bald widerwärtige, bald tugendhafte und menschenfreundliche, bald gehässige und verächtliche Verkehrtheiten in ihrem Leben haben, die man aber in ihrem Lande immer ruhig gewähren läßt. So habe ich in London einen Millionair, einen Goldarbeiter, gekannt, dem das Bettlerleben so wohl gefiel, daß er trotz mehrfacher Gefängnißstrafen von seinem Vagabundenleben nicht abzubringen war. Er starb elendiglich vor Kälte und Hunger auf der Landstraße, während sein Testament eine ganze Grafschaft glücklich machte, in die er all seine Lebetage keinen Fuß gesetzt, der er aber sein ganzes Vermögen von vielen Millionen zur gleichmäßigen Vertheilung, an alle Dorfschaften selbst, hinterließ.

So sprach jeder der Nachbarn und Freunde des Gastwirthes seine besondere Meinung aus und das Ende der Discussion war, wie das der meisten Berathungen, daß jeder bei seiner Meinung blieb und man im Grunde doch nicht mehr wußte, als vorher. Das Vernünftigste an der ganzen Unterhaltung waren die Worte, mit denen sie der würdige Roßmann beschloß, indem er sagte:

— Mögen sie sein und thun, was sie wollen, ich erkläre sie für brave Leute. Sie sind stille Gäste, bezahlen vortrefflich und sind mit Allem zufrieden. Ich wünschte mir nur fünf Jahre lang lauter solche Reisende und ich wollte bald ein gemachter Mann sein.

So waren etwa drei Wochen seit der Ankunft der beiden Eng-

Google

länder verflossen, als diese eines Morgens den Wirth in ihr Zimmer kommen ließen, um mit ihm zu sprechen.

— Mein Herr, sagte der lange Magere, Ihr Haus gefällt uns, wir fühlen uns vollkommen wohl hier und wenn Sie auf einen Wunsch eingehen wollten, den wir haben, so könnte es wohl sein, daß wir noch lange Zeit Ihre Gäste blieben.

— Mylord, entgegnete der Wirth, Sie haben nur zu befehlen; ich stehe ganz zu Ihrem Dienst und bin vollkommen bereit, Alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um solchen Gästen, wie Sie sind, zu gefallen.

— Mein lieber Wirth, nahm hierauf der kleine Untersetzte das Wort, Ihr Gasthaus ist bei Weitem nicht so groß, als es sein könnte. Sie besitzen, wie Sie selbst sehen, nur drei Gemächer, in denen ein Gentleman mit Anstand wohnen kann, und diese haben alle drei den Fehler, daß sie auf die Straße hinausgehen. Bei Tag und bei Nacht kommen hier Fracht- und Post- und andre Wagen vorbei, welche das Pflaster und das Haus unaufhörlich erschüttern. Wir sind Freunde eines ruhigen Schlafes und Nichts ist uns so zuwider, als Geräusch. Jetzt werden wir alle Viertelstunden aus dem besten Schlummer aufgeweckt; darunter leidet unsre Gesundheit und unsre gute Laune in gleich hohem Grade und wir können diesen Uebelstand nicht länger ertragen.

— Sie haben vollkommen Recht, Mylord; der Lärm ist oft so arg, daß man taub werden möchte; aber was kann ich dagegen thun? Ich kann doch den Wagen nicht verwehren, vor meinem Hause vorbeizufahren.

— Das freilich nicht, mein theurer Herr Rostmann, aber es gibt ein ganz einfaches Mittel.

— Ich weiß keins.

— Wir haben Sie eben deshalb rufen lassen, um Ihnen eins vorzuschlagen. Es handelt sich dabei freilich um eine kleine Ausgabe; wir wollen aber gern die Hälfte davon tragen.

— Lassen Sie hören, worum es sich handelt? rief mit einer größeren Lebendigkeit, als er je in seinem Leben gezeigt hatte, der Gastwirth, der in dem Aufenthalte der beiden Engländer eine wahre Goldgrube gefunden und sich versprach, sie möglichst auszubeuten.

— Sie besitzen, entgegnete der Engländer, hinter Ihrem Hause

einen kleinen Garten, in dem durchaus Nichts wächst, als einiges Unkraut und der Ihnen nicht das Mindeste einbringt. Die alte Mauer, die ihn umgibt, droht zudem mit jedem Tage einzustürzen. Warum sollten Sie nun nicht in diesem Garten ein kleines Hintergebäude, wäre es auch nur einen einstöckigen Pavillon mit drei bis vier Zimmern, bauen wollen? Die Mauer, die Sie ja doch jedenfalls einmal repariren müssen, könnte gleich eine Wand abgeben und so wäre schon ein Theil der Kosten gespart. Wir würden so eine stille, ruhige Wohnung erhalten, wohin das Geräusch der Straße nicht dringen könnte. Sie Ihrerseits würden einen bedeutenden Zuschuß an Raum gewinnen und könnten fortan eine bei Weitem größere Anzahl Reisende unterbringen. Was die Kosten betrifft, so wollen wir, wie gesagt, die Hälfte gern tragen, Ihnen bliebe ja für die andre Hälfte nach unsrer Abreise der Pavillon und Ihr Gasthaus könnte in jeder Beziehung hiedurch nur gewinnen. Sollte jedoch unser Vorschlag Ihnen nicht genehm sein, so sagen Sie es uns; wir müßten dann, so leid es uns auch thäte, Ihr Hôtel verlassen.

Rostmann hatte aber gegen diesen Plan durchaus Nichts einzuwenden, da er ihn in jeder Beziehung für sich überaus vortheilhaft fand. Er behielt ja dadurch seine Gäste, diese Goldmenschen, und vergrößerte sein Gasthaus, ohne daß es ihn sonderlich theuer zu stehen kam. Er willigte also aus ganzem Herzen in den Vorschlag der beiden Engländer und sandte ihnen noch in demselben Vormittage den Maurer, dem sie ihren Bauplan auseinandersetzten und die Ecke des Gartens bezeichneten, in der sie den Pavillon errichtet wünschten. Jedoch konnte der Wirth, als er sich Abends im Kreise seiner gewöhnlichen Gesellschaft befand, nicht umhin, zu äußern, zwei so drollige und excentrische Käuze seien ihm sein Lebetag noch nicht vorgekommen und er glaube, es sei in ihrem Gehirn nicht ganz richtig. Nachbarn und Freunde in ihrer Weisheit stimmten hiemit vollkommen überein.

Am andern Morgen fanden sich Maurer, Zimmerleute, Ziegel und alles andre zum Bauen Nöthige ein. Die Arbeiter jeder Art waren so zahlreich und arbeiteten so eifrig, daß sie zur großen Freude der Engländer in der erstaunlich kurzen Zeit von zwölf Tagen den ganzen Pavillon völlig wohnlich hergestellt hatten. Er

hatte freilich auch ein einziges Geschoß, bestand nur aus drei in einander gehenden Zimmern und war in einen Winkel des Gartens gebaut, so daß zwei Seiten der Ringmauer als Wände benutzt worden waren.

Die Kosten des Ganzen beliefen sich auf etwa zwölfhundert Thaler; Rostmann unterwarf aber die Rechnungen des Zimmermanns, Maurers, Dachdeckers, Tischlers, Schlossers, Tapezierers u. s. w. einer kleinen arithmetischen Operation, welche zur Folge hatte, daß die Hälfte des Betrages, welche vertragsmäßig die Engländer zu zahlen hatten, sich auf etwas über zweitausend Thaler belief. Der würdige Gastwirth war jedoch nicht etwa, wie unsre Leser leicht glauben könnten, was man einen Spitzbuben nennt; nein, er glaubte blos, als ein guter Patriot, so viel fremdes Geld, als nur immer möglich, im Lande zurückhalten zu müssen.

Trotz dessen empfand er im Augenblick, da er den Engländern die Rechnung überbrachte, ein gewisses Herzklopfen; sein Athemholen ward etwas keuchend und seine Nasenspitze färbte sich hochroth.

— Sie haben sich beim Addiren zu Ihrem Nachtheil geirrt, sagte der eine Engländer, nachdem er einen Blick auf die Rechnung geworfen; es kommen Ihnen zehn Thaler mehr zu, als Ihre Summe ansagt.

Rostmann steckte die Summe nebst den zehn Thalern, um die er sich geirrt, ruhig ein; einen Augenblick lang jedoch schien es, als ob er erröthe.

Die beiden Fremden ließen ihre Effecten sofort in den Pavillon transportiren. Sie gingen jetzt noch weniger aus, als früher, und verbrachten ihre Tage, wie bisher, mit Schlafen, Lesen und Rauchen. Sie aßen nach wie vor im Gasthaus, ließen sich aber jetzt in ihren Zimmern serviren. Das Essen ward immer schlechter; der Wein konnte es schon seit langer Zeit nicht mehr werden. Dafür ließ man sie Alles noch um die Hälfte theurer als bisher bezahlen. Der Kranichwirth schien aller Scham ledig geworden zu sein, so unverschämt und mit immer größerer Frechheit zog er seinen Gästen die Haut über die Ohren.

Je bekannter die Engländer als schwer zu befriedigende Gäste sind, desto unerklärlicher war die unerschöpfliche Langmuth und Geduld dieser beiden Insulaner, welche die unerhörtesten und offenkun-

digsten Prellereien ihres Wirthes ertrugen, ohne die mindeste Unzufriedenheit zu bekunden. Dieser letztere hatte übrigens aufgehört, sich den Kopf über die Ursachen dieses Phänomens zu zerbrechen; ihm genügten die sicht- und greifbaren Wirkungen.

Bald jedoch zwang ihn eine neue Erscheinung zum Nachdenken. Die Engländer hatten ihre Wohnung gewechselt, sich für schweres Geld den Pavillon bauen lassen, um ruhig, ungestört, fern von allem Geräusch zu schlafen; und nun sah man Nacht für Nacht Licht in ihrem Zimmer brennen. Rostmann hatte sich davon so wie von ihrem Wachsein mehrere Male selbst überzeugt. Was sollte das bedeuten? Womit beschäftigten sich die Nacht über diese beiden Fremden, die den ganzen lieben langen Tag sich dem vollkommensten Müßiggang ergaben?

Der Gastwirth versammelte seine vertrauteren Freunde und Nachbarn zu einer geheimen Rathsversammlung und theilte ihnen diesen Umstand mit. Diesmal sprachen sich alle Anwesenden einstimmig dahin aus, die Fremden seien Falschmünzer. Nun gehört zwar zu diesem Gewerbe ein bedeutender Apparat von Schmelztiegeln, Pressen, Formen und dergl. mehr, lauter Dinge, von denen sich bei den räthselhaften Engländern auch nicht die geringste Spur vorfand; aber der Gastwirth traute doch nicht recht. Er nahm daher, ohne sie weiter auszusuchen, eine Anzahl Gold- und Silberstücke von denen, die ihm die Engländer als Bezahlung seiner Rechnungen gegeben hatten und trug sie zu einem Wechsler. Dieser untersuchte sie, wog sie, probirte sie auf alle Art und erklärte endlich, es seien ganz vollwichtige, vollkommen gute Goldstücke. Nun wußten Meister Rostmann und seine Freunde nicht mehr, was sie denken sollten, und man sah sich genöthigt, dem Polizeisergeanten und ehemaligen braunschweigischen Todtenkopf Recht zu geben, daß die Engländer vollständige Narren, Excentrics von einem unerhörten Genre seien.

So waren wieder drei Wochen verflossen, in denen durchaus nichts Neues vorgefallen war. Man befand sich etwa in der Mitte des October. Da ließen eines Morgens, an einem Sonnabend, die Engländer ihren Wirth in ihr Zimmer rufen und sagten zu ihm:

— Wir müssen uns einige Bewegung machen, unsere Gesundheit leidet von dem allzu langen Stubenhocken. Schaffen Sie uns

Digitized by Google

zwei Flinten nebst Jagdtaschen. Wir wollen einige Tage lang den Rhein hinunter im Kahne fahren und dabei auf Vögel schießen. Wir werden etwa drei Tage abwesend sein. Wir nehmen zwar den Schlüssel vom Pavillon mit, aber alle unsere Effecten bleiben hier.

Eine Stunde darauf verließen die beiden Fremden, die Flinte und die Jagdtasche über die Schulter, das Gasthaus zum **Kranich**. Meister Rostmann begleitete sie bis um die Ecke und nahm dort unter vielen Bücklingen, indem er ihnen eine gute Jagd wünschte, Abschied.

Drei Tage vergingen und die Engländer erschienen nicht wieder. Auch Dienstag, den vierten Tag nach ihrer Abreise, erwartete man sie vergebens. Den Mittwoch verbrachte Rostmann in düstern Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. Am Donnerstag hielt der Wirth wieder eine geheime Rathsversammlung seiner Vertrauten; die Sitzung war sehr lebhaft, fast stürmisch; man verlor sich von allen Seiten in ein abgrundtiefes Meer wahnsinniger, abgeschmackter, unhaltbarer Vermuthungen. Freitag endlich machte der Gastwirth der Behörde Anzeige von der Sache und in Folge davon stellte sich den andern Tag der Viertels-Commissair in Begleitung seines Sergeanten im „Kranich" ein. Man pochte an die Thüre des Pavillons, erhielt jedoch, wie natürlich, keine Antwort, so daß sich die Behörde entschloß, die Thür erbrechen zu lassen. Der Polizei-Commissair, der ehemalige Braunschweiger Todtenkopf und Meister Rostmann traten in den Pavillon ein, fanden aber Nichts, als zwei halb leere Reisekoffer und auf dem Tische einen an den Wirth adressirten Brief. Derselbe ward von dem Commissair eröffnet, dem Wirth vorgelesen und dann an die höhere Behörde abgeliefert. Wir theilen ihn hier mit, wie er sich bei den Acten befindet:

„Mein lieber Herr Rostmann! Wenn Sie die Geschichte „Ihrer Vaterstadt einigermaßen kennen, so werden Sie wissen, „daß unter Heinrich VIII. mehrere der vornehmsten katholischen „Familien Englands der Religionsverfolgungen halber ihre „Heimath verließen und nach den Rheinlanden, die zu jeder Zeit „gut katholisch waren, sich flüchteten. Wir sind Abkömmlinge „einer evangelischen, in England gebliebenen Seitenlinie eines „jener Katholiken. Unser Ahnherr, der unter Maria der Ka-

„tholischen, nach England zurückgekehrt war, hatte wegen der „unsicheren Ueberfahrt und da er dem neuen Zustand der „Dinge noch nicht recht traute, einen unermeßlichen Schatz in „Cöln zurückgelassen, wo er denselben in einem nur ihm allein „bekannten Versteck vergraben hatte. Der Tod überraschte ihn, „ehe er seinen Plan, den Schatz eigenhändig wieder an's „Tageslicht zu bringen, ausführen konnte; jedoch hatte er vor„her auf einem Pergament den Ort so genau beschrieben, „daß ihn auch ein Fremder finden konnte. Jahrhunderte „lang war dies Pergament unbeachtet geblieben, bis es uns „vor einiger Zeit ein Zufall unter einer Masse anderer halb„vermoderter Urkunden in die Hände spielte. Wir begaben „uns nach Cöln, dessen Topographie wir vorher genau stu„dirt, und den Angaben des Pergaments zufolge erkannten „wir, daß Ihr Gasthaus, verehrter Herr Rostmann, den „Schatz in sich berge. Wir nahmen also unsere Wohnung „in demselben, und nach sorgfältiger Untersuchung fanden wir „in der Ecke des Gartens, wo der Pavillon steht, den Ver„steck wieder, und gewisse Kennzeichen thaten uns dar, daß „der Schatz noch ungehoben sei. Wir beschlossen also, ohne „Aufsehen und Lärm die wirksamsten Mittel in Anwendung „zu bringen, um das kostbare Gut nicht länger unter der „Erde modern zu lassen, wo es unbenutzt lag, was doch wirk„lich, Sie werden dies selbst zugestehen, Schade war.

„Wie wir es angestellt haben, um den Schatz unbemerkt „zu heben, brauchen wir Ihnen nicht zu erzählen; Sie wissen „es nun. Wenn Sie die Hand auf's Herz legen, kön„nen Sie sich übrigens nicht im Mindesten über ein Unrecht „unsererseits beschweren. Denn unser Aufenthalt bei Ihnen „war für Sie auch ein Schatz, wie Sie sobald keinen zwei„ten finden werden. Sie haben uns bestohlen, wie ein Räu„ber im Walde; aber wir thaten, als sähen wir Nichts, „weil uns vor Allem am Herzen lag, nicht blos, daß wir „im Hôtel blieben, sondern auch in Ihnen denselben Wunsch „rege zu erhalten. . . . Sie werden nun im letzten Zimmer „des Pavillons den Fußboden aufgehoben und darunter ein „Loch von etwa zwanzig Fuß Tiefe finden, auf dessen Grunde

Digitized by Google

„Sie einen großen eisernen Kasten entdecken werden. Es „hat uns viel Zeit gekostet, ehe wir so tief gegraben, ehe wir „den Deckel des Kastens abgesprengt und dann allmälig und „in kleinen Theilen die alten kostbaren Guineen, Goldbarren „und Edelsteine aus Ihrem Hause und in sichere Hände ge„schafft hatten. Wir machen Ihnen nun mit der eisernen „Kiste und dem Inhalt unserer Koffer ein letztes Geschenk „und geben Ihnen den Rath, das Loch wieder ausfüllen zu „lassen. Unsere Namen waren, wie Sie leicht denken können, nur „angenommen, die wahren werden Sie nie erfahren; alle „Mühe in dieser Beziehung würde vergeblich sein. Daß wir „Ihnen übrigens so ausführlich schreiben, geschieht haupt„sächlich, um Ihnen zu sagen, daß Sie als Wirth in hohem „Grade unsere Achtung verdienen.“

Meister Rostmann blieb Nichts weder zu sagen noch zu thun übrig, und er erkannte nebst sämmtlichen Mitgliedern seines geheimen Rathes, daß die Engländer nicht so excentrisch waren, als sie aussahen, sondern wie echte Speculanten, was man sagt, die Wurst nach der Speckseite geworfen hatten.

— Im Grunde ist dem guten Meister Rostmann ganz Recht geschehen, sagte Einer aus der Gesellschaft, nachdem der Conducteur seine Erzählung beendigt hatte, und ich wünschte nur, daß es andern Gastwirthen und Privaten der guten Stadt Cöln, die bei dem spectaculösen Feste der Dombau-Grundsteinlegung die Fremden so entsetzlich geschoren haben, noch schlimmer ergangen wäre.

— Ich meinerseits, sagte ein Anderer, bedaure nur, daß das Geld aus Deutschland, wo wir dessen so nöthig haben, hinausgegangen ist. Zum Wenigsten hätten die beiden Herren Engländer eine lange Reise am Rhein machen sollen, um von dem Gelde, das sie in dasiger Erde gefunden, den Einwohnern etwas zu Gute kommen zu lassen.

— Am Ende sind es wohl gar die beiden Engländer, die da oben am Verdecke, in ihre Macintoshs gehüllt, mit so albernen Gesichtern im Regen sitzen.

— Vielleicht sind auf der „Königin Victoria“ unbekannte Schätze

zu finden, Herr Capitain, und die beiden Insulaner da oben benutzen unsere Abwesenheit, um sich ihrer ganz allein zu bemächtigen.

— Wir sollten doch hinaufgehen und nachsehen, rief lachend ein Anderer.

— Um so mehr, sagte ein Vierter, als der Regen bereits aufgehört hat und wir den hübschen Sonnenuntergang nicht versäumen wollen.

— Hinauf, hinauf, riefen die Uebrigen einstimmig und stürzten lachend auf die schmale Treppe, die nach dem Deck führt.

In der That hatte das Gewitter während der Erzählung des Conducteurs sich verzogen. Der Himmel war blau und klar geworden und die Sonne, die am Schlusse des Tages an dem heitern Horizonte noch einige Augenblicke erschienen war, hatte sich majestätisch wie eine Siegerin hinabgesenkt in das dunkle Flußbett. Der goldige Himmel verrieth, daß ihr Untergang einer der schönsten gewesen sein mußte. Die heraufstürzende Gesellschaft sah mit Schrekken, daß sie das herrliche Schauspiel über dem armseligen Punsch versäumt hatte. Nur die beiden Engländer, welche oben geblieben, standen mit übereinandergeschlagenen Armen, in den Nachgenuß des wunderbaren Anblicks versunken, da.

— Hab' ich's nicht gesagt, daß sie unsere Abwesenheit benutzten, um sich ganz allein eines Schatzes zu bemächtigen? Nun haben sie Alles gesehen und wir haben das leere Nachschauen.

— O das perfide Albion!!! rief der französische Kaufmann in echtem Pariser Journalstyl pathetisch aus.

Das Seifenthal.

Eine wahre Geschichte.

Von

Caroline Baronin von S....y.

Joseph Taubert, der Sohn armer Glasschleifer in dem Dorfe Neuwald (auch Neuwelt genannt) im Bidschower Kreise des Königreichs Böhmen, hatte das Unglück gehabt, seine Eltern in früher Kindheit rasch nach einander zu verlieren. So war denn die Sorge für seine Erziehung und seinen Unterhalt seiner Tante Gertrude Wagner, der Schwester seiner seligen Mutter, anheimgefallen, einer alten Jungfer, die nicht ohne Vermögen war. Da die Jungfer Gertrud von dem Ertrage desselben leben konnte, ohne daß sie sich weiter mit Arbeiten anzustrengen brauchte, so verbrachte sie ihre Zeit damit, daß sie ein wenig spann und viel betete. Sie war eine sehr fromme und fleißige Kirchenbesucherin, die es weder an Glauben, noch an Hoffnung, dafür aber um so mehr an Liebe fehlen ließ, der daher wenig daran gelegen war, ihren Neffen für immer auf dem Halse zu behalten. In ihrem Wunsche, ihn auf eine anständige Art loszuwerden, wandte sie sich an den Pastor ihres Dorfes und dieser empfahl Joseph an den Kaplan des Schlosses Branna. So war Joseph im Jahre 1770 als neunjähriger Knabe in das Schloß des reichen Grafen Harrach gekommen, um dem würdigen Schloßkaplan als Chorknabe zu assistiren. Der Kaplan hatte ihn allmälig liebgewonnen, sich mit seiner Erziehung beschäftigt und ihm alsdann sogar eine vollständig gelehrte Bildung gegeben. So war Joseph, der im Augenblick, da diese Geschichte beginnt, sein neunzehntes Jahr erreicht hatte, mit Allem versehen,

was er bedurfte, um in einigen Jahren ein vortrefflicher Geistlicher zu sein. Nur Eines fehlte ihm vielleicht, das war aber gerade das Allerwichtigste, der eigentliche innere Beruf. Denn Joseph war ein hübscher Bursche, mit dichtem, dunkelbraunem Lockenhaar, schwarzen, feurigen Augen, von kräftigem Gliederbau, mittelhohem, aber nicht unelegantem Wuchs. Sein Verstand war scharf und sein Gemüth poetisch empfänglich. Vor Allem aber besaß er jene lebendige Charakterfrische, jene geradausgehende Unbefangenheit, welche das entscheidende Kennzeichen der Jugend ist, die man aber bei den jungen, frühreifen Greisen unserer blasirten Zeit fast nie mehr findet.

Joseph befand sich im Schlosse Branna vollkommen wohl und da ihm nicht absonderlich viel daran gelegen war, seine Tante Gertrud zu besuchen, so hatte er es seit fünf Jahren schon nicht mehr verlassen. Seine Tage flossen sanft dahin, bald in gelehrten Unterhaltungen mit dem Kaplan, der seinem Schüler all sein Wissen mitgetheilt hatte, bald in der Schloßbibliothek, die seiner Obhut anvertraut worden und aus der er ein zweites Heiligthum gemacht hatte, das ihm nicht minder lieb war und an dem er mit nicht minderer Sorgfalt den Dienst verrichtete, als in der Kapelle. Oft auch, und das in letzterer Zeit mehr als je, verträumte er die schönen Frühlingsnachmittage unter den fast tausendjährigen Bäumen in den alten, schattigen Parks oder an den Ufern des Baches, der am Schlosse vorüberfloß.

Eines Tages jedoch empfand Joseph einen Anfall von Langeweile. Es war nämlich die gräfliche Familie wegen einiger Bau-Reparaturen auf ein paar Wochen auf ein anderes ihrer Schlösser gegangen und der Kaplan benutzte dies, um nach den altehrwürdigen, frommbrüderlichen Gebräuchen des Kirchspiels eine kleine gastronomische Rundreise in den umliegenden Pfarreien zu machen. Joseph vermochte, da er sich so ganz allein und vollkommen unbehindert und frei in seinen Unternehmungen sah, einer mächtigen Versuchung nicht zu widerstehen. Man war mitten im Juni; Glück, Freude und Leben war draußen in der Freiheit, in der Natur, unter den Blumen und Bäumen. In ihm selbst war Alles so unruhig, es zog ihn so mächtig hinaus in das frische, freie Leben, und so fand er denn, daß er seine Zeit zu nichts Besserem verwenden könne, als seine Tante Gertrud, oder vielmehr sein Geburtsdorf zu besuchen.

Wie gedacht, so gethan und bald befand sich Joseph auf dem Marsche. Zwar erinnerte er sich nicht vollkommen genau, welchen Weg er einzuschlagen habe, aber er wußte doch so viel, daß er nur den Bach, der bei Branna fließt, aufwärts zu gehen brauche, um bis Harrachsdorf zu kommen. Von da würden ihn dann seine Jugenderinnerungen schon weiter auf den rechten Weg führen, denn in seiner Kindheit hatte er die Strecke zwischen Harrachsdorf und Neuwald mehr als einmal und auf mehr als einem Pfade zurückgelegt. In der That schritt er auch eine Stunde, nachdem er Branna verlassen, munter längs des Mummelbaches an Harrachsdorf vorüber, das er in seinem reizenden Thale, mit seinen frischen, andachtsstillen Wiesen, seinen geheimnißvoll murmelnden Wäldern und seinen duftigen Veilchensteinen bald hinter sich gelassen hatte.

Schon sah er die Kuppe des Blechkampfs, eines in der Nähe liegenden Berges, ziemlich deutlich vor sich. Hier aber hielt er seine Schritte an; denn hier mußte er sein Gedächtniß zu Rathe ziehen und einen der vielen Waldpfade wählen, auf denen er nach Neuwald kommen konnte. Der sicherste Weg wäre freilich gewesen, wenn er noch weiter dem Mummelbach aufwärts gefolgt wäre, bis da, wo die Milmitz, der Bach, an dem sein Geburtsdorf liegt, sich in den Mummelbach ergießt. Aber dieser Weg beschrieb einen ungeheuren Bogen und war auch zu alltäglich und betreten. Er zog es daher vor — und welcher junge Fußreisende hätte nicht dasselbe gethan — quer durch den Wald zu gehen auf den Fußsteigen, die er so oft betreten, wenn er Erdbeeren oder Haselnüsse oder auch wohl Vogelnester gesucht hatte. Aber sein Localsinn war durch den Mangel an Uebung geschwächt worden, so daß er nach einer Stunde Marsch plötzlich den Berg zu seiner Rechten erblickte, während er eigentlich hätte zu seiner Linken sein müssen. Als er diesen seinen Irrthum erkannte und sich zu orientiren suchte, befand er sich in einem offenen Orte, den man das Seifenthal nennt. Es fließt nämlich daselbst ein Bach von geringer Breite, aber seltener Klarheit, welcher der Seifenbach heißt und dem ganzen Waldthal seinen Namen gibt. Von allen Seiten umschließen hohe, auf Hügelabhängen sich erhebende Waldungen eine sanftwellige Ebene, die mit zartem, frischem Grase bedeckt ist. Eine lautlose Stille und selten unterbrochene Einsamkeit herrscht hier. Am Rande der Holzungen er-

heben sich regelmäßig aufgeschichtete Pyramiden von Holzscheiten, welche behufs des Kohlenbrennens hier angebracht sind und über denen man stets einen bläulichen Dampf schweben sieht. Auf der andern Seite des Baches, wo die Köhlerhütten stehen, wächst viel Kresse und andere Wucherpflanzen.

Joseph kannte das Seifenthal recht gut; aber es gibt in den Waldungen so viele einander ähnlich sehende Stellen, und es war so lange her, daß er nicht in diese Gegend gekommen war, daß er, um den Ort genauer zu erkennen, näher nach dem sichersten Kennzeichen zu, nämlich nach dem Bache schreiten mußte. Aber er mochte sich ihm noch so sehr nähern und ihn mit den Augen ringsherum suchen, — er sah überall nur Grün. Der schmale Bach war nämlich von der wuchernden Kresse überwachsen worden, so daß man ihn fast kaum zu Gesichte bekam.

In dem Augenblicke aber, da Joseph um einen Erlenbusch, das letzte Hinderniß, hinter dem sich seinen Augen noch etwas verbergen konnte, herumbog, ward plötzlich durch eine seltsame Erscheinung seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch genommen, während dadurch zugleich alle seine Vermuthungen, an welchem Orte er sich befinde, in Verwirrung geriethen. An dem Orte nämlich, wo nach seiner Ansicht der Seifenbach sein mußte, stand ein junges Mädchen. War der Bach gänzlich ausgetrocknet und verschwunden? Oder hatte das Mädchen die Füße im Wasser?

Joseph trat noch einige Schritte näher und sah dann, daß seine zweite Vermuthung unbestreitbar die richtige war. Das Bett des Baches, der etwa einen halben Fuß Tiefe hatte, war, wie ehemals voll eines krystallklaren Wassers, das aber von fern nicht sichtbar war, so sehr überwuchsen es allerhand breitblättrige Pflanzen. Nur in der Mitte zeigte sich schmal und flüchtig, wie ein beweglicher Lichtstreifen, das Wasser. Mitten im Bache, der sich plätschernd und sprudelnd an ihren nackten Füßen brach, sah man eine junge, allerliebste Bäuerin. Sie ging vorsichtig, in kleinen Schritten, und mit der Spitze ihres zartgebauten Fußes, den man durch das klare Wasser vollkommen hindurchscheinen sah, untersuchte sie, ehe sie einen Schritt wagte, den Kieselgrund des Baches. Ihre eine Hand hob von hinten ihren Rock von gestreiftem Kamelot ein wenig in die Höhe, während sie mit der andern die furchtsame Bewegung einer

Person machte, die von Herzen gern ihr Gleichgewicht behalten will. Ihre für eine Bäuerin ungewöhnlich feinen Gesichtszüge hatten einen zarten und träumerischen Charakter, aber mit einem Anfluge von Schelmerei; ihre Augen, obgleich nach ihren Füßen gesenkt, behielten doch einen lebhaften und geistreichen Ausdruck. Ihre Stirn war von jungfräulicher Reinheit und ihre Gesichtsfarbe in diesem Augenblicke hochroth. Man sah, daß die frische Kühle des Baches sich durch alle ihre Glieder verbreitete, und die sanfte, aber etwas unregelmäßige Bewegung ihres blautuchnen Mieders verrieth, daß ihre Brust im Athemholen vorübergehend sich ein wenig beschwert fühlte. An dem Lächeln, das ihre Lippen umfloß, an der nachdenklichen und neckischen Miene, mit der sie auf ihren nassen Pfad hinabsah, erkannte man, daß sie sich des Kindischen ihres launenhaften Einfalls bewußt war und daß die kleine Schelmin daran dachte, was wohl irgend ein Bauerbursch aus dem Dorfe dazu sagen würde, wenn er sie in dieser merkwürdigen Beschäftigung überraschte. Nun denke man sich, welchen Eindruck es auf sie machen mußte, als sie plötzlich unsern Reisenden gewahr wurde.

Joseph hatte sich, behufs des Besuches bei seiner Tante Gertrud, in seinen Sonntagsstaat geworfen und hatte ganz das Aussehen eines vornehmen jungen Städters. Er trug ein feines Hemd mit einer breiten Busenkrause, eine weiße Weste, perlgraue, kurze Sammthosen, weiße Strümpfe und Sommerstiefel von ungebleichtem Leinen. Er hatte den Stutzer sogar so weit gespielt, daß er ein klein wenig Puder gestreut. Unterweges aber war es ihm zu heiß geworden und er trug nun seinen braunen Rock mit großen silbernen Knöpfen an einem Stocke, an dem auch in einem rothen, gewürfelten Tuche sein kleines Reisegepäck sich befand, über der Schulter. Den Kopf bedeckte ein Dreimaster, der sich aber, während er entzückten Auges und vorgebogenen Halses am Bache stand und die Bäuerin betrachtete, ein wenig auf die Seite geschoben, so wie sich auch sein Halstuch etwas gelockert hatte. Als die Flußnymphe, um ihn zu betrachten, ihr Köpfchen in die Höhe hob, sah Joseph, daß ihre Augen dunkelblau und von einer unmittelbar zu Herzen gehenden wohlthuenden Sanftmuth waren. Zugleich erkannte er die außerordentliche Verlegenheit, in die sie durch seine Erscheinung versetzt worden. Er überwand daher seine eigene Schüchternheit und sagte:

— Fürchtet Euch nicht, Jungfer, und laßt Euch durchaus nicht stören; ich wünschte nur zu wissen, welchen Weg ich einschlagen muß, um nach Neuwald zu kommen.

Das junge Mädchen besah sich den hübschen Burschen, der sie, eine Bäuerin, Jungfer nannte, genauer und faßte, wie man sich leicht denken kann, sofort eine günstige Meinung von demjenigen, der ihr den Titel einer Bürgerstochter beilegte. Das Resultat ihrer näheren Prüfung war, daß sie all ihre Unbefangenheit wieder erlangte und handelte, wie Joseph verlangt hatte, d. h. es nicht für Noth hielt, sich in ihrer Wasserpromenade zu unterbrechen.

— Ihr müßt rasch umkehren, antwortete sie, und wieder gehen, woher Ihr gekommen seid.

— Aber ich komme von Harrachsdorf, antwortete Joseph lächelnd.

— Gut, gut, Ihr versteht mich recht. Geht nach der Wiese zu und folgt ihr bis an's Ende. Dort werdet Ihr die Glasschleifereien finden und die Kirche schon von Weitem sehen, da sie auf dem Berge steht. Ihr braucht dann blos auf der Landstraße rechts bergauf zu gehen. Lebt wohl, Junker.

Aber Joseph antwortete nicht und rührte sich auch nicht vom Fleck. Ich glaube sogar, daß er nur auf die Stimme des jungen Mädchens hörte, aber nicht eins von ihren Worten vernahm.

— Wollt Ihr aber, fuhr sie fort, von der Seite der Mühle her in's Dorf kommen, so müßt Ihr hier stromaufwärts gehen und dann an den Kohlenbrennereien vorbei durch den Wald links abbiegen. Aber da würdet Ihr wahrscheinlich noch einmal Euren Weg verlieren. Nun, so entscheidet Euch für Eins oder das Andre! fügte sie lachend, aber erröthend hinzu, als sie sah, daß der Reisende seinen Platz nicht verließ und kein Auge von ihr abwandte.

— Ich muß . . . Euch umarmen, um Euch meinen Dank abzustatten, sagte Joseph endlich, indem er all seinen Muth zusammennahm, aber ebenfalls hochroth ward.

— Ei ja doch! rief sie lachend. — Nun meinetwegen, aber kommt her, wenn Ihr es wagt! fügte sie neckend hinzu, da sie sich von dem flüssigen Wall, den der Bach rings um sie her bildete, vollkommen vertheidigt glaubte. Soll ich Euch etwa noch ein Stück entgegenkommen?

Digitized by Google

— O nein, das verlange ich gar nicht, antwortete der junge Mann; aber werdet Ihr auch still halten?

— Ja, antwortete sie lachend, da sie nicht fürchtete, daß man sie beim Wort nehmen werde.

Unser Ritter aber ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Er fing an, mit eben so vieler Leichtigkeit im Wasser einherzuschreiten, als der heilige Petrus über dasselbe gegangen war und in drei Schritten befand er sich neben dem jungen Mädchen, die sich gewissenhaft auf beide Wangen küssen ließ; denn ein ehrliches Mädchen hält ihr Wort. Der unerschrockene Reisende steckte darauf seinen Arm unter den fleischigen Arm der Badenden hindurch und sagte:

— Da ich nicht ein Wort von dem gehört habe, was Ihr mir gesagt habt, so werdet Ihr mich selbst nach Neuwald führen, nicht wahr?

— Meint Ihr? Wie aber, wenn ich noch weiter im Wasser spazieren gehen wollte?

— Nun, darum wollte ich Eure Begleitung noch nicht entbehren. Das Aergste habe ich ja nun einmal überstanden. Aber nicht wahr, Ihr kommt mit nach Neuwald?

— Ich muß wohl, sagte das junge Mädchen, die sich sonderbar davon geschmeichelt fühlte, daß die Anhänglichkeit des jungen Mannes an sie wasserfest war. Aber nehmt Euch in Acht, zertretet nicht allen Salat.

Joseph lächelte und beide setzten bald darauf, nachdem sie vorsichtig über den schwimmenden grünen Teppich hinweggeschritten waren, den Fuß an's feste Land. Da die Kleine fortfuhr, ohne alle Ceremonien barfuß zu marschiren, so sagte Joseph, indem er auf die von ihren Beinen herabrieselnden Wasserperlen wies:

— Wie? Geht Ihr so barfuß?

— Ei behüte! Ich habe dort am Ende der Wiese meine Holzschuhe stehen.

— Am Ende der Wiese! Das lasse ich mir gefallen. Wie aber, wenn irgend ein Vorübergehender . .

— O, das würde sich keiner unterstehen. Kati ist da und gibt Acht darauf.

— Wer ist Kati?

— Jemand, der Hörner hat.

— Eine Ziege? Und wie, wenn Kati davon liefe?

— O davor brauche ich keine Bange zu haben, daß Kati meine Holzschuhe im Stiche ließe.

— Ah so, Kati hütet die Holzschuhe und die Holzschuhe hüten Kati.

— Ihr habt's auf's Haar getroffen.

— Seid Ihr aber denn auch aus Neuwald?

— Ja wohl; und Ihr?

— Ich auch.

— Ei, wie sich das doch trifft. Nun, ich bin Wegner's Theres. Und Ihr?

— Therese! rief der junge Mann, indem er mit Gehen innehielt und seine Gefährtin aufmerksamer betrachtete. Therese, die nie ein Paar Strümpfe hat auf den Füßen leiden wollen? Therese, die immer ohne Holzschuhe auf den Wiesen herumlief? Therese Barfuß, wie man Euch zu jener Zeit hieß?

— Und wie man mich heut noch nennt. Aber wer wart Ihr denn zu jener Zeit? sagte sie und betrachtete nun ihrerseits ihren Gefährten genauer.

— Ich war, was ich noch bin, Taubert's Joseph.

— Mein Vetter Taubert!

— Meine Base Wegner!

— Nun, Herr mein Gott! Wie man doch einander trifft! sagte Therese und ließ sich ruhig von ihrem Vetter bei beiden Händen fassen.

— Was Du hübsch geworden bist! sagte der junge Mann indem er ein wenig zauderte.

— Und wie seid Ihr ... verändert! sagte sie und schlug die Augen nieder.

Sehe man nun einmal die Sonderbarkeit des menschlichen Herzens! Von dem Augenblick an, da sie einander als Geschwisterkinder wiedererkannt hatten, verschwand alle Vertraulichkeit, zu der sie doch nun vollkommen berechtigt waren, aus ihrem Wesen; sie, die sich, so lang sie einander fremd waren, so wohl eines neben dem andern gefühlt hatten, vermochten nun nicht eine gewisse geistige Scheu zu überwinden. Und doch hatten sie einander in ihrer Kindheit lieb gehabt, sehr lieb gehabt, ohne freilich etwas weiter dabei zu denken.

Sie hatten mehr als ein Mal Mann und Frau unter einander gespielt und einander oft versprochen, es auch späterhin zu werden. Das hatten sie freilich, da sie größer geworden und aus einander gekommen waren, vergessen; aber jetzt erinnerten sie sich daran, ein Jeder von ihnen still für sich, und doch wagten sie es nicht, einander laut daran zu erinnern. War aber nicht gerade ihr Stillschweigen selbst das süßeste aller Eingeständnisse?

Sie, deren Bekanntschaft mit einer Umarmung begonnen hatte, wagten jetzt kaum, einander anzusehen. Doch bald faßte Joseph insoweit wieder Muth, daß er Therese's Arm wieder nahm, und so machten sie einige Schritte weiter, jedoch ohne einander ein Wort zu sagen, so voll auch Joseph's Herz vor freudiger Ueberraschung war und so sehr auch Therese, die immer stärker erröthete, vor innerer Aufregung zitterte.

Ach! Begeht man nicht eine Sünde gegen sich selbst, eine schwere Sünde gegen den heiligen Geist der Liebe, wenn man, weil man ein Geständniß, ein Wort nicht wagt, jene herrlichen, ungesucht sich darbietenden, und darum so einzig seltenen Gelegenheiten, sich ein Glück für sein ganzes Leben zu bereiten, unbenutzt vorübergehen läßt? Doch greifen wir uns und unsern Lesern nicht selbst vor; die Moral dieser einfachen Geschichte wird sich im Verlaufe derselben noch deutlich genug herausstellen.

Endlich unterbrach Therese das Stillschweigen, in dem die beiden jungen Leute neben einander hergingen. Sie athmete tief und schwer aus voller Brust und sagte dann:

— Ihr wißt doch, daß Eure Muhme Gertrud auch die meinige ist? Die Eure ist sie von Mutterseite, da sie die Schwester Eurer seligen Mutter ist, während mein armer Vater, Gott hab' ihn selig, ihr Bruder war. Was Ihr aber wohl kaum wissen könnt, da Ihr schon seit so langer Zeit nicht ins Dorf gekommen seid, das ist, daß meine Mutter seit vier Jahren, daß mein lieber Vater im Grabe ruht, ihr Stückchen Feld und Wald an die Muhme Gertrud für eine lebenslängliche Rente von zweihundert Kaisergulden verkauft hat. Das lag daran, daß meine gute alte Mutter nicht mehr die Kräfte hatte, um es selbst zu bewirthschaften. Sie lebt nun still weg mit mir, gutmüthig und heiter, wie sie immer war und wie sie alle Welt darum lieb hat und ihr ein langes Le-

ben wünscht. Eure Muhme Gertrud aber, die sich ganz und gar in Gott ergeben hat, kann meine Mutter schon ihrer fröhlichen Sinnesart halber nicht leiden und mich nun erst gar nicht. Seitdem nun noch dazu das Geldinteresse der alten Jungfer bei der Sache im Spiele ist, seitdem, glaube ich, dürfte sie ihrem Beichtvater nicht sagen, wohin sie meine Mutter wünscht. Aber ich habe sie dafür auch eben so lieb, Eure Muhme Gertrud, als sie uns hat.

So uninteressant diese Familienangelegenheiten auch vielleicht unsern Lesern scheinen mögen, so widerlich uns selbst auch die Erzählung derselben war, da wir die Schattenseiten des menschlichen Herzens nicht eben herauszustellen lieben, — so hatte dies Alles doch für Joseph, der es von den rosigen Lippen und der silberklaren Stimme der lieblichen Barfüßlerin erzählen hörte, einen unsäglichen Reiz. Nach einer kleinen Pause, in der er in der Luft noch dem Schall der letzten Worte seiner Base gelauscht zu haben schien, erwiederte er, und seine Gesichtszüge verkündeten sein ungekünsteltes Erstaunen:

— Aber auf diese Art, Base T'res, habt Ihr, wenn es Gott einst beliebt, die gute Mutter Wegner zu sich zu rufen, Nichts mehr, das Ihr Euer Eigenthum nennen könnt?

— Nichts, als zwei Augen zum Weinen und zwei Hände zum Arbeiten.

— Ihr mit Euren Händen arbeiten! rief der junge Mann schmerzhaft aus.

— Mein Gott, ja! Nicht einmal die Hütte, in der wir wohnen, wenn dieser traurige Fall eintritt.

— Also dann gehört Alles der Muhme Gertrud?

— Ja wohl, der Muhme Gertrud, ... und, — fügte Therese mit einer kleinen, aber leicht verzeihlichen Bosheit, die ihr selbst auch wieder Leid that, hinzu, — Euch, dem muthmaßlichen Erben der Muhme Gertrud.

— Wer wird Euch aber dann, nach dem Tode Eurer Mutter, aufnehmen? frug der junge Mann, auf dessen Gesichte man den Gebrauch, den er von dieser Erbschaft zu machen gedachte, im Voraus lesen konnte.

— O, meine Mutter sagt, daß Muhme Gertrud nicht wagen

wird, mich zu verlassen und daß sie für meine Zukunft Sorge tragen wird.

— Ach, Gott weiß, wie? murmelte der junge Mann.

Während dieses Gespräches waren die beiden Geschwisterkinder bis an das Ende der Wiesen und den Anfang des Dorfes gekommen, da, wo die Glasschleifereien stehen. Kati war meckernd herbeigesprungen und rieb ihr gehörntes Haupt an Therese's Knieen. Diese zog ihre Holzschuhe an und Joseph ließ ihren Arm los, indem er ihr Nichts weiter sagte, als:

— Leb' wohl, Theres.

— Lebt wohl, Vetter Joseph, sagte sie seufzend. Seid Ihr auf lange Zeit ins Dorf gekommen?

— Ach! nein, höchstens vier bis fünf Tage. Das ist so wenig.

— Weiß Gott, ja! antwortete in liebenswürdiger Naivetät das junge Mädchen. Werdet Ihr... meine Mutter besuchen?

— Könnt Ihr das erst noch fragen? entgegnete Joseph.

Sie verließen einander hier, um im Dorfe kein Aufsehen zu erregen, und fünf Minuten hernach trat Joseph bei seiner Muhme Gertrud ein.

Das Haus der alten Jungfer war sauber und aufgeräumt wie eine Bienen- oder Kloster-Zelle. Die liebenswürdige Muhme war eine herzlose Alte, deren theilnahmslose Kälte man am Besten aus der Art erkennen kann, wie sie ihrer Schwester Kind, das sie seit fünf Jahren nicht gesehen, empfing. Ihr ganzer Willkomm bestand in den Worten:

— Ach, Du bist's, Joseph? Man hat Dir also wohl Erlaubniß zum Spazierengehen gegeben?

— Ja, Muhme, antwortete er kühn; denn obzwar er die Erlaubniß sich selbst genommen, so hatte er doch den würdigen Schloßkaplan durch einige Zeilen von seiner Entfernung in Kenntniß gesetzt und konnte auf die Genehmigung des guten Priesters sicher rechnen.

Er schritt darauf auf seine Muhme zu, um sie pflichtgemäß zu umarmen, that dies jedoch mit weit geringerer Wärme, als er in

dem kalten Seifenbach die schöne Barfüßlerin umarmt hatte, und auch die alte Jungfer erwiederte es ihm nicht mit derselben Liebenswürdigkeit, als seine Base es gethan. Sie betrachtete vielmehr ihren Neffen von Kopf bis zu den Füßen und rief dann:

— Aber woher kommt der Mensch denn? Es ist auf den Straßen überall beintrocken und er ist durchnäßt bis an's Knie!

— O, das ist Nichts, Muhme, ich bin über die Wiesen am Bache vorübergegangen und da habe ich mir die Füße naß gemacht.

— So, das ist Nichts. Dabei ist er feuerroth und zittert an allen Gliedern! Eine schöne Bescherung, mit dem Fieber mir in's Haus zu kommen.

— O habt keine Furcht, Muhme, das ist schnell vorüber.

Joseph wußte nicht, was er sprach; denn das Fieber, das er hatte, pflegt von sehr langer Dauer zu sein. Es war das erste Liebesfieber eines jungen Herzens, dem sich Joseph mit aller Gluth seiner neunzehn Jahre hingab.

Eine Frage seiner Muhme riß ihn ziemlich hart aus den Träumen, mit denen er sich, wie ein echter Fieberkranker, wiegte, in die rauhe Wirklichkeit zurück.

— Nun, frug sie ihn nämlich, wirst Du bald in's Kloster gehen?

Diese Frage, die er gestern noch mit der vollkommensten Gleichgiltigkeit angehört und beantwortet hätte, traf ihn heute in ihrer schneidenden Kürze, wie ein zerschmetternder Blitzschlag. Diese wenigen, aber so inhaltsschweren Worte enthielten eine Mahnung an die Verpflichtungen, die seine Vergangenheit ihm aufbürdete und an die Stürme, die seiner Zukunft drohten. Was aber den Schlag noch schwerer und niederdrückender für ihn machte, waren die wenigen Worte, die seine fromme und hartherzige Verwandte auf seine Antwort erwiederte. Er sagte ihr nämlich mit niedergeschlagenen Augen:

— Der Herr Kaplan und der gnädige Herr Graf sind zufrieden mit mir und sie hoffen, daß ich sehr bald werde in's Seminar kommen können.

Bei diesen Worten hatte sich die Stirn der heiligen Frau einigermaßen entrunzelt und sie hatte mit aller Freundlichkeit, die sie auf ihr Gesicht zwingen konnte, zu ihrem Neffen gesagt:

— Nun, das ist gut. Jetzt, da Du nun einmal hier bist, so amüsire Dich, gehe regelmäßig in die Kirche, iß, trink und geh' spazieren nach Herzenslust; aber Eins vergiß nicht. Ich verbiete Dir nämlich ausdrücklich, Dich auch nur mit einem Fuße bei Deiner Tante Wegner zu zeigen.

— Und warum das? frug der arme junge Mann unwillkürlich, so sehr war er über dieses Verbot erschrocken, obgleich er es sich nach dem, was ihm Therese erzählt hatte, leicht hätte im Voraus denken können.

— Warum? . . . Für's Erste, weil ich es so haben will; und dann, weil in diesem Hause eine Person lebt, welche . . . . unrettbar der Hölle verfallen ist.

Joseph begriff, daß die Frömmlerin hierunter Therese meinte, und in der Unbefangenheit seiner Seele sagte er zu sich selbst — denn gegen seine Tante es zu äußern, war er doch zu klug —:

— Der Hölle verfallen! Du lieber Gott, und weshalb? Weil sie gern barfuß geht!

Von dem Hause der Tante Gertrud nach der Kirche des Dorfes Neuwald führten zwar zwei Wege; auf dem einen aber, und der war noch dazu der kürzere, lag das Häuschen, in dem Therese mit ihrer Mutter wohnte. Da nun Joseph's Hauptvergnügen nach den Anordnungen seiner Tante in möglichst fleißigem Kirchenbesuche bestehen sollte, so war die Folge dieser gefährlichen Nachbarschaft, daß der junge Mann jeden Tag ein Mal das Vergnügen, dem Gottesdienste beizuwohnen, dem größeren Vergnügen, seiner Tante Gertrud nicht zu gehorchen und seine andere Tante Wegner zu besuchen, aufopferte. Da ihm ferner erlaubt war, nach Herzenslust spazieren zu gehen, so traf er sehr oft, aber immer blos durch den Geist des Zufalls, seine Base im Walde. Außerdem sah er sie auch noch — doch das verdient kaum eine Erwähnung — jeden Abend in der großen Gasse des Dorfes, wenn nach vollbrachter Tagesarbeit die jungen Leute beiderlei Geschlechtes zusammenkamen, um unter den Augen aller Welt ihre Erholungsstunden in fröhlicher, lachender Gesellschaft zu verplaudern. Therese war in diesen Abend-

unterhaltungen in freier Luft unter ihren Gefährtinnen, wie eine exotische Blume unter schlichten Wiesenpflanzen. Nicht etwa, als ob sie minder lachlustig oder stolzer denn die übrigen Bauerndirnen gewesen wäre; aber eines Theils hatte ihr Benehmen zu allen Zeiten etwas angeboren Vornehmes gehabt und dann war, besonders seit Joseph's Ankunft, ihre Heiterkeit von einer unwillkürlichen, in träumerisches Nachdenken sie versenkenden Wehmuth überschattet worden. Die Folge von dem Allen war, daß sich der Aufenthalt des jungen Taubert bis an die äußersten Schranken des Möglichen, d. h. bis auf acht Tage, statt der ursprünglichen vier bis fünf, ausgedehnt hatte und daß er am Ende der Woche, da seine Abreise nicht länger verschoben werden konnte, in seine Base Therese Wegner ernstlich verliebt war. Er fand zwar ein klein wenig Coquetterie an ihr auszusetzen; aber er dachte bei sich, deshalb sei man noch nicht unwiderruflich der Hölle zugefallen und, im Grunde genommen, sei eine unschuldige Gefallsucht nur das Anzeichen eines liebebedürftigen Herzens.

Seit ihrer ersten Begegnung hatten die beiden jungen Leute einander zwar viel Dinge gesagt, aber das feierliche, entscheidende Wort Liebe war noch nicht zwischen ihnen ausgesprochen worden. Sie waren zu jung, und in Joseph's Augen war zudem der Widerspruch der Tante Gertrud etwas zu Ausgemachtes. Er war freilich, wie man sich leicht denken kann, zartfühlend genug gewesen, um seiner Base das Urtheil der ewigen Verdammniß, das die alte Frömmlerin auf sie geschleudert hatte, nicht mitzutheilen; aber es lastete darum nicht minder schwer auf seinen Hoffnungen. Was sollte er thun, um sein Liebesglück nicht aufzuopfern und doch auch die materiellen Interessen, auf denen ja doch ihrer Beider Zukunft beruhte, und die ganz in den Händen der alten Jungfer lagen, nicht zu verletzen? Wie sollte er es anfangen, wie die schreckliche Tante, die in ihrer Frömmelei durchaus einen Priester aus ihm machen wollte, zu einer Heirath und noch dazu mit einer ihr so verhaßten Person, als seine unschuldige Base Theres war, zu bewegen?

Trotz dieser Schwierigkeiten war Joseph doch nach langem, reiflichem Ueberlegen zu einem entscheidenden Entschlusse gekommen. Er wollte seine Mündigkeit abwarten, die in zwei Jahren eintrat.

Dann würde er sein geringes Erbtheil ausgezahlt erhalten und das würde mit seinen kleinen Ersparnissen von dem, was er im Schlosse an Geschenken und seit einiger Zeit durch die Großmuth des Grafen sogar als Gehalt für seine Bibliothekardienste erhielt, zusammen doch eine hübsche Summe ausmachen. Dann wollte er die Vermittlung des würdigen Kaplans, seines Lehrers und die Protection des edlen Grafen, seines Gutsherrn, anflehen und geradezu sich um Therese's Hand bewerben. Wer weiß? dachte er, die Alte gibt vielleicht nach. Wenn aber nicht — nun so verzichtete Joseph auf die Erbschaft seiner Tante für sich und auf die, zudem sehr problematische Unterstützung derselben für seine Base. Er erklärte dann der alten Jungfer ein für alle Mal seinen festen Willen, kündigte ihr alle Abhängigkeit auf, kümmerte sich nur um die leicht zu erhaltende Einwilligung der Mutter Wegner und verheirathete sich nach seiner Herzenslust. Das Wichtigste war nun, nachdem er diesen Entschluß als einen unerschütterlichen gefaßt, seine Base Therese und ihre Mutter davon in Kenntniß zu setzen, damit das junge Mädchen auf ihn, als ihren Bräutigam, warte und damit sie auch während dieser zwei Jahre alles Mögliche thue, um die Gunst ihrer strengen Verwandten wieder zu gewinnen, sollte sie sich auch zu dem Behufe entschließen müssen, alle Tage Strümpfe anzuziehen.

Es handelte sich nun darum, daß er in Gegenwart von Mutter und Tochter ein Geständniß ablegte und förmlich um die Hand dieser letzteren anhielt. Er glaubte, er würde den Muth dazu haben. Am Morgen des Tages daher, an dem er auf das Schloß zurückkehren wollte, nahm er von seiner Tante Gertrud Abschied, die darüber ihr Spinnrad nicht einen Augenblick lang verließ oder auch nur in seiner Bewegung einhielt. Sodann bog er, anstatt, wie es sein Weg war, die große Gasse des Dorfes bis an's Ende hinab zu gehen, rechts ab in die Straße, die nach der Kirche zu führt, und befand sich wenige Augenblicke darauf in der Stube seiner Tante Wegner.

Hier aber verließ ihn all seine Entschlossenheit. Theresens Mutter hatte zwar eine leise Ahnung von der Veranlassung dieses letzten Besuches, fühlte sich aber nicht bewogen, ihm den ersten Schritt entgegen zu thun und ihm so den schweren Weg zu erleichtern. Das junge Mädchen selbst affectirte eine Gleichgiltigkeit, die nicht in ihrem

Herzen war, die sie aber annahm, um sich nicht durch eine Offenbarung ihrer Gefühle etwas zu vergeben, falls sie sich über die Joseph's getäuscht haben sollte. Joseph endlich empfand, wie schwer es sei, wenn man neunzehn Jahre alt ist, von Heirath zu sprechen, besonders aber, wenn man es unter so ungünstigen Verhältnissen thun soll, als hier der Fall war. Er glaubte, er würde, wenn er sich allein mit Therese befände, mehr Muth besitzen; es lief daher sein ganzer Schritt nur darauf hinaus, daß, als er Abschied nahm, er im letzten Augenblick zu seiner Tante sagte:

— Muhme, wollt Ihr Th'res wohl erlauben, mich bis in's Seifenthal zu begleiten?

Diese Forderung allein war schon ziemlich inhaltsschwer; der bewegte Ton aber, mit dem sie der junge Mann aussprach, vermehrte ihre Bedeutsamkeit noch. Therese erröthete daher bei diesen Worten und sah ihre Mutter an. Die Alte richtete ihr Gesicht in die Höhe, wischte ihre Brillengläser und warf einen aufmerksamen, prüfenden Blick auf das verlegene Aussehen ihres Neffen und ihrer Tochter. Die Mutter Wegner war eine brave alte Frau, die ihre Jugenderinnerungen weder vergessen hatte, noch, wie so viele andre alte Leute thun, an den jungen verurtheilte, was sie selbst in früheren Jahren gethan. Ihr Herz schlug auf dem rechten Flecke und ihr Geist sah schärfer, als ihre Augen. Sie antwortete daher den beiden jungen Leuten so, als ob sie beide dieselbe Bitte an sie gerichtet hätten.

— Geht, meine Kinder, geht in Gottes Namen. Du Joseph, sei bescheiden und vernünftig und Du, mein Kind, sei dagegen offenherzig.

Diese Worte zeigten deutlich genug, daß die gute Alte das Vorhaben Joseph's klar durchschaut und Nichts gegen seine Pläne einzuwenden hatte. Joseph umarmte sie herzlich wie ein dankbarer Neffe, bot dann seiner zitternden Base den Arm und verließ das Häuschen mit ihr.

Aber kaum hatten sie zehn Schritte nach der Kirche zu gemacht, um von da in ein abgelegenes Gäßchen zu kommen, das sie auf wenig betretenen Pfaden bis an den Anfang der Waldwiese führen sollte, als sie die schreckliche Muhme Gertrud in eigenster Person vor sich sahen.

Das war ein unvermutheter Streich eines bösgelaunten Geschickes; denn die Alte pflegte nicht so früh zur Kirche zu gehen. Vielleicht aber hatte sie irgend Etwas geargwohnt . . . Sie blieb vor den beiden jungen Leuten, die alle Fassung verloren hatten, stehen, und mit unbarmherzig strenger Stimme sagte sie, ohne auf Therese auch nur einen Blick zu werfen, zu ihrem Neffen:

— Hatte ich Dir nicht verboten, auch nur einen Fuß in dieses Haus zu setzen? Mach Dich sofort, während ich es sehe, auf Deinen Weg und bedenke wohl, daß, wenn Du je wieder in diese Teufelsschlingen der Verdammniß zurückfällst, Du nicht meine Erbschaft, sondern meinen Fluch haben wirst.

Hier blieb Nichts übrig, als auf der Stelle zu gehorchen; ehe er sich aber von seiner Base trennte, hatte er doch noch Zeit genug, um ihr die Hand zu drücken und ihr ganz leise zuflüstern zu können: — Im Seifenthal. . . . Die Muhme Gertrud ging hinter ihm die Gasse aufwärts und folgte ihm mit den Augen, bis sie ihn auf der Wiese sah. Die arme Therese war indeß unbeweglich auf demselben Flecke stehen geblieben; ihr Gesicht war bis über die Stirn hinauf purpurroth und ihre Augen voll Thränen. In ihrem Gemüthe hatten nur noch diese zwei Gedanken Platz, die sie sich unaufhörlich wiederholte und die sie fast zur Verzweiflung trieben:

— Man hatte ihm verboten, mich zu sehen! Man wird ihn enterben und er wird verflucht sein, wenn er mich jemals wiedersieht.

Joseph wartete lange, lange Stunden auf seine Base an dem Orte, wo sie einander das erste Mal getroffen und wohin er ihr das Stelldichein gegeben. Sie kam nicht. Mehr als ein Mal durchstreifte sein Blick forschend die weite Wiese und das tiefe Walddunkel, er sah Nichts. Unruhige Besorgnisse und Hartnäckigkeit eines Liebenden bemächtigten sich seiner. Er warf seinen Hut und Stock zur Erde, legte sich selbst in's Gras und sagte: Ich werde sie erwarten, bis die Sonne untergeht. Aber die Sonne ging unter, es ward Nacht und Therese ließ sich nicht erblicken.

Da stand Joseph auf voll Schmerz und Zorn, und zu dreien Malen nach einander rief er in das Grabesschweigen der Waldungen den Namen Therese hinein. Aber nur das Echo antwortete ihm aus der Ferne. Er machte sich marschfertig; doch ehe er seinen Fuß weiter setzte, hob er die Hand gen Himmel und sagte:

— Ich kann und will sie erst binnen zwei Jahren wiedersehen, wenn ich mein eigener, freier Herr sein werde; aber ich schwöre es, dann werde ich sie wiedersehen.

Und mit schleunigen, zornig raschen Schritten entfernte er sich.

. . . .

. . . .

Und doch hatte sich Therese eingefunden gehabt. In dem düstern Dickicht, das näher am Gipfel des Berges die Wiese rings umgab und beherrschte, war sie allen Blicken verborgen gewesen, und weinend hatte sie gesehen, wie ihr Vetter sie bis zum Abend erwartete und überall vergebens mit den Augen suchte. Sie hatte drei Mal ihren Namen wiederhallen und traurig an den Bäumen sich brechen hören. Bei jedem Male, da Joseph ihren Namen rief, fühlte sie in sich etwas, wie eine gewaltige Macht, die sie zu ihrem Vetter hinzog; aber sie fühlte auch eine unendliche Liebe und deren Stimme sprach mächtiger in ihr Ohr: Laß ihn hinweggehen, . . . er wird Dich vergessen . . und dann, . . dann wird er weder enterbt noch verflucht werden. Treibe Du ihn nicht zur Empörung gegen den Willen seiner Verwandten, sei nicht Schuld, daß er in's Elend geräth. Es könnte sein, daß seine Liebe nicht stark genug wäre, um Elend und Verdammniß an Deiner Seite zu ertragen... Und Therese hatte dieser Stimme gehorcht. Sie hatte nicht felsenfest an Joseph's Liebe geglaubt und aus Liebe selbst, aus aufopfernder, weiblicher Liebe hatte sie ihn zu dreien Malen verläugnet.

Zwei Jahre später kehrte Joseph auf demselben Wege, mit einem ruhigen Gewissen, gefestigten Geistes und kräftigen Entschlusses in sein Geburtsdorf zurück. Die wahre, unverfälschte Leidenschaft seiner Brust und die Hemmungen, die man ihr von außen entgegengesetzt, hatten ihn gestählt, hatten aus dem fast noch kindischen Jüngling einen Mann gemacht. In seinem Rocke trug er diesmal eine ziemlich gut mit Bankscheinen versehene Brieftasche, die nebst ihrem Inhalt ein Geschenk des großmüthigen Schloßbesitzers von Branna, des Grafen Harrach, war. Zugleich befanden sich in dieser Brieftasche auch zwei Briefe an seine Muhme Gertrud. Den

einen davon hatte der Kaplan, den andern der überaus gnädige Graf selbst geschrieben. Beide ließen darin dem ehrenwerthen Charakter und den Tugenden und Talenten des jungen Mannes die vollkommenste und lobendste Anerkennung widerfahren. Sie bezeugten in den schmeichelhaftesten Ausdrücken die Achtung und das Wohlwollen, das sie für ihn hegten, und anerkannten beide einstimmig, es sei sein Beruf, in der Welt, nicht im Kloster zu leben, weshalb sie ihm seine unbeschränkte Freiheit wiedergegeben. Schließlich verlangten sie selbst für ihn die Hand des jungen Mädchens, das er liebte.

Joseph machte sich durchaus keine Illusionen über das, was er von seiner Muhme zu erwarten hatte. Er wollte nur die strengen Anforderungen der Pflicht ihr gegenüber erfüllen. Als er in Neuwald angekommen war, ging er geradezu in die Wohnung seiner Tante Gertrud. Er fand sie vor ihrem Spinnrad, die Spindel an ihren Gürtel befestigt, in derselben Haltung, in der er sie vor zwei Jahren angetroffen. Diesmal aber sah sie ihren Neffen eintreten, ohne auch nur ein Wort der Bewillkommnung an ihn zu richten. Er selbst grüßte sie mit kalter Höflichkeit und begnügte sich damit, ihr die beiden Briefe, die wir so eben erwähnt, zu überreichen. Die Alte las einen nach dem andern vollständig durch, ohne daß auf ihrem Gesichte auch nur das mindeste Zeichen des Erstaunens oder der übeln Laune sichtbar ward. Als sie zu Ende gekommen war, sah sie unter ihrer Brille hervor ihren Neffen an, ohne jedoch darum den Kopf in die Höhe zu heben, und mit ihrer ungetrübt deutlichen, schrillen Stimme, deren Ton dem Herzen wehe that, sagte sie:

— Weißt Du denn nicht, daß Deine Tante, die Wittwe Wegner, gestorben ist?

— Was sagt Ihr? rief Joseph; meine Tante Wegner ist todt und ich habe Nichts davon erfahren!

— Ich hatte doch dem Fuhrmann Walter den Auftrag gegeben, Dich davon in Kenntniß zu setzen. Ich sehe nun, daß er es, wie es scheint, vergessen hat. Was liegt übrigens daran?

Joseph's Brust schwoll mächtig vor Zorn über diesen Haß, der noch über das Grab hinaus dauerte. Aber er hielt an sich, weil ihm seine Muhme Gertrud nicht mehr seines Zornes würdig schien, und mit möglichst ruhiger Stimme frug er weiter:

— Und meine Base Theres? . . Was ist aus ihr geworden?

— Ich hatte versprochen, für ihre Zukunft Sorge zu tragen, antwortete die alte Frömmlerin, und ich danke es der gütigen Vorsehung, daß sie mir bald eine Gelegenheit verschafft hat, mein Versprechen zu erfüllen.

— Ich bin doch neugierig, wie? sagte der junge Mann halblaut.

— Einige Tage nach dem Tode ihrer Mutter schrieb eine vornehme Dame, die hier in der Nähe ihre Güter hat, aber in Wien lebt, und deren Frömmigkeit aller Welt bekannt ist, die verwittwete Frau Gräfin von Adlerstern, an die Kapläne und Pastoren ihrer Güter und der ganzen Umgegend, sie sollten ihr ein junges, unverdorbenes, fleckenloses Mädchen aussuchen, die würdig wäre, als Gesellschaftsjungfer in ihren Dienst zu treten, um sie in die Kirche zu begleiten und ihr daheim aus erbaulichen Büchern vorzulesen. Man sollte auf die Kenntnisse, die hiezu nöthig wären, nicht Rücksicht nehmen, da in Wien hiefür gesorgt werden würde; nur auf sittliche Reinheit und Unbeflecktheit sollte streng gehalten werden. Trotz der Zweifel, die mein Gewissen erhob, oder vielmehr, um der Stimme meines Gewissens nachzukommen, das mir befahl, den Fall einer Unschuldigen, für deren Reinheit ich noch bürgen konnte, zu verhüten, habe ich mich bemüht, für die Jungfer Wegner diese Stelle zu erhalten. . .

— Sehr edel von Euch gehandelt, Muhme.

— Die Sache war nicht so leicht, junger Herr. Bedenke wohl, daß man an mehr als einen Pastor geschrieben hatte. Und es bedurfte, kann ich Dich versichern, des ganzen Einflusses unseres Herrn Pastors, so wie meiner dringendsten Bitten bei diesem würdigen Geistlichen, um ihn zu bewegen, daß er der Jungfer Therese den Vorzug gab, die es freilich auch, das muß ich selbst sagen, durch ihre bisherigen Gesinnungen weniger, als manche andere, verdiente. Dabei denke auch noch daran, daß ich den Widerstand dieser Person selbst habe bezwingen müssen. Sie wollte durchaus nicht nach Wien gehen; aber es that ihr Noth, gute Beispiele vor sich zu sehen, und da sie bei einer so frommen Frau, als Gräfin Adlerstern ist, nur Löbliches und Erbauliches sehen konnte, so . . .

— So habt Ihr aus Eures leiblichen Bruders Tochter eine Dienstmagd gemacht.

— Ich konnte damals noch nicht wissen, junger Herr, und konnte es auch nicht errathen, daß die ehrenwerthen Personen, deren Briefe Du mir heute überreicht, einen solchen Antheil an ihr nehmen würden.

— Es ist schon gut, sagte Joseph, der nur noch mit der größten Mühe seinen Zorn und den Erguß seiner Verachtung zurückhielt. Es ist ganz natürlich. Sie war Euch unterworfen und war allein in Trauer und Betrübniß. Sie hat Euch also gehorchen und den Stand ergreifen müssen, den Ihr ihr aufgezwungen. Ich aber bin freier Herr und kann thun, was ich will. Ich sage Euch also, daß ich diese edle Dame aufsuchen und diejenige, die meine Braut war, als Gattin von ihr verlangen werde.

— Du! sagte Muhme Gertrud, die sich endlich gezwungen sah, ihr bisher angenommenes kaltblütiges Betragen aufzugeben. Vergiß nur nicht, daß die Herrin der Jungfer Wegner Dich fragen wird, ob Du eine Aussteuer für Deine Braut mitbringst. Und merke Dir wohl, ich werde Dich nicht in den Stand setzen, auf diese Frage gehörig zu antworten.

— Ich war auch nie verwegen genug, auf Euch zu rechnen. Der gnädige Herr Graf hat Euer Benehmen vorausgesehen und hat mir mehr Reichthümer gegeben, als zur Erfüllung meines Wunsches nöthig sind. Ich verlange daher von Euch nur Euern Segen.

Bei diesen Worten, welche der rebellische Neffe mit einer höflichen Verbeugung, aber mit unverkennbar spöttischem Tone ausgesprochen hatte, ward die Alte leichenblaß; bald jedoch stand sie auf und mit einer vor Wuth zitternden Stimme rief die in allen ihren Erwartungen getäuschte und auf's Aeußerste getriebene Frömmlerin:

— Nie sollst Du meinen Segen haben.

Sofort aber sank sie wieder auf ihren Sessel, nahm wieder ihre andächtig fromme Miene an und mit gefalteten Händen sagte sie:

— Lieber Gott! erweise mir die Gnade, mich nicht in Zorn gerathen zu lassen.

— Gott wird Euch diese Gnade erweisen, liebe Muhme, sagte der junge Mann. Ich gehe von hinnen und lasse Euch allein mit der Erinnerung Eurer Liebeswerke. Lebt in Frieden!

Als Joseph das Haus seiner Muhme verlassen hatte, machte er sich, ohne auch nur einen Augenblick zu rasten, ohne auch nur den Staub von seinen Füßen abzuschütteln, sofort auf den Weg nach Wien. Denn dort war ja Therese. Nur betete er vorher aus der Tiefe seines Herzens:

— Gib, o Vater im Himmel, daß der Schutz, den dieses böse Weib ihr hat angedeihen lassen, ihr nicht zum Verderben gereicht haben möge!

Er kam am sechsten Tage in Wien an und stieg in einem kleinen Wirthshause der Leopoldstadt ab. Bekanntlich führt die Route von Böhmen nach Wien zuerst nach dieser Vorstadt. Kaum, daß Joseph sich ein wenig ausgeruht hatte, trachtete er sogleich bei seinen Wirthsleuten Erkundigung einzuziehen; er fragte sie, ob sie die Gräfin Adlerstern oder ihre Wohnung kennten? Allein diese guten Leute, die unweit von der Linie in einer fast ländlichen Abgeschiedenheit hausten, waren nicht darnach, um mit den Namen und Palästen der Hofleute vertraut zu sein. Sie gaben Joseph den Rath, sich entweder in der Burg zu erkundigen, oder sich am Nachmittag in den Augarten zu begeben, der damals als Versammlungsort der Wiener Aristokratie glänzte. Bis zum Tode Maria Theresia's war dieser Park nur der vornehmen Welt geöffnet. Joseph II., in seinen der französischen Revolution vorgreifenden demokratischen Ideen, hatte das Privilegium, wodurch der Adel allein den Genuß einer der schönsten Gartenanlagen Europas hatte, aufgehoben und am Eingange desselben eine große Tafel aufhängen lassen, mit der Inschrift: Allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer; eine Inschrift, die, beiher gesagt, eine schönere Probe von der Humanität des großen Kaisers als von seinem Style gab. Seit jener Zeit hat der Prater das Uebergewicht über den Augarten erhalten. Der Prater, obgleich auch er der ganzen Menschheit offen steht, bietet der Wiener Aristokratie, zur Sättigung ihrer exclusiven Gelüste, den Vortheil, daß sie die ganze Promenade im Wagen machen kann und somit immer von dem fußwandernden Proletarier sich abgeschieden sieht, während die Localität des Augartens diesen Vortheil nicht bieten kann, und die plebejische Kleidung hier gar oft die aristokratische im Vorbeischreiten berührt.

In jener Epoche, in welcher diese Erzählung spielt, war die

Freiheit, den Augarten besuchen zu dürfen, in den untern Classen noch zu neu, als daß man häufig davon Gebrauch gemacht hätte. Die schöne Welt drängte sich noch zwischen diesen duftigen Bäumen und Blumenbeeten, obgleich auch das Volk schon Zugang hatte. Unser junge Freund Joseph Taubert hatte sich bestmöglichst gekleidet und begab sich, ohne seine kostbare Brieftasche zu vergessen, noch an demselben Abend in den Augarten. Wie gewöhnlich drängte sich die Menge nach der Mittelallee, vor welcher der große viereckige Platz mit dem Springbrunnen sich befindet. Die Wirkung, welche der glänzende Ort auf unsern jungen Böhmen hervorbrachte, war jene Schüchternheit, die in der Regel ein bescheidener Bürger in der Mitte einer vornehmen Gesellschaft empfindet. Und seien wir aufrichtig, der Wiener Bürger liebt diese vornehme Gesellschaft; um mit seinen Ellenbogen an alle diese großen Herren und Damen streifen zu können, putzt er sich heraus und scheut weder Kosten noch Mühen, noch die Furcht, sich lächerlich zu machen, um einige Stunden sich selbst als großer Herr, der unter seines Gleichen sich befindet, geberden zu können. Obgleich in jener Zeit die vielen neugeschaffenen Adeligen noch nicht ihr Flittergold in Wien blicken ließen und die Gesellschaft ihre verschiedenen Classen schärfer von einander absonderte, so fehlte es doch nicht an einer gewissen Mischung, welche beim ersten Anblick schwer erkennen ließ, zu welcher Classe die Personen gehörten. Namentlich galt dies von den Damen, die bei gleichen äußeren Vorzügen in allen Zeiten schwer zu unterscheiden sind, da die Schönheit immer adelt. Das Zeitalter Joseph's II. hatte die ohnehin etwas lockern Sitten der Wiener noch mehr gelockert. Die sonderbare Sittenpolizei, welche die fromme Kaiserin Maria Theresia so weit ausgedehnt hatte, daß es eine eigene Geheimpolizei gab, welche auf die Jagd von Ehebrechern ging und sogar den ungebundenen Liebespärchen auf ihren geheimen Wegen nachschlich, war durch Joseph abgeschafft worden, und das lebenslustige Wien machte, wie ein enthemmter Strom, von der wiedergefundenen Freiheit einen so vollen Gebrauch, als wollte es sich für die vorige Strenge doppelt entschädigen. Die jungen Adligen namentlich, welche die Sittenepoche Ludwig's XV. gern heraufbeschworen hätten, suchten, so weit sie konnten, die Roués mit weniger Grazie als Zügellosigkeit zu copiren. Die Mätressenwirthschaft arrangirte

sich nach Wiener Währung, d. h. auf kleinem Fuße, und die wirklich edlen Frauen sahen mit ohnmächtigem Abscheu sich oft auf Spaziergängen, im Theater ꝛc. in die Nähe von weiblichen Wesen gebracht, die an Putz, Glanz, und, was wohl am Kränkendsten war, an Schönheit sie überboten und denen die jungen Cavaliere mit solcher Aufmerksamkeit und Eclat den Hof machten, als zählten sie ihre vollen zweiunddreißig Ahnen.

Mit dem Instincte der Jugend wandte sich Taubert an einen alten Herrn, der behaglich unter einem Kastanienbaum saß und dem bunten Treiben der Augartenwelt zusah.

— Entschuldigen Sie, sagte er, indem er seinen dreispitzigen Hut abzog, können Sie mir wohl gütigst sagen, ob nicht die Gräfin Adlerstern sich im Augarten befindet?

— Ich bitt' um Verzeihung, sagte der alte Herr, indem er mit jener gutmüthigen Höflichkeit, die in ganz Deutschland nur Wien allein aufzuweisen hat, seinen dreieckigen Hut gleichfalls abzog, ich kenne zwar die Frau Gräfin von Ansehen, aber ich kann Ihnen doch nicht ihre Person zeigen, da sie so eben in ihren Wagen gestiegen ist, um nach Hause zu fahren.

— Nach Hause? Können Sie mir wohl gefälligst angeben, wo ihre Wohnung . . .

— Ich bitt' um Verzeihung. Ich kenne, wie gesagt, die Dam' blos von der Straß', ich weiß halt nicht, wo sie logirt; aber ihr Sohn, der junge Herr Graf, der sie nach ihrem Wagen begleitet hat, ist wieder da vorübergekommen und, wenn's Ihnen halt gleich ist, wer von der Familie . . .

— O mein Gott, ganz einerlei, sagte unser junge Provinziale mit Höflichkeit — es ist nur wegen einer Erkundigung.

— Vortrefflich, da geht er gerade in die Allee hinein. Und sehen's nur das hübsche Frauenzimmer, das neben ihm geht; der junge Graf ist jetzt sehr in der Mode, weil er eine sehr sonderbare Wette gewonnen hat. Gehen Sie nur grade auf ihn zu, fürchten Sie sich nicht, der Kaiser hat diesen Garten aller Welt frei gegeben.

— Ich wage es nicht, es sind viel zu viele Leute da herum, sagte Joseph, indem er unwillkürlich seine Blicke auf die glänzenden Gruppen der Spaziergänger richtete. Plötzlich fuhr er zusammen und sein Gesicht wurde leichenblaß. Er stützte sich mit dem Rücken

an den Kastanienbaum, unter welchem der alte Herr saß, und blieb regungslos, wie eine Bildsäule. Denn mitten in diesen Gruppen von gestickten Kleidern, die er kaum näher anzusehen gewagt hatte, sah er die Formen eines lieblichen und zierlichen weiblichen Wesens. Diese junge Dame, die an dem Arme des Grafen einherschritt, war einfach, aber reich gekleidet; klein und anscheinlich schüchtern, war sie doch voll Grazie und Adel, ihre Toilette strahlte von Diamanten, aber ihr Gesicht war traurig, ihr Füßchen war von dem feinsten, zierlichsten Schuh umflossen, und doch erkannte Joseph beim ersten Blick Therese, die barfüßige Therese! Der Herr Graf von Adlerstern, der Therese Barfuß im Augarten spazieren führt! Dies war wohl einer der eclatantesten Beweise für die rücksichtslose Frivolität, die wir so eben geschildert. Welch ein Unterschied herrschte aber auch zwischen derjenigen, die im Augarten lustwandelte, und derjenigen, die im Seifenbach sich badete. Jene war ohnstreitig durch die Reize der Toilette 100 Mal anziehender für ihre neuen Freunde; allein ihrem Joseph schien es, als hätte der Engel von seinem Strahlenscheine verloren; der feuchte und heilige Glanz der Jugend schien nicht mehr derselbe zu sein, der jetzt aus ihrem Auge leuchtete, nicht mehr dasselbe Lächeln schien er auf ihren Lippen zu finden. Und überdies — nicht mehr jenes dunkle Grün der Wiesengräser war es, über das ihr Fuß dahinstreifte, nicht mehr ein böhmischer Wald diente ihrem Spaziergang als Rahmen, nicht mehr die Wasser des Seifenbachs, die Abendkäfer murmelten und summten um sie. Welch ein Unterschied zwischen den beiden Schauplätzen ihres sonstigen und jetzigen Lebens. Dem armen Joseph schien dies Alles unbegreiflich, traumhaft, eine phantastische Vision.

— Dieses Alles wäre im Grunde gar nicht so wunderbar, sagte der alte Herr, der Joseph's Verblüffung bemerkt hatte, ohne jedoch das Mindeste von dem zu ahnen, was in dem Herzen des jungen Mannes vorging; daß der junge Graf dieses reizende Mädchen seiner frommen Mutter, die in der ursprünglichen Naivetät desselben eine große Erquickung fand, entführt hat, dieses find' ich, um mich höflich auszudrücken, sehr unbedeutend. Es ist nicht das erste Mal, daß ein Sohn die Kammerjungfer seiner Mutter in seine Dienste nimmt. Dergleichen sah man selbst zu meiner Zeit, obgleich die selige Kaiserin in solchen Dingen keinen Spaß verstand. Allein

das Pikante in dieser Geschichte besteht darin, daß der junge Graf in Folge seiner Wette eine eigene fromme Mutter so zu leiten wußte, daß sie selbst seine Geliebte ihm aus der Fremde hieher verschrieb. Die gute Dame hatte an eine Unzahl von Pfarrern in Böhmen geschrieben, um eine reine Unschuld aufzufinden. Ist dieses nicht drollig? Dem sei übrigens, wie ihm wolle. Die schöne Therese, wie man sie nennt, scheint mir heute etwas melancholisch zu sein, und doch ist es erst acht Tage her, daß der Graf ihr eine glänzende Wohnung miethete und mit Diamanten und Lakaien sie versehen hat. Woher diese plötzliche Melancholie? Ist dies Ueberdruß oder Reue?

— Ich danke Ihnen für Ihre Auskunft, sagte Joseph zu dem Alten; allein in dem Accent seiner Stimme lag so viel Ernst, sein Antlitz war so bleich, sein Ausdruck so tief betrübt, als hätte er sagen wollen: Haben Sie Mitleid mit mir!

Wenige Schritte weiter hatte die schöne Therese, ermüdet und mißgelaunt, wie es schien, sich niedergelassen. Ihr kleiner Hof, der sie begleitete, stand um sie her; der glückliche Graf hatte allein das Recht, seinen Arm auf den Rücken ihres Stuhls zu lehnen.

— Warum sind Sie heute so traurig? fragte der Graf.

— Ich weiß es selbst nicht, erwiederte die schöne Therese, ich bitte Sie, Herr Graf, mir darüber nicht böse zu werden, es wird vielleicht wieder vorübergehen.

Joseph hatte instinctmäßig seine Schritte nach dieser Seite des Gartens gerichtet; im Vorbeigehen warf er einen Blick auf Therese. Dann setzte er sich einige Schritte weiter in eine dunkle Ecke der Allee und bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen.

— Ei, ei, Therese! Sie schenken mir ja gar keinen Blick; Sie zittern, Sie werden bleich, meine Schöne. Es ist, als hätten Sie ein Gespenst gesehen. Wollen Sie, daß ich Sie nach Ihrem Wagen führe?

— Im Gegentheil, Herr Graf, im Gegentheil. Ich will Sie bis zu dem Ihrigen begleiten. Ja, ich bedarf der Einsamkeit. Verzeihung, meine Herren, allein . . . es ist eine Laune. Ich wünschte die Luft dieses Gartens in der Einsamkeit einhauchen zu können, wenn die Menge ihn verlassen hat. Indem sie dieses sagte, richtete sie ihren Blick unbestimmt nach jener Richtung, in welcher der arme Joseph saß.

— Man muß gehorchen, Ihr Herren -- sagte der Graf — das ist eine Caprice, und da läßt sich nicht appelliren. Dann wandte er sich flüsternd zu Therese:

— Wie? nicht ein Mal bis zu Ihrem Wagen?

— Nicht ein Mal bis dahin, sagte das junge Mädchen, indem sie sich mit einem unerklärlichen Lächeln vom Sitze erhob.

— Antworten Sie mir, liebes Kind, fuhr der Graf fort, indem er sich zu ihrem Ohre neigte, woher kommen diese Wolken, welche den Glanz Ihrer Augen verdunkeln, schöne Freundin?

— Sie werden es erfahren, Herr Graf, antwortete sie mit leiser, aber energischer Stimme, Sie werden es erfahren, doch erst morgen. Kommen Sie morgen in jenes Haus, welches Sie mir schenkten, in jenen Tempel, in welchem ich die Göttin bin, Sie werden dort die Erklärung finden, die Sie wünschen.

— Morgen? So sei es, sagte der Graf, ohne sie zu begreifen; obgleich ich sehr erfreut gewesen wäre, Sie heute noch trösten zu dürfen.

Und der Graf Adlerstern verbeugte sich, um die Hand der armen Therese zu küssen, welche ihm mit einem kalten, niedergeschlagenen Blicke so lange nachsah, bis er mit seinen Freunden verschwunden war.

Ein einziger Lakai blieb zurück, um Therese zu begleiten und ihre Befehle zu erwarten. Als sie sich überzeugt hatte, daß sie von Niemand mehr beobachtet werde, gab sie dem Bedienten ein Zeichen, sich in einiger Entfernung zu halten. Dann ging sie auf jenen einsamen Platz zu, auf welchem Joseph saß, und sagte ihm nur die Worte:

— Du bist gekommen! . .

Der arme junge Mann schlug die Augen groß auf, um sie zu betrachten, und sagte:

— Zweifeltest Du daran?

Therese senkte beschämt das Haupt.

— Es sind jetzt zwei Jahre her, fuhr der junge Mann fort, als ich Dich bat, Dich im Seifenthal einzufinden. Damals wollte ich Dir das versprechen. Aber Du bist nicht gekommen.

— Ich bin gekommen, antwortete sie mit zitternder Stimme, ich habe Dich gesehen und habe geweint bei Deinem Anblick.

— Ist es möglich? Und Du hast den Muth gehabt, verborgen zu bleiben, nicht in meine Arme zu eilen?

— Ich glaubte, Du würdest mich vergessen können. . . . Ich wollte nicht daran Schuld sein, daß es Dir schlecht gehen solle hienieden und . . . . .

— O Therese, unterbrach sie Joseph; ich bin noch sehr jung und vom Weltleben kenne ich noch sehr wenig; aber es scheint mir, daß dieses Leben seine heiligen Verpflichtungen hat, ganz wie das, welches ich um Deinetwillen verschmäht habe. Lieben ist Nichts, Therese, wenn man nicht an denjenigen glaubt, den man liebt.

Das strafbare junge Mädchen blieb schweigsam und ohne zu antworten, ja ohne nur die Augen aufzuschlagen. Joseph aber, der ihre Thränen fließen sah und nicht wußte, daß die Schuld sie erpresse, stand von seinem Platze auf und sagte nach einigem Besinnen:

— Dein Unglück ist so groß nicht, Therese, besonders wenn Du es so aufrichtig bedauerst. Weine nicht. Du hast mich darum doch nicht weniger erwartet, bist mir darum nicht weniger treu geblieben, und nun ich da bin, nun ist Alles gut. Ich komme, um mit denen, die Dich in ihrem Hause, wie in einem bergenden Hafen aufgenommen haben, zu sprechen. Ich komme, um Deine Hand von ihnen zu erbitten; ich bringe meine Morgengabe mit und will meine Braut holen.

Bei diesen Worten erbleichte Therese. Sie trat einen Schritt rückwärts und indem sie ihre Hände wie abwehrend gegen Joseph hin ausstreckte, sagte sie:

— Sie sehen! Mit ihnen sprechen! rief sie . . . Du! . . . Nein, niemals! . . Flieh, flieh, weit von hier! Fort, laß mich, laß uns! —

Joseph sah und hörte Theresen mit dem Erstarren des tiefsten Erstaunens. Plötzlich aber schritt sie rasch, als hätte sie einen großen Entschluß gefaßt, auf Joseph zu, ergriff seinen Arm und sagte:

— Oder vielmehr nein, Gott ist es, der Dich sendet. . . Führe mich fort von hier. . . Laß uns zusammen fortgehen. . . Komm, Joseph, komm!

— Was bedeutet das? . . . Bist Du nicht frei? stammelte Joseph.

— Ja, ja, ich bin frei, ich sage es Dir; glaub' es mir und laß uns zusammen fortgehen. Gleich, Joseph, auf der Stelle; wenn wir nicht mehr hier sein werden, werde ich Dir Alles sagen.

Außer sich vor Unruhe und Bestürzung, von den düstersten Ahnungen gepeinigt, führte sie der junge Mann, ohne ein Wort zu sagen, mit sich fort. Es fing schon an Nacht zu werden, aber das Helldunkel des Abends herrschte noch einigermaßen. Sie ließ ihn in ihren Wagen steigen, gab dem Lakaien, der ihr beim Einsteigen dienstlich war, einen Befehl und die Kutsche rollte. Während der ganzen Fahrt sprachen beide kein Wort mit einander. Endlich hielt der Wagen vor einem kleinen, aber geschmackvollen Hause in dem entlegensten Theil einer Vorstadt. Es war dies die Leopoldsvorstadt und etwa zehn Schritte von diesem Hause befand sich die Herberge, in der Joseph abgestiegen war.

Zwei Lakaien öffneten die Hausthür und leuchteten mit Fackeln der jungen Dame, welche die unbeschränkte Herrin dieses Hauses schien, während sie aus dem Wagen stieg. Joseph folgte ihr bis in einen Vorsaal, wo er, auf ihre Bitte, einige Augenblicke wartete. Therese verschwand in dem nächsten Gemache.

Noch nicht zehn Minuten war Joseph allein gewesen, als er auch schon, wahrscheinlich in Folge erhaltener Befehle, einen nach dem andern von den zahlreichen Dienern, die sich in dieser Wohnung befunden hatten, das Haus verlassen hörte. Bald darauf kam Therese, gekleidet, wie in jenen schönen Tagen, als Bäuerin aus dem Seisenthal, wieder zu ihm, und mit einer fieberhaften Schnelligkeit und Aufregung sagte sie:

— Sieh! Hier ist Gold, Kleinodien, Schätze des Luxus und der Eleganz, Diener, Pferde und Wagen, ein ganzes Haus mit seinen Gärten, seinen Blumen, seinen kostbaren Gemächern. Dies Alles gehört mir. Wohlan, ich weise Alles von mir! Komm, Joseph, komm.

Sie riß ihn mit sich fort, und sie gingen allein auf der menschenleeren Straße hinaus auf dem Wege nach Böhmen. Als die Stadt hinter ihnen lag und sie auf einem völlig isolirten Fleck der Landstraße sich befanden, hielt Therese Joseph's Schritte an, verließ seinen Arm und sagte:

— Es ist genug, ich war nicht einmal Deiner Begleitung bis hieher würdig.

— Was sagst Du? rief der junge Mann entsetzt. Diese fromme Gräfin, ihr edler Sohn . . .

— Diese fromme Gräfin, erwiederte Therese mit der Bitterkeit der Verzweiflung, ist betrogen worden. Dieser edle Sohn ist ein Wüstling, einer jener kaltblütigen Bösewichter, welche ihre Nichtswürdigkeiten im Voraus berechnen und für die weder das Leben noch die Gesinnungen ihrer Nebenmenschen einen Werth haben. Der edle Graf hat sich seiner frommen Mutter bedient, um ein unbeflecktes, unschuldreines, junges Mädchen ausfindig zu machen. Er war seiner Sache wohl sicher. Der tugendhaften Gräfin mußte es wohl gelingen, eine solche Seltenheit ausfindig zu machen, und sollte sie aus den böhmischen Wäldern hervorgezogen werden. So hat der edle Graf seine Wette gewonnen, eine jener schmachvollen Wetten, wie sie sie mit einander eingehen, wenn sie in ihren Gelagen das erfrorne Blut ihrer Adern durch die ausgesuchtesten Weine und Wollüste zu peitschen und zu beleben suchen. . . . Ich habe gekämpft, lange und stark gekämpft; aber sie haben mich so überschüttet mit ihren Wonnegelagen, mit ihren Festen, mit ihren Büchern und Gesellschaften, welche Einem Herz und Kopf so schwindlig machen, daß ich . . .

— Daß Du? sagte Joseph athemlos, aber mit abgewandtem Haupte.

— Daß ich, erwiederte das arme junge Mädchen mit erloschener Stimme, . . . Muhme Gertrud hatte Recht; ich . . ich bin der Hölle verfallen.

Joseph bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht. Therese sank auf die Kniee in den Staub nieder.

— Wäre diejenige, die mir Schutz schuldig war, sagte sie mit herzzerreißendem Tone, wäre diejenige, die meiner Mutter Stelle einnahm, nicht so streng gegen Dich und gegen mich gewesen, so wäre ich nicht in diesen grausamen Irrthum gefallen, oder ich hätte wenigstens auf Dich zählen, die Verlockung von mir stoßen und mich bei Zeiten retten können! .. Du fragtest mich, ob ich frei bin? Ach, jetzt bin ich es wohl, denn ich mache mir keine Täuschungen mehr; die Täuschungen habe ich zum Dank dafür hingegeben. Geh, er

wird mich nicht suchen, . . . und jetzt, Joseph, habe ich nur noch Eine Bitte an Dich. . . .

— Welche? sagte der unglückliche Jüngling, indem er beide Arme am Leibe hinabfallen ließ, ohne den Kopf zu wenden oder aufzuheben, der unbeweglich auf die Brust gebückt war.

— Weil Du doch gekommen bist, um mich zu heirathen, und da Du Dein Heirathsgut mitbringst, so bitte ich Dich, mir dasselbe zu geben, damit ich mich dem Herrn verlobe und mein Leben in Buße und Jammer hinbringe.

Bei dieser letzten naiven Bitte schien Joseph weder erstaunt noch gerührt, er sagte kein Wort und änderte seine Stellung nicht, nur daß seine rechte Hand langsam nach der Westentasche sich hinbewegte, in welcher er die Brieftasche trug. Er reichte diese Theresen hin.

Diese, die noch immer auf den Knieen lag, nahm sie und hielt noch ein paar Augenblicke die großmüthige Hand in der ihrigen, indem sie sie küßte und mit Thränen benetzte; dann ließ sie die Hand fahren, und Joseph ging fort, ohne den Kopf nach ihr hinzuwenden.

Noch waren kaum zwei Jahre darnach verlaufen, als fast alle Klöster geschlossen und viele selbst zerstört waren. Ein junger Geistlicher, der erst das Novizenkleid angelegt hatte, verließ zuletzt das Kloster Turnau, indem er einen schmerzlichen Blick auf die friedliche Zufluchtsstätte warf, wo er ohne Zweifel gehofft hatte, sein Leben zu beschließen; dann schritt er auf dem Pfade weiter, der nach Seisenbach führt. Es war Joseph. Noch wollte er dem Platze Lebewohl sagen, wo sich das Loos seines Lebens gewandt hatte. Je näher er kam, desto gegenwärtiger ward in seiner Erinnerung der heitere Auftritt, den er dort erlebt hatte. Er gefiel sich darin, denselben Weg zu verfolgen und sich einzubilden, er suche noch den Bach zu entdecken; unter diesen Träumen kam er bis an den Erlenbusch, welcher seinen Blicken das im Wasser stehende Mädchen verborgen hatte. Ach, wenn er, nachdem auch diese Schranke überwunden, dieselbe Erscheinung finden sollte! Wenn Alles, was vorgefallen, nur

ein Traum gewesen! Wenn die reine, unschuldige Therese noch da wäre! . . .

Es gibt glühende, ungemessene Wünsche, welche zu erfüllen es dem Himmel manchmal gefällt, und die ein übernatürliches Recht, wahr zu werden, in sich zu tragen scheinen. Als Joseph sich um den Erlenbusch wandte und die Blicke auf den Bach warf, wich er, von Erstaunen getroffen, zurück. Eine weiße Frauengestalt schimmerte ihm von dem Rasen entgegen, gerade an der Stelle, wohin sein Blick sich richtete. Nur sah er, als er näher kam, daß die Gestalt nicht stand, sondern regungslos am Ufer des Seifenbachs ruhte.

Es war eine junge Novize, die von Kummer und Anstrengung erschöpft schien. Sie lag auf den Knieen, in der Stellung der büßenden Magdalena; ihr Schleier war auf den Rasen gefallen, ihr Haar hatte sich gelöst und ihr bleiches Haupt hing über die linke Schulter. In den ausgestreckten Händen hielt sie, voll inniger Rührung, die Kugeln des Rosenkranzes und schaute mit erloschenem Blick auf das kristallhelle Wasser hin, das rieselnd vorüberrann. Es schien, als schaute sie auch auf die hellen Jahre ihrer Jugend hin, die vor ihrer Seele dahinflossen.

Man wird leicht errathen, daß es Therese war. Ebenfalls aus ihrem Kloster vertrieben, wo ihr innerer Gram und die Qualen der Buße schon die Quellen des Lebens in ihr erschöpft hatten, war sie davongezogen und hatte einen langen Weg zurückgelegt, um bis Seifenbach zu kommen; barfuß hatte sie die Reise gemacht; denn der höhnische Zufall, der in unser Loos greift, hatte es gewollt, daß sie in einen Bettelorden eintrat und daß sie bis an ihr Ende die Barfüßerin Therese heißen mußte.

Bei dem Anblick des Weibes fuhr Joseph aus seinem Traum auf; sein anfangs freudiges Erstaunen wandelt sich rasch in Schrecken um; denn er weiß nicht, ob das Wesen dort noch athmet, ob es für einen Augenblick, oder für die Ewigkeit schlummert.

— Therese! . . . ruft er zögernd, aber froh, diesen Namen noch hervorbringen zu können; Therese! . . .

— Joseph! erwiederte sie, immer unbeweglich, ohne ihn anzusehen, als käme ihre Stimme aus einer andern Welt. Dieses Mal erwartete ich Dich; ich wußte wohl, daß Du kommen würdest.

Ich habe so viel gelitten, so viel gebetet, daß ich es verdiente, Dich zu sehen!

— Ich auch habe gebetet, sagte Joseph.

— Siehst Du, mein Freund, fuhr sie fort, Gott hat der Ehebrecherin, er hat Magdalenen verziehen; aber mir — hat er nicht verziehen, mir nicht, weil ich mein Herz entweiht und meinem Bruder das Herz gebrochen habe, weil Gott die Liebe ist, und ich nicht an die Liebe geglaubt habe! Das ist meine Schuld. Ach! wäre ich vor vier Jahren an diese Stelle gekommen, als Du hier saßest, wo ich jetzt sitze, und mir zuriefst: Therese! .. Therese! .. Therese! ..

— Du hast Deinem Bruder das Herz gebrochen, sprach Joseph; er aber hat nur an Dich gedacht; Du hast über sein Leben geschaltet, er aber hat mit dem Deinen Mitleid gehabt; Du bist für Dich und ihn schuldig geworden, doch er hat mit Dir gebetet. Zwei Bußen gelten wohl für eine Absolution. Therese, fasse Muth! Ich habe Dir immer verziehen, ja das habe ich, und jetzt sage ich Dir, daß Gott Dir verzeiht!

Langsam, und wie durch eine fremde Gewalt gehoben, richtete sie sich auf, während er diese Worte sprach, und sobald sie aufrecht stand, unterbrach sie ihn mit den Worten:

— Verziehen! .. Verziehen! .. Ja, mir ist verziehen, denn ich darf in Deinen Armen sterben! ...

Mit diesem Ausruf stürzte sie in Joseph's Arme, und in dem Augenblick, da er die Lippen auf ihre Stirn drückte, verschied sie.

Joseph kniete still vor diesem Leichnam nieder, sprach ein frommes Gebet und legte ihn dann sanft auf dem Grase der Wiese hin. Sodann schritt er nach Neuwald zu und trat in das Haus seiner Muhme Gertrud ein.

Er fand es schwarz ausgeschlagen. Auch Muhme Gertrud war seit zwei Tagen gestorben, und da sie all ihr Gut der Kirche hinterlassen hatte, so umgaben die Priester der Umgegend ihren Sarg mit allem Kirchenpomp und allem Ceremonial. Der Pastor und Kaplan von Neuwald waren in dem Zimmer der verstorbenen Frömmlerin mit Beten beschäftigt, als Joseph in seinen Mönchskleidern eintrat. Er blieb auf der Schwelle stehen und mit trauriger, strenger Stimme sagte er:

— Auch für Therese die Barfüßerin sagt ein Gebet; sie ist christlich verschieden; ihre Leiche liegt im Seifenthal.

Therese ward zugleich mit Gertrud und neben ihr auf dem Kirchhofe von Neuwald bestattet.

Joseph ließ sich als Feldkaplan in ein Regiment versetzen, das gegen die Türken zu Felde zog, und eine mitleidige Kugel machte in der ersten Schlacht seinem Leben ein Ende.

Graf Adlerstern ist als besternter und bekreuzter Diplomat, hochbejahrt und hochgeehrt, als ausgezeichneter Diplomat, an der Cholera gestorben.

Der Seifenbach fließt noch ruhig unter der Decke von Kresse und andern Wasserpflanzen hin und die Kohlenmeiler senden immer noch ihren bläulichen Dampf über das stille Seifenthal hin.

Digitized by Google

Ein Priesterrock.

In einem armseligen Dörfchen des Kreises Waldenburg, das im Riesengebirge seitwärts, außerhalb der größeren Verkehrstraßen liegt, lebte vor einigen Jahren ein braver Pfarrer, der aber sicherlich der ärmste unter allen katholischen Geistlichen Schlesiens war. Die Hütte, — denn ein Haus konnte man es kaum nennen —, die ihm zur Wohnung diente, war nicht um ein Haar besser, als die der Bauern seines Dorfes, welche meistentheils durch Grubenarbeit in den Kohlengruben der Umgegend ihr Brod verdienten. Sie lehnte sich an eine kleine Kirche aus altergrauen Steinen, auf deren niedrigem Thürmchen ein eisernes Kreuz sich erhob, und das Ganze glich einer frommen Einsiedelei oder einem jener gastlichen Asyle, welche die fromme Vorzeit auf hochgelegenen, von den großen Straßen entfernten Punkten für die müden Wanderer erbaut hat. Von der Bergspitze aus, auf der die Kirche und das Pfarrhaus lagen, tauchte der Blick hinab in fruchtbare Thäler, die von den schäumenden Bergströmen, wie von silberweißen Bändern durchzogen waren. Hinter der Kirche, auf dem Abhange des Berges, lagen eine unter der andern, die armseligen Hütten der Dorfbewohner, die, von unten aus gesehen, den Anblick einer Karawane darboten, welche mühsam einen steilen Bergweg hinaufklettert. Von dem Thurme der Kirche aus schweifte der Blick von Fels zu Fels und von Gipfel zu Gipfel die lange Sudetenkette hinab, aus deren Steinmassen die Spitzen der einzelnen hohen Kuppen bald mit frischem Waldgrün, bald mit ewigem Schnee und Eis emportauchten.

So war die Einsiedelei beschaffen, welche seit dreißig Jahren der Pastor bewohnte. Er war ein Mann von etwa sechzig Jahren, mager, aber noch gliederkräftig, und der Ausdruck seiner

auf Eleganz machte, als das Bett, von dem er durch eine kleine Thüre getrennt war. Das Einzige, was in diesem Zimmer Aufsehen erregte, war ein prachtvolles elfenbeinernes Crucifix, das sich über einem zu Häupten des Bettes stehenden Betpult erhob. Es war das Geschenk einer frommen Edeldame, deren Familienschloß in der Nähe lag. Neben dem Ofen, der groß, viereckig und aus rohen Ziegeln gebaut war, sah man eines jener langen, viereckigen und buntfarbigen Holzgehäuse, die beinahe wie das Gehäuse einer ägyptischen Mumie aussehen und innerhalb deren sich die Gewichte bewegen, von denen die alte Schwarzwälder Guckucks-Uhr getrieben wird. Einige grobe Stühle, deren Sitz aus ordinairem Stroh geflochten war, vervollständigten das prunklose Meublement dieses Zimmers, aus dem man durch jene obenerwähnte Thüre zwischen dem Kleiderschrank und dem Bette des Pfarrers in die Kammer der Haushälterin gelangte, die noch schlechter ausgestattet war, als die ihres Herrn.

Veronica, eine ehrwürdige Greisin mit wichtigthuender Miene, von kurzem und rundem Wuchse, die in den Dienst des würdigen Pfarrers erst dann getreten war, als sie schon längst das canonische Alter überschritten hatte, war die eigentliche Herrin dieses bescheidenen Haushaltes. Der rechtmäßige Herrscher hatte sich zu ihren Gunsten nach und nach aller administrativen Macht begeben. Und um die Wahrheit zu gestehen, diese Herrschaft der Haushälterin hatte, einige kleine Mißbräuche, zu denen die Macht sie verleitet, und einige, aber nicht allzuhäufige Anfälle zänkischer Laune ausgenommen, für das gemeinsame Interesse dieser beiden Personen nur nützliche Folgen und war auch dem Pfarrer bei seiner gänzlichen Achtlosigkeit in Betreff der kleinen Einzelnheiten des täglichen Lebens und besonders Alles dessen, was ihn persönlich anging, nur angenehm und vortheilhaft. Seine Nachlässigkeit ging in dieser Hinsicht bis zur gänzlichen Verläugnung seiner eigenen Interessen, und er gab dadurch seiner Haushälterin einen unerschöpflichen Stoff zu Gardinenpredigten her, in denen die christliche und Nächstenliebe von Seiten dieser letzteren oft gar arg vernachläßigt wurde, da eine kleine Dosis eines übrigens leicht verzeihlichen Egoismus dieser Ueberwachung der Interessen ihres Herrn nicht fremd war.

Der Tag, an dem wir diese beiden Personen der Nachsicht

unsrer geneigten Leser vorführen, war gerade einer von denen, wo die Unzufriedenheit der alten Haushälterin die Stirn derselben verdüsterte gleich den gewitterschwangeren Wolken, die in diesem Augenblick um den Gipfel des Berges schwebten. Ihre ein wenig heftigen Bewegungen und ihre größere Thätigkeit verriethen die geheime Aufregung, in der sie sich befand, und die blos auf eine von außen kommende Gelegenheit wartete, um als Sturm loszubrechen. Das Gesicht des Pfarrers dagegen drückte jene heitere Ruhe und jenen ungetrübten Seelenfrieden aus, die seine gewöhnliche Gemüthsstimmung waren. Bei genauerer Beobachtung konnte man sogar auf seiner Stirn eine gewisse triumphirende Miene wahrnehmen, die gegen seine bescheidene Natur sehr abstach und auch gar nicht zu den Vorschriften der christlichen Demuth paßte. Von Zeit zu Zeit lenkte er seine Blicke von dem weiten Horizonte, an dem sie umherzuschweifen schienen, auf seine Haushälterin, die er dann verstohlen betrachtete. In diesen Momenten schwebte um seinen Mund ein rasch vorübergehendes Lächeln, in dem eine Freude erglänzte, die nicht ganz frei von einer gewissen kleinen Schelmerei war.

Indessen war es vollkommen Nacht geworden. Der Himmel färbte sich immer düsterer und der Mond durchbrach nur in langen Pausen den dichten Wolkenschleier, der sein Licht verhüllte. Die hohen Lindenbäume, die vor der Thüre des Pfarrhauses standen, beugten knarrend ihre Wipfel unter dem Hauche des gewaltiger einhertosenden Sturmes.

— Nachdem Ihr den Tag über so viel umhergelaufen seid und Euch so abgemüdet habt, sagte Veronica plötzlich mit dem Tone mütterlicher Autorität, wäre Euch zu dieser Stunde der Schlaf gesunder, als die freie Luft. Zudem ist der Wind, der da aus dem Thale heraufkommt, nicht eben sehr gesund. . . . Das Ungewitter kann jeden Augenblick losbrechen. . . Ihr thätet gescheuter, wenigstens das Fenster zu schließen.

— Ich fühle mich nicht ermüdet, Veronica. . . Was übrigens die Luft betrifft, hast Du vollkommen Recht, und ich gehorche Dir auch, obgleich — fügte er halblaut hinzu, während er das Fenster schloß, — obgleich der Sturm, der in diesem Augenblick am meisten zu fürchten ist, vielleicht nicht derjenige ist, der von außen her droht.

Veronica hörte diese letzten Worte nicht, oder that wenigstens,

als hätte sie dieselben nicht vernommen. Der Pfarrer setzte sich an den Tisch und fuhr langsam fort, indem er seine Haushälterin mit einer erkünstelten Miene des Zweifels ansah:

— Solltest Du heute etwa wieder unzufrieden mit mir sein? Diesmal, Veronica, hättest Du wirklich Unrecht. . .

Der scheinbare Ernst, mit dem der Pfarrer diese Worte ausgesprochen hatte, führte das Losbrechen des Ungewitters herbei, das der gute Geistliche schon längst vorausgesehen.

— Wirklich! Ich hätte Unrecht, — rief die Haushälterin mit einem Unwillen, der nicht ohne seine komische Seite war, — ich soll vollkommen zufrieden mit Euch sein... Und weshalb? Weil Ihr den ganzen Tag außer dem Hause zugebracht, ohne etwas zu essen oder zu trinken, und das bei Eurem Alter! Nicht wahr, das heißt vernünftig und lobenswerth gehandelt! O, Ihr nehmt kein gutes Ende, merkt's Euch und denkt, daß ich es Euch gesagt habe. . . .

In diesem Augenblick zuckte ein flammender Blitz aus dem gewitterschweren Himmel danieder, und sein falber Schein beleuchtete das Zimmer. Der Pfarrer und seine Haushälterin bekreuzten sich fromm und sprachen ein andächtiges Gebet. Darauf holte Veronica eine kleine blecherne Lampe, die bisher auf der Ofenbank gestanden, und stellte sie angezündet auf den Tisch.

— Ruhig, Veronica, ruhig! sagte hierauf der Pfarrer schüchtern. Unser heiliges Amt hat Pflichten, von deren Erfüllung uns ihre Schwierigkeit nicht abhalten darf.

Ach! Mein Gott, ja! Da seid Ihr wieder mit Euren vermeintlichen Pflichten. Die Kirche, Ihr sagt es ja selbst alle Tage, verlangt nicht, daß man seinen Leib ertödte, um seine Seele zu retten. . . Und dann, wenn Euch das noch etwas Anderes einbrächte, als die Segnungen der Bauersleute. . . Seht aber auch nur einmal selbst, zu was Euch Euer Leben gebracht hat! Blickt um Euch her. Seht hier, das ist Alles, was Ihr Euer eigen nennen könnt; das ist die Frucht von dreißig Jahren, während deren Ihr im Amte seid. . . So lange ich bei Euch bin, habe ich noch nicht zwanzig Thaler auf Ein Mal in Eurer Tasche gesehen, und wahrscheinlich werden sie auch meine Augen nie erblicken.

— Wer weiß? murmelte der Pfarrer vor sich hin. Man muß niemals an der Güte der Vorsehung verzweifeln.

— Ja, darin habt Ihr freilich Recht und thut auch gut daran; denn wenn die göttliche Vorsehung nicht für uns sorgt, so weiß ich wahrhaftig nicht, woher wir auf unsere alten Tage ein Stück Brod nehmen werden. Denn Ihr seid nicht im Stande, das für Euch zu behalten, was Gott Euch zusendet. Sehet rings um Euch her! . . Ich will Euch gar nicht mit andern Pfarrherren vergleichen, aber sagt nur selbst, ich bitte Euch, ob es in Eurem ganzen Kirchspiel einen ärmeren Menschen gibt, als Euch! Was ist aus den schönen Versprechungen geworden, die Ihr mir vor Ostern gemacht habt; Pfingsten ist vor der Thüre; was werden wir nun machen? . . Was hat Euch, um ein Beispiel zu nehmen, heute Euer Tag eingebracht? Nichts.

— Hm, hm! sagte der Pfarrer mit geheimnißvoller Miene.

— Nichts, oder wenn es hoch kommt, ein paar armselige Groschen, fuhr Veronica eifrig fort. Davon werdet Ihr Euch noch lange keinen neuen, anständigen Rock schaffen.

In diesem Augenblicke ward die Haushälterin von einem heftigen Donnerschlage unterbrochen, der das Pfarrhaus in seinen Grundfesten erschütterte und dem ein feuriges Leuchten den ganzen Berg entlang vorangegangen war. Die alte Haushälterin ergriff rasch einen Zweig geweihten Buchsbaums, tauchte ihn in den kleinen, an der Wand befestigten Weihkessel, über dem er geruht hatte, und sprengte, indem sie sich mit der andern Hand bekreuzte und ein Paternoster murmelte, fleißig Weihwasser um sich her. Auch der Pfarrer war vor sein Betpult getreten und sprach ein kurzes Gebet.

Indessen hatte sich das Gewitter scheinbar entfernt und der Regen fing an, in Strömen herabzugießen. Der Pfarrer setzte sich wieder auf seinen Stuhl und nahm das Gespräch ruhig auf, indem er sagte:

— Ja, Veronica, Du magst Dich denn doch erkundigen, ob ein Schneider im Dorfe oder in der Umgegend wohnt, der im Stande wäre, ordentlich, sauber und möglichst bald einen neuen, schwarzen Feiertagsrock . . . für Deinen Pfarrherrn zu machen.

— Wie sagt Ihr? antwortete die Haushälterin, welche falsch verstanden zu haben glaubte.

— Ich sage, daß Du vergessen zu haben scheinst, daß wir heute Montag haben und daß nächsten Sonntag Pfingsten ist.

— Nun, und dann?

— Nun . . . ich habe heute im Vorbeigehen die Frau Baronin auf ihrem Schlosse besucht. Sie hat mir von Neuem die Stiftung von zehn Messen für ihren seligen Mann anempfohlen, und ich habe ihren dringenden Bitten, funfzig Thaler als Entschädigung für meine Mühe anzunehmen, nicht zu widerstehen vermocht.

Bei diesen Worten zog der Pfarrer aus der Tasche seines einzigen, schon höchst ärmlichen Rockes einen ledernen Beutel hervor, der ziemlich rund aussah. Veronica streckte die Hand danach aus, um sich von der Wirklichkeit dieser unerhörten Thatsache zu überzeugen, als der Pfarrer plötzlich von seinem Sitze aufsprang und einen lauten Schrei ausstieß. . . Während seiner Worte hatte sich nämlich ein letzter, fürchterlicher Blitz entladen und in dem Augenblick, da Veronica ihren Arm ausstreckte, sah man eine helle Flamme von dem Abhange des Berges heraufleuchten. Der Pfarrer eilte vor die Thüre seiner Wohnung. . . Eine glühende Rauchsäule erhob sich aus der Mitte des Dorfes her und eins der Häuser schien in vollen Flammen zu stehen.

— Feuer! Feuer! rief der Pfarrer. Rasch, Veronica, rasch, geh in die Kirche, zieh die Glocke, läute, damit Hilfe kommt.

Die Haushälterin ging durch eine Hinterthür der Pfarrei, welche in die Sacristei führte, in den Glockenthurm. Der Pfarrer eilte in's Zimmer, um Hut und Stock zu holen und schritt durch die nun hin und wieder von den auflodernden Flammen erhellte Dunkelheit in's Dorf hinab.

Am andern Morgen war das Feuer glücklich gelöscht. Nur Eine Wohnung, diejenige, in der es ausgebrochen, war ganz und gar niedergebrannt; unglücklicher Weise war sie das Eigenthum der ärmsten und kinderreichsten Familie gewesen. Der Pfarrer, der einer der eifrigsten und thätigsten unter den Hilfeleistenden gewesen, hatte dabei fast den ganzen hinteren Theil seiner Rockflügel verloren, und Veronica beschäftigte sich mit der Ausbesserung dieses Schadens. Sie hatte so eben das neue Unglück durch ein, von der Farbe des ganzen Kleidungsstückes ziemlich abstechendes Stück Tuch zu ersetzen gesucht und sagte, indem sie dem Pfarrer den Rock hinreichte:

— Es ist nur ein Glück, daß, Gott und der großmüthigen

Frau Baronin sei es gedankt, diesmal das Uebel mit Eurem Rocke nicht unheilbar ist.

— Ach, meine gute Veronica, erwiederte der Pfarrer, indem er mit der Hand verlegen hinter's Ohr fuhr, wie ein Schüler, den sein Lehrer über einem Streich ertappt hat, — ach, es ist leider nicht derselbe Fall mit dem Unglück, das die armen Leute unten betroffen hat.

— Nun, nun, man wird ihnen schon helfen; Ihr werdet eine Predigt für sie halten und in der Kirche für sie sammeln; man wird thun, was man kann.

— Wir wollen von den Andern das Beste hoffen, Veronica; aber käme es uns nicht zu, mit gutem Beispiele voranzugehen.

— Da seid Ihr nun wieder mit Euren falschen Ideen. Jeder ist gehalten, die armen Leute nach seinen Mitteln zu unterstützen. . . Die Reichen mit ihrem Gelde, der arme Priester mit seinem Wort. . . Bedenkt doch, daß Ihr selbst kaum das Allernöthigste habt.

— Bedenke aber, daß ihnen jetzt Alles fehlt.

— Aber Ihr müßt doch nun durchaus einen neuen Rock haben.

— Aber sie haben nicht allein Nichts anzuziehen, sondern auch kein Brod.

— Mein Gott! rief die Haushälterin in einem Tone, wie wenn ihr plötzlich etwas eingefallen wäre. Was habt Ihr mit dem Gelde gemacht, das Ihr mir gestern gezeigt habt?

— Veronica, antwortete der Priester, und er schlug, wie beschämt, die Augen nieder, Du wirst mir nicht den neuen Rock bestellen, von dem wir gestern gesprochen haben. . . Ich werde einstweilen diesen noch weiter tragen. . . .

Der Pfarrer hatte sich nun wieder einmal von seinem guten, mildthätigen Herzen hinreißen lassen und hatte die ganze, den Tag zuvor erhaltene Summe den Abgebrannten gegeben. Die Gelegenheit, einen neuen Rock zu haben, war also wieder auf lange Zeit verloren. Man würde sich jedoch irren, wenn man aus der, vielleicht sogar tadelnswerthen Leichtigkeit, mit welcher der Pfarrer, wenn er Veranlassung dazu fand, die Rücksichten auf die Würde seiner äußeren Erscheinung der Unterstützung fremder Noth aufopferte, den Schluß ziehen wollte, er sei in Betreff dessen, was man die Achtung vor seiner eigenen geweihten Person nennen kann, völlig un-

empfindlich gewesen. Er war keineswegeß einer jener Rigoristen, welche aus Allem, was den Anschein einer Nachgiebigkeit gegen die Vorurtheile der öffentlichen Meinung hat, ein Verbrechen machen, und noch weniger war er einer jener hochmüthigen Apostel, welche sich stolz in ihren Lumpen geberden und deren Eitelkeit durch die Löcher ihres Rockes hindurchguckt. Nein, so muthig er sein Elend auch ertrug, so tief fühlte er es doch; nur war seine Liebe zur Wohlthätigkeit so stark, daß er freudig, wenn es ihm Noth schien, der Befriedigung seiner dringendsten Bedürfnisse entsagte. So hatte er nun schon seit zehn Jahren nicht dazu kommen können, die kleine Summe zusammenzubringen, welche zur Erfüllung des glühendsten aller seiner Wünsche, zur Anschaffung eines neuen, langen, schwarzen Rockes, wie ihn die Priester tragen, erforderlich war. Es war dies das Endziel seines höchsten Ehrgeizes. Dadurch, daß er fortwährend hieran dachte und Dank besonders den unablässigen Reclamationen seiner Haushälterin Veronica in Bezug auf diesen Punkt, hatte die Aussicht oder vielmehr die Hoffnung auf diesen neuen Rock in seinem Geiste die Hartnäckigkeit einer fixen Idee angenommen. Wenigstens aber hatte diese Idee nichts Unvernünftiges, wenn man nämlich nach dem allerdings sehr traurigen Aussehen des bisherigen Hauptkleidungsstückes des braven alten Geistlichen urtheilte, und man konnte, beim Anblick dieses Rockes, wirklich nicht umhin, mit der Haushälterin dem bösen Genius zu fluchen, der jedes Mal, so oft er im Begriffe stand, einen Rock zu haben, wieder wie durch bösen Zauber den so viel gewünschten Rock verschwinden ließ. So waren zehn Jahre verflossen; die Feste, welche im Leben des Geistlichen als Epochen dienten, waren eins nach dem andern wiedergekehrt und mit ihnen die Täuschungen, und trotz dessen wiederholte der arme Pfarrer mit unerschütterlicher Standhaftigkeit immer wieder seine Tröstungen: — Nun, er wird nächstes Jahr kommen, zu Ostern, dann hieß es zu Pfingsten, dann zum Frohleichnamsfest, dann zu Weihnachten. . . Aber die Jahreszeiten erneuten sich, die Feste kamen mit unbarmherziger Regelmäßigkeit zurück, und statt einen neuen Rock mitzubringen, ließen sie nur immer sichtbarere Spuren von der verwüstenden Hand der Zeit auf dem alten Kleide des Pfarrers zurück.

Digitized by Google

Ein unerwartetes Ereigniß verdoppelte in den nächsten Wochen nach Pfingsten die Angst des Pfarrers. Es verbreitete sich nämlich plötzlich in der Umgegend das Gerücht, der neue Fürstbischof werde aus Breslau herkommen und sämmtliche Kirchspiele der Gebirgsgegenden besuchen, ehe er sich nach Warmbrunn in's Bad begebe. Diese Nachricht versetzte den Pfarrer anfangs in jene Art von Starrsucht, welche der Anblick einer nah bevorstehenden unabwendbaren Gefahr erzeugt. Einen Augenblick lang hatte er den Schwindel, als hätte er die Erde unter seinen Füßen beben gefühlt. . . Dann aber folgten auf diese krankhafte Schwäche aller seiner geistigen Fähigkeiten eine fieberhafte Aufregung und eine unnatürliche Thätigkeit. Er ging hin und her, schien sich gleichsam vervielfacht zu haben, an so vielen Orten sah man ihn binnen kurzer Zeit; er war ohne alle Ursache, aber unablässig regsam und thätig, aber er that eine und dieselbe Sache oft einen ganzen Tag hinter einander. Er sprach laut mit sich selbst und gab sich allen jenen Handlungen äußerer Uebertäubung hin, wodurch furchtsame Leute sich gegen die Gefahr und gegen ihre eigene Schwäche zu sichern suchen. Nutzlose Mühen! Alle seine Anstrengungen liefen zuletzt auf ein so erbärmliches Ende hinaus, daß er endlich für immer der Hoffnung entsagen mußte, aus dieser schrecklichen Prüfung mit Ehren sich herauszuziehen. Schon sah er sich selbst, wie er voll Scham über seine eigene Vernachlässigung in einem erbärmlich elenden Aufzuge, also mit dem äußeren Anschein eines durch unsittliches Leben ruinirten Mannes, vor seinem geistlichen Oberen erschien, — da kam ihm die Vorsehung noch einmal zu Hilfe und zwar unter der Gestalt der mitleidigen Edeldame, die ihm schon einmal beigestanden und die jetzt, ohne Vorwissen des Pfarrers, von Veronica benachrichtigt worden war, in welcher gräßlichen Verlegenheit ihr armer Seelsorger sich befand. Sofort war ein Schneider aus dem benachbarten größeren Dorfe herbestellt, denn die Zeit drängte zu sehr, als daß man einem Schneider aus der Stadt die Arbeit hätte anvertrauen können. Der Dorfschneider war ein armer Teufel, dem man den Lohn für seine Arbeit vorauszahlen und wie natürlich auch das Geld zum Ankauf des zum Rock nöthigen Tuches geben mußte. Auf seiner Rückkehr von der Pfarrei nach seinem Dorfe kehrte der Schneider, der gern ein Gläschen trank, in einem Wirthshause ein, in

dem sich zu seinem und des Pfarrers Unglück lockere Gesellen befanden, die den armen Handwerker zu Trunk und Spiel verlockten und ihm, da er seiner Sinne kaum noch mächtig war, nicht blos seinen im Voraus erhaltenen Arbeitslohn, sondern auch das zum Ankauf des Tuches bestimmte Geld abgewannen. Die Spieler waren nicht aus der Umgegend, man konnte ihnen daher Nichts anhaben, der Schneider aber ward als Dieb auf Veranlassung der Edeldame vor Gericht gezogen. Als der Pfarrer diesen neuen Schlag erfuhr, ertrug er ihn mit der scheinbaren Gefühllosigkeit eines Unglücklichen, der nicht mehr Kräfte genug hat, um zu leiden. Zugleich aber überlegte er mit sich selbst, daß seinem Unglück durch die Bestrafung des ohnedies unglücklichen Schneiders nicht geholfen würde; er erklärte daher, das von dem armen Handwerker ausgegebene Geld sei nicht ein anvertrautes Gut gewesen, sondern ein Geschenk, so daß die Justiz dem Schneider Nichts anhaben konnte.

Veronica glaubte, als sie diese Erklärung des Pfarrers hörte, ihr Herr habe vollends den Verstand verloren. Endlich kam der gefürchtete Tag. Das Geläute der Glocken aller benachbarten Dörfer kündigte an, daß der Bischof die Grenzen des Kirchspiels unsres Pfarrers überschritten hatte. Der Pfarrer selbst, in Begleitung des Sacristans und zweier Chorknaben, in seinem Priestergewande, verließ das Pfarrhaus, um Se. Hoheit am Eingange des Dorfes zu empfangen. Der Schulze und die Schöffen des Dorfes in ihren Sonntagskleidern trugen den Baldachin, unter dem der Bischof zur Kirche geführt werden sollte, wie es die Ceremonie in solchen Fällen mit sich bringt. Der Pastor selbst, stolz und glücklich auf den glänzenden Ueberwurf, den er als Amtstracht trug und der, da er nur während des Gottesdienstes an den hohen Kirchenfesten diente, noch ziemlich gut aussah, ging festen Schrittes vor seinem kleinen Geleite einher, auf einem mit Blumen übersäeten Wege zwischen den doppelten Reihen der mit Laubwerk und buntem Papier verzierten Häuser. Der Fürstbischof erschien... Der Zug ging in die Kirche... Der Pfarrer verrichtete den Gottesdienst. Nach der Messe lud ihn der Fürstbischof ein, ihm in der Wohnung des Schulzen, wo er ein Frühstück einnähme, seine Aufwartung zu machen.

Der hohe geistliche Würdenträger saß zwischen seinen beiden Großvicaren, die in ehrfurchtsvoller Haltung neben ihm standen,

und die ansehnlichsten Einwohner dieses und der hieher eingepfarrten Dörfer umgaben ihn. Es war ein sehr schöner, ansehnlicher Mann, der etwa vierzig Jahre alt sein mochte; sein Benehmen war das eines feinen Hofmannes; seine Physiognomie zeigte von seiner aristokratischen Abstammung, und er sprach mit der Anmuth und dem Wortreichthum eines Redners, der gewöhnt ist, vor den Großen dieser Welt zu sprechen. Der arme Pfarrer hatte in diesem Augenblick, da er seine priesterliche Amtstracht und den bergenden Ueberwurf abzulegen genöthigt war, um den halb weltlichen langen Rock anzuziehen, von all seinem Muth sich verlassen gefühlt. Als er nun vor den Bischof trat und sah, wie dieser hohe Prälat beim Anblick seines erbärmlichen Rockes die Augenbrauen gewaltig runzelte, da fing er an zu zittern wie ein Verbrecher, der vor seinem Richter steht. Wie ward ihm aber erst zu Muthe, als der Bischof mit strenger Stimme sagte:

— Ist denn Euer Kirchspiel, Herr Pfarrer, so arm und sind Eure Einkünfte so gering, daß Ihr auf Eure persönliche Erscheinung nicht die Sorgfalt verwenden könnt, welche die Würde der Kirche und Eures heiligen Amtes erfordert?

— Ich beschwöre Eure Hoheit, mir zu verzeihen. . . .

— Wir sind, fuhr der Bischof mit ernstem, würdevollem Tone fort, weit entfernt von den glücklichen Zeiten, da die Kirche um ihrer selbst willen geehrt war und zu ihrem Schmucke nur die Sittenreinheit und die Tugend ihrer Diener bedurfte. Die Priester unsrer Zeit sind weder Märtyrer, noch Apostel mehr; sie sind Männer der Versöhnung, die durch ein angenehmes Aeußere und durch einen anziehenden geselligen Umgang mit Geschicklichkeit an der Belebung des Glaubens arbeiten sollen, indem sie die Religion leicht und sanft machen. In einem andern Geiste handeln, Herr Pfarrer, heißt eine Ungeschicklichkeit oder einen Hochmuth zeigen, die beide gleich bedauerns- und tadelnswerth sind.

— Hochwürdigster Herr, meine schwachen Mittel allein sind die Ursache; ich betheure Ihnen . . . .

Hier hielt der Pfarrer ein; er konnte sich nicht entschließen, seine Rechtfertigung auf Unkosten der Wahrheit zu versuchen. Der Bischof ersparte ihm einen längern Kampf, indem er sagte:

— Ich weiß Alles. Ich weiß, daß Eure Unachtsamkeit und

Eure schlecht verstandene Mildthätigkeit Schuld daran sind, daß Ihr so wenig Sorge dafür tragt, auch in Eurem Aeußeren ein würdiger Diener der Religion zu sein. Ich weiß dies und ich kann nicht umhin, Euch hier laut meinen Tadel über ein so wenig gemessenes Benehmen zu erkennen zu geben. . . Geht, Herr Pfarrer, und erinnert Euch, daß, wenn man das aufopfert, was man sich selbst schuldig ist, man leicht in die Gefahr geräth, die Ehrfurcht zu verletzen, die man der Würde Anderer schuldet.

Sobald der Pfarrer das Zimmer verlassen hatte, wandte sich der hohe Würdenträger lächelnd zu den Personen, welche Zeugen dieser kleinen, improvisirten Scene gewesen waren, und sagte:

— Die Lection war hart, aber sie war nothwendig. . . . Ich hoffe, daß unser brave Pfarrer nun auf lange Zeit von dem Fehler seiner übermäßigen Freigebigkeit geheilt sein wird. Jedenfalls jedoch, Herr Canonicus, fügte er hinzu, indem er sich an einen seiner Großvicare wandte, tragen Sie Sorge dafür, daß meinem würdigen Büßenden möglichst bald ein neuer Rock nebst einer Summe von hundert Thalern aus meiner Kasse zugestellt werde, damit er seine Wohlthätigkeit ferner ohne eigenen Schaden üben könne.

Der Pfarrer, tief ergriffen von dieser Scene, hatte, ehe er in seine demüthige Wohnung zurückgekehrt war, lange und andächtig in seiner Kirche gebetet. . . Ein kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Als er heimkam, hatte er das Fieber. . . Veronica schalt ihn aus, aber gelinder als gewöhnlich, und nöthigte ihn, sich zu Bett zu legen.

Einige Tage nachher stand ein Arzt, niedergeschlagenen Aussehens, zu Häupten am Bette unseres braven Pfarrers. Veronica verbarg weinend ihr Gesicht in den Händen. . . Ein Fremder trat ein. Er trug auf seinem Arme einen prachtvollen neuen Rock von glänzend schönem Schwarz und in einer seiner Hände einen vollen Geldbeutel.

— Von Seiten Sr. Hochehrwürden, des Fürstbischofs, sagte er.

Der Kranke lächelte traurig; er richtete sich auf seinem Kissen auf, und mit möglichst gehobener Stimme sagte er:

— Stattet, ich bitte Euch, Sr. Hoheit meinen wärmsten Dank ab in meinem und in meines Nachfolgers Namen, und empfehlet seiner Güte einen eifrigen Prediger, auf den ich selbst leider zu wenig geachtet habe.

Sein Finger wies auf seine Haushälterin, die trostlose Veronica.

— Mein Gott, sagte er dann leise, es ist wahr, ich bin ehrgeizig gewesen; da es aber so schwer ist, auf dieser Welt ein neues Kleid zu haben, so wolle Du wenigstens in Deiner Allmacht bewirken, daß die Armen minder zahlreich . . . und die Haushälterinnen minder mürrisch seien.

Das waren seine letzten Worte.

Ein Freier.

Novelle.

I.

Eine Frau von fünfundfunfzig bis sechzig Jahren saß in einem altmodischen, aber bequem gepolsterten Lehnstuhl, im Hintergrunde eines Zimmers, das voll zu dem Lehnstuhl passender Meubles war. So weit man bei dem halben Licht, das durch die verhangenen Fenster in's Zimmer fiel, urtheilen konnte, erinnerten alle Züge der Frau von Ravenstein daran, daß sie einst schön gewesen. Ihre Haltung bezeugte nicht minder deutlich ihre aristokratische Herkunft und Lebensweise, ihre ganze Umgebung aber war der vollkommenste Ausdruck eines ehemaligen Reichthums. Die Füße der Dame lehnten an dem Rand eines eisernen Ofens, dessen Thür offen war und ein Feuer erblicken ließ, das, obzwar hinreichend, um das Zimmer zu erwärmen, doch mit einer sehr sachkundigen und von langer Erfahrung zeigenden Oekonomie angelegt war und das auch so langsam das Holz verzehrte, daß man sah, die Vorsicht sei nicht ohne Erfolg geblieben. Eine ziemlich veraltete Tischuhr, in feinem sächsischen Porcellan und mit kupfernen Guirlanden rings um das Zifferblatt her, wies die zweite Stunde des Nachmittags. Ein großer grünseidner Feuerschirm, den aber die Zeit einigermaßen vergilbt hatte, war bis zur Höhe oder vielmehr Tiefe der im Ofen brennenden Flamme hinabgeschraubt worden und sollte, wie es schien, ein Bett, das in gerader Linie mit dem Ofen sich befand, vor allzugroßer Gluth schützen.

Obgleich dieses Bett von seinen etwas verwaschenen, blaucattunenen Vorhängen umgeben war, und man durchaus Nichts von

— Freiin von Ravenstein, Du tödtest Deine Tochter.

— Leiser, leiser, Baron! antwortete die Mutter, ohne durch den schweren Vorwurf ihres Gemahls auch nur im Mindesten außer Fassung zu gerathen. Da aber der Greis auf ihre Ermahnung nicht achtete, sondern heftig im Zimmer hin und her schritt, so stand sie von ihrem Sitze auf, indem sie ihm mit einem Wink andeutete, er solle ihr in das anstoßende Zimmer folgen, während ein andrer, ihrer Tochter zugeworfener Wink diese aufforderte, ihre Stelle einzunehmen.

— Ich wiederhole es Dir, Du tödtest Marie! begann Freiherr von Ravenstein, indem er das Zimmer durchschritt. Alle Nächte auf dem Ball, alle Morgen im Bett oder auf der Straße! Als Nahrungsmittel Eis des Abends, und Gerstenwasser oder Hafergrütze des Morgens! Das kann nicht auf die Länge aushalten! Noch einen oder zwei Winter der Art, und Deine Tochter ist todt und gestorben, Freiin!

— Noch einen Tag, Freiherr, und sie wird verheirathet sein! entgegnete mit dem Ausdruck der festesten Ueberzeugung die alte Dame.

— Verheirathet! erwiederte der Baron und hielt bei diesem Worte plötzlich inne, da er dem, was er so eben aus dem Munde seiner Frau gehört hatte, weder zu widersprechen, noch Glauben beizumessen wagte.

— Höre mich an, mein theurer Gemahl, nahm die Mutter das Wort.

— Ich bin ganz Ohr, versetzte der Gatte mit dem Ausdruck geduldiger Ergebung, und mit einem tiefen Seufzer warf er sich in einen Sessel.

— Gestern hat mich die Gräfin Lachwitz besucht, sagte die Baronin. Du weißt, eine wie ergebene Freundin wir an ihr besitzen und wie viel Mühe sie sich schon gegeben hat, um für unser Kind eine Partie zu finden.

— Leider unnütze Mühe bisher.

— Nun dieses Mal versprechen uns alle Umstände einen bessern Erfolg. Die Sache selbst ist folgende. Die Gräfin hat verflossenen Sommer in Pyrmont die Bekanntschaft eines russischen Fürsten gemacht.

— Ein russischer Fürst?

— Ein russischer Fürst, wie ich Dir sage. Sie erfuhr, er wolle, da er aus den russisch-deutschen Ostseeprovinzen stammt, eine Deutsche heirathen und wolle zu diesem Behufe den Winter in mehreren deutschen Residenzen verbringen. Mit einer Uneigennützigkeit, die ihrem Charakter zur höchsten Ehre gereicht, da sie selbst eine heirathsfähige Tochter hat, dachte die gute Gräfin sogleich an Marie. Sie ließ sich daher von dem Fürsten Trokonnikoffsky ....

— Wie nennst Du ihn? Troko ...

— Trokonnikoffsky... So heißt er.

— Hm, ein verteufelt drolliger Name, für einen Mann von deutscher Abkunft.

— Nun freilich ist es kein deutscher Name aber seine mütterliche Familie stammt aus Kurland und ist eine Verwandte des ehemaligen Kettler'schen Herzogshauses. Um also auf unsre liebe Gräfin zurückzukommen, so ließ sie sich von ihm das Versprechen geben, daß, sobald er hierher nach Berlin käme, er ihre Bekanntschaft wieder anknüpfen und in ihren Abendunterhaltungen erscheinen werde. In der That hat er ihr auch in der letzten Woche zwei Besuche gemacht. Er hat ihr in vollem Ernste sein Vorhaben, eine Norddeutsche zu heirathen, mitgetheilt und hat sie ersucht, ihm zu einer Frau zu helfen, indem er ihr die Eigenschaften vorrechnete, welche er von derselben verlangt.

— Laß diese Eigenschaften einmal hören.

— Zuerst ist er reich genug, um nicht auf Vermögen zu sehen; das versteht sich bei uns ganz von selbst.

— Ach, das sagen so Viele und den Wenigsten ist es damit Ernst.

— Er versichert, daß er mit einem alten Adel zufrieden ist...

— Damit kann man ihm dienen. Sodann?

— Sodann hält der Fürst darauf, daß seine Frau malen und singen könne. Ich frage Dich, heißt das nicht unsre Marie geradezu mit den Fingern bezeichnen?

— Marie macht nur kleine Pastellarbeiten und Pastell ist doch noch nicht Malerei.

— Es ist die Malerei, die gerade in Rußland am meisten Mode ist! Geh, Baron, Du hast nie etwas von den schönen Künsten verstanden. Nun und was die Stimme betrifft, sag Du selbst,

wo wird der Fürst eine hören, die sich mit Mariens Stimme vergleichen kann?

— Das ist wahr, Marie singt, wie kaum die Sonntag einst gesungen! sagte der Baron und ein Lächeln des naivsten Stolzes umzog seine Lippen. Aber, Freiin, fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, wie einst die Sonntag ein Harfenmädchen war, so gibt Marie Musikstunden für Geld; ihre Portraits werden ihr mit Geschenken bezahlt und es handelt sich darum, zu wissen, ob der Fürst .... eine Künstlerin ... wird heirathen wollen.

Der Baron hatte auf die letzten Worte einige Augenblicke warten lassen und als er sie endlich aussprach, geschah es mit abgewandtem Haupte. Das Gesicht der alten Dame färbte sich purpurroth und beide Ehegatten ließen zu gleicher Zeit ihrer Brust einen tiefen Seufzer entschlüpfen, der mit seiner stummen Beredsamkeit von unsäglichen Schmerzen und langen, zahllosen Leiden erzählte. Beide schwiegen noch einige Minuten, dann nahm endlich mit sichtbarer Anstrengung die alte Dame wieder das Wort.

— Drittens, sagte sie, will der Graf ein Mädchen von zwanzig Jahren.

— Marie ist einundzwanzig alt.

— Zwanzig, Baron.

— Einundzwanzig, alle Wetter! Ich werde doch wohl wissen, wie alt mein Kind ist.

— Du zählst die Monate mit, während deren sie an der Ammenbrust hing, und das geschieht nirgends, antwortete die Mutter mit unerschütterlichem Kaltblut. Viertens, fuhr sie dann fort, zieht der Fürst die Blondinen vor, und Du wirst doch eingestehen, daß Marie blondes Haar hat?

— Nein, hellkastanienbraun, Freiin! Wie kommst Du mir übrigens vor! Als Du voriges Jahr an den reichen Bankierssohn dachtest, der die dunkeln Farben liebte, da behauptetest Du, Mariens Haare seien schwarz; und jetzt sollen sie blond sein!

— Die Haare eines jungen Mädchens wechseln ihre Farbe von einem Jahr zum andern. Uebrigens blond, kastanienbraun, dunkelbraun, das sind nur Nuancen, Schattirungen. Endlich der Fürst ist sentimental und ich denke, daß Marie ...

— Marie, unterbrach sie ihr Gatte, würde ihre Tage mit

Singen und Spielen verbringen, wenn Du sie nicht zwängest, sie lieber zu verschlafen.

— Wenn! wenn! . . . Mit dem Wenn verheirathet man Niemanden! rief die durch die fortwährenden Widersprüche ihres Gatten ungeduldig gewordene Mutter. Siehst Du übrigens Marien jemals andre Romane lesen, als solche, welche ihr Ströme von Thränen entlocken?

— Nun Du magst hierin Recht haben, vollkommen Recht, erwiederte der Greis mit Sanftmuth. Aber wenn ich Dir auch das Alles zugegeben habe, so ist doch unsre Marie nicht die einzige, die adlig, zwanzig Jahre alt ist, malen und singen kann, Romane liebt und vor Allem keine Mitgift hat.

— Das ist freilich leider wahr; aber höre nun, was die Gräfin Lachwitz für uns thun wird. Zunächst wird sie dem russischen Fürsten einen Wink davon geben, daß die Dame, die sie ihm zur Frau bestimmt, heute Abend auf ihrem Ball sich befindet. Sodann wird sie Marie auf alle Arten produciren, so daß die Aufmerksamkeit des Fremden auf sie concentrirt wird. Wenn sie andre Blondinen von demselben Alter einladen muß, so wird sie häßliche wählen, damit sie Marien als Schatten dienen und ihr Licht nur hervorheben. Sie wird ferner Marie zu einer sehr späten Stunde zum Singen auffordern, damit Jedermann sich unter dem Eindruck ihrer Stimme zurückziehe. Dann endlich, — Du weißt doch, daß die Tochter der Gräfin erst heute Morgen mit ihrem Onkel von einer großen Reise zurückgekommen ist? . . Nun, das letzte Portrait Eugeniens, das Marie gemacht hat und das so sehr ähnlich ist, wird an der schönsten Stelle im Saale aufgehängt werden, gerade über vom Platze des Originals. Sag' selbst, Baron, kann man die Sachen besser anordnen?

— Ich muß gestehen, daß die Gräfin alles Mögliche thut.

— Und gesteh nur auch, daß wenn je eine Partie sicher war, es diese ist.

— Sicher. . . Sicher. . . Alle Partien, die je zu Wasser geworden sind, waren gerade so sicher, als diese, Freiin. Abgesehen übrigens von allen Schwierigkeiten, auf die ich Dich vorhin aufmerksam machte, muß ich Dir auch eingestehen, daß mir dieser so

ganz urplötzlich vom Himmel gefallene russische Fürst ungeheuer romanhaft aussieht.

— Romanhaft, ja, das ist so Deine Art, Baron! Bildest Du Dir ein, daß Deine Tochter allen andern Mädchen gleicht und daß ihre Heirath nach den Gesetzen der Alltäglichkeit geschehen soll?

— Meine Tochter ist, alle Wetter noch einmal, eine vollkommene Person, und ich möchte sie an einen Prinzen verheirathen. Aber es bleibt darum doch unbestreitbar wahr, daß alle ihre ausgezeichneten Eigenschaften keine Mitgift sind, daß wir ferner, um sie zu verheirathen, genöthigt sind, uns gewisser Mittel zu bedienen.... wie sie in den öffentlichen Heiraths-Bureaus angewandt werden, und endlich, daß es selbst die allerrussischsten Fürsten ... sonderbar finden könnten....

Hier unterbrach sich der Greis wiederum und wandte abermals das Haupt ab. Die Dame konnte einen neuen Anfall von Purpurröthe nicht verbergen und ein zweites Mal machte sich die Brust der beiden Ehegatten, zu gleicher Zeit, in einem Seufzer Luft. Endlich fuhr der Freiherr mit ungewöhnlicher Zungengeläufigkeit und wie von einem innern Stachel gespornt und gleichsam um sich selbst zu übertäuben, so fort:

— Nun, Frau, im Grunde übernimmst Du ja doch diese Angelegenheit; ich wünsche Dir möglichst guten Erfolg und gebe Dir unbeschränkte Vollmacht, jedoch nur unter einer Bedingung. Der Ball von heute Abend, der vielleicht der hundertste schon in diesem Winter ist, wird auch der letzte sein und von morgen an wird Marie, gleich allen schlichten Menschenkindern, des Nachts schlafen und den Tag über wachen.

Nach diesen Worten ergriff der Freiherr von Ravenstein seinen Hut und Stock und ging durch die Thüre des Saales, die nach der Treppe zu führte, hinaus, während seine Gemahlin durch die andre sich in das Zimmer zurückbegab, in dem wir sie anfangs unsern Lesern vorgeführt.

II.

Die Ravenstein waren eine der ältesten Familien des märkischen Adels; aber ihr durch die Napoleonischen Kriege schon bedeutend heruntergekommenes Vermögen war durch einen betrügerischen Bankerott eines der reichsten Berliner Bankierhäuser fast auf Nichts reducirt worden, auf ein jährliches Einkommen nämlich von tausend Thalern, deren größter Theil in einer lebenslänglichen auf dem Haupte der Baronin ruhenden Leibrente bestand. Ihre beiden Töchter waren also, nach dem Tode ihrer beiden Eltern, dem traurigsten Loose ausgesetzt, da die Dürftigkeit für Personen von so gutem Herkommen und von so vollkommner Erziehung fast noch fürchterlicher ist, als das nackte Elend. Anfangs hielten die Ravenstein ihre Augen von dieser jammervollen Zukunft, die ihrer Kinder wartete, abgewandt, indem sie stets gehofft hatten, die Gerechtigkeit werde des flüchtig gewordenen betrügerischen Bankiers habhaft werden und sie würden so wenigstens zu einem Theile ihres früheren Reichthums wiedergelangen. Sie hatten sogar zu diesem Behufe ihren Aufenthalt auf dem Lande verlassen und sich nach der Residenz begeben, um dort thätiger ihre gerechte Sache zu betreiben. Aber alle ihre Mühen hatten nur das traurige Resultat gehabt, daß sie ihre Ersparnisse aus besseren Zeiten zugesetzt und sich somit dem Elend noch näher gebracht hatten. Schon war man genöthigt, zu Hilfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, um den Schein der Wohlhabenheit zu retten, und Baron Ravenstein, der anfangs ein ziemlich einträgliches Hofamt aus Unabhängigkeitssinn ausgeschlagen hatte, war dann aus Noth froh gewesen, eine kleine Stelle in der Verwaltung zu finden. Aber auch diese blieb ihm nicht lange, da er sich in die administrative Hierarchie nicht zu fügen vermochte. Nun fing die Familie an, ihre schönen Meubles zu verkaufen, alle aristokratischen Ueberflüssigkeiten, die sie bisher noch beibehalten, aufzuopfern, und dem Luxus im Innern des Hauses zu entsagen. Aber diese schmerzvolle Kette von Verlegenheiten und Opfern lief am Ende wieder auf die fatalste aller Stellungen in der Welt hinaus, auf Armuth, die nach außen hin die Maske der Wohlhabenheit annimmt. Die Ravenstein hatten bei dieser grausamen Tragikomödie ihre letzten Mittel zugesetzt; was sie noch an erblichen Gütern besessen hatten,

war schwer verschuldet und da der Ertrag der Leibrente der Baronin nicht zum Leben in der theuern Residenz hinreichte, während sie aus falscher Scham sich auf dem Lande, wo sie früher die erste Rolle gespielt, nicht wieder zeigen wollten, so sahen sie sich in die unumgängliche Nothwendigkeit versetzt, an einen ernsthaften Erwerb zu denken. Marie, ihre zweite Tochter, war glücklicher Weise von der Natur mit einer bewunderungswürdigen Stimme begabt worden und hatte auch einiges Talent für die Malerei. Sie trat daher in jene Classe von Künstlerinnen ein, welche man die verschämten nennen kann. Anfangs gab sie nur in einigen Familien der vertrautesten Freunde ihrer Eltern Lectionen, die aller Welt ein Geheimniß blieben. Bald aber war diese freundschaftliche Unterstützung nicht ausreichend; man organisirte daher Concerte unter dem Namen von musikalischen Morgen-Unterhaltungen. Ein angehender Journalist, ebenfalls ein armer Adliger, begeisterte sich für Mariens Stimme und sang ihr Lob in den Blättern der Residenz. Einige Pastellmalereien, die in der Kunstausstellung zugelassen wurden, erhielten ebenfalls einen Coterie-Beifall, und so bekam Marie nach und nach den Musik- und Zeichnen-Unterricht in möglichst vielen adligen Familien der Residenz, so daß durch ihre Talente die Familie vor dem Elend bewahrt wurde.

Während so die jüngere Schwester nach außen hin sich opferte, glänzte die ältere im Innern des Hauses durch alle Tugenden einer guten Hausfrau, und die Baronin von Ravenstein rechnete darauf, ihre Margaretha, die wirklich das Muster einer guten Wirthin war, mit Ehren unter die Haube zu bringen. Unglücklicher Weise aber entsprach Margarethens Gesicht und äußere Erscheinung nicht im Mindesten den trefflichen Eigenschaften ihres Herzens, und nach drei langen Jahren eines resultatlosen, schmerzlichen Erwartens hatten sich auch in dieser Beziehung die Hoffnungen der Familie auf Marie, als den letzten Rettungsanker ihrer gemeinsamen Zukunft, hingewandt. Die Wahrheit ist freilich, daß Marie erst einundzwanzig Jahr alt war und Alles, geistige wie körperliche Eigenschaften, besaß, was einen Mann entzücken kann. Dafür aber erhöhte auch die Baronin ihre Ansprüche so unverhältnißmäßig, daß man im Vergleich mit dem, was sie von dem zukünftigen Gatten ihrer älteren Tochter gefordert hatte, erkannte, wie weit höher sie die jüngere in ihrer Meinung schätzte.

Eine glänzende Partie für ihre Tochter finden! Dieser Gedanke war gewissermaßen eine fixe Idee bei der guten, alten Dame geworden. Sie lebte, dachte, sprach, athmete nur auf diesen Zweck hin, und da ihr alle Welt einstimmig sagte, Marie sei ein wahres Juwel, eine Perle ihres Geschlechts, so baute sie die allerromanhaftesten Luftschlösser auf die Talente und die Schönheit Mariens hin. Sie dachte bei sich selbst, Marie braucht nur bemerkt zu werden, damit man ihren vollen Werth erkenne; daher muß man sie zeigen, und immer wieder zeigen und unaufhörlich zeigen. Endlich ein Mal wird sich doch der Mann, dessen Herz sie mit Einem Blicke oder Einem Worte gewinnen soll, auf ihrem Wege finden, und dann . . nun dann hat ja Alles ein frohes Ende. . . . In Folge dieser Betrachtungen sah man denn auch Fräulein von Ravenstein im Sommer, so viel es ihre Zeit erlaubte, unablässig unter den Linden, im Thiergarten, kurz auf allen Spaziergängen der vornehmen Welt, und im Winter auf allen Bällen, Kränzchen, Abendunterhaltungen u. s. w. Mit einem Wort, ihr Leben war eine fortwährende Ausstellung.

Weit entfernt, auf ihre jüngere Schwester eifersüchtig zu sein, verbarg sich vielmehr Margaretha freiwillig hinter ihrem Glanze; mit unermüdlicher Treue und aufopfernder Ergebenheit machte sie sich im Hause zu ihrer Dienstmagd, in der Welt zu ihrem Piedestal, überall zu ihrem wachsamen Schutzengel. Ohne den Gedanken an ihre eigene Vermählung zu hegen, ja sogar vor demselben zurückschreckend, war Margaretha eines jener himmlischen Geschöpfe, die Gott in seiner Allgüte auf unsere arme Erde hinabsendet, um sie durch ihre Tugenden zu erbauen, einer jener Engel der Mildthätigkeit, die, wenn sie katholischen Glaubens sind, in einem Kloster barmherziger Schwestern am Krankenbette armer Leidenden ihre Tage in süßem Gemüthsfrieden dahinleben.

Was den Charakter des Freiherrn von Ravenstein betrifft, so haben ihn unsere Leser sicherlich schon aus dem bisher Erzählten errathen. Zu prosaisch-vernünftig, um alle die Illusionen zu theilen, in welche die Poesie des Mutterherzens seine Gattin stürzte, aber zu charakterschwach, um sie innerhalb der Schranken der Wahrheit zurückzuhalten, hatte er ihr das Scepter und die Herrschaft im Hause überlassen, indem er sie, wie er sagte, ihren Luftgebilden nachrennen

ließ. Er selbst übrigens betäubte sein Gewissen in Betreff der Zukunft; er rechnete immer noch, wenn auch nicht auf Gerechtigkeit für sich und seine Forderungen, doch auf irgend einen glücklichen Zufall. Seine tägliche Beschäftigung, behufs deren er auch nach dem oben mitgetheilten Gespräche ausgegangen war, bestand in einem Spaziergang um die Stadt, den er mit automatischer Regelmäßigkeit in täglich gleicher Anzahl von Schritten vornahm.

Nun wir den Leser mit den einzelnen Gliedern der Familie genauere Bekanntschaft haben machen lassen, wollen wir ihn, während der Baron seine Promenade vollendet, in das Schlafzimmer Mariens zurückführen. Diese war in dem Augenblicke, da Frau von Ravenstein wieder eingetreten, aus ihrem Schlafe erwacht, und ihr erstes Wort war eine Frage, wie spät es sei. Gleich jenen lebendigen Götzen, welche die Priester in Japan den ganzen Tag allem Volke zur Anbetung und zur Schau hinstellen, und die erst mit dem Abend wieder frei werden, wollte auch Marie, die seit vier Monaten, daß der Winter dauerte, nur beim Kerzenschein lebte, wissen, wie viel Stunden sie noch zu warten habe, ehe ihre wahre Existenz wieder beginne.

Ihre Mutter antwortete ihr mit einer Tasse Gerstenschleim, die Margaretha sorglich auf dem Ofen warm gehalten hatte und die sie ihr jetzt hinreichte, indem sie ihr, wie einer Kranken, half, sich im Bette aufzusetzen. Sodann fing man an von dem Ball der Gräfin von Lachwitz zu sprechen. Margaretha hatte von ihrer Mutter eine vertrauliche Mittheilung dessen, was im Werke war, erhalten; Marie dagegen wußte noch von gar Nichts. Mutter und Schwester glaubten nun, sie vorbereiten zu müssen, damit sie ihre Rolle gehörig spielen könne.

— Mein liebes Kind, begann die Baronin, Du wirst Dich heute einigermaßen hübsch machen müssen. . . Die Gräfin hat einen großen Plan vor.

— Wieder einen! sagte Marie mit dem Lächeln der unbefangenen und gleichgiltigen Unschuld und in der Erinnerung der vielen

großen Pläne, die man für sie gemacht hatte und die alle gescheitert waren.

— Ja, fuhr die Mutter mit ernstem Tone fort; Du wirst heute Abend auf dem Ball einen Cavalier finden, mit dem Du die Tänze nicht zu zählen brauchst.

— Wird man ihn uns nach allen Regeln der Etikette vorstellen? frug Marie mit dem Tone vollen Schreckens.

— Nein, die Vorstellung wird sich durch die Thatsache ersetzt finden und Alles wird, wie von selbst, geschehen.

— Nun, Gott sei Dank, das ist doch wenigstens Etwas. Wer ist es denn übrigens?

— Spielen Sie nur nicht gar zu sehr die Vornehme und Stolze, ohne zu wissen, worum es sich handelt, mein gnädiges Fräulein, antwortete Margaretha scherzend, es ist Niemand mehr, noch weniger, als ein russischer Fürst.

— Ein russischer Fürst, rief Marie, die nicht umhin konnte, zu erröthen und dadurch zu zeigen, wie sehr sich ihre Eitelkeit geschmeichelt fühlte.

— Ein rus-si-scher Fürst! wiederholte Frau von Ravenstein, indem sie jede Sylbe besonders betonte. Darauf näherte sie sich feierlichen Schrittes dem Bette ihrer Tochter, um ihr die ganze Sache bis auf die kleinsten Einzelnheiten zu erzählen und besonders ihr mitzutheilen, wie sie mit der Gräfin die Sachen im Voraus angeordnet hatte. Die Frau vom Hause werde sie im engsten Cirkel dem Fürsten Trokonnikoffsky — Marie machte eine Miene, als ob ihr dieser Name Ohrenweh verursache, — als die ältesten Freundinnen ihrer Familie vorstellen. Wenn dann der junge Fremde, der hiedurch des Etikettenzwanges entbunden wäre, mit Marie in weitere Beziehung träte, so würde es dann ihr allein überlassen sein, durch ihre Unterhaltung alles Lob zu rechtfertigen, das man ihr vorher ertheilt haben würde. Frau von Ravenstein erklärte feierlich, sie habe in dieser Beziehung durchaus keine Besorgniß, sie vertraue ganz auf Mariens Bildung und seinen Tact und sie habe ihr in Bezug auf diesen delicaten Punkt Nichts weiter zu sagen, als daß sie, zum Beweis der Wichtigkeit der Sache, für heute Abend einen ganz neuen vollständigen Ballstaat tragen werde, der expreß für sie bei der französischen Putzmacherin bestellt worden sei.

— Bei der neuen Pariser Modistin! rief Marie und sprang vor Freuden im Bette auf. Die bloße Idee eines Pariser Ballputzes hatte den unmusikalischen Namen des Fürsten Trokonnikoffsky aus dem Gedächtniß des jungen Mädchens verwischt, und es bedurfte ganzer zweier Tassen Gerstenschleim, um ihr Entzücken zu mäßigen.

Margaretha war bei Weitem minder fröhlichen Herzens; denn sie wußte, daß dieser freilich prachtvolle Ballstaat die Frucht ihrer sämmtlichen kleinen Wirthschafts-Ersparnisse von mehr als einem Jahre koste.

III.

Als die porcellanene Uhr die siebente Stunde schlug, stand Marie, die in ihrem Bette ein leichtes Mahl eingenommen, auf, um sich ankleiden zu lassen. Da aber für diese außerordentliche Gelegenheit ihr kleines Zimmer zu gering erachtet worden war, so hatte man in dem anstoßenden Saal ein rasch verflackerndes Reisigfeuer angezündet. Alle einzelnen Stücke der herrlichen Balltoilette lagen auf einzelnen Sesseln ausgebreitet, und das junge Mädchen verbrachte die erste halbe Stunde damit, sie zu betrachten, wobei sie aus einer Entzückung in die andre gerieth und wie ein Schmetterling von dem seidenen Kleide zu dem sammtnen Spencer hin und her flog.

Endlich erinnerte man sich daran, daß diese Herrlichkeiten nicht blos ein Schauspiel, sondern ein Eigenthum seien und daß nach sattsamer Bewunderung sie dieselben nun auch anlegen müsse.

Sie überließ sich nun ganz den getreuen Händen ihrer guten Margaretha, die nun in aller Herzensheiterkeit ihre dreifache Rolle als Kammerjungfer, als Schneidermädchen und als Friseurin antrat. Sie begann mit jenen wesentlichen und fundamentalen Theilen des Anzuges, welche die übrigen um so besser hervorheben, je mehr sie selbst versteckt sind und deren demüthiges Aussehen auf Mariens geschöntem Körper eine gar traurige Kehrseite zu dem glänzenden Gewebe bildete, mit dem die Außenseite bald sich bedecken sollte. Sodann ließ die schwesterliche Kammerjungfer Kamm, Bürste und Wohlgerüche durch die Haare ihrer Schwester gleiten und zwar mit aller

Kunst und Geschicklichkeit des erfahrensten Friseurs. Sie rollte sorgsam die Papilloten auf, während die Freiin von Ravenstein, glücklich, zu dem großen Werke Etwas beitragen zu können, das Brenneisen in den glühenden Kohlen erhitzte. Darauf schnürte sie die anmuthige und der Hilfe der Kunst kaum bedürfende Taille ihrer Schwester, indem sie die mindesten Falten der Unterkleider zurecht schob, legte ihr dann vorsichtig das weißseidene Kleid an, über das sich ein coquetter schwarzsammtner Spencer schmiegte, während eine blendende Spitzenmantille, welche Margaretha mit einem Dutzend feiner, dem Auge des Beschauers unsichtbarer Nadeln befestigt hatte, die vollen Schultern und den alabasterweißen Nacken umgab. Sodann kehrte sie zu den Haaren zurück, die hinten in einem breitflechtigen Körbchen, das mit einer weißen Rose mit halboffnen Knospen verziert war, sich gruppirten, während sie vorn nach einer leichten Berührung durch das Brenneisen in vollen Locken auf Mariens frische Wangen herabfielen.

Als das Götterbild nun vollkommen geschmückt war, ließ man es einige Schritte auf und ab gehen, damit man den Eindruck beurtheilen könne, den die Toilette sowohl in ihrem kunstvollen Ganzen als in ihren einzelnen Theilen hervorbringen würde. Marie selbst prüfte sich vor dem alten, aber noch immer klaren, großen Spiegel des Saales; von den Schuhspitzen bis zu dem kleinen, mit Gold eingelegten Schildpattkämmchen, das ihr Haarkörbchen festhielt, ließ sie ihren prüfenden Blick hinauf und hinab schweifen. Sie drehte sich nach allen Richtungen hin, probirte selbst einige Pas und ging dann endlich zu Mutter und Schwester, um ihnen mit einem Kuß zu danken und in einem Kuß von ihnen gewissermaßen eine Weihe und Segnung für den Abend zu empfangen. Aller dreier Frauen Gesichter strahlten von jener Miene der innersten Zufriedenheit mit sich und den Andern, wie sie nur eine Kriegerschaar empfindet, wenn ihr Feldherr nach dem Kampfe zu ihnen sagt: Soldaten, ich bin zufrieden mit Euch.

Man ließ nun den Freiherrn von Ravenstein, der bisher im anstoßenden Zimmer geblieben, hereinkommen und gab ihm die Erlaubniß, seine Tochter zu betrachten, zu bewundern und auf den Ball zu begleiten. Er ergab sich in diese letztere Frohne mit Geduld und rief dem Dienstmädchen zu, sie solle eine Droschke holen

gehen. Als der Wagen ankam, setzte sich Marie allein auf den Vorderplatz, damit ihre Toilette nicht im Mindesten zerknittert sei. Vater, Mutter und Schwester, die schon vor Tisch ihre einfachere und minder glänzende, aber sehr präsentable Staatskleidung angelegt hatten, nahmen neben einander, wenn auch etwas gepreßt, rücklings Platz; und mit dem Kopf voll glühender Einbildung, so wie mit laut pochendem Herzen riefen die drei Frauen dem Kutscher zu: Zur Gräfin Lachwitz, unter den Linden, Nr. 45.

IV.

Weit entfernt, eine lächerliche Carricatur zu sein, wie der Leser vielleicht bisher geglaubt hat und wie man es auch ohne allzugroße Ungerechtigkeit von einem russischen Adligen hätte glauben dürfen, der die Badeorte und Residenzen Deutschlands besucht, um daselbst eine Gemahlin zu finden, — war der Fürst Trokonnikoffsky vielmehr ein schöner, schlank gewachsener, blonder, junger Mann, von noch nicht dreißig Jahren, der in Paris und Berlin gebildet worden war und sich mit Geschmack und Liebenswürdigkeit zu benehmen wußte. Ohne auf seinen hohen Adel übermäßig eingebildet zu sein, war er doch Aristokrat genug, um ihn nicht ganz zu verachten, so wie er auch das ungeheure Vermögen, das er schon von der Mutter Seite besaß und das er noch späterhin zu erwarten hatte, weder zu hoch, noch zu niedrig in der Schätzung seiner Person anschlug. In dem Augenblicke, da man die Ravenstein's in den Sälen der Gräfin Lachwitz ankündigte, war der Fürst selbst am Eingange des ersten Salons und plauderte mit der Frau vom Hause.

— Das ist er; ich bin überzeugt davon, sagte die Baronin leise zu ihrer Tochter, indem sie ihr krampfhaft den Arm drückte und rasch einige Falten ihrer Schärpe zurechtschob.

Marie hatte den Fürsten, als das einzige fremde Gesicht, eben so rasch bemerkt, als ihn ihre Mutter errathen hatte. Sie fand, er sei durchaus heirathswürdig und ganz ein Mann comme il faut, und eine leichte Röthe, die sich auf ihr Gesicht lagerte, vermehrte den jugend-frischen Glanz ihrer Züge. Frau von Ravenstein, deren spähendem Auge Nichts entging, bemerkte auch diese günstige Stei-

gerung von Mariens Schönheit und benutzte diesen Augenblick, um sich der Gräfin zu nähern. Der Fürst, der mit rücksichtsvoller Artigkeit einen Schritt bei Seite trat, ohne sich jedoch ganz zu entfernen, schien von Mariens Schönheit betroffen zu sein, konnte aber bei dem Anblick ihrer Mutter ein feines, kaum wahrnehmbares Lächeln nicht zurückhalten. Die Gräfin Lachwitz überhäufte die Neuangekommene mit den herzlichsten Freundschaftsbezeugungen und beeilte sich sodann, eine allgemeine Unterhaltung der Art in den Gang zu bringen, daß der Fürst im Stande war, daran Theil zu nehmen. Marie zog sich aus dieser ersten Probe mit Bescheidenheit, und die ungezwungene Leichtigkeit ihres Benehmens war ein Beweis, daß sie an dergleichen Begegnungen gewöhnt war. Frau von Ravenstein dagegen, deren Kopf schon vor Glück zu schwindeln anfing, ließ einige etwas arg übertriebene Aeußerungen sich entfahren, die Margaretha, so gut sie nur immer konnte, vertuschte oder durch eine glückliche Wendung minder auffallend machte.

Bald präludirte das Orchester zu einem Contretanz. Die Baronin nahm schwerfällig zwischen ihren beiden Töchtern Platz, fest überzeugt, der Fürst werde Marie engagiren. Aber zu ihrer betrübsamsten Ueberraschung sah sie, wie er der jungen Gräfin Lachwitz die Hand reichte. Bald jedoch erhob sie sich und sagte halblaut, so daß es ihr hinter ihr stehender Gemahl hören konnte:

— Eugenie ist die Tochter der Frau vom Hause; er hatte sie wahrscheinlich schon engagirt, ehe wir gekommen sind, und ich hoffe, daß wir beim Warten Nichts verlieren werden.

So vernünftig und wahrscheinlich diese Vermuthung auch war, so schüttelte der Freiherr dennoch das Haupt, als Zeichen des Zweifels, und stieß, indem er die Augen weit öffnete, einen tiefen Seufzer aus. Er dachte nämlich in seinem Innern, obzwar er sich wohlweislich hütete, seiner Gemahlin diese anstößige Beobachtung mitzutheilen, an den fatalen Umstand, daß die Tochter der Gräfin Lachwitz nicht blos reicher, sondern auch hellblonder war, als ihre Marie.

Bald jedoch kehrte auch in seiner Brust wieder Beruhigung ein und er fing sogar an, die Hoffnungen seiner Gemahlin zu theilen; denn vom nächsten Tanze an schien der Fürst sich ausschließlich den ganzen Abend Marien gewidmet zu haben. Er tanzte einige Contre-

tänze und noch mehrere Walzer mit ihr, und während ihres ganzen Zusammenseins war ihre Unterhaltung stets eine sehr belebte. Er sprach besonders viel von der Freundschaft zwischen den Ravensteins und der Gräfin; er ließ sich zu wiederholten Malen von Marien davon erzählen, daß diese Freundschaft zwischen den beiden Familien eine eben so langjährige und ausdauernde, als innig vertraute sei. Er betrachtete und untersuchte das Portrait der jungen Eugenie in den mindesten Details und fand, daß Marie fast zu glücklich zu nennen sei, da sie neben ihrer Schönheit auch noch ein so liebenswürdiges Talent besitze.

Als Erwiederung auf diese, leider mit der Wahrheit so arg contrastirende Schmeichelei, hörte er mit dem lebhaftesten Interesse die naive Schilderung an, die ihm Marie von ihren Kinder- und Mädchenjahren entwarf, welche sie, in Studien wie in Vergnügungen, gemeinschaftlich mit der Tochter der Gräfin verbracht hatte. Die Folge dieser für beide Theile gleich anziehenden Unterhaltungen war, daß das junge Mädchen, so oft sie nach einem Tanze mit dem Fürsten von diesem an die Seite ihrer Mutter zurückgeführt und von dieser letzteren mit den dringendsten Fragen bestürmt ward, nur die drei Worte zu antworten hatte:

— Er ist allerliebst.

Auf dieses allerdings inhalttiefe und vielbedeutsame Wort hin, das Frau von Ravenstein nie unterließ, mit triumphirender Handbewegung ihrem Gatten zuzusenden, baute die phantasiereiche Freiin ganze Welten, während die sanfte Margaretha, die nur selten tanzte, da sie selbst die meisten Frohntänzer abwies, die Augen gen Himmel hob, wie im innigen Gebete, er möge so viele und so theuer erkaufte Hoffnungen nicht zu Nichte machen. — — —?

Trotz der dringendsten Bitten des Freiherrn, der seit einiger Zeit ernstliche Besorgnisse wegen der Gesundheit seiner Tochter hegte und der, obgleich er mit seiner Frau über die treffliche Art, wie sich die Dinge anließen, vollkommen einverstanden war, dennoch fand, daß eine Stunde mehr oder weniger Nichts zur Sache thue, — ward im Rathe der Damen beschlossen, daß man bis an's Ende des Balles bleiben oder sich wenigstens nicht früher, als der russische Fürst empfehlen werde. So war denn jene vorgerücktere Stunde herangekommen, welche die der Hausfreunde ist und die Gräfin, un-

ter dem Vorwande, ihre Gäste noch länger beisammen zu halten, ergriff Marie bei der Hand und führte sie an's Piano.

Die junge Künstlerin sang mit ihrer Freundin und Schülerin zusammen das große Duett aus Norma. Sie erntete allgemein den vollen Beifall, den sie verdiente. Der Fürst hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört, so daß ihm auch nicht eine Note entgangen sein konnte, und als die bewunderungswürdige Stimme der Sängerin verhallt war, konnte er nicht glühende Ausdrücke genug finden, um seine begeisterte und intelligente Bewunderung zu bezeugen.

In diesem Augenblicke nahm die Gräfin die Freiin von Ravenstein bei Seite und in einer einsamen Ecke des Saales, entspann sich folgendes Gespräch zwischen den beiden Freundinnen:

— Nun, meine theure Gräfin?

— Nun, meine liebe Baronin?

— Was meinen Sie davon?

— Und Sie?

— Es geht ziemlich gut, wie ich glaube?

— Sehen Sie, daß er mit einem Eifer vorwärts schreitet, der . . .

— Das ist wahr, er ist sehr eifrig, und . . .

— Seit vier Stunden fragt er mich stets um ein und dieselbe Sache, ob Sie nicht meine beste Freundin sind.

— Und uns, ob Sie nicht unsre älteste Bekanntschaft sind.

— Und Sie errathen doch, weshalb er diese Frage so oft wiederholt?

— Ich wage kaum, zu vermuthen. . .

— Ei nun, er will wissen, ob er durch unsre Freundschaft sich ermächtigt glauben darf, sich nach diesem Zusammentreffen bei Ihnen einzufinden, meine liebe Baronin.

— Sie meinen, beste Gräfin?

— Sie werden sehen, ob ich irre.

Und in demselben Augenblick, da diese süße Versicherung ihrer Freundin die gute Baronin in den dritten Himmel versetzte, bemerkte sie in einem Spiegel, wie der Fürst ihre Tochter an der Hand auf ihren Platz zurückführte.

Da er nämlich erfahren hatte, daß diese Damen daran dach-

ten, sich zu entfernen, so kam er, die Gunst nachzusuchen, sie in seinem Wagen zurückführen zu dürfen.

Bei diesem Vorschlage, der die Prophezeihung der Gräfin auf eine so schmeichelhafte Weise zu bewahrheiten schien, fühlte die Baronin Ravenstein eine unermeßliche Freude ihr ganzes Wesen durchdringen und ihr Kopf war nahe daran, die Beute eines verstandraubenden Schwindels zu werden. Sie stammelte halb abgebrochene Danksagungen und begleitete dieselben mit einer Verbeugung gegen den Fürsten, so tief und so ehrfurchtsvoll, wie sie der höfischste Hofmann in seinem Leben dem mächtigsten König vielleicht nicht gemacht hat.

— Aber wir würden den Wagen Sr. Durchlaucht zum Ersticken füllen, bemerkte der Freiherr mit seinem gewöhnlichen, gesunden Menschenverstand.

— Mein Theurer, unterbrach ihn lebhaft die Baronin, die in diesem Augenblick nur die Mutter einer heirathsfähigen Tochter war und darüber alles Andere vergaß, da Se. Durchlaucht liebenswürdig genug ist . . . .

Und zugleich flüsterte sie dem Greis mit einem Tone, der alle weitern Einwendungen unmöglich machte, die Worte in's Ohr:

— Hast Du den Verstand verloren?

Die scharfsichtige Baronin, der kein Umstand, durch den ihre Pläne gefördert werden konnten, entging, sah nämlich wohlweislich voraus, daß die Zusammendrängung von fünf Personen in ein und demselben Wagen diese auf eine folgenreiche Weise einander näher bringen müsse.

In der That machte die gegenseitige Bekanntschaft auch unterwegs solche Fortschritte, daß der Fürst, als er die Damen verließ, sagte, er hoffe sehr bald die Ehre zu haben, sie wiederzusehen.

— Uns wiedersehen! rief die Baronin, während sie die drei Treppen, die zu ihrer Wohnung führten, mühsam hinaufstieg. Will das nicht ganz klärlich sagen, daß dies bei uns geschehen wird?

V.

Während der ganzen Woche, die auf diesen Ball folgte (der Ball hatte an einem Samstag Abend stattgehabt), lebte die Familie Ravenstein auf diese Hoffnung hin und in der Erwartung eines Besuches des Fürsten. Es ging in Folge hievon in dem alten Hause eine vollständige Revolution vor, und dem äußeren Scheine nach zu urtheilen, hätte man meinen mögen, das Glück und seine Gunstbezeugungen seien schon in demselben eingekehrt. Alle Morgen wurden alle Zimmer der Wohnung von dem einzigen Dienstmädchen gebohnt und glänzend gemacht. Alles, was in dem Empfangsaale einem verwöhnten und zarten Auge auffällig sein konnte, ward weggeschafft oder durch etwas Anderes ersetzt. Die alten, abgenutzten Sessel wurden, um dies zu verbergen, unter weißen Ueberzügen verschleiert, auf die sich Niemand zu setzen wagte, aus Furcht, ihnen ihre blendende Frische zu nehmen. Vor dem Ofen ward ein neuer Teppich ausgebreitet; die Vorhänge wurden gewaschen und gefärbt; das Piano, der Bücherschrank und andere Meubles wurden ebenfalls in aller Eile neu aufpolirt. Frau von Ravenstein wollte sogar neue Papiertapeten kleben lassen; aber man bewies ihr unwiderleglich, daß die Zeit hiezu fehle und daß sie sich der Gefahr aussetze, den Fürsten mitten unter Leimtöpfen zu empfangen. Dieser peremptorische Grund rettete die alten Tapeten; aber wie viele andere kostspielige Ausgaben hatte die Familie gemacht und dadurch ihre Gegenwart einer zweifelhaften Zukunft halber schwer belastet.

Endlich nach sieben langen, erwartungsbangen Tagen, welche die Familie Ravenstein größtentheils in ihrem Empfangzimmer verbracht und während deren sie bei jedem Klingelzuge von tausend Gefühlen bewegt worden war, sah sie endlich eine glänzende Equipage vor ihrer Hausthür anhalten, und einen Augenblick darauf meldete man den Fürsten Trokonnikoffsky.

Sein erster Besuch währte nur sehr kurze Zeit und war minder bedeutsam, als man gehofft hatte. Trotzdem fand die Baronin Gelegenheit, ihm ein ganzes Album voll Zeichnungen von Marie zu zeigen und diese durch den Fürsten auffordern zu lassen, sie solle en famille sich hören lassen. Der Fürst verschwendete von Neuem die schmeichelhaftesten Complimente und die Ausdrücke der enthusiastisch-

sten Bewunderung und empfahl sich mit den Worten, daß bei seinem Alleinstehen in der Residenz er sich sehr glücklich schätzen würde, wenn es ihm erlaubt sein sollte, öfter kommen zu dürfen.

Drei Tage darauf sandte die Baronin ihren Gemahl ab, um seinen Gegenbesuch zu machen. Als er bei seiner Rückkehr erklärte, er habe den Fürsten nicht zu Haus getroffen, er habe sich damit begnügt, ihm seine Karte zurückzulassen, ward ihm von seiner Frau eine heftige Gardinenpredigt gehalten. Er hätte, so sagte sie, sich durch einen einmaligen ungünstigen Zufall nicht abschrecken lassen dürfen, sondern hätte rastlos so oft wiederkehren müssen, bis er den Fürsten angetroffen hätte. „Denn," sagte die alte Dame in ihrer Weisheit, „Visitenkarten und Briefe führen zu Nichts; gewisse Angelegenheiten können nur durch Worte vorwärts gebracht werden."

Der Baron versprach, er werde bei nächster Gelegenheit die Rathschläge seiner Gemahlin befolgen, und bat für diesmal um Verzeihung.

Vierzehn Tage vergingen und der Fürst ließ sich nicht wieder bei Ravenstein's sehen. Diese wurden, wie man sich leicht denken kann, hiedurch in nicht geringe Besorgniß versetzt und unterließen nicht, sich sorgfältig bei der Gräfin Lachwitz zu erkundigen, was aus ihm geworden sei. Der russische Fürst hatte während dieser Zeit der Gräfin zwei oder drei Besuche abgestattet und hatte mit ihr viel von der Ravenstein'schen Familie gesprochen.

— Gut, gut! sagte die Mutter. Er zieht Erkundigungen ein. Das ist nicht mehr als Recht. Wir, . . . nun wir sind bei der lieben Lachwitz in den besten Händen. Doch halten wir uns brav; der nächste Schritt wird von Wichtigkeit sein.

Einige Tage später endlich erschien auch der Fürst wieder im Hause des Freiherrn. Er entschuldigte sich unzählige Male wegen seines langen Außenbleibens, bei dem er selbst, wie er sagte, unendlich viel verloren, und sein ganzes Benehmen war so zuthulich und eifrig, daß er Allen im Hause die Köpfe verdrehte. Die Baronin kam ihm so weit entgegen, daß sie ihn ihren Hausfreund nannte. Der Fürst erklärte, er würde es für ein allzugroßes Glück ansehen, wenn er dieses süßen Namens sich würdig machen könnte. Endlich,

nachdem er volle zwei Stunden lang sich so benommen und so gesprochen hatte, wie ein Mann, der durchaus in nähere Verbindung mit einer Familie treten will, schlug er den Damen vor, er wolle sie übermorgen zu einer großen Parade führen, die etwa eine Meile von der Residenz statthaben sollte, und wo sich die ganze Aristokratie einfinden werde. Das war fast so gut, wie eine Erklärung! Dafür sah es wenigstens die Frau von Ravenstein an. . . In dieser Meinung entschloß sie sich denn auch, die Brücke hinter sich abzubrechen und einen großen Schlag zu wagen. Sie lud daher, ohne ihren Mann und ihre Töchter auch nur durch einen Blick zu Rathe zu ziehen, den Fürsten ein, er solle den kleinen Ausflug, den er ihnen für den andern Morgen vorschlug, durch ein kleines Diner bei ihnen, ganz en famille, beenden.

Bei dem Worte Diner, das selbst die kühne Baronin nicht ohne ein merkliches Zittern ihrer Stimme auszusprechen vermocht hatte, — einen so inhaltschweren, bedeutungsvollen Sinn hatte das Wort gegenüber einem Millionen reichen russischen Fürsten — fühlte Marie, wie ihr das Blut heftig in die Wangen schoß und sie hochroth färbte, während Margaretha vor Bestürzung erbleichte und mit ihrem Vater einen Blick wechselte, dessen schmerzvolle Beredsamkeit keine Worte wiederzugeben vermögen.

Weit entfernt, auch nur die leiseste Ahnung zu haben, welch dramatischen Effect diese so einfache Einladung hervorgebracht, nahm sie der Fürst unbefangen, wie etwas ganz Natürliches, an und empfahl sich, mit dem Versprechen, er werde die Damen übermorgen um acht Uhr abholen kommen. Seine Carosse werde der Familie zur Disposition stehen und er werde sie zu Pferde begleiten. Vergebens wollte man gegen die galante Großmuth dieser Anordnung protestiren; er ließ der Familie nicht die Zeit dazu, sondern, von seiner neu erworbenen Stellung als Hausfreund Gebrauch machend, entfernte er sich rasch, ohne auf die Einwendungen der Familie zu hören.

Nach seiner Entfernung und während Marie ebenfalls ausgegangen war, um ihre Lectionen zu geben, ging zwischen dem Baron, seiner Gemahlin und Margaretha eine jener Scenen vor, die

sich unmöglich in allen ihren Einzelnheiten wiedererzählen lassen. Durch die außerordentliche Ausgabe für den Ball der Gräfin und durch die kleinen Reparaturen an den Meubles in der darauf folgenden Woche war die arme Familie schon in Schulden gerathen und wenn sie nun noch dem Fürsten ein anständiges und tadelloses Diner geben sollte, so konnte dies nicht geschehen, ohne daß die Einkünfte eines ganzen langen Monates zum Behufe Einer Stunde vergeudet wurden. Andrerseits aber war es die Frage, ob nicht auf dem Punkte, bis zu dem die Sachen nun einmal gediehen waren, ein Familiendiner ein ungeheurer, vielleicht die Entscheidung herbeiführender Schritt war? .... Frau von Ravenstein behauptete, bei jeder Speculation müsse man wagen, um zu gewinnen, und die Verheirathung einer Tochter sei ein Feldzug, der eben so gut seine Schlacht bei Leipzig, als die bei Jena haben könne. Sodann setzte sie den sichern und unwiderleglichen Nachtheilen dieses Diners seine wahrscheinlichen Vortheile entgegen und bewies mit einem ungeheuren Aufwand von Ueberredungskunst und Scharfsinn, ihre Chancen wären wie Hundert gegen Eins. Das Ende war endlich ein Sieg, den die herrschgewohnte Baronin über ihren schwachen Gemahl davon trug, und dieser entschloß sich, mit ungeheuren Opfern und mit schwerem Herzen eine letzte Hypothek von zweihundert Thalern auf das einzige, ihm gebliebene und schon ziemlich verschuldete Stückchen Land aufzunehmen.

Der Morgen des andern Tages sah Margaretha und ihre Mutter mit seinen ersten Strahlen sich von ihrem Lager erheben. Die ganze Wohnung ward von Neuem von einem Ende bis zum andern durchgemustert und alle für diesen großen Tag nöthigen Vorbereitungen wurden getroffen. Alles, was an Hausrath, Geschirr u. s. w. fehlte, wurde in Eile und mit unermüdlicher Thätigkeit angekauft, oder was nicht zu erkaufen war, wie z. B. ein männlicher Dienstbote und reichliches Silberzeug, ward auf einen Tag gemiethet. Sodann versammelte man sich zu einem Familienrath, um die Speisekarte aufzusetzen. Schon hatte man sich über die meisten Punkte geeinigt und ein bedeutender Theil der erborgten Summe sollte schon seine Verwendung erhalten, da kam ein vertrautes Billet der Gräfin Lachwitz an.

Der Fürst, hieß es darin, hatte ihr gestern mit einem markir-

ten Ausdruck und scharfer Betonung mitgetheilt, er werde morgen, — also am Tage des Diners — eine sehr wichtige Unterhaltung mit Herrn und Frau von Ravenstein haben. Die Gräfin, als treue Freundin, beeilte sich, der Familie eine so bedeutende Nachricht mitzutheilen.

Nun war kein Zweifel mehr möglich. Was konnte diese wichtige Unterhaltung anders sein, als das Anhalten um Mariens Hand. Eine so angenehme Versicherung verdiente, daß dem Diner noch ein Gang hinzugefügt wurde. Ohne Rücksicht auf die Kosten entschied der Familienrath einstimmig, es nebst allem dazu Gehörigen, Weine, Champagner, seltenes Dessert bei Jagor zu bestellen. Der Baron selbst war, gleich allen andern, so hoffnungsberauscht, daß er selbst es übernahm, Alles sorgfältig zu bestellen. Er opferte dieser Pflicht sogar an diesem Tage seinen Spaziergang auf.

Fürst Trokonnikoffsky stellte sich pünktlich am nächsten Tage zur versprochenen Stunde ein. Die Baronin fand einen Vorwand, wodurch dem Fürsten ein Platz im Wagen neben Marie frei blieb und Margaretha, die ihr Glück darin fand, sich für das Vergnügen der Andern aufzuopfern, verabredetermaßen einer leichten Unpäßlichkeit halber zu Haus blieb. Den ganzen Weg über und auch während der ganzen Parade rollte die Unterhaltung über Heirathen und der Fürst ließ es nicht an Anspielungen und halben Worten fehlen, die voll der glücklichsten Vorbedeutungen waren. Die Parade selbst war eine der schönsten, das Wetter, — man war am Ende des Februar — ein ungewöhnlich günstiges und fast frühlingsmildes, so daß alle Welt in der fröhlichsten Laune in die Stadt zurückkehrte.

Man setzte sich zu Tische. Der Fürst war zwischen Marie und ihrer Mutter placirt worden. In seinem Benehmen offenbarte sich ein seltsames Wechseln. Bald nämlich zeigte er die vertrauliche Zuvorkommenheit eines feinen Weltmanns, der weiß, daß ihn seine Wirthe als einen Freund ihres Hauses behandeln; bald dagegen nahm man an ihm die unwillkürliche Zerstreutheit eines Mannes wahr, der mit einem großen Plane beschäftigt ist. Gegen Ende

des Diners, im Augenblick, da das Dessert und der Champagner auf den Tisch kamen, ward diese letztere Stimmung die offenbar vorherrschende. Frau von Ravenstein, die ihren Gast die ganze Zeit über aufmerksam und sorgfältig beobachtet hatte, nahm wahr, daß die so lang erwartete Stunde nun endlich geschlagen habe, und auf einen Wink von ihr verschwanden Margaretha und Maria, im Momente, da man vom Tische aufstand.

Dieser Augenblick hatte eine geheimnißvolle und schreckliche Feierlichkeit. Diese beiden armen und wenn auch schwachen, doch edlen und untadelhaften Greise, deren ganze Existenz an dem schwachen Faden einer Hoffnung hing, erwarteten nur ein Wort aus dem Munde dieses so reichen, jungen Mannes, der die arme Familie ruinirte, ohne es zu wissen. Aber dieses Eine Wort war für sie gewissermaßen ein Urtheil über Leben und Tod. Denn entweder setzte dieses Wort ein reicheres und glänzenderes Diadem auf ihr Haupt, als dasjenige selbst, das die schönen Tage ihrer Jugend geschmückt hatte, — oder dies Eine Wort drückte die Dornenkrone, welche die Armuth durch ihre weißen Haare geschlungen, noch tiefer und stechender in ihr wundenbenarbtes Haupt.

Während hier das Herannahen der Katastrophe, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, das bisherige übertriebene Vertrauen aus ihrem Geiste verscheuchte und trübe Zweifel sie zu peinigen anfingen, während eine innere Stimme ihnen, leider zu spät, zurief, daß sie zu früh gehofft hatten, — während dessen betete im anstoßenden Zimmer Margaretha auf ihren Knieen, und Maria, die für den schönen Fremden ein Gefühl empfand, das noch nicht Liebe war, aber es leicht werden konnte, befand sich in einer Aufregung, wie ihr friedliches Herz sie bisher noch nie gekannt hatte.

Nach einigen Umschweifen und verlegenen Wendungen kam der Fürst endlich auf den Gegenstand, von dem er eigentlich sprechen wollte. Ohne den Baron Ravenstein ganz von der Unterhaltung auszuschließen, wandte er sich doch vorzugsweise an seine Gemahlin und handelte so, ohne es zu wissen, beiden recht.

— Gnädige Frau, sagte er, ich werde mir lang zu dem Zufall Glück wünschen, der mich im Bade zu Pyrmont die Bekanntschaft der Frau Gräfin Lachwitz machen ließ. Denn dadurch ist mir

die Ehre ihrer Freundschaft und in Folge derselben die eben so kostbare Ehre der Ihrigen geworden.

— Sie sind sehr gütig, diese beiden Freundschaften gleich hoch zu schätzen. Eigentlich ist es an uns, uns Glück zu wünschen, Ew. Durchlaucht. Ihre Bekanntschaft wird fortan eine der größten Verpflichtungen sein, die wir gegen die Frau Gräfin haben werden.

— Es ist in Wahrheit etwas sehr Rührendes, Frau Baronin, um die alte und innige Zuneigung, die zwischen Ihrer Familie und der gräflich Lachwitz'schen herrscht.

Oft schon war die Baronin Ravenstein seit dem Anfang ihrer Bekanntschaft mit dem Fürsten Trokonnikoffsky von der Hartnäckigkeit betroffen gewesen, mit der er alle ihre Unterhaltungen auf diesen Punkt zurückgeführt hatte. Dieses Mal sah sie hierin aber nur eine natürliche Wendung und sie übernahm die kleine Mühe, dem jungen Mann auf den rechten Weg zu helfen.

— Die Gräfin Lachwitz, sagte sie zu diesem Behufe, war stets sehr gütig gegen meine Tochter; dabei hatte sie diese letzten Worte merklich betont und sie dem jungen Manne wie einen Ball zugeworfen, den er im Vorüberfliegen erhaschen und ihr zurückschleudern sollte.

— Die Gräfin, nahm der Fürst, sichtbar zerstreut, das Gespräch wieder auf, — die Gräfin stammt aus einer alten und reichen Familie in Sachsen.

— Mehrere ihrer Verwandten bewohnen noch Magdeburg und alle ihre Güter liegen in der Gegend zwischen dieser Stadt und Merseburg. Ich habe daselbst den vorigen Sommer verbracht, ich und meine Tochter.

— Die Gräfin Lachwitz ist nicht reich?

— Ei nun . . . Acht bis zehn tausend Thaler jährlicher Einkünfte.

— Hm, hm! Man hatte mir von mehr gesprochen. Doch die Sache geht an, . . . da sie nur dies einzige Kind hat. Fräulein Eugenie hat ihre Jugend auf dem Schloß der Gräfin verbracht?

— Bis zu ihrem dreizehnten Jahr; dann hat sie ihre Erziehung hier in der Hauptstadt erhalten; sie hatte dieselben Lehrer, wie meine Tochter.

— Sie scheint einen sehr liebenswürdigen Charakter zu besitzen?

— Sehr liebenswürdig, voll Sanftmuth und Einfachheit. Jedoch besitzt sie minder Lebhaftigkeit und ist auch . . . minder zartfühlend als meine Tochter.

— Sie ist musikalisch und kennt auch ein wenig Malerei?

— Ja wohl, die beiden Mädchen musiciren und zeichnen oft zusammen, nämlich Eugenie und meine Tochter.

Der Baron Ravenstein, der, wie man leicht denken kann, diese Unterhaltung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit anhörte, bemerkte, daß seit einigen Minuten der russische Fürst nur Fräulein Lachwitz im Munde hatte, während die Baronin nur von ihrer Tochter sprach. Diese Personenverwechselung und besonders ihre lange Dauer flößte ihm eine ängstliche Besorgniß ein und eine Ahnung von der wahren Lage der Dinge durchzuckte sein Herz, wie ein tödtlicher Pfeil. Unfähig, diese Pein der Ungewißheit länger zu ertragen, sagte er mit fast zitternder Stimme:

— Wenn Ew. Durchlaucht irgend ausführliche und genaue Erkundigungen über die Lachwitz'sche Familie einzuziehen gedenken, so konnten Sie sich an Niemanden wenden, der sie besser zu geben im Stande wäre, als wir.

Der Fürst erröthete und gerieth sichtbar in eine leichte Verlegenheit, so daß er einige Augenblicke verstreichen ließ, ehe er dem Baron antwortete. . . Die beiden greisen Ehegatten tauschten mit einander einen Blick voll unsäglicher, peinlicher Besorgniß aus. . . . Endlich nahm der Fürst mit entschlossenem Tone und freundschaftlichem Ausdruck das Wort und sagte:

— Im Grunde sehe ich aber auch nicht ein, warum ich noch anstehe, vollkommen offenherzig mit Ihnen zu sprechen.

Bei diesen Worten wandte er sich nach dem Zimmer hin, in das sich Marie zurückgezogen hatte. Sandte er eine geheimnißvolle Gedankenbotschaft dahin, oder wollte er sich nur überzeugen, daß man ihn nicht von dort aus hören könne? . . Die Blicke, welche die beiden Gatten einander von Neuem zuwarfen, drückten diese Frage aus, doch so, daß der Baron verzweifelte, während seiner Gemahlin Augen von einem neuen Hoffnungsstrahle leuchteten. Beider Herz aber schlug so heftig, daß man ihr Pochen fast deutlich vernehmen konnte. Endlich sagte der Fürst:

— Als ich vor etwa zwei Monaten hieher kam, kannte ich nur

die Frau Gräfin Lachwitz und ihr Fräulein Tochter und ich erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo ich auch die Freunde und Bekannten dieser Familie sollte kennen lernen. Auf dem letzten Ball der Gräfin habe ich zu bemerken geglaubt, daß Sie, Herr Baron, und Ihre werthe Familie mit mehr Herzlichkeit, als alle andern Personen von der Gräfin behandelt wurden, und von diesem Augenblicke an habe ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft gesucht. Ihre Güte ist meinem Eifer auf's Freundlichste entgegengekommen. Gott ist mein Zeuge, daß ich mir in dieser Stunde zu Ihrer Freundschaft um ihrer selbst willen Glück wünsche. Aber gerade deshalb muß ich Ihnen auch in aller Aufrichtigkeit gestehen, daß meine ersten Bestrebungen einen bei Weitem selbstischeren Zweck hatten. Von dem ersten Augenblick an, da ich Fräulein von Lachwitz erblickt, schien sie mir das weibliche Wesen, dessen Hand bestimmt sei, mein Glück zu machen. Ich habe alle Tage eine festere Ueberzeugung hievon gewonnen und habe daher, ohne irgend Jemandem etwas davon mitzutheilen, den Entschluß gefaßt, sie, wenn es möglich ist, zu meiner Gemahlin zu machen. . . . Ehe ich aber um ihre Hand anhalten konnte, mußte ich ein Mittel ausfindig machen, über ihre Familie und alle ihre früheren und gegenwärtigen Verhältnisse, die in einer so wichtigen Angelegenheit unerläßlichen Erkundigungen einzuziehen. Das war, ich wiederhole es Ihnen mit allem Freimuth, der erste Beweggrund, aus dem ich Ihre Bekanntschaft aufgesucht habe. Nun, da ich das Glück habe, als Freund mit Ihnen zu sprechen, nun ersuche ich Sie, mir über Fräulein von Lachwitz vollständig die so günstige Auskunft geben zu wollen, die Sie mir schon . . . .

Der Fürst hatte nicht die Zeit, mehr zu sagen. Seit dem Anfange dieser kurzen Rede hatte die Baronin schon vergebens die grausamen Aufregungen, welche sie bestürmten, niederzukämpfen gesucht; jetzt erlag ihre Kraft und mit einem tiefen Seufzer sank sie ohnmächtig von ihrem Sessel herab.

. . . .

. . . .

. . . .

VI.

Ob der Fürst Trokonnikoffsky durch diesen unvermuthet tragischen Ausgang eines so fröhlich begonnenen Tages eine Ahnung davon erhielt, daß er wider seinen Willen der Held dieses Familiendramas gewesen, dem er, eben so unwillentlich und unwissentlich, eine so traurige Katastrophe verliehen hatte, — wir wissen es nicht zu sagen. Nur so viel können wir unsern Lesern mittheilen, daß er am Abend desselben Tages bei der Gräfin Lachwitz um die Hand ihrer einzigen Tochter Eugenie anhielt. Die Gräfin war zwar außer sich vor Erstaunen; aber der Fürst war eine Partie von seltener Vortrefflichkeit, besonders da er seinem Worte, nicht auf großes Vermögen zu sehen, getreu blieb und sich mit einer Aussteuer von sechzigtausend Thalern begnügte. Die Heirath ward einen Monat nach diesen Ereignissen gefeiert, und nach der Sitte der vornehmen Welt sandte der Fürst der Familie Ravenstein als Hochzeitsgeschenk ein kostbares Service aus feinem gemalten sächsischen Porcellan.

Etwa ein Jahr nach diesen Ereignissen erst stand die Baronin von Ravenstein von dem Krankenlager auf, das sie seit jenem Tage nicht verlassen hatte. Der Baron sah um zehn Jahre älter aus.... Er hatte in diesem Jahre nicht, wie bis dahin jedes Jahr zu Ostern, sich einen neuen braunen Rock machen lassen. . . Margaretha, die nicht minder gute Musikerin als ihre Schwester war, gibt seitdem Schülerinnen aller Stände Clavierstunden. . . . Um dieselbe Zeit meldeten die Berliner Zeitungen, daß an der königlichen Oper eine neue Sängerin, Fräulein Maria, ohne andern Namen, mit Beifall debutirt habe.

Digitized by Google

Ein Arzt.

(Historisch.)

Es ist oft genug von deutscher Seite nachgewiesen worden, daß die Befehlshaber der alliirten Armeen, die in den ersten Kriegen nach der französischen Revolution gegen Frankreich gesendet wurden, keineswegs so grausam gewesen sind, als wie die Jacobiner in ihren Manifesten ausposaunten. Nach einem langen Frieden sind die Kriege im Ganzen nicht so grausam; sie werden es erst dann, wenn die Soldaten an Plünderung und Zerstörung Geschmack gewonnen haben. Ich habe auf einer Reise durch die Champagne vielfache Anekdoten von alten Leuten erzählen hören, die mir bewiesen, daß die deutschen Generale, die zu jener Zeit dort stationirten, einen sehr guten Ruf hinterlassen haben, und ich will, da es sich zum Theil um einen nationalen Ehrenpunkt handelt, eine dieser Geschichten — von deren Wahrheit ich mich selbst überzeugt habe — hier mittheilen.

Es war an einem ziemlich kalten Herbstmorgen, als ein deutscher Offizier höheren Ranges in ein artiges Häuschen eines Dorfes der Champagne trat. Die gute, schlichte Bürgerfrau, deren Besitzthum dieses Häuschen war, glaubte in der aristokratisch-edlen Gesichtsbildung und dem sanften Benehmen des Generals eine Bürgschaft zu finden, daß sie vor manchen Unannehmlichkeiten, welche eine militairische Besitznahme nothwendig zur Folge hat, sicher sein werde, und sie täuschte sich auch hierin nicht.

— Ich bedaure sehr, sagte der Offizier, nach beiderseitigem, artigem Gruße, Ihnen Unruhe zu verursachen, Madame. Ich werde mich jedoch bemühen, ein so wenig lästiger Gast zu sein, als nur immer möglich.

es nur eine Bäuerin war, mit jener herzlichen Artigkeit, die der gebildete Deutsche vor dem Franzosen voraus hat. Seine besondere Aufmerksamkeit aber zog der traurige, junge Mann auf sich, den man Marcell nannte und der gar Nichts sprach. Das schöne männliche Gesicht desselben war mit einer tiefen Melancholie übergossen, welche das Exaltirte seines Blicks nur noch mehr hervortreten ließ. Auf einen ersten Wink seiner Mutter erwies er mit Sanftmuth all jene kleinen Dienste, die in einer bürgerlichen Haushaltung, wenn sie einen ehrenwerthen Gast empfängt, so zahlreich sind. Er hatte eine Flasche trefflichen Champagners auf den Tisch gestellt, von dem der Fremde mit Vergnügen zu trinken schien.

Am Ende der Mahlzeit sagte der General mit dem wohlwollenden Tone eines Mannes, der in einem fremden Herzen gelesen, sich aber fürchtet, dessen Wunden zu ergründen, zu Marcell:

— Mein junger Freund, glauben Sie an Zauberei?

— Ich habe daran geglaubt, gnädiger Herr, erwiederte Marcell mit einem Seufzer.

— Aber Sie glauben nicht mehr daran?

Der junge Mann erhob seine Augen auf den Fremden mit einem sonderbaren Ausdruck der Unruhe, dann sagte er:

— Ich begreife Ihre Frage nicht.

— Ich will blos sagen, es scheint mir, daß, wenn es noch Zauberei geben würde, Sie sicherlich irgend eine geheime Gunst von ihr verlangen würden, sagte der Fremde.

— Das ist wahr, gnädiger Herr, antwortete Marcell erröthend.

— O, ich weiß, sagte seine Mutter. Er denkt immer an eine Liebschaft, die er gehabt hat. . . .

— Eine Liebschaft, liebe Mutter! Sagen Sie eine Liebe, die nur mit meinem Leben aufhören wird. Doch wozu davon sprechen?

Bei diesen Worten wollte Marcell das Zimmer verlassen.

— Man muß nie verzweifeln, mein braver Freund, entgegnete der Fremde und hielt ihn zurück. Sie sehen, daß mein Frühstück verloren war und sich doch wiedergefunden hat. Warum soll dies nicht mit andern Dingen eben so sein? Wo ist Ihre Geliebte?

— In Brüssel, sagte rasch die Mutter.

— In Brüssel! rief der General aus und trank bedächtig sein Glas aus. In Brüssel! Aber wie, wenn ich nun wirklich ein

Zauberer wäre! . . . Und wie, wenn ich von diesem Orte gradeswegs nach Brüssel schweben würde?

Die Bürgerfrau, sammt ihrer Schwester und Tochter, lachte. Die Magd hielt ihre Schürze an ihren Mund. Der junge Mann allein lachte nicht. Er öffnete Mund und Augen: man sah, daß sein Herz mächtig in Bewegung war.

— Sie gehen nach Brüssel? sagte er.

— Ja, entgegnete der Fremde; und ich glaube Ihre Liebe beschützen zu können, wenn es Ihnen gefällig ist, mir die Geschichte derselben zu erzählen; es müßte denn sein, daß Sie die Frau eines Andern oder die Tochter eines Königs lieben.

— Noch mehr als das, sagte der junge Mann.

— Alle Teufel! sagte der Fremde und sprang von seinem Stuhle auf, das wird am Ende die Grenzen meiner Macht überschreiten.

— Ich bitte um Verzeihung, ich habe mich schlecht ausgedrückt. Die ich liebe, ist nur die Tochter eines Kaufmanns auf dem Marktplatz. Aber sie ist so schön, so reizend, so anbetungswürdig, daß mein Herz schwillt, wenn ich nur an sie denke. O warum ist sie nicht arm? Dann hätte ich auf ihre Hand hoffen können.

— Und werden Sie geliebt?

— Ja, gnädiger Herr. Aber ihr Vater gibt ihr eine Mitgift von 20000 Francs. Ich war Cassirer bei ihm; er schickte mich fort, als er sah, daß ich seine Tochter liebte; denn ich habe Nichts. Ich wurde krank. Ich war im St. Johannes-Hospital; vor zwei Monaten aber holte mich meine Mutter ab und führte mich, ganz wider meinen Willen, hieher zurück.

— Und haben Sie Nachricht von Ihrer Geliebten?

— Deshalb eben bin ich in Verzweiflung; ihr Vater verheirathet sie.

— Sie liebt Sie also nicht mehr?

— Kann sie ihrem Vater ungehorsam sein? Arme Louise! Sie muß einen reichen Banquier heirathen.

— Nun ich bleibe bei meinem Worte, sagte der Fremde. Machen Sie sich reisefertig. Ich entführe Sie nach Brüssel.

Der junge Mann sprang hoch auf vor Freude. Er glaubte in den Zügen des Fremden etwas Unbegreifliches zu finden. Dieser aber

leerte ganz einfach sein Glas und stand vom Tische auf. Marcell's Mutter, die nicht wußte, was sie von dem Allen denken solle, entschloß sich, der Sache ihren Gang zu lassen; und so rollte Marcell zwei Stunden später mit seinem Beschützer auf der Straße nach Brüssel hin.

Der fremde General stieg in der Nähe des Marktplatzes in einem großen Gasthause ab. Marcell eilte sogleich nach der St. Niclas-Kirche, in deren Sprengel seine geliebte Louise gehörte, und sah dort ihr Aufgebot öffentlich angeschlagen. Ihre Hochzeit sollte in acht Tagen gefeiert werden. — Sie würde mich also vergessen haben, dachte er; denn obgleich er wußte, daß sie nur gezwungen ihrem Vater gehorche, war er doch im Herzen eifersüchtig.

Er kehrte in's Gasthaus zurück. Dort fand er den Fremden, der ihn in eine schöne, ganz meublirte Wohnung in der Nähe führte und ihn daselbst sich einrichten hieß; das ist die erste Wirkung meiner Zaubermittel, sagte er lächelnd.

— Nun aber, mein junger Freund, fuhr der gute General seufzend fort, fassen Sie Muth; denn Ihre Geliebte ist krank. Sie liegt seit einem Monat zu Bette. Es ist ganz wahr, daß Sie ihre Liebe besitzen und daß man sie aufopfern will; ich werde sie besuchen, denn ich bin ein Arzt, der sie heilen kann.

Marcell war so überrascht, daß er nur das eine Wort erwiedern konnte: Ach ja! Heilen Sie sie. Er überließ sich tausend unzusammenhängenden Träumereien, den sonderbarsten Befürchtungen und den süßesten Hoffnungen. Indeß hatte sich der Fremde von dem Wirth seines Gasthofes bei Louisens Vater als ein berühmter deutscher Arzt einführen lassen.

Der Kaufmann, der fand, daß seine Tochter von den Brüsseler Aerzten ohne Erfolg behandelt wurde, empfing den fremden Doctor sehr gut und führte ihn an Louisens Bett. Der Arzt hatte ein so gutmüthiges und einnehmendes Gesicht, daß das junge Mädchen, als hätte sie sofort eine Art Sympathie in sich erwachen gefühlt, ihm mit einer Art Eile die Hand reichte, als er ihren Puls zu fühlen verlangte. Er beugte sich zu ihr herab und sagte ihr ganz leise einige Worte, die ihr schönes Gesicht mit einer plötzlichen Röthe bedeckten. Darauf entfernte er sich, indem er Einiges verordnete, was er den andern Tag zu nehmen anempfahl.

Nach seiner Entfernung wurde Louise allmälig immer wohler. Am andern Morgen nahm sie die unschuldige Limonade, welche ihr

der deutsche Arzt verordnet hatte; sie erhob sich in ihrem Bette und ihr Vater war entzückt.

Der deutsche Arzt kam wieder. Er nahm den Vater des jungen Mädchens bei Seite. Euer Kind, sagte er, ist schwer krank; was ich bis jetzt verordnet, ist nur ein Beruhigungsmittel. Aber sie wird sterben, wenn Ihr sie zwingt, nach Eurem Willen zu heirathen.

— Aber es ist eine treffliche Partie, sagte der Kaufmann.

— Kann sein; aber sie liebt einen Andern.

— Ich weiß das; einen jungen Menschen ohne alles Vermögen.

— Wie viel verlangt Ihr denn von Eurem Eidam?

— Wenigstens **20000** Francs; denn so viel gebe ich meiner Tochter mit.

— Nun, Euer Freund Marcell besitzt sie!

— Er besitzt sie, sagen Sie? Er hat **20000** Francs? Dann ist es ja etwas ganz Anderes. Ich habe es ja immer gesagt, er ist ein würdiger junger Mann voll Verstand und voll der besten Eigenschaften. Aber hat er sie wirklich?

— Hier sind sie, sagte der Fremde und überreichte ein Portefeuille, das die **20,000** Francs enthielt. Man schickte nach Marcell, ließ einen Notar kommen und unterzeichnete den Contract. Louise war geheilt und befand sich vollkommen wohl, obgleich sie noch ein wenig bleich war.

Die Hochzeit wurde mit Freude, mit Liebe, mit Prunk gefeiert. Marcell fiel vor seinem Beschützer fast auf die Kniee und wußte nicht, wie er ihm seine Dankbarkeit bezeugen solle, als ihn dieser nebst seiner Frau in seine schon früher gemiethete Wohnung eingeführt. Er bat ihn um seinen Namen. . . .

— Möge es Euch genügen, zu wissen, sagte der Fremde, daß ich wirklich ein wenig ein Zauberer bin, wie ich Euch gesagt. Ihr seid mir keinen Dank schuldig; denn ich habe das Glück genossen, Glückliche zu machen. Erinnert Euch nur, daß die großen Ereignisse oft durch die kleinsten Umstände herbeigeführt werden und daß Ihr heute nicht Eure Geliebte zur Gemahlin haben würdet, wenn Eure Mutter verstanden hätte, Thee zu bereiten.

Und mit diesen Worten entzog er sich den Dankbarkeitsbezeugungen Marcell's. Der junge Mann erfuhr seinen Namen nicht. Er ergab sich dem Handel und sein Sohn ist in diesem Augenblick der Chef eines der bekanntesten Handelshäuser Brüssels und Vater eines vielgenannten Deputirten. Aber auch der Sohn seines Wohlthäters wurde der Chef eines neuen Hauses, denn dieser Wohlthäter war kein anderer, als der Feldmarschall Herzog von Coburg, Senior der Coburgischen Familie und Onkel des Monarchen, der in Brüssel den Thron bestiegen hat.

Novellen-Beilage

zu den

Grenzboten.

Redigirt von

J. Kuranda.

Unter Mitwirkung der Schriftsteller:

Berthold Auerbach, L. Braunfels, Baron A. von Bülow, A. Clemens, Theodor Creizenach, Lorenz Diefenbach, F. Dingelstedt, J. Fester, L. A. Frankl, L. Geibler, Karl Gutzkow, F. W. Hackländer, Heinrich Heine, J. Kaufmann, Just. Kerner, Heinrich Koenig, Gustav Kühne, Heinrich Laube, H. Merz, Theodor Mügge, R. E. Prutz, L. Schefer H. Schiff, Wold. Seyffarth, G. Schirges, Prof. Schliephake, S. Schott, Baron v. Sternberg, J. Venedey, Van Hasselt, A. Willems, Weill, A. Wachenhusen, Ernst Willkomm u. a. m.

№ 1.

Inhalt:

St. Martin in Saventhem. von Theodor ***

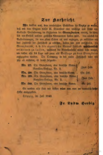
Die Rache der Circe.

Leipzig.

Bei Fr. Ludw. Herbig.

1843.

Man bittet gefälligst die Rückseite zu lesen!



Zur Nachricht.

Wir beeilen uns, dem verehrlichen Publikum die Anzeige zu machen, daß mit dem Beginn dieses II. Semesters eine wichtige und selbst vortheilhafte Veränderung im Erscheinen der **Grenzboten** eintritt, die sicherlich den Beifall unserer geehrten Abonnenten haben wird. Von vielfach laut gewordenen Aeußerungen, die von allen Seiten an uns ergingen, zu entsprechen und das Interesse der Zeitschrift zu erhöhen, haben wir uns entschlossen, die Grenzboten, d. h. die eigentliche Revue fortan **wöchentlich** erscheinen zu lassen, während die Novellenhefte nach wie bisher alle 14 Tage und zwar als Beilage zu den Grenzboten ausgegeben werden. Die Ordnung in der die Hefte von jetzt ab erscheinen, ist somit folgende:

Nr. 27.	Die Grenzboten, eine deutsche Revue. Novellen-Beilage, Nr. 1.	Zwei Hefte.
Nr. 28.	Die Grenzboten, eine deutsche Revue.	Ein Heft.
Nr. 29.	Die Grenzboten, eine deutsche Revue. Novellen-Beilage, Nr. 2.	Zwei Hefte.
Nr. 30.	Die Grenzboten, eine deutsche Revue.	Ein Heft.

Es werden also statt wie bisher **vier** von nun an monatlich **sechs** Hefte ausgegeben.

Leipzig, im Juli 1843.

Fr. Ludw. Herbig

St. Martin zu Saventhem.

Von

Theodor ***

Am zwanzigsten Juni 1843 standen vor dem Assisengericht zu Brüssel vier Missethäter, die Räuber Janssens, Poisson, Decock und Mervel. Zwei von ihnen wurden zum Tode verurtheilt, zwei zu ewiger Zwangsarbeit und Brandmarkung. Unter den vielfachen Anklagen, welche der öffentliche Anwalt gegen sie erhob, war auch folgende. Im Winter vorigen Jahres versuchte diese Bande von Missethätern in der Dorfkirche zu Saventhem mit Hilfe von Leitern einzusteigen, um das daselbst hängende Altarbild zu entwenden. Nun aber ist dieses Bild eins der berühmtesten der christlichen Malerei; es ist das vielbeschriebene Gemälde von Van Dyck, St. Martin vorstellend. Bei der Untersuchung und dem Zeugenverhör ergab es sich, daß der Angeklagte Decock, bevor der Einbruch in die Kirche gewagt wurde, an einen Gemäldehändler sich gewendet hatte und ihn fragte, ob er wohl hundert Francs für ein Bild von Van Dyck geben würde. Der vorsichtige Gemäldehändler, statt das Anerbieten anzunehmen, machte der Behörde davon die Anzeige. Die Entrüstung, in welche die belgischen Maler bei der Nachricht von diesem beabsichtigten Diebstahl geriethen, ist unbeschreiblich. Vielleicht waren diese Herren, die sich jeden Pinselzug mit Gold aufwiegen lassen, weniger darüber empört, daß man ein Altarbild hatte stehlen wollen, als daß man eins der berühmtesten Gemälde der flamändischen Malerschule für einen solchen Spottpreis losschlagen wollte.

Wie aber kam das arme Dorf Saventhem zu dem Besitz eines so kostbaren Gemäldes? Wo nahm es die Goldsumme her, um das Meisterwerk des großen niederländischen Malers zu erkaufen?

Dies ist es, was wir hier erzählen wollen. Der geneigte Leser wird hieraus ersehen, daß die Saventhemer noch wohlfeiler zu dem Besitze dieses Schatzes gelangt sind, als die vier angeklagten Missethäter, wenn ihnen ihr Unternehmen auch gelungen wäre, ohne daß man in Saventhem den Werth Van Dyck's höher zu schätzen wußte.

* * *

Van Dyck an Rubens.

„Meister! Ihr habt mir gerathen, abzureisen und ich bin abge„reist; Ihr habt mir gesagt, es würde für mich gute Folgen ha„ben, wenn ich Italien besuchte, und ich bin im Begriff, nach Ita„lien zu gehen; denn ich glaube an Euch, wie ich an Gott glaube.

„Und an wen könnte ich auch einen größern Glauben hegen, „als an Euch? Seid Ihr nicht meine Vorsicht? Ohne Euch „würde ich noch heute vielleicht in dem unbekannten Atelier mei„nes ersten Lehrmeisters, Van Balen, schmachten. Der Tag, an „dem sich die Pforten des Eurigen mir öffneten, ist mit unver„löschlichen, strahlenden Zügen in mein Herz eingegraben. Und „doch gibt es einen noch schönern Tag in meinem Leben; es ist „dies der Tag einer beglückenden Erinnerung. Meister, erfahret „jetzt das Geheimniß Eures Zöglings.

„Es war eines Tages in Eurer Abwesenheit. Mit einigen „meiner Mitschüler war auch ich verstohlen in das Allerheiligste „gedrungen, in das Ihr Euch gewöhnlich zurückzogt, um zu ma„len. Eines Eurer Meisterwerke war noch in der Arbeit begriffen. „Während wir nun vor demselben standen und uns bemühten, „Euern Gedanken, der noch nicht klar ausgedrückt war, zu erra„then und in das Geheimniß Euerer meisterhaften Ausführung ein„zubringen, glitt durch ein Versehen die Leinwand mit den noch „frischen Farben von der Staffelei hernieder und fiel auf den Bo„den. . . . Denkt Euch unsre Bestürzung, als wir, da wir die „Gemälde auf seinen Platz stellten, wahrnahmen, daß ein Arm „der Magdalena und eine Wange der heiligen Mutter Gottes „gänzlich verwischt waren. . . Großer Gott, was sollten wir an„fangen? Wir wußten es nicht; aber es mußte doch ein Ent„schluß gefaßt werden, denn Ihr konntet jeden Augenblick wieder„kommen. Als der erste Schreck vorbei war, dachten wir daran,

„das Verdorbene wieder gut zu machen, und ich ward von mei-
„nen Kameraden einstimmig für diese schreckliche Probe gewählt.
„Ich nahm all meinen Muth zusammen und begab mich an die
„Arbeit, aber in einem solchen Zustande der Aufregung, daß ich
„an allen Gliedern zitterte. Ich weiß heute noch nicht, durch
„welches Wunder ich auch nur die Farben auf der Palette zu un-
„terscheiden im Stande war; denn mein Kopf schwindelte und
„über meinen Augen lag wie eine Wolkendecke; kurz aber das
„Wunder ward erfüllt. Ihr kamt zurück. Stellt Euch vor, wie
„wir alle, besonders aber ich zitterten, als Ihr gerade auf Euer
„begonnenes Gemälde zugingt und anfingt, es mit sorgfältiger
„Aufmerksamkeit zu prüfen, gleichsam als hättet Ihr eine Ahnung
„von dem Unfall, den es erlitten. Aber wie glücklich fühlten wir
„uns, da Ihr Nichts zu bemerken schient. Und wie ward erst
„mir zu Muthe, als Ihr gerade auf den Arm und die Wange,
„die ich übermalt hatte, hinwiest und mit einem Ausdruck innerer
„Zufriedenheit, der mich in ein Meer berauschender Freude stürzte,
„ausriefst: „Seht Euch das an, Kinder; es ist nicht mein schlech-
„testes Stück Arbeit." O Meister! Ohne es zu wissen, hattet
„Ihr mich mir selbst offenbart. Von diesem Augenblick an glaubte
„ich an mich, denn ich glaubte an Euch, Meister.

„Und nun ich Euch verlassen habe, was wird nun aus mir
„werden? Ich verliere in Euch mehr als einen Lehrer, denn Ihr
„habt mir nicht blos Euer Atelier, sondern auch Euer Haus ge-
„öffnet. Ihr habt mir die seltene Begünstigung zu Theil werden
„lassen, daß Ihr mich unter Euer Dach, an Eure Tafel gezogen
„habt, eine Gunst, die bisher noch keinem Eurer Schüler zu Theil
„geworden, und ich habe in Euch stets den zärtlichsten aller Vä-
„ter gefunden. O wie glücklich wäre ich noch länger in unsrer
„guten Stadt Antwerpen gewesen! Und werde ich durch das
„Studium der Gemälde eines Titian, eines Veronese, mehr ler-
„nen, als durch Eure Lehre und Euer Beispiel? O, Eure zärt-
„liche Besorgniß für meine Zukunft ist so grausam!

„Doch nein, ich will mich nicht einem unnützen Kummer erge-
„ben. Ich will Euch lieber meine Reise erzählen von dem Augen-
„blick an, da ich Euch verlassen habe, bis zu diesem hier, da ich
„Euch schreibe. Es sind seitdem zwei Tage verflossen, aber mir

„dünken es Wochen und Monate. Das schöne, milchweiße Roß, „das Ihr mir zu meiner Reise geschenkt, schien meinen Kum„mer zu begreifen und mit mir den Schmerz der Entfernung zu „theilen. So verbrachte ich denn die ersten Wegstunden sehr trau„rig. Ich sah Nichts rings um mich her und war auch Nichts „zu sehen im Stande; aber, Gott sei Dank, ich brauchte auch „Nichts zu sehen; denn der Weg, den ich einherritt, war mir „und meinem Pferde schon seit langer Zeit bekannt und andrer„seits ist unser Flandern zwar ein treffliches Land, aber, — un„ter uns gesagt, Meister — schöne Landschaften sind eben nicht „seine glänzende Seite.

„Mein erstes Nachtquartier war in Mecheln, der saubern „oder wenn Ihr lieber wollt, der jungfräulichen Stadt; denn „Ihr wißt ja, daß sie sich selbst diesen Titel beilegte, weil sie „noch nie erstürmt worden ist. Dort fand ich Euch ganz wieder „in Euern acht Meisterwerken in der St. Johanniskirche, von de„nen ich Euch selbst mehrere Male habe sagen hören, daß Ihr „sie unter Eure besten Arbeiten rechnet.

„Meine zweite Nacht verbrachte ich in Eurer Villa zu Steen, „von wo aus ich Euch auch schreibe. Ich habe mich da ohne „weitere Umstände in dem kleinen, weinumrankten Thürmchen ein„quartiert, das Ihr mir gewöhnlich als Wohnung angewiesen. „Die Gegend rings umher ist ganz wieder so, wie ich sie vorigen „Sommer verlassen, und dieser Anblick hat mich schmerzlich berührt. „Denn dadurch bin ich an unsre langen Spaziergänge auf der „großen, weidenbepflanzten Wiese und in der langen Eichenallee „erinnert worden und an die unvergeßlichen Gespräche, in denen „Eure begeisterte Stimme mir das Heiligthum der Kunst erschlos„sen und mich in die tiefsten, innigsten Geheimnisse derselben ein„geweiht hat. Nie werden Eure Lehren aus meinem Gedächt„niß schwinden und vor Allem werde ich dessen eingedenk sein, „was Ihr mir so oft gesagt, daß ich mich lediglich an die Hi„storienmalerei halten solle. Ich selbst fühle, daß mir diese Gat„tung am meisten zusagt. Bei dieser Gelegenheit fällt mir auch „ein, daß ich vor meiner Abreise meinen Hauswirthen Befehl ge„geben habe, Euch drei historische Gemälde zuzustellen, die ich im „Verborgenen gemalt habe, um sie Euch anzubieten. Empfanget

„sie als einen schwachen, aber herzlich gemeinten Beweis meiner „Dankbarkeit und weist ihnen, als einer Erinnerung an mich, „einen Platz in Eurer Sammlung an; mögen sie dieselbe nicht „allzu sehr verunzieren!

„Lebt wohl, Meister! Dieser Brief ist schon allzulang und es „ist Zeit, ihn zu schließen. Wenn ich Euch all die Traurigkeit „schildern wollte, die mein Herz fühlt, all die Sehnsucht, von der „es sich zu Euch hingezogen fühlt, dann dürfte ich die Feder nie „aus der Hand legen, und doch ist Eure Zeit zu kostbar, als „daß Ihr sie mit dem Lesen meiner Epistel verlieren dürftet.

„Ich gedenke morgen Nacht in Löwen zu schlafen und ich werde „Euch von da aus wieder schreiben. Vergeßt des armen Reisen„den nicht und betet für ihn.

Van Dyck.

Am andern Morgen befand sich Rubens' Schüler in der That auf dem Wege nach Löwen. Van Dyck befand sich damals in dem ganzen Schönheitsglanz seiner Jugend und sein Künstler-Costume, obzwar ein wenig theatralisch, trug dazu bei, daß die körperlichen Vortheile, welche ihm die Natur verliehen, noch voller hervortraten. Er trug einen grünen Leibrock, ein violettes Beinkleid, perlgraue Zeugstiefel, und ein großer, rother Mantel hing in breiten Falten um seine Schultern. Eine weiße Feder wiegte sich zierlich auf seinem sammtenen Barett und stolz schlug ein Degen an seine linke Seite. Sein Sattel war zwar nur mit einfachem, perlgrauem Tuch überzogen; und zum Ersatz dafür waren aber Sporen und Gebiß glänzend vergoldet.

Der Reiter ließ das schöne milchweiße Roß, ein Geschenk, das ihm Rubens bei seiner Abreise gemacht, ganz nach seiner eigenen Laune gehen. Bald galopirte es unaufhaltsam durch die Wiese hin, bald wieder hielt es an, um das Gras, das an den Hecken hin wuchs, abzuweiden und nie ward es in seinem Willen, weder durch Zaum noch durch Sporen behindert. Eine Folge davon aber war, daß, nachdem unser Reisender, ohne anzuhalten, das schöne Dorf Perck mit seinen grünen Baumgängen durchritten, er sich plötz-

lich, als er aus einem dichten Gebüsch herauskam, in einer weithin sich dehnenden, offenen Ebene befand, deren eintönige Farblosigkeit nur hie und da durch einige Büsche unterbrochen ward. Kein menschliches Wesen ließ sich erblicken und so weit man am Horizonte hin sehen konnte, war auch keine menschliche Wohnung und auch durchaus nichts Anderes zu entdecken, was den Reisenden hätte in den Stand setzen können, sich zu orientiren und seinen Weg wiederzufinden. Es blieb ihm daher Nichts weiter übrig, als sein Pferd geradeaus gehen zu lassen, denn so mußte er doch endlich, wenn auch nicht an seinen eigentlichen Bestimmungsort, doch irgendwohin kommen. Nach einem mehrstündigen Ritt gewahrte er auch endlich in nicht allzugroßer Ferne die Spitze eines Kirchthurms und bald darauf kam er in Saventhem an, einem schönen Dorfe, das links ab von seinem wahren Wege und seitwärts von der Landstraße zwischen Brüssel und Löwen liegt.

Er und sein Roß nicht minder bedurften der Ruhe. Als er daher bis an die Kirche gelangt war, welche in dem höchsten Theil des Dorfes liegt, hielt er sein Pferd an und ließ seine Augen überall umherschweifen, um ein Haus zu suchen, dessen äußere Erscheinung wohlgefällig genug sei, um einen Fremden dazu einzuladen, daß er die Gastfreundschaft seiner Bewohner in Anspruch nehme. In einer geringen Entfernung von der Kirche fand er eins, das ihm gleich beim ersten Blick durch seine echt ländliche Anmuth gefiel. Schon hatte er die Zügel seines Pferdes nach dieser Seite hin gewandt, als die große, graue Thür von innen geöffnet ward und ein junges Mädchen auf die Hausschwelle trat. Kaum hatte Van Dyck diese schöne Erscheinung wahrgenommen, so hielt er auch sein Pferd kurz an.

Mit einem einzigen Blick seiner Augen, aber den Augen eines Van Dyck und noch dazu eines Van Dyck in seinem zwanzigsten Jahre, hatte unser junge Mann ein bezaubernd schönes, blaues Auge, ein goldfarbnes Haar, ein frisches Gesicht, einen großen und schlanken Wuchs und eine unbeschreibliche Anmuth entdeckt, lauter Schönheiten, welchen die bescheidene Kleidung der Bäuerin noch einen Reiz mehr verlieh. Der unerwartete Anblick eines Fremden, der noch dazu seine Blicke nicht von ihr abzog, hatte dem jungen Mädchen ein blendendes Roth auf die Wangen gejagt, das noch tiefer und

glühender wurde, als Van Dyck, der von seinem Pferde abgestiegen war, mit dem Barett in der Hand an sie herantrat. Sie hörte nicht ein Wort von der Frage, die er an sie richtete, so verwirrt und verlegen war sie; aber eine kräftige Mannesstimme kam ihr bald zu Hilfe und antwortete an ihrer Statt auf die Frage des Reisenden:

— Mein schöner, fremder Herr, Ihr seid hier beim Vater Lescaert, dem Gemeindeschreiber und Kirchenvorstand des Dorfes Saventhem, um Euch zu dienen.

Bei diesen Worten hatte der ehrenwerthe Gemeindeschreiber und Kirchenvorstand höflich seine Mütze abgenommen und fuhr dann fort:

— Entschuldigt die Kleine; sie ist halt ein schüchtern Ding. Es kommen eben nicht oft Fremde in unser Dorf und so ist sie durch Eure Gegenwart ganz in Verwirrung gerathen. Geh, Gudula, mein Kind, geh zur Großmutter und sag ihr, sie soll ein Paar Krüge von ihrem besten Faro herausgeben; denn, sagte er und wandte sich bei diesen Worten wieder zu Van Dyck, ich will doch wohl meinen, daß Ihr und Euer Pferd beim Vater Lescaert bleiben werdet. In unserm Saventhem gibt es keine Herberge für Fremde zum Uebernachten und es ist schon viel zu spät, als daß Ihr heute noch nach Löwen kommen könntet.

Van Dyck, wie man leicht denken kann, hütete sich sehr, die Gastfreundschaft, die man ihm so herzlich anbot, auszuschlagen. Im Gegentheil war es vielmehr, seitdem er seine Unbekannte, seine Fee, kurz, da wir ja ihren Namen wissen, seine Gudula anbetete, sein sehnlichster Wunsch, in ihrem Hause Aufnahme zu finden. Das junge Mädchen ihrerseits hatte sich den Befehl ihres Vaters nicht erst wiederholen lassen, sondern war nach seinen ersten Worten, gleich einer aufgescheuchten Hindin, entflohen, froh, ihre Verwirrung und die Röthe ihrer Wangen im Innern des Hauses verbergen zu können.

Der alte Gemeindeschreiber führte nun seinen Gast und dessen Pferd mit eignen Händen in sein Haus ein; das letztere ward im Stalle vor einer reichlich mit Hafer und Heu versehenen Krippe untergebracht, der erstere dagegen in eine Küche geführt, in der eine schöne, alte Frau mit ehrwürdigem, weißem Haar ihn freundlich begrüßte.

— Mutter Kenau, sagte der Gemeindeschreiber zu seiner Schwiegermutter, als er eintrat, hier hat uns der liebe Gott einen Gast

geschickt; Ihr werdet Sorge für ihn tragen und ihm das beste Bett im Hause geben.

— Er ist in Gott willkommen, entgegnete die Alte, und soll das Zimmer unseres Vetters Bavon haben, der gerade heute morgen wieder nach St. Treuden (St. Trond) abgereist ist.

— Wird er bald zurückkommen, Großmutter? frug Gudula leise.

— Pfui! antwortete die Großmutter leise, aber zornigen Tones; schickt es sich wohl für ein junges Mädchen, nach so etwas zu fragen?

Gudula erröthete bis in das Weiße der Augen hinein und flüchtete in die andere Ecke des Gemaches. Van Dyck, der weder die Frage des jungen Mädchens noch die Antwort der Großmutter hatte hören können und nur das neue Erröthen des jungen Mädchens bemerkte, die er in demselben Augenblick gerade angesehen hatte, glaubte, er sei die Ursache dieser neuen, liebenswürdigen Verlegenheit. Gudula erschien in seinen Augen dadurch nur um so reizender und so trug das, was, wenn er es richtig zu deuten gewußt hätte, den Pfeil, der sein Herz so plötzlich getroffen, eben so rasch auch wieder herausgerissen hätte, nur dazu bei, ihn noch tiefer einzubohren.

Wie noch heute, so war auch damals auf dem Lande und in den kleinen Städten Flanderns die Küche, in welche unser Reisende geführt worden war, das gemeinsame Wohnzimmer. Aber obgleich täglich und stündlich benutzt, verletzte doch Nichts in demselben das an Harmonie gewöhnte Auge des Malers; vielmehr erglänzte überall die Ordnungsliebe und Sauberkeit der Flamänder. Symmetrisch ihrer verschiedenen Höhe nach auf einem saubergebohnten, nußbaumenem Gestell geordnet, leuchteten die zinnernen Bierkrüge, Teller und andren Geräthschaften wie Silber und gaben dem ganzen Gemache einen Anschein von Wohlstand, ja sogar Luxus, der dem Auge erfreulich und wohlthuend war.

Man verbrachte den Abend in stiller, patriarchalischer Weise an der Ecke des ländlichen Herdes. Die Honneurs der Unterhaltung zu machen, überließ man natürlich dem Reisenden und dieser erfüllte auch seine Schuldigkeit vollkommen. Er erzählte die großen, unsern Lesern schon bekannten Abenteuer seines Tages, wie er sich auf den Feldern verirrt und sich dann wieder zurecht gefunden habe, lauter Dinge, die der Fassungskraft seiner Zuhörer angemessen waren. So

lange er nun davon sprach, verstanden sie ihn auch vollkommen; als er aber in seiner Reisebeschreibung auf Steen zu sprechen kam, wo er die vorige Nacht zugebracht hatte, und mit dem Tone der innigsten Anhänglichkeit und der begeisterten Bewunderung von seinem großen Meister Rubens zu sprechen anfing, da hörte man nicht mehr auf ihn.

— Rubens! wiederholte Gudula leise und neigte sich zu dem Ohr ihrer Großmutter; wer ist das, Großmutter?

— Frage Deinen Vater, erwiederte die Alte; ich höre den Namen zum ersten Male in meinem Leben.

Der Gemeindeschreiber wußte eben nicht mehr, als seine Schwiegermutter und seine Tochter; aber, da er seine Unwissenheit nicht an den Tag legen wollte, so that er, als hörte er Gudula's Frage nicht und lächelte auf Van Dyck's Worte mit der Miene eines Mannes, der die Sache trefflich versteht. Der große Künstler, dessen Name an den Höfen Frankreichs, Spaniens, Italiens, Englands, kurz des ganzen civilisirten Europa widerhallte, war seinen Landsleuten unbekannt, und das, so zu sagen, vor der Thür seines eigenen Schlosses! O Leere menschlicher Größe und irdischen Ruhmes!

Aber Van Dyck war weit entfernt, die Unwissenheit seiner Wirthe zu bemerken oder auch nur zu ahnen. Wie sollte er auch glauben, daß Gudula Rubens' Namen nicht kennen solle? Sie war ja so schön, und für den Künstler ist die Schönheit, dieser Abglanz der Wahrheit, ja stets eine Berechtigung, auch geistige Bildung, Wissen, ja sogar Genie, kurz moralische Vollkommenheit vorauszusetzen. Ach! leider ist diese Vereinigung körperlicher und geistiger Schönheit, diese Eintracht von Seele und Körper, eine der seltensten Seltenheiten auf Erden und eigentlich existirt sie nur in den heiligen Traumgebilden erhabener Geister und glühender Herzen.

Die Anwesenheit der schönen Tochter des Gemeindeschreibers veredelte in Van Dyck's Augen die prosaischen Einzelnheiten dieses ganz alltäglichen Hauses, und der Zauber, der den ganzen Abend seinen Geist gefangen gehalten, dauerte auch die ganze Nacht hindurch. Sein Schlaf war nur ein langes Träumen von Gudula, und seine Träume waren nur Idyllen eines Verliebten. Schon sagte er Rubens und dem Ruhme Lebewohl; schon gab er im Geiste seine langen Reisen, seine schweren Arbeiten, als eben soviel nichtige und

eitle Dinge auf. Er beschränkte seine Wünsche fortan auf eine stille Ehe; er wollte von nun an sein Leben unter dem friedlichen Schatten von Saventhem ruhig dahinfließen sehen. Ach, Du armer genialer Maler! Vergiß doch nicht, daß Du nicht einmal reich genug bist, um von Deinem gastfreundlichen Wirth als Eidam genehmigt zu werden! Und Gudula's Liebe? . . . Ja bei Gott, der Gudula und die Sonne geschaffen, an Gudula's Liebe zweifelte unser arme Künstler nicht im Mindesten.

Als am andern Morgen Van Dyck, müde der strahlenden Luftschlösser, die er gebaut, sich von seinem Lager erhoben und das Morgenmahl mit seinen freundlichen Wirthen eingenommen hatte, that er, als wollte er sich entfernen; der Gemeindeschreiber aber hielt ihn zurück und sagte:

— Ist mein Haus und dessen Kost nicht gut genug für Euch und Euer Roß, daß Ihr so schnell schon wieder abreisen wollt. Wenn Ihr zufrieden mit uns seid, so ruht Euch einige Tage aus bei uns.

Van Dyck ließ sich, wie es uns die Leser leicht glauben werden, nicht lange bitten, um zu bleiben. Sah er ja Gudula wieder, die, durch einen, von keinen Träumen beunruhigten Schlummer gestärkt, an Frische und Liebreiz noch gewonnen hatte. Der Lauf des Morgens verschaffte sogar dem glücklichen Maler die Gelegenheit, sich mit dem Gegenstand seiner Anbetung allein zu befinden. Was er ihr während dieser Zeit sagte? Niemand war da, um es zu hören, Niemand also hat es uns wiedererzählen können. Aller Wahrscheinlichkeit nach sang er Gudula wohl das ewig gleiche Lied vor, das alle Verliebten beim Beginn ihrer Leidenschaft im Herzen dichten, ohne daß er jedoch sich bis an die äußersten Grenzen einer deutlichen Liebeserklärung gewagt zu haben scheint. Nur Eines glauben wir mit Sicherheit behaupten zu dürfen, daß er nämlich nicht so fad und modern sentimental war, wie ihn Kind in seinem „Van Dyck's Landleben" darstellt. Was Gudula betraf, so erwiederte sie auf Alles, was ihr Van Dyck sagte, durchaus Nichts; ob sie seine halben, andeutenden Reden allzuwohl, oder ob sie sie gar nicht verstanden hatte, — wer weiß das? Ihr Auge war starr auf das Fenster geheftet und sie schien in tiefes, träumendes Sinnen versunken zu sein; dabei hatte sie ein ernstes, nachdenkliches Wesen, das geeignet war, selbst die verwegensten Hoffnungen zu rechtfertigen.

— Sie hat mich begriffen! sagte daher unser Maler freudig zu sich selbst; und da sie in ihrem Stillschweigen beharrte, so wagte er sich mit der Frage heraus:

— Woran denkt Ihr, Gudula?

— Ich denke, erwiederte in aller Naivetät das junge Mädchen, daß meine Großmutter mich ausschelten wird; ich habe vergessen, den Hühnern ihr Futter zu geben.

Und bei diesen Worten enteilte sie, flüchtig und rasch wie ein Pfeil, aus dem Zimmer und einige Augenblicke darauf konnte man sie in der That im Hofe sehen, wie sie mit beiden Händen voll Hafer den Hühnern ihr Futter streute.

Van Dyck sah hierin nur eine Ausflucht, die ihm ein neuer bewunderungswürdiger Beweis der Unschuld und Bescheidenheit Gudula's schien, und indem er seine Arme auf die Brüstung des Fensters lehnte, folgte er entzückten Auges allen Bewegungen der jungen Bäuerin. Unsre Leser werden ihn vielleicht eben so dumm finden, als Gudula naiv war; kann sein, aber, — und das ist seine beste Entschuldigung — er war verliebt.

Binnen zwei Mal vierundzwanzig Stunden hatte Van Dyck wohl schon zehn Portraits von Gudula entworfen, aber nicht eines befriedigte ihn, denn nicht ein einziges gab, wie er meinte, all die Anmuth und all die Vollkommenheit wieder, mit der er sie in seinem Herzen begabte. Die alte Großmutter, die ein Bild ihrer Enkelin um so lieber gehabt hätte, da sie dieselbe bald durch eine Heirath entfernt zu sehen fürchtete, konnte ihr Bedauern über die Vernichtung der zehn Entwürfe nicht zurückhalten und meinte von jedem Versuche, er wäre vollkommen gelungen. Aber dem verliebten Maler lag gar Nichts daran, so schnell fertig zu werden; denn indem er die Sache in die Länge zog, vermehrte er die Zahl der Sitzungen, die Gudula ihm geben mußte, und gewann Zeit, seinen Aufenthalt zu verlängern. Welches meisterhafte Portrait sollte das werden! Welch hohe Idee von seinem Modell trug der Maler aber auch in seinem Herzen!

Indessen war es im Dorfe ruchbar geworden, daß der Gast des Gemeindeschreibers ein „Bildermacher" sei. In Folge dessen stattete ihm denn der Geistliche des Dorfes in Begleitung der Schöffen und anderer bedeutenden Personen des Kirchspiels eines Morgens einen Besuch ab und bat ihn um ein Gemälde für seine Kirche.

— Sie ist eben neu geweiht worden, sagte er als letzten entscheidenden Grund, wird also Eurer Arbeit alle Ehre machen.

Man einigte sich um so leichter, als der Maler in seiner gewöhnlichen Uneigennützigkeit auf jede Bezahlung seiner Mühe von vorn herein verzichtete und sich glücklich erklärte, durch irgend Etwas seine Dankbarkeit für die rührende Gastfreundschaft zu beweisen, die ihm in Saventhem zu Theil geworden. Gleich am andern Tage begab er sich an die Arbeit. Nach der Sitte jener Zeit war ihm, wie allen Malern, die für Kirchen und heilige Gegenstände arbeiteten, der Stoff seines Gemäldes bestimmt und nur die Ausführungsweise freigelassen worden. Der Schutzheilige der Saventhemer Dorfkirche war der heilige Martin, also mußte Etwas aus dem Leben St. Martin's gemalt werden. Van Dyck beschloß, dem Heiligen seine eigenen Züge, sein eigenes Costume, ja sogar sein milchweißes Roß, das Geschenk seines Meisters Rubens, und zwar mit Allem, was dazu gehörte, perlgrauem Sattel, nebst vergoldeten Sporen und Gebiß, zu geben.

Doch halt, ehe wir weiter gehen, ist es nicht mehr als billig, daß wir unsern Lesern das beschreiben, was der eigentliche Stoff dieser kleinen Erzählung ist, nämlich das Van Dyck'sche Gemälde, wie es noch heute in Saventhem zu sehen ist. Wir hoffen ihnen damit um so mehr einen Dienst zu erweisen, als selbst von den Reisenden, die Belgien besuchen, nur die Wenigen, welche Künstler oder Kunstliebhaber von Profession sind, sich in das von der Landstraße abgelegene Dorf verirren.

Der Heilige nimmt gerade die Mitte des Gemäldes ein. Seine Brust ist mit einem Harnisch bedeckt, seine übrige Kleidung ist ein grüner Leibrock, violettes Beinkleid, perlgraue Zeugstiefel und ein rother Mantel, ganz so, wie unsre Leser Van Dyck's Kleidung beschrieben gefunden haben; selbst das Sammetbarett mit der wehenden weißen Feder fehlt nicht. Das Pferd hält seinen Kopf gesenkt und stampft vor Ungeduld mit den Füßen; man sieht, daß es wider seinen Willen angehalten worden ist. Zu den Füßen des Rosses und fast unter denselben befindet sich ein an allen Gliedern Gelähmter, der sich mühsam von seinem Düngerhaufen aufrichtet, um dem Reiter den Mantel abzureißen. Ein abscheulicher, zerlumpter Krüppel ohne Beine und Schenkel und mit einem in Binden eingewickelten

Kopfe rutscht auf seinen Händen herbei, um auch seinen Theil von dem Mantel zu haben; sein unedles Profil, auf dem man keine Stirn erblickt, trägt den Ausdruck der Habgier und des Elends. Die edlen schönen Züge des Heiligen treten durch diesen Contrast mit der scheußlichen Häßlichkeit des Bettlers nur noch strahlender hervor. St. Martin ist mit sehr blondem Haar dargestellt, wie es Van Dyck ebenfalls hatte; seine blauen Augen sind voll Sanftmuth; um seinen Mund liegt eine zarte Melancholie, und mit einem tiefen, echt christlichen Mitleid blickt er auf die beiden Nothleidenden herab, die zu seinen Füßen kriechen. Er hat ein Schwert in der Hand, aber nicht, um die Bettler zu entfernen, sondern um den Mantel, den sie einander streitig machen, zwischen ihnen zu theilen. Der Heilige ist nicht allein, sondern zu seiner Rechten erblickt man einen Reisegefährten, von dem man aber nur den Oberleib sieht; er ist ebenfalls in Grün gekleidet, sitzt auf einem kastanienbraunen Pferd und trägt das Schwert an der Seite, wie ein echter Edelmann aus der „alten guten Zeit.“ Sein Gesicht hat einen strengen, fast harten Ausdruck; er ist offenbar über die Leutseligkeit und Milde des Heiligen eben so erstaunt, als er über die Frechheit der beiden Krüppel erzürnt ist. Im rechten Hintergrunde des Gemäldes erhebt sich ein, nur mit wenigen Strichen angedeutetes Gebäude, dessen gelbliche Färbung auf dem himmelblauen Grunde stark hervortritt. In der Luft schweben einige dunstige Wolken, die mit weiser Berechnung angebracht sind, um die Figuren des Gemäldes kräftiger hervorzuheben und den Farben mehr Glanz zu verleihen.

Obgleich diese Jugendarbeit Van Dyck's sicherlich nicht einen Vergleich mit den Meisterwerken, die sein Pinsel in reiferem Mannesalter schuf, aushalten kann, so findet man doch schon die Hauptkennzeichen seines eigenthümlichen Talents darin: minder Kraft, minder Gluth, als bei seinem großen Lehrmeister Rubens, aber mehr Feinheit, einen edleren Ausdruck, eine correctere Zeichnung, mehr Wahrheit in der Farbengebung; die Haltung aller Personen ist so einfach, so natürlich, so tadellos. Seht, wie diese Köpfe voll Leben sind, wie diese Lippen bereit sind, sich zu öffnen und den Beschauer anzureden; und diese Augen, zwar gesenkt, sind aber doch so gluthvoll, daß, wenn sie sich auf uns richteten, wir unsern Blick niederschlagen müßten.

Wir wollen unsrem Leser die Beschreibung der Feierlichkeit ersparen, welche der Pfarrer und die Schöffen des glücklichen Dorfes Saventhem veranstalteten, als Van Dyck sein Gemälde vollendet hatte, und es in der Kirche seinen Platz über dem Altare erhalten konnte. Es war ein ländlicher Aufzug, wie man ihn im katholischen Süddeutschland noch heutzutage sehen kann, wenn es gilt, die Kirchweihe und das Fest des Schutzheiligen zu feiern. Die Bauern von Saventhem hatten eben einen Feiertag mehr, als gewöhnlich, und zwar noch einen bessern als jeder andere; da der Pfarrer, die Schöffen und der Gemeindeschreiber sich angegriffen und einige Fässer guten Bieres zum Besten gegeben hatten, das des Abends unter Musikschall und mit festlicher Beleuchtung der Kirche und des Dorfes getrunken wurde, während die Jugend sich in fröhlichem Tanze erlustigte. Die Kunst hatte an all dieser Lust keinen eigentlichen Antheil; denn die elendste Schmiererei des erbärmlichsten Stümpers hätte derselben Ehren theilhaftig werden können, wenn sie den Schutzheiligen der Dorfkirche dargestellt hätte. Unserem Van Dyck aber lag daran gar Nichts; er genoß seines Triumphes in vollem Maße; denn ihm war es die süßeste aller Belohnungen und die schmeichelhafteste aller Ehren, den ganzen Abend mit Gudula tanzen zu können. In den Augen des jungen Mädchens, das nicht einen Tanz aussetzte und die letzte war, die den Ball verließ, glänzte das Vergnügen mit seiner ganzen Trunkenheit und verlieh ihr einen neuen, lebendigeren Reiz. Der verliebte Maler war außer sich vor Entzücken; Hoffnung und Freude strahlten auf allen seinen Zügen.

— Großmutter, sagte Gudula zur Mutter Kenau, als sie nach Hause gekommen war und sich zum Schlafengehen anschickte, es ist doch recht Schade darum, daß Vetter Bavon nicht mit beim Feste war! Dann hätte ich erst rechte Lust gehabt, wenn ich mit ihm hätte tanzen können.

— Hast Du ihn denn so lieb?

— Ach ja, Großmutter, recht, recht sehr lieb.

Van Dyck verbrachte die Nacht in einem Zustande unbeschreiblicher Aufregung. Nun hatte sich für ihn die ganze Lage der Dinge geändert; nun seinem Gemälde ein solcher Triumph zu Theil gewor-

den, nun konnte man ihm, dem Schöpfer eines gekrönten Meisterwerkes, auf seine Bewerbung um Gudula's Hand, doch keine abschlägige Antwort mehr geben. Nun konnte er sicher sein, daß er den Gegenstand all seiner Träume, seiner Wünsche besitzen werde. Fast schwindelte ihm der Kopf bei diesem Gedanken, und es war nun nicht mehr seine Armuth, über die er erschrack, sondern die Größe seines Glückes.

Zugleich ward nun ein andrer Zweifel in seiner Seele wach. Sollte er sich an den Vater wenden, ehe er sich von den Gesinnungen des jungen Mädchens eine festere Ueberzeugung, eine höhere Sicherheit verschafft hatte? Denn im Grunde genommen, hatte er eigentlich nur noch in sehr unklaren Ausdrücken mit Gudula von seiner Liebe gesprochen. Er hatte wohl geglaubt, sie habe ihn begriffen, aber, dachte er jetzt, wie leicht konnte er sich getäuscht haben! Aber nein, nein! . . . Das Uebermaß seines Glückes allein machte ihn ungläubig, erwiederte er sich bald; sein Mißtrauen sei thöricht, wahnsinnig; es könne keinem Zweifel unterliegen, daß ihn Gudula liebe. Ihr Stillschweigen, ihr träumerisch sinnendes Wesen, wenn er mit ihr sprach, waren das nicht lauter deutliche Beweise ihrer stillen Liebe? Er beschloß daher kurz und gut, sich geradezu an den Vater zu wenden, damit der Tochter das Vergnügen der allerunerwartetsten Ueberraschung bleibe.

Als aber der andere Morgen und mit ihm der Augenblick gekommen war, da dieser neue Cäsar der Liebe den Rubicon überschreiten sollte, da fehlte ihm im entscheidenden Momente der Muth und er verschob die Sache auf den folgenden Tag. An diesem folgenden Tage aber war Vater Lescaert, der Gemeindeschreiber, auf Reisen, und zwar hatte er sich, wie man einander im Hause leise zuflüsterte, nach St. Trond begeben. Als er zurückgekommen war, ja da war er zu müde von der Reise und man mußte ihm wohl Zeit gönnen, sich von seinen Strapazen zu erholen. So vergingen dann noch mehrere Tage, während welcher der Vater Lescaert und Mutter Kenau häufig verstohlen mit einander zischelten und flüsterten. Gudula schien durch diese geheimnißvollen Berathungen durchaus nicht beunruhigt zu werden, im Gegentheil schien sie entzückt davon. Sie ging den ganzen Tag mit freudestrahlendem Antlitz im Hause umher und sang mit heller Stimme ihren ganzen Liederschatz.

Endlich hatte Van Dyck allen Muth seines Herzens zusammengerafft und trat eines Morgens in aller Frühe in das kleine Zimmer, das dem Gemeindeschreiber als Amtssaal diente. Da der Schritt, den er zu thun im Begriffe war, für ihn die höchste Wichtigkeit hatte und seine ganzen geistigen Fähigkeiten in Anspruch nahm, so war seine Haltung nicht die gewöhnliche, vielmehr paßte sein Aussehen zu dem feierlichen Ernst des Augenblicks.

— Ei, mein werther Gast, sagte Vater Lescaert, dem Van Dyck's ungewöhnliche Bleiche und seine verwirrte Haltung auffiel, Ihr habt mir ganz das Aussehen, als brächtet Ihr irgend eine böse Botschaft; ich will doch hoffen, daß Ihr wenigstens nicht daran denkt, uns zu verlassen.

— Nein, Vater Lescaert, ganz im Gegentheil.

— Desto besser, mein Sohn, desto besser. Es hätte mir Leid gethan, Euch nicht bei der Hochzeit zu sehen.

— Hochzeit? Wessen Hochzeit? frug der Künstler erbebend und mit pochendem Herzen.

— Bah, bah! Stellt Euch nur nicht so an, als hättet Ihr in der langen Zeit, die Ihr bei uns seid, noch Nichts gemerkt!

— Gemerkt? Was sollte ich gemerkt haben?

— Ei nun, daß ich sie verheirathen will, meine gute Kleine; das arme Kind hat schon so lange Lust dazu.

— Ich kam gerade . . .

— Um mir Euern Glückwunsch dazu abzustatten, nicht wahr? Ich habe mir gleich gedacht, daß Ihr Alles errathen habt. Ja, mein Sohn, man verheirathet seine kleine Gudula. Man braucht Euch nun wohl nicht erst zu sagen, mit wem.

— Doch sagt: sollte es etwa . . . .

— Ihr habt's getroffen, mein Lieber, Vetter Bavon ist's. Eine treffliche Partie, meiner Treu. Ich war dieser Tage in St. Trond, um seine Wirthschaft mir zu betrachten. Bei St. Martin, unsrem guten Schutzheiligen, er ist der reichste Müller im Lande. Sie hat ihn aber auch lieb. . . Nun Ihr könnt's ja selbst gemerkt haben. . . Aber das ist auch ganz natürlich. Kann es für eine Frau ein glücklicheres Loos geben, als Besitzerin einer schönen Mühle zu sein?

* * *

Einige Stunden nach diesem Gespräch galopirte ein Reiter auf seinem milchweißen Rosse mit verhängten Zügeln auf der Landstraße nach Löwen zu. — Acht Tage später sprach man in der ganzen Gegend nur von der schönen Müllerin von St. Trond.

Ob wohl des großen Künstlers Traum nicht das wahre Glück war? Wer möchte es mit Bestimmtheit verneinen, denn, wie der schon erwähnte Kind in seinem Stücke über diesen Stoff sagt:

„Was beut, für schöne Täuschung, Wahrheit oft?"

Die Rache der Circe.

I.

Die Gräfin V., die Gemahlin des Gouverneurs der mailändischen Staaten im Jahre 1701, hatte ihren Palast dem Adel geöffnet. Kaum hatte die sechste Abendstunde geschlagen, als schon die Menge der Gäste die beiden ungeheuern Säle füllte, welche man den Ballsaal und den Baldachinsaal nannte und welche damals nur bei Gelegenheit großer, feierlicher Gesellschaften geöffnet wurden. Die ältern Frauen, nach spanischer Mode gekleidet, nahmen die zweite Reihe der Stühle und Sessel ein, während die vordere Reihe für die jungen und schönen Damen leer gelassen wurde, sich aber bald füllte. Die einen tauschten mit einander unter einem herkömmlichen Lächeln tiefe Verbeugungen aus, die andern beschäftigten sich damit, kleine silberne Wärmebecken, die einen Augenblick zuvor an ihren Armen gehangen hatten, unter ihre Füße zu stellen; denn das fortwährende Aus- und Eingehen der Gäste und Dienerschaft war Schuld daran, daß die Thüren stets offen standen, und es drang daher eine eisige Kälte in die Säle.

Unter den zahlreichen jungen Schönheiten, welche die Göttinnen der Modewelt waren, bemerkte man eine reizende Wittwe. Frau von Fioramente, eine schöne Brünette mit großen Augen, hatte, um der Mode jener Zeiten nachzuleben, unter einer eleganten, blonden Perücke, die mit röthlichen Bandschleifen verziert war, ihre rabenschwarzen Haare verborgen. Diese goldnen Locken, die ihr wunderschönes, echt südlich gefärbtes Gesicht umgaben, verliehen ihm einen überaus eigenthümlichen Reiz; man hätte sie für eine von Aehren umgebene Rose halten mögen.

Eine ganze Schaar von Anbetern drängte sich um die schöne Wittwe und jeder suchte ihr auf besondere Weise seine Huldigungen

darzubringen. Die Einen konnten nicht genug Bewunderungsformeln für die Zartheit des Geflechtes ihrer aus Goldfäden gewobenen Schärpe finden; Andre wieder rühmten bis zum Uebermaße die schöne frühlingsgrüne Färbung ihres Atlaskleides; Alle aber suchten ihr in möglichst beredten Worten zu schildern, wie sehr während einer kurzen Abwesenheit der schönen Wittwe, sie nach ihr geschmachtet hatten.

— Ich habe meine Tage damit verbracht, sagte der Eine, eine jetzt welke Blume zu betrachten, die ich vergangene Woche Ihrem Bouquet entwandt habe.

— Ich habe Verse zu Ihrer Verherrlichung geschrieben.

— Ich habe Gedichte gelesen, die Ihnen gewidmet worden sind; aber weder Phillis noch Chloe kann sich mit Ihnen vergleichen und diese faden Reimereien haben mich dermaßen ermüdet, daß ich das ganze Buch in's Feuer geworfen, nachdem ich vorher die erste Seite desselben aufgehoben hatte, weil sie Ihren schönen Namen Olivia trug.

— Sie hätten das ganze Buch verbrennen sollen, Mylord. Was will ein schöner Name sagen? Es gibt deren so viele.

— O, Signora, der Name ist gleichsam ein Spiegel, der das Bild der angebeteten Frau in unsrem Gedächtnisse wiederstrahlt.

— Ich habe, — sagte, sich auf den Zehen hin und her wiegend, ein französischer Edelmann, der Chevalier D'Etournel, — ein Ungeheuer von Häßlichkeit gekannt, das sich Egle nennen ließ, während ein reizendes Geschöpf, das ich kannte, Susanne hieß. In diesem Falle, Mylord Douglas, war der Name eben nicht ein Spiegel der Schönheit.

— Ja, aber er war eine günstige Larve, sagte lachend ein venetianischer Adliger, Graf Emilio.

— Ich ziehe es vor, wenn man die Larve ungestraft ablegen und ein Gesicht zeigen kann, das seine Reize nur der Natur verdankt.

— Der Natur, Chevalier! Die Menschen hören ja nie auf, die Natur zu beleidigen, mag sie sich nun als eine Stiefmutter oder als eine Wohlthäterin gegen sie benommen haben. — „Natur," sagen sie, „Du hast mir wunderschönes Haar gegeben, — wie es z. B. das Haupt der Frau von Fioramente schmückt; — zum Dank

dafür will ich es unter einem erborgten Haare verstecken, um es besser zu bewahren. Du hast Deine schönsten Rosen auf meinem Gesicht erblühen lassen; — müßten nicht die prachtvollsten Rosen eines Gartens vor der Farbe der Wangen der Frau von Fioramente erbleichen? —; nun ich will sie begeistert anbeten, indem ich sie hinter einer Schichte künstlicher Rosen verberge.“ Das ist wahrhaftig eine bisher ganz unbekannte Art von Geiz.

— Aber, theurer Graf Emilio, welche Dame hier im Saale macht sich nicht dieser Sünde schuldig? Ich meinerseits bin kein so eifriger Vertheidiger der Naturschönheiten. Ich liebe diese kleinen Zaubereien, deren sich die Frauen bedienen, um uns in ihre Bande zu schlagen. Sie legen Schminke auf, um uns ihre Aufregung zu verbergen; sie sind blond in den Augen der Welt, um ihr dunkles Haar nur den Augen ihres Geliebten zu zeigen. Und durch diese kleinen unschuldigen Künste gelingt es ihnen dann, unsre Herzen zu unterjochen.

— Armer Chevalier! Das Ihrige scheint vollkommen in Ketten zu liegen.

Diese witzelnde Unterhaltung ward durch das Herannahen des Herrn Syndicus unterbrochen, der mit feierlichen Schritten auf Frau von Fioramente zutrat. Dieser übrigens langweilige Würdenträger nämlich, der in Italien die Functionen eines Ceremonien-Meisters zu erfüllen hatte, war in jenem Augenblick damit beschäftigt, die Personen zusammenzubringen, welche vor der Frau Staats-Gouverneurin einen Vierundzwanziger-Tanz aufführen sollten. Der Syndicus wählte dazu ganz nach seinem Belieben zwölf bevorzugte Damen und eben so viele glückliche Herren aus, und wenn irgend ein Cavalier in dem Tanze mit der oder jener Dame vom Hofe aufzutreten wünschte, so mußte er zuerst die stets mit großem Eifer nachgesuchte und sehr häufig abgeschlagene Erlaubniß des Herrn Ceremonienmeisters erhalten.

Lord George Douglas und der Chevalier D'Etournel hatten beide Frau von Fioramente zum Gegenstande ihrer Wahl gemacht und hatten sich mit ihrem Gesuche fast in ein und demselben Augenblick an den hohen Würdenträger gerichtet, der in letzter Instanz über alle dergleichen, am Hofe sich ereignenden Streitigkeiten richtete.

— Wir sind Rivalen, murmelte der Chevalier Lord George

in's Ohr; ich bin ungeduldig, Mylord, zu wissen, wem von uns beiden der Sieg verbleiben wird.

Der Ceremonien-Meister blieb vor Frau von Fioramente stehen, machte ihr eine tiefe Verbeugung, wandte sich sodann nach Lord Douglas zu und zeigte ihm die schöne Wittwe mit dem Finger. Der schottische Edelmann griff eifrig nach Olivia's Hand, während der Chevalier D'Etournel vor Verdruß hochroth ward, die Stirn zornig runzelte und sich auf die Lippen biß.

Ein langsamer, majestätisch-bedächtiger Marsch war der Beginn des Vierundzwanziger-Tanzes. Dann kam jedes der Paare in die Mitte des Saales und machte dort einige tiefe Verbeugungen, und nach diesen wurden verschiedene Tanzfiguren mit Eleganz und Präcision ausgeführt. Die Anwesenden bildeten um die Tanzenden her einen weiten Kreis und ihre Blicke folgten den mannigfach wechselnden Pas eines jeden Paares mit gespanntester Aufmerksamkeit. Von Zeit zu Zeit unterbrach ein beifälliges Gemurmel das Stillschweigen. Dies Zeichen der Bewunderung kam jedoch nur von den Lippen der Männer, die ihre Begeisterung sogar durch das Schwenken ihrer Hüte mit ihren langen Federn kund gaben. Die Damen dagegen bemühten sich nur, die Gefühle des Neides und Verdrusses zu unterdrücken, welche der Triumph ihrer Rivalinnen und der von ihren eigenen Anbetern jenen gezollte Beifall in ihrer Brust erweckten. Ein ähnlicher Marsch, als mit dem der Tanz begonnen hatte, endigte ihn auch. Mylord Douglas führte Frau von Fioramente auf ihren Platz zurück, und derselbe dichte Schwarm von Anbetern, der die schöne Wittwe vorhin umringt hatte, schaarte sich von Neuem um sie, um sie mit Complimenten wegen des Talentes zu überschütten, das sie an den Tag gelegt, indem sie sich der so schwierigen Aufgabe, den Tanz anzuführen, so glücklich entledigt hatte. Alle diese Herren vergaßen absichtlich Mylord Douglas zu erwähnen, der sich zwar in stiller Bescheidenheit bei Seite hielt, der aber mit vollem Rechte auf die Hälfte dieser Lobeserhebungen hatte Anspruch machen dürfen; ja es wurden sogar einige ungerechte Spottpfeile gegen ihn geschleudert. Der Chevalier D'Etournel, der neben Olivia's Sessel stand, lachte höhnisch vor sich hin und sagte dann zu den Spottenden.

— Wie, meine Herren? Sie wagen es, die wunderbar sel

tene Geschicklichkeit Mylord's zu tadeln? Was war denn an seinen gekünstelten Stellungen auszusetzen? Wahrhaftig ein Zögling des Pariser Ballets hätte nicht mehr Anmuth an den Tag legen können und das edle Publikum dieser Säle würde sich sehr ungerecht bezeugen, wenn es klagen wollte.

— Das Publikum! . . . Sollten sich der Herr Chevalier etwa einbilden, daß ich zur Unterhaltung der Gesellschaft getanzt habe? Ich glaube, bis jetzt durch mein Benehmen Niemanden Veranlassung zum Spott gegeben zu haben und wenn irgend Jemand hier mit einem Seiltänzer verglichen werden kann, so bin ich es sicher nicht.

— Mylord werden mir erlauben, die Anspielung nicht auf mich zu beziehen. Die Franzosen sind stets als Muster in allen Dingen betrachtet worden.

— Ganz richtig. Die Franzosen sind für alle andern Völker Gegenstände der Neugier. Sie gehen von Land zu Lande mit den neuesten Moden hausiren, und wie herumwandelnde, lebendige Zeitungen, verbreiten sie unter der nach Scandal und Veränderung gierigen Welt ihre halben Wahrheiten und ihre gehässigen Lügen. Gleich lebendig gewordenen Modepuppen bieten sie an ihrem Leibe eine Probe von jeder Neuigkeit dar. Sie überladen sich mit so viel Flittertand und schwängern sich mit so viel wohlriechendem Zeugs, daß man sie, wenn man sie sieht, für die Schaufenster eines Galanteriewaarenhändlers, und wenn man sie riecht, für eine Balsambüchse hält.

— Es ist schon seit undenklichen Zeiten bekannt, daß Engländer und Franzosen ganz entgegengesetzte Charaktere haben. Wenn der eine, wie Sie, Mylord, meinen, der Typus einer allzu verweichlichten Eleganz ist, so hat, nach meiner Meinung, Cervantes wahrscheinlich einen Engländer copirt, als er seinen Ritter von der traurigen Gestalt schilderte. Der Engländer ist eine zu Fleisch und Blut gewordene Langeweile. Der bloße Anblick seiner phlegmatischen Person kann in den Schlaf wiegen, wie Opium, und was die Moden betrifft, so denkt der Engländer, der unfähig ist, sie selbst zu erfinden, an ihre Annahme erst dann, wenn ihnen die Weihe langjähriger Dauer geworden ist. Er sieht daher stets so aus, als hätte er von irgend einem gefälligen Trödler die Kleider eines Franzosen an sich gekauft.

— Genug schlechte Witze! Eines wenigstens steht bei mir fest, Herr Chevalier, daß nämlich die Engländer nie nöthig gehabt haben, bei ihren Nachbarn ein Anlehen an Muth zu machen; und wenn Sie etwa hieran zweifeln, so will ich Ihnen gern Gelegenheit geben, sich davon zu überzeugen.

Diese letzten Worte waren zwar still und verstohlen gesprochen worden; Olivia hatte sie aber gehört und rief daher aus:

— Großer Gott! Was bedeutet diese Kinderei? Ich beschwöre Sie, meine Herren, vergessen Sie einen Groll, dessen Veranlassung so unbedeutend ist.

— Haben Sie keine Furcht, gnädige Frau, wir sind gute Freunde.

— O, Sie können mich hiermit nicht täuschen. Ich bitte Sie, entsagen Sie diesem thörichten Streit... Mylord Douglas, schwören Sie mir, daß Sie sich nicht schlagen werden.

Der Schreck und die innere Aufregung hatten Olivia so ergriffen, daß sie fühlte, wie ihre Kräfte dahinschwanden. George, der nur auf ihre für ihn so viel Glück weissagende Unruhe achtete, eilte auf die junge Wittwe zu, um sie aufrecht zu erhalten, da sie fast in Ohnmacht zu fallen drohte.

— Ich kann Ihnen nur Eins zuschwören, flüsterte er ihr leise in's Ohr, das nämlich, daß ich Sie mein ganzes Leben lang lieben werde.

Der lebhafte Wortwechsel zwischen den beiden Cavalieren und die darauf erfolgte Ohnmacht der Frau von Fioramente hatten natürlich sofort die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich gezogen. Ein allgemeines Zischeln und Flüstern ward hörbar. Das schweigsame, ernste Aussehen des Herrn Ceremonien-Meisters schien sogar anzudeuten, daß die Frau Staats-Gouverneurin die Scene nicht nach ihrem Geschmack finde. Als sich daher Olivia nur einigermaßen von ihrem Unwohlsein erholt hatte, beschloß sie, sich zu empfehlen. Die beiden Nebenbuhler, die einander wüthende Blicke zuschleuderten, aber keiner dem andern ein Vorrecht zugestehen wollten, begleiteten sie bis zu ihrer Sänfte hinaus. Olivia hatte sich noch nicht einmal entfernt, vielmehr zankten sich ihre Lakaien noch mit dem Kutscher einer alten Marquise, deren Wagen und Sänfte ihrer Herrin den Weg versperrte, als schon Mylord und der Chevalier D'Etournel ihren Streit wieder aufgenommen hatten.

— Ew. Herrlichkeit scheinen für die Italienerinnen eine besondere Vorliebe zu haben, bemerkte der Franzose.

— Jedenfalls ziehe ich sie den Französinnen vor, antwortete Lord George; denn Sie, mein Herr, haben mir eine sehr schlechte Idee von Ihren Landsleuten beigebracht.

— Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, Mylord, daß ich ebenfalls gegen die Engländer eine außerordentliche Abneigung empfinde.

— Nun, dann ist es vollkommen billig, daß unsere Degen dieser Auseinandersetzung ein Ende machen. Wollen Sie mich begleiten, Herr Chevalier?

— Ich stehe Ihnen ganz zu Diensten.

Und indem sie sich durch die Menge hindurch einen Weg bahnten, entfernten sich die beiden Gegner schleunigst.

II.

Frau von Fioramente befand sich kaum allein, als sie auch schon mit sich selbst darüber zürnte, daß sie sich so weit vergessen hatte, Lord Douglas einen Augenblick lang eine Bevorzugung zu zeigen. Sie gehörte unter die Zahl jener Personen, welche sich rühmen, daß sie gegen die Feuersgefahren der Liebe assecurirt sind, und die sich einbilden, man müsse die Qualen dieser allzunatürlichen Leidenschaft den unschuldigen, schlichten Bürgersleuten lassen. Als eine der geschicktesten Schauspielerinnen auf der Bühne der vornehmen Gesellschaftswelt hatte sich Olivia dermaßen daran gewöhnt, ihr Gesicht mit einer Larve zu überdecken, Geist und Gemüth den Anforderungen der Convenienz und der steifen Etikette zu bequemen und ihre wahren Empfindungen allen Augen zu verheimlichen, daß sie nun fortwährend selbst sich weigerte, ihr eigenes Gesicht zu erkennen. Die Stimmen, die sich wohl hin und wieder in ihrem Herzen erhoben, verläugnete sie und sie suchte ihr Glück in dem leeren Ruhme, von Allen geliebt zu werden, ohne irgend Jemanden zu lieben. Die Thörichte und Verwegene, die mit dem Feuer spielte und nicht fürchtete, ihre Flügel zu versengen, die sich bemühte, lauter glänzende Siege davon zu tragen und sich einbildete, daß sie selbst nie eine Niederlage erleiden werde!

So saß sie eines Morgens, etwa vierzehn Tage nach jenem

Ball, in stiller Zurückgezogenheit in ihrem Boudoir und ergötzte sich damit, jedes einzelne Stück mehrerer geschmackvollen und reichen Anzüge zu bewundern, die ihr vor Kurzem aus Paris, das damals, wie heute, das Modenscepter führte, zugesandt worden waren. Da trat plötzlich ein Diener ein und kündigte ihr den Besuch des Lord Douglas an. Es war das erste Mal, daß dieser seit seinem Duell ausging. Das Geschick hatte ihn in demselben nicht begünstigt und die Wunde, die ihm der Chevalier beigebracht, war die Ursache einer zwar kurzen, aber schmerzhaften Krankheit gewesen, von der er sich eben erst zu erholen anfing.

Olivia, in der Voraussetzung, der Lord beeile sich, ihrem Herzen ein Geständniß abzupressen, stand mit erzwungener Miene und kalt auf. Lord Douglas nahm neben ihr Platz. Einen Augenblick herrschte tiefes Stillschweigen in dem Gemach. Frau von Fioramente betrachtete sinnend die bunte, goldglänzende Malerei ihres Fächers.

— Wollten mir die gnädige Frau vielleicht erlauben, eine Frage an Sie zu richten? sagte endlich Lord George mit einer von innerer Gefühlsaufregung bebenden Stimme.... Welche Gedanken erweckt in Ihrem Herzen der Anblick dieses, etwas zu modern dargestellten Herkules, der zu den Füßen dieser ländlichen Omphale sich befindet? Erweckt er vielleicht eine Ahnung in Ihnen von dem Werthe einer standhaften und zarten Liebe?

— Nein, Mylord, antwortete Olivia, ich studirte den Kopfputz dieser Schäferin.... Als thäte es ihr aber Leid, alle Illusionen ihres englischen Anbeters zu zerstören, fügte die schöne Frau nach einer kurzen Pause hinzu:

— Es freut mich übrigens sehr, daß ich gerade zu Hause war, um Ihren ersten Besuch zu empfangen.

— Und ich, gnädige Frau, ich segne den Zufall, der Sie gerade zu der Stunde, wo ich es wagte, mich bei Ihnen einzufinden, in Ihrer Wohnung zurückhielt.... Ich bin nun so lange Zeit des Glückes, Sie zu bewundern, mit Ihnen zu sprechen, beraubt gewesen.... O, gnädige Frau, ich habe viel, unendlich viel gelitten; aber eine entzückende Erinnerung hielt mich aufrecht. Ohne mein Duell mit dem Chevalier würde ich vielleicht noch nicht wissen, was ein so unerwarteter, so glücklicher Zufall mir offenbart hat....

Er betrachtete bei diesen Worten Frau von Fioramente, die in Verlegenheit schien.

— Man behauptet, stammelte sie, daß man am Glück sterben kann.

— Es ist eine Krisis, die man durchmachen muß. Ist man aber glücklich durchgekommen, dann ist man wie neu geboren, das Glück verleiht uns eine frische Existenz. Bisher habe ich meine Jahre nur gezählt, um zu wissen, wie viel Tage ich schon hinter mir hatte; jetzt freue ich mich meiner fünfundzwanzig Jahre; denn sie geben mir die Hoffnung, daß ich noch auf ein langes Leben rechnen darf.

— Sind Sie jetzt so glücklich? . . . Doch, das soll mich übrigens gar nicht Wunder nehmen, denn ich selbst gleiche Ihnen hierin. Ein Nichts, die allerunbedeutendste Kleinigkeit, kann mich entzücken, kann mich glücklich machen. So bin ich seit heute Morgen so fröhlich. . . .

— Was ist Ihnen denn Erfreuliches zugekommen? frug Lord Douglas mit ernstem Tone und bewegter Stimme.

— Ein ganzer Koffer mit neuen Putzsachen aus Paris ist mir zugekommen. Stellen Sie sich mein Entzücken vor, Mylord. Bewundern Sie mit mir diese damastnen Röcke mit Perlstickereien, diese mit Bandschleifen so niedlich verzierten Leibchen, diese hübschen Spitzenbärbchen und dieses allerliebste Kreuzchen à la Jeannette, dessen Einfachheit gerade zu der keuschen, unschuldigen Coquetterie dieser Gazepelerine so harmonisch passen wird.

— In der That, gnädige Frau, diese Toilette ist überaus prächtig und muß sich freilich Ihres vollkommnen Beifalls erfreuen. Vor einem Augenblick etwa befand ich mich glücklich; aber ich täuschte mich; meine Freude kann unmöglich so lange dauern, als die Ihre. O, wie beneidenswerth sind doch die Personen, deren Wünsche nicht über den Besitz eines glänzenden Putzes hinausgehen.

Lord George erhob sich und war im Begriffe, sich zu entfernen, als Graf Emilio eintrat und ihn zurückhielt, indem er ausrief:

— Wie befindet sich Mylord Douglas? Ist Ihre Wunde schon vernarbt?

— Seit einem Augenblick, Herr Graf. Sie sind auch einer jener Beneidenswerthen, die einen bevorzugten Charakter haben.

— Mein Charakter ist ganz der Ihrige, gnädige Frau; Niemand geht so sorglos seinen Weg im Leben, als Sie.

Digitized by Google

— Das ist auch die angenehmste Art, das Leben zu verbringen.

— Angenehm! Ja, gnädige Frau, das Leben ist freilich ein friedlicher See für den Einen, während es für den Andern ein stürmisches Meer ist.

— O welche Menschenfeindlichkeit! Ein nordischer Winterhimmel ist wahrhaftig weniger düster, als Sie, Mylord. Aber genug der Schwermuth! Es lebe die Heiterkeit! Es lebe die Thorheit! Blicken Sie rings um sich her, Mylord Douglas! Sehen Sie, die Priesterin dieses Heiligthums ist so unwiderstehlich reizend, die Nymphen auf den Tapeten lächeln Ihnen neckisch lockend zu, diese Orte athmen die Freude durch alle Poren und es ist eine wahre Gotteslästerung und Ruchlosigkeit, hier nicht die Gaben der Vorsehung genießen zu wollen.

— Das ist ein Gemälde, das ich noch nicht bei Ihnen gesehen hatte, gnädige Frau. Was stellt es eigentlich vor?

— Es ist die Zaubrerin Circe, die ihre Liebestränke zubereitet. Mein Zeichnenlehrer, ein armer Teufel von Südfranzose, den das Heimweh nach Frankreich zurückgezogen hat, befand sich in Verlegenheit und ich habe ihm daher dies Gemälde abgekauft. Was halten Sie davon, Mylord? Sie sind ja Kunstkenner?

— Diese Halbgöttin sieht aufrichtiger aus, als ihre irdischen Nachahmerinnen. Welche Blicke! Welches Lächeln! O, wahrlich, diese Zaubrerin ist schön!

— Trefflich, Mylord, trefflich, verlieben Sie sich in dieses Bild; Ihre Geliebte würde Ihnen wenigstens nie untreu werden und ihre Reize werden nichts Vergängliches haben. Die Anmuth ihrer Züge ist ewig.

Lord Douglas verdoppelte nach diesen Worten seine Lobeserhebungen. Er rühmte das Gesicht der Circe mit so vielem Feuer, daß Olivia ganz verdrüßlich darüber ward und kaum noch ihren Groll zu verbergen vermochte. Als eine echte Coquette empfand sie zwar keine Liebe, war aber neidisch und eifersüchtig auf jede, einer andern Frau dargebrachte Huldigung. Als sie ihre Besuche verabschiedet hatte, ließ sie das Gemälde von der Wand abnehmen und war nahe daran, es zu zertrümmern. Aber eine Idee, die plötzlich in ihr aufstieg, hielt ihren Arm zurück. . . . Noch an demselben Abend er-

hielt Lord George Douglas das Gemälde der Circe, in Begleitung folgenden spöttischen Briefchens:

„Frau von Fioramente bittet Lord Douglas, den Gegen„stand seiner so lebhaften Bewunderung anzunehmen. Er wird „ihn so wenigstens mit vollkommner Muße betrachten können. „An Zeit, sich zu verlieben, wird es ihm nicht fehlen; wenigstens „kann er ja auf das Entstehen einer tiefen Leidenschaft all die „Stunden verwenden, die er bisher unnütz im Hôtel Fiora„mente verbracht hat."

— O, wer wird diese herzlose Coquette bestrafen? rief George aus. Unwillkürlich wandte er dabei seinen Blick auf das Gemälde der Circe, und es bedünkte ihm, als neigte sich die Zaubrerin aus dem Rahmen zu ihm heraus und sagte: — Ich.

Bald aber betrachtete Lord Douglas dies nur als eine Täuschung seiner Phantasie und dachte an das Versprechen nicht mehr, das ihm dieser stumme Mund geleistet. Er verbrachte die Nacht in einer peinlichen Aufregung. Die strengen Vorwürfe, die ihm sein besseres Gefühl und sein Verstand wegen einer thörichten Liebe machte, die ihm nur Täuschungen bieten konnte, drangen in der Einsamkeit und Stille der nächtlichen Stunden tief in sein Herz und noch ehe der Tag anbrach, war er fast bekehrt. Olivia erschien ihm nur noch mit den wenig gefährlichen Zügen einer Modepuppe, deren Geist sich in seiner Oberflächlichkeit nur mit den kindischen, läppischen Combinationen einer Toilette beschäftigt und die Nichts zu betrüben vermag, als wenn irgend eine neue Erfindung ihrer Putzmacherin nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Sobald Frau von Fioramente dem jungen, enttäuschten Schotten nun erst einmal in diesem Lichte erschien, theilte sie in seinem Gemüthe bald das Loos aller Modepuppen, welche der ernste Mann tief verachtet, während die leichten männlichen Schmetterlinge sie bewundernd umflattern.

Der silberhelle Klang der Glocken verkündete die erste Stunde des Morgens, — da schien es Mylord Douglas, als sähe er die Leinwand des Portraits der Circe sich bewegen und das Bild der Zaubrerin rasch aus dem Rahmen herniedersteigen. Die anmuthige Erscheinung durchschritt mit unhörbaren Bewegungen das Zimmer, öffnete leise die Thüre und verschwand. Schlief Lord George, als

er dies zu sehen glaubte? War diese Art Geistererscheinung das Ergebniß eines Traums? Wir wissen es nicht; nur so viel können wir versichern, daß, als auf einen Klingelzug des edlen Lords ein Diener in's Zimmer trat und die Vorhänge und Läden der Fenster öffnete, das hereinstrahlende helle Morgenlicht das Bild der Circe in einem andern Rahmen beleuchtete.

III.

Der Chevalier D'Etournel war erst seit zwei Monaten in Mailand und schon galt er daselbst als Held gewisser Abenteuer, welche in der Meinung sittenstrenger Personen einen Mann für immer entehren, die ihm aber bei den Müßiggängern und frivolen Frauen statt aller Legitimation dienen. Er war ein eben so geschickter Raufbold als kühner und unternehmender Liebhaber und das Gerücht von seinen nicht immer allzuehrenhaften Ehrenhändeln, so wie von seinen scandalösen Eroberungen war ihm aus Frankreich, aus dem ihn die Verfolgungen seiner zahlreichen Gläubiger vertrieben hatten, nach Italien gefolgt, wohin er sich geflüchtet hatte. Man flüsterte einander sogar leise in's Ohr, daß der Chevalier, der ein sehr geschickter Lanzknecht-Spieler war, nicht einen Heller mehr an wirklichem Einkommen besitze, sondern die Art Luxus, die er an dem Hofe des Gouverneurs der Mailändischen Staaten zur Schau trug, nur seiner Gewandtheit im Spiele verdanke. Man war trotz seines Anscheins von Reichthum, trotz des Flitterstaats seiner Kleider und seiner Aufschneidereien im Gespräche, gar nicht entfernt von der Annahme, daß der Chevalier gleich jenem alten Philosophen all sein Hab und Gut mit sich trage und daß, wenn er je Vermögen gehabt, die feinen Spitzen seiner Halskrause und die Flitter, die auf seinem Leibrocke glänzten, die letzte Metamorphose desselben seien.

Andrerseits aber waren seine weibische Anmuth, seine anziehende Unterhaltung und sein elegantes Benehmen geeignet, sowohl die großen Damen als die bürgerlichen Schönheiten zu bestechen. Zudem bot sein Charakter ein eigenthümlich interessantes Gemisch von Verwegenheit und Weichlichkeit, von Thorheit und exaltirter Leidenschaftlichkeit dar. Er handhabte den Degen und den Fächer mit gleicher Geschicklichkeit, erkletterte unersteigbar scheinende Mauern mit der

Leichtfüßigkeit eines Pagen und verstand sich besser, als manche junge Dame darauf, künstliche Blumen zu verfertigen, Börsen aus Filet zu stricken oder Rahmenstickereien zu machen. Wie sollten nun die Damen den Verführungen eines galanten Cavaliers widerstehen, dessen weiße und wohlriechende Hände ihnen oft als Seidenwickler dienten, der die günstige Gelegenheit bei den Haaren erfassend, eine Liebeserklärung wagte, während der Knäuel, den man wickelte, hin und her ging und die Damen zwang, mit ihren Blicken den seinigen zu begegnen, da beide auf die Seide sehen mußten, und er endlich drohte, den Knäuel zu verwirren, wenn man ihm nicht mit einem: „Ich liebe Sie“ antwortete. Wie konnten sie es wagen, sich gegen einen Anbeter zornig zu zeigen, der vor ihnen auf's Knie sank und dort unter dem Vorwande liegen bleibt, daß er einen Seidenfaden oder eine Nadel sucht, die er nie findet. Oder welches Recht sollte man gegen ihn anrufen, wenn die Börse völlig geflochten oder das Bouquet fertig gestickt war und er sie dann entwendet, indem er behauptet, er habe großentheils zum Entstehen dieser Herrlichkeiten beigetragen? Sollte man dann einen Salomonischen Richterspruch fällen, um den Streit zu enden? Sollte man mit einem vernichtenden Schnitt in einer Minute die Arbeit so vieler Tage zerstören? Nein, lieber tröstete man sich damit, es ganz dem geschickten Advokaten zu lassen, der seinen Raub so beredt zu vertheidigen weiß und der es zu den tausend andern Dingen der Art legt, die man ihm geschenkt, oder die er gestohlen hat.

Der Sieg, den der Chevalier in seinem Duell über Mylord Douglas davon trug, begründete seinen Ruf vollends. Frau von Fioramente, deren leichtfertiger Geist unmöglich bedenken konnte, daß das Mißgeschick meist diejenigen verfolgt, die am meisten verdienen glücklich zu sein, beging die Undankbarkeit, sich gleich der andern Masse Unbesonnener auf die Seite des Siegers zu reihen und sie fühlte sich geneigt, ihn für einen Triumph zu belohnen, den er nur dem Geist eines launenhaften Geschickes verdankte. Einen Augenblick lang hatte die Erinnerung an Lord George, der sich ja eigentlich um ihretwillen geschlagen hatte, Olivia's Herz gerührt; aber der Gedanke daran, daß er sich hatte besiegen lassen und an seiner Wunde darniederlag, hatte sie bald wieder anders gestimmt. Diese Frau hatte nur für den Sieger Blicke, und die Blässe eines unglück-

lichen Liebhabers machte weniger Eindruck auf sie, als die triumphstolze Miene seines unverschämten Nebenbuhlers.

Kurz vor dem letzten Besuche des Lord Douglas war der Chevalier D'Etournel bei Frau von Fioramente gewesen. Aufgeblasen durch das Interesse, das die schöne Wittwe ihm bezeugte, hatte der Glücksritter sich nicht gefürchtet, ihr sein Vermögen anzubieten, das wahrscheinlich nur in seiner Einbildung bestand oder in den Schlössern aufbewahrt war, die er ihr ebenfalls antrug, die aber nur in die Luft gebaut waren. Die Antwort der Frau von Fioramente war halb bejahend, halb verneinend gewesen; der Chevalier aber, der in nicht geringem Maße von seinem unwiderstehlich liebenswürdigen Selbst eingenommen war, glaubte schon Herr der Hand zu sein, die sich mehr weigerte, den Trauring des Ehegatten, als den Kuß des Anbeters anzunehmen. Die Signora hatte auf seine Anträge ungefähr Folgendes erwiedert:

— Ich zittre vor einer neuen Fessel; ich liebe meine stille Unabhängigkeit. Und dann, um Ihnen die ganze Wahrheit zu gestehen, ich bin putzsüchtig und eine Freundin des vornehmen Gesellschaftslebens. Wenn ich einen zweiten Gemahl annähme, so würde ich den Wunsch und die Nothwendigkeit empfinden, Bälle zu geben, mein Haus prächtiger einzurichten, meinen Schmuck zu vermehren und die Anzahl meiner Diener und Equipagen zu verdoppeln.

So entmuthigend diese Worte für den Chevalier bei seiner Vermögenslage sein mußten, so verlor er doch darum nicht im Mindesten die Fassung; vielmehr erwiederte er, da ein Rücktritt ihn unter solchen Verhältnissen compromittirt haben würde, der Frau von Fioramente, ganz als wäre er wirklich ein reicher Mann.

— Ich theile vollkommen, sagte er, diese wahrhaft edle Vorliebe und weit entfernt, sie zu tadeln, würde ich, wenn meine Wünsche erhört würden, der Frau des Chevalier D'Etournel rathen, alle ihre Freundinnen durch den Glanz ihrer Feste und die Pracht ihres Schmuckes zu verdunkeln.

Mit diesen Worten hatte sich der brillante Cavalier entfernt, — vielleicht um den Glücksgütern entgegenzueilen, deren Besitz eine unerläßliche Bedingung war, um Olivia's Hand zu erhalten.

Erstaunt und fast gewonnen, hatte Frau von Fioramente, als sie allein geblieben, sich gefragt, durch welches Wunder der Cheva-

lier, dessen wahre Vermögens-Verhältnisse ihr nicht unbekannt waren, es dazu bringen würde, ihre Ansprüche zu befriedigen. Lord Douglas, der in dieser Zwischenzeit seinen Besuch abstattete, fand sie daher in einer Gemüthsstimmung, die den Plänen eines jeden andern Bewerbers ungünstig sein mußte, und da er, dessen Existenzmittel fest begründet und aller Welt bekannt waren, keines Zaubers und keiner übernatürlichen Hilfe bedurfte, so war sein Loos das gewöhnliche eines wohlmeinenden, aber schüchternen Liebhabers gewesen.

Wir befinden uns einige Wochen später auf dem Domplatze, dem gewöhnlichen Versammlungsort der vornehmen Mailändischen Welt vor Tische. Prachtvolle Equipagen voll Herren und Damen von hohem Range blieben gewöhnlich fünf bis sechs Stunden lang unbeweglich rings um diesen Platz her stehen. Die Herren und Damen saßen in ihren Wagen ruhig, als wären es ihre Empfangsäle, und nahmen daselbst Besuche an. Fußgänger und Reiter drängten sich um die Wagenthüren her, um die Königinnen eines jeden dieser kleinen Cirkel zu begrüßen, ihnen ihre Huldigungen darzubringen und mit ihnen zu plaudern. Unter den zahlreichen Equipagen, welche den Platz bedeckten, bemerkte man eine leichte, offene, aber prachtvolle Caleche, deren Inneres mit nacaratfarbenem Sammet ausgeschlagen war. Frau von Fioramente befand sich ganz allein in dem Wagen. Olivia schien unruhig und nachdenklich. Sie hörte kaum auf die süßen Redensarten des Grafen Emilio und schüttelte mechanisch die Perlschnüre, die an einem langen elfenbeinernen Stabe, den sie in der Hand hielt, befestigt waren. Da plötzlich erheiterte sich ihr Gesicht, als sie unvermuthet den Chevalier D'Etournel erscheinen sah, der seit beinahe einem Monat sich von Mailand entfernt hatte, ohne daß man wußte, was aus ihm geworden und ohne daß ihn Frau von Fioramente seit ihrer letzten, oben erzählten Unterhaltung wiedergesehen hatte.

Der Chevalier ritt auf einem prachtvollen, andalusischen Grauschimmel einher. Er trug ein höchst geschmackvolles und glänzendes Costume. Ein Leibrock von Goldbrocat mit Silberstickereien schmiegte sich um seine schlanke Taille; eine Schärpe mit schweren Goldfranzen

ging ihm quer über die Brust und hielt seinen Degen fest, dessen fein ciselirter goldner Griff von Edelsteinen funkelte. Unter seinem schwarzen Sammetbarett, auf dem sich weiße Federn stolz wiegten, quollen tausend dunkelbraune Locken seiner Perücke hervor und an den Fingern seiner linken Hand, von der er einen duftigen Handschuh abstreifte, sah man mehrere Diamantringe schimmern.

Olivia war durch diesen unerwarteten Anblick eben so überrascht, als erfreut worden. Trotz ihrer Geschicklichkeit in der hochadligen Kunst der Verstellung vermochte sie ihre Aufregung nicht dergestalt zu bemeistern, daß sie der Chevalier nicht wahrgenommen hätte. Dieser war eilig an die Calèche herangetreten und schilderte in so feurigen und leidenschaftlichen Ausdrücken, wie glücklich es ihn mache, Olivia wiederzusehen, daß Graf Emilio einsah, wie überflüssig er hier sei, sich daher schleunigst empfahl.

— Zahlreiche Einkäufe, Behufs meiner vollständigen Niederlassung hierselbst, haben mich gezwungen, längere Zeit in Venedig zu verweilen, fuhr der Ritter fort, als er sich mit Olivia allein sah; denn ich habe hier in Mailand einen Palast angekauft, den man nun nach meinen Befehlen auf eine bisher nie gesehene, reiche Weise ausmeublirt.

— Ich wußte Nichts davon, antwortete Olivia mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens.

— Ja, gnädige Frau, mein Palast soll ein Sammelplatz der schönen Künste und ihrer Meisterwerke sein; idyllische Gemälde und Bildsäulen sollen die Mauern dieses Tempels verzieren, in dem dann nur noch eine Göttin, eine Fee .... die Fee Olivia fehlen wird, fügte er hinzu, indem er seine großen durchdringenden Augen auf Frau von Fioramente ruhen ließ. Sonst hatte jede Jahreszeit, jeder Monat seine besondere Schutzheilige; noch jetzt hat jeder Palast die seinige, eine schöne, liebenswürdige Frau, die man auf den Knieen anbetet und ohne die man nicht zu leben vermag.

— Und wenn die Göttin Ihren Cultus zurückwiese, was thäten Sie?

Mit einer schnellen Bewegung riß der junge Mann zwei diamantne Eicheln ab, in welche die Schnüre ausliefen, die seine Spitzenkrause festhielten und warf sie verächtlich auf den Boden. Olivia's Lippen entfuhr ein leichter Schrei.

— Lassen Sie mich, gnädige Frau, sagte der Chevalier mit Feuer, lassen Sie mich meiner Reichthümer mich entledigen, da ich ihnen nicht durch Ihre Liebe Werth verleihen kann.

Einer von Olivia's Lakaien war herbeigeeilt, hatte rasch die diamantnen Eicheln vom Boden aufgehoben und wollte sie dem Chevalier wieder zustellen. Dieser aber antwortete:

— Behalte sie, mein Freund; sie sind für mich von keinem Werthe mehr; mögen sie die Aussteuer Deiner Braut bilden, wenn Du eine hast. Hier, nimm dies für die Mühe, die Du Dir gegeben hast, Dich danach zu bücken.

Mit diesen Worten zog der Ritter eine Börse voll Gold aus seiner Tasche und gab sie dem erstaunten Lakaien. Aber Frau von Fioramente übernahm es, ihren verschwenderischen Anbeter zu entschädigen. Sie zog aus ihrem brocatnen Leibchen eine mit Rubinen besetzte Nadel und reichte sie dem Chevalier, indem sie lächelnd sagte:

— Ihr Spitzenkragen wird Ihnen vom Halse fallen, Herr Chevalier, bedienen Sie sich dieser Nadel, um ihn zu befestigen, und behalten Sie dieselbe, ich bitte Sie darum.... Sie werden sie mir ersetzen,... sobald wir verheirathet sein werden.

IV.

Die Hochzeit des Chevalier D'Etournel und der Frau von Fioramente war auf das Glänzendste und Prachtvollste gefeiert worden und das Ehepaar verlebte einen wonnetrunknen Honigmonat. Der Chevalier überhäufte seine Gemahlin mit Beweisen einer glühenden Liebe; er gab Fest auf Fest, und Olivia verbrachte ihre Tage in lauter Wonnen und Lustbarkeiten. Aber schon vom zweiten Monate ihrer Vermählung an, glaubte die junge Frau wahrzunehmen, es sei in der Gemüthsstimmung ihres Gatten eine große Veränderung vorgegangen. Bald war er düsterlaunig und nachdenklich, bald wieder überließ er sich einer erzwungenen und unnatürlichen Heiterkeit. Er blieb oft ganze Nächte aus seinem Palaste entfernt und wenn er spät am Morgen wiederkehrte, geschah es mit bleichem Gesichte und mit in Unordnung gerathenen Kleidungsstücken. Wenn Olivia ihn zu befragen versuchte, floh er sie ganz oder antwortete ihr mit Heftigkeit und in ausweichender Weise. Erstaunt, aus dem Munde

dessen, der sonst nur in den sanftesten Worten mit ihr sprach, grausame und mit verletzendem Tone gegebene Antworten zu hören, betrübte sich Olivia im Stillen. Eines Abends jedoch nahm er neben ihr Platz, küßte ihr mit der frühern Artigkeit die Hand und sagte:

— Wenn ich ein Opfer von Dir verlangte, meine allerschönste Olivia, würdest Du mir es wohl bringen?

— Ja, murmelte Frau von Etournel zitternd.

— Nun denn, ich möchte gern einige Zeit auf dem Lande verbringen. Der Aufenthalt in der Stadt langweilt mich, die von künstlichen Wohlgerüchen verpestete Atmosphäre der Salons erstickt mich, das Kerzenlicht, diese falsche Sonne der vornehmen Welt, verwundet mein Auge und das Geschwätz der hochadeligen Papagei-Menschen betäubt meine Ohren. Ich ziehe die frische Luft unter Gottes freiem Himmel, das volle Licht der Sonne und Sterne und das Gezwitscher der Waldvögel all diesem künstlichen Wesen vor. Laß uns eine neue Lebensweise versuchen....

— So wollen wir denn eine Villa kaufen, entgegnete, lebhaft einfallend, Frau von Etournel.

— Nein, denn das hieße nur die Vergnügungen der vornehmen Stadtwelt auf's Land versetzen. Ich verabscheue die Pflanzen, die außerhalb ihres natürlichen Bodens in Treibhäusern gezogen werden müssen, und bin es müde, ein ganzes Volk von Lakaien zu regieren. Der Monarch bittet demüthigst um eine kurze Zeit, in der er seine Herrschaft ablegen darf. Ja, meine Theure, wir wollen uns in ungeschminktem Naturleben Genüsse verschaffen, welche die Salonwelt nicht kennt. Möge ein Monat, den wir im stillen Versteck eines schattigen Thales oder auf einsamen Gipfeln steiler Berge zubringen wollen, eine idyllische Episode in der glänzenden Geschichte unsres Lebens bilden. Wenn Du mich liebst, was kannst Du Dir mehr wünschen, als eine Einsamkeit zu Zweien, deren Reiz kein unwillkommnes Geräusch der Außenwelt stören wird.

Sie liebte ihn! Dieses stolze Geschöpf, das noch vor wenig Monaten sich bemühte, alle Männer seinen Reizen zu unterwerfen, und sich sicher glaubte, deren Liebe unerschüttert widerstehen zu können, — die hochmüthige Olivia hatte sich von der Liebe des Chevalier bezwingen lassen, von einer Liebe, die nicht mehr Beständigkeit hatte, als die eines Schmetterlings, der eine Rose umflattert!

Seufzend willigte sie in die Abreise und gab die nöthigen Befehle dazu; aber als ahnte sie die Schmetterlingsnatur des Chevalier, sagte sie bei sich selbst:

— Wie? Nicht ein einziges Perlenhalsband, nicht ein einziges seidnes Kleid? Der Chevalier wiederholt mir stets, er werde mich in einem leichten, leinenen Kleide und mit einem Kranze von Feldblumen schöner finden, als jetzt in allem Prunk. Ist er aber aufrichtig?

Mit einem Herzen voll unruhiger Besorgniß verließ Frau von Etournel ihren Palast in Mailand und bald entführte ein bescheidener Wagen sie und ihren Gatten fern von der Stadt. Die Reise däuchte ihr außerordentlich lang. Endlich kamen sie spät am Abend in einem kleinen Dorfe an und stiegen vor einer armseligen Hütte, an deren Schwelle sie Bauern erwarteten, aus ihrem Wagen.

— Hier ist es, sagte der Chevalier, wo wir....

— Unser Nachtquartier nehmen werden? frug Olivia mit dem Tone des Schreckens.

— Nein, wo wir längere Zeit bleiben werden, entgegnete der Chevalier, der seinen Kutscher schon mit seinen Wagen zurückgesandt hatte.

Olivia, das verzärtelte Stadtkind, war nicht im Stande, sich an die stillen, friedlichen Sitten des Dorflebens zu gewöhnen. Das ländliche Zimmer, das sie bewohnte, schien ihr so erstickend, so unheimlich leer in Vergleich mit den unermeßlich großen, reichverzierten Gemächern ihrer Paläste. Der ungeschlachte Bauerndialekt ihrer Wirthsleute und Umgebung stach so sehr gegen die zierliche Redeweise der Personen ihres Ranges ab, daß sie ihn so wenig verstand, als wäre es eine völlig fremde Sprache gewesen. Die Zärtlichkeit, die ihr der Chevalier D'Etournel bewies, war zudem nicht herzlich und wahr genug, als daß sie die düstern Wolken der Schwermuth von ihrer schönen Stirn hätte verscheuchen können. Dazu kam, daß es diesem selbst nicht eben zum Besten gelingen wollte, die Sorglosigkeit zu erheucheln und daß er selbst an den idyllischen Freuden des Landlebens, die er seiner Gattin so sehr gerühmt, nicht eben absonderlichen Geschmack zu finden schien. Trotzdem blieben alle noch so dringenden Bitten Olivia's, sie nach Mailand zurückzuführen, vergebens.

Eines Tages endlich kam ein Fremder an, überreichte dem Chevalier einen Brief und entfernte sich sofort wieder. Der Chevalier

las das ihm heimlich zugestellte Schreiben ebenso verstohlen und theilte Olivia Nichts von dessen Inhalt mit. Es schien aber sein Entschluß, auf dem Lande zu leben, dadurch eine Veränderung erlitten zu haben, indem er anfing, vom Abreisen zu sprechen. Einige Tage darauf kündigte er denn auch seiner Gemahlin an, er kehre in die Stadt zurück; als Ursache hiefür gab er an, er wolle seiner Gemahlin vorauseilen, um die Gemächer ihres Palastes für ihre Rückkehr in Ordnung zu bringen. Er entfernte sich am andern Morgen mit dem Versprechen, binnen drei Tagen zurückzukehren und Olivia abzuholen. Lange folgte ihm diese mit ihren Blicken auf der Landstraße nach und erst, als sie in und sein Roß nicht mehr zu unterscheiden vermochte, kehrte sie ihn ihre stille Kammer zurück. Eine schmerzliche Ahnung, ein unerklärlich düsteres Vorgefühl sagte ihr, daß ein Unglück ihr nahe bevorstehe; ohne zu wissen, woher die Wolken aufstiegen, fühlte sie, wie der Horizont ihres Lebens sich verdunkle und wie ein Schicksalsungewitter, dessen vernichtenden Schlägen sie Nichts zu entziehen vermöge, im Hereinbrechen sei. Die Stunden verflossen eins nach der andern, ohne den Chevalier zurückzubringen, und jeder Glockenschlag, der sie verkündete, klang in Olivia's Herzen dumpf wie Grabgeläute wieder. Das geringste Geräusch zog ihre Aufmerksamkeit auf sich, oder vielmehr, die arme Verlassene befrug selbst das Stillschweigen der Natur. Tönten von fernher Schritte auf der Landstraße, so glaubte sie, die Thüre werde sich öffnen und der Chevalier in ihre Arme eilen. Das Gemurmel des Echos nahm in ihren Ohren die Töne der geliebten Stimme an; ihre unruhig schweifenden Blicke suchten durch den leeren Raum hindurchzudringen und wollten magnetartig den anziehen, dem sie nirgends begegneten. Als endlich zweimal drei Tage seit der Abreise des Chevalier verflossen waren, da vermochte Frau von Etournel ihre peinigende Angst nicht länger zu ertragen, ihre Geduld war erschöpft. Sie sagte ihren mitleidigen Wirthsleuten Lebewohl, steckte den kleinen Dolch, den zu tragen ihr die Mode jener Zeiten erlaubte, in ihren Busen und machte sich mit einer geringen Geldsumme und einem leichten Gepäck auf den Weg, um die nächste kleine Stadt zu erreichen, von wo aus sie mit einem Vetturino nach Mailand fahren konnte.

Als sie in dieser Stadt endlich erschöpft und müde anlangte, war es Nacht und zwar die letzte Carnevalsnacht. Das gemeine Volk füllte alle

Straßen, in denen es seiner rauschenden Freude und seinen lärmenden Spielen unter der hellen Beleuchtung der Fackeln sich hingab, welche die Maskenströme vor sich her tragen ließen. Olivia mischte sich unter diese fröhliche, sorglose Menge, deren immer wechselnde Wogen sie aber in ihrem Vorwärtsschreiten hinderten und sie mehr als einen rauhen Stoß zu ertragen zwangen, sie, deren aristokratisch zarten Füße bis jetzt nur auf weichen Teppichen oder noch weicherem Rasen einherzuschreiten gewohnt waren. Unter die gemeine Menge niedren Weibsvolkes aus den untersten Classen gemischt, und von mehr als einem rohen Wort in ihren Schamgefühlen verletzt, — so erreichte sie das Thor des Palastes, in dem sie, wenn auch nicht Ruhe für ihr Herz, doch wenigstens ein stilles Obdach für ihren ermüdeten Körper zu finden hoffen durfte. Aber es schien, als hätte während dieser Nacht der ausschweifenden Lust es nirgends eine stille Stätte geben dürfen. Diese Orte, in denen wie Olivia zu glauben berechtigt war, Finsterniß und Stillschweigen herrschen sollten, erglänzten von strahlender Beleuchtung. Spöttische Stimmen, helllautes Lachen drang aus den offnen Fenstern auf die Straße nieder. Eine rauschende Musik belehrte die vor dem Palaste versammelte neugierige Menge, daß ein Theil der Gäste sich dem Taumel des Tanzes ergeben habe, während weiterhin der schrille Klang fallender Goldstücke und klappernder Würfel die Herrschaft des Spieldämons bezeugte.

Mit Mühe drängte Olivia einen Schrei der Verzweiflung in ihre Brust zurück. Also hier war der Chevalier, und hier reichte er, der Unbeständige, verführerischen Tänzerinnen den Arm oder hielt seine gierige Hand der launischen Glücksgöttin offen! Hier vergaß er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vor einem verachtungswürdigen Abgott, während seine Gemahlin, die rechtmäßige Herrin dieses Hauses, draußen an der Schwelle stand, zitternd, wie eine Sclavin, die ihr Herr verjagt hat!

Die Thore des Palastes standen weit offen. Unter dem Eingange stand ein Mann, gekleidet im Costüme der Thorheit, und lud, indem er seinen Schellenstab schwenkte, die Vorübergehenden zum Feste ein. Olivia wollte diese seltsame Einladung benutzen und versuchte einzutreten. Aber dieser Werber der Thorheit ließ es nicht zu, sondern sagte mit Unverschämtheit in Ton und Ausdruck:

— Halt, meine süße Taube, so kommt man nicht herein; eine Larve und Maske ist unerläßlich.

— Das ist wahr, murmelte Frau von Etournel und ihre Blicke schweiften trostlos umher. Aber schnell wie der Blitz schritt sie auf eine Maske zu, die singend einher kam.

— Eure Maske und Euern Domino, Signora, rief sie mit gefalteten Händen. Um Gottes Barmherzigkeit willen, sagt nicht nein; es geht um mein Leben.

Außer sich vor Erstaunen, aber ergriffen von dem Ausdrucke tiefen Schmerzes, mit dem Olivia diese Worte gesprochen, gehorchte der Domino ihren Bitten. Er nahm schweigend seine Larve und seinen Ueberwurf ab, und reichte Beides der jungen Frau, die sich eiligst damit vermummte und in den Palast hinein eilte, den sie noch fast glücklich verlassen und den sie trostlos wieder betrat.

Sie drängte sich die Marmorstufen hinauf durch die unzähligen Masken, die gruppenweise hinauf und hinunter stiegen, ohne auf das Geflüster zu achten, das ihre Hast erregte. Endlich war sie in den Sälen und ihre Augen suchten überall den Einen. Aber weder in den Tanzsälen, noch auch unter den Spielenden fand sie ihn. Sie hatte alle Gemächer durchforscht, hatte bis in die verborgensten Winkel gespäht, hatte alle Gesichter gemustert, aber nirgends eine Spur. So war sie in ihrer Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung wieder in den großen Spielsaal zurückgekehrt, weil dort wenigstens das Gedränge minder arg und die Luft nicht so verzehrend heiß war. Da drang plötzlich aus dem tausendstimmigen Gemurmel der Klang einer wohlbekannten Stimme an ihr Ohr. Sie wandte ihre Blicke nach der Seite hin, woher dieselbe gekommen war, und erkannte den Grafen Emilio, der unter einem Schwarm andrer Cavaliere das laute Wort führte. In der Hoffnung, hier vielleicht einige Auskunft erhalten zu können, verbarg sie sich hinter einer Säule in der Nähe der Gruppe und lauschte mit allen Kräften ihrer Seele.

— Nun und so heirathet denn Douglas morgen die unschuldige, fromme Julia, nachdem er glücklich seine Flügel davor bewahrt hat, sie an dem Feuer der Modepuppe zu versengen, die jetzt Frau von Etournel heißt. Die arme Olivia ist übrigens doch zu bedauern. Wenn ihr Jemand einen guten Rath geben könnte und wollte, dann müßte er ihr sagen, sie solle sich ganz in die Einsamkeit der Wälder

vergraben, in der sie jetzt wahrscheinlich nach ihrem unbeständigen Chevalier seufzt. Denn wenn sie erst wüßte, daß alle ihre Güter verspielt sind, und daß diese sammt ihrem Palast auf dem grünen Teppich hier mein Eigenthum geworden sind und daß ihr Ungetreuer bei seiner neuen Eroberung, der Madame Circe, sich für die Ungunst des Glückes entschädigt.

— Was ist das für eine Madame Circe? Doch wahrhaftig nicht die Zaubrerin aus dem alten Heidenmärchen?

— Wie, Signor, Sie haben nicht den Chevalier selbst dieses fabelhafte Abenteuer erzählen hören? Es war wirklich allerliebst. Wir wissen Alle, in welch' trauriger Vermögenslage sich dieser edle Glücksritter vor einigen Monaten befand. Da öffnete sich eines Morgens gegen ein Uhr, — schlief er oder schlief er nicht? Das ist eine Frage, die er selbst nicht mit Sicherheit zu beantworten wußte, — die Thüre seines Zimmers und ein Weib, das aber nichts Sterbliches und Menschliches an sich hatte, erschien seinen Blicken und sagte zu ihm: — Chevalier, ich weiß, Du hegst nur zwei Wünsche; der eine ist die Erlangung eines unermeßlichen Vermögens, die Mittel sind Dir vollkommen gleichgiltig; der andre Wunsch ist der, das Erlangte auf eine Deiner würdige Weise verschwenden zu können. Beide Wünsche können in Erfüllung gehen, wenn Du es übernehmen willst, die coquette Olivia, die einer Züchtigung werth ist, zu bestrafen. Werden vierzigtausend Scudi Dich in den Stand setzen, dies zu thun?... Hier sind sie; aber schwöre mir, die Rache zu übernehmen. Allem Anscheine nach ward der Schwur nicht verweigert. Der Chevalier fand am andern Morgen die Summe von 40,000 Scudi in Gold auf seinem Tische. Wie schnell und vollkommen er sein Versprechen erfüllt hat, das wissen Sie so gut wie ich, meine Herren. . . . Ob Sie nun diesen sonderbaren Vorgang der Sache glauben wollen, steht bei Ihnen; die Authenticität kann ich Ihnen freilich nicht verbürgen.

Ein lautes und anhaltendes Lachen folgte auf die letzten Worte des Grafen; die Gruppe um ihn zerstreute sich, um an den Vergnügungen des Festes weiter Theil zu nehmen. Da bemerkte einer der Cavaliere, daß am Fuße einer Säule eine ohnmächtige Frau lag. Man beeilte sich, ihr die Larve abzunehmen und sie durch alle möglichen Mittel in's Leben zu rufen. Als man Olivia erkannte,

da ward das Herz aller Anwesenden von Mitleid ergriffen. Olivia erlangte bald ihr volles Bewußtsein wieder und nach einem halbirren Blick auf die Umstehenden verbarg sie ihr Gesicht in ihre Hände und fing an bitterlich zu weinen.

— Wohin wünscht Frau von Fioramente geführt zu werden? frug Graf Emilio ehrfurchtsvollen Tones.

Als sie diesen Namen, der sie an die Tage ihres Glückes erinnerte, aussprechen hörte, da hob Olivia mit würdevoller Langsamkeit ihr Haupt in die Höhe und sagte mit schwacher Stimme:

— Wohin ich geführt zu sein wünsche? Herr Graf, ich habe keinen Zufluchtsort . . . und nur von Gott allein kann ich, ohne zu erröthen, Gastfreundschaft annehmen; — lassen Sie mich in das Kloster von Mariä Himmelfahrt bringen.

Karl's V. erste Liebe.

Historische Novelle.

I.

Der Frühling des Jahres 1521 fing an, die Fluren mit dem ersten Grün zu bekleiden; Veilchen und Himmelsschlüssel wagten sich an den Hecken und Rändern der Landstraßen hervor. Der Wind war schon minder schneidend und scharf, und die Sonne verbreitete schon eine, wenn auch schwache Wärme über die Wiesen, deren zarter Sammetteppich schon hie und da von einigen weißen und gelben Wiesenblümchen sich gefleckt zeigte.

Wir führen den geneigten Leser nach Flandern. Nahe an der St. Walpurgis-Kirche in Audenaerde stand ein kleines Haus mit hölzernem Giebel, dessen ganzer äußerer Schmuck nur in seiner echt flamändischen Sauberkeit und in den weißen Vorhängen seiner beiden kleinen, im Spitzbogenstyl gebauten Fenster bestand.

In einem, nach dem kleinen Hofraum zu gehenden Zimmer dieser Wohnung saß an einem, mit Papieren, Farben, Pinseln und Proben von Tapeten in Haute-Lice bedeckten Tische ein junger Mann von schönem Aussehen, in der Tracht eines schlichten Handwerkers. Sein offenes, freimüthiges Gesicht flößte beim ersten Anblick Vertrauen ein, während sein kühnes, schwarzes Auge voll Stolz und Entschlossenheit, das Anzeichen einer kräftigen Seele war. Er beschäftigte sich in dem Augenblick, da wir ihn unsern Lesern vorführen, mit der Colorirung einer großen Zeichnung, die einen biblischen Stoff darstellte und bestimmt war, auf einer jener Tapeten nachgebildet zu werden, welche, als späterhin die Fabrik derselben von Audenaerde nach Paris verlegt wurde, von dort aus unter dem

Namen Gobelins eine Europaeische Berühmtheit erlangten. Von Zeit zu Zeit hielt er in seiner Arbeit inne, betrachtete dieselbe, indem er sie in einiger Entfernung von seinem Auge hielt, und fing dann mit neuem Eifer an.

Dieser geschickte Arbeiter, der heute, und zwar mit vollkommnem Recht, den Namen Künstler erhalten würde, hieß Balduin van der Ghenst. An seiner Seite saßen, mit weiblicher Handarbeit beschäftigt und das Haupt mit Aufmerksamkeit auf dieselbe niedersenkend, zwei junge, blondköpfige Mädchen, schön in Fülle der Gesundheit und Kraft; es waren zwei seiner Schwestern, Agnes und Marie.

— Nun, lieber Bruder, sagte die jüngste, die ihrer kleinen Neugier nicht länger widerstehen gekonnt, sich daher von ihrem Platze erhoben und über die Schultern des jungen Mannes seine Arbeit betrachtet hatte, nun Du kommst, wie mir scheint, tüchtig vorwärts; es ist recht hübsch.

— So, so, es geht an, meine kleine neugierige Agnes, erwiederte Balduin, indem er seiner Schwester leicht auf die Wange klopfte. Ich glaube übrigens, daß wenn wir es in den Werkstätten des Meister Bevernage als Tapete ausführen können, es sich gut ausnehmen wird.

— Ist es nicht eins der Stücke, welche zur Verzierung der Gemächer unsres gnädigen Herrn von Lalaing in seinem Schloß Schoorisse dienen sollen? frug Marie, die nun ebenfalls aufgestanden war, um die Zeichnung ihres Bruders zu bewundern.

— Ja wohl.

— Nicht wahr, es soll in die Zimmer kommen, welche der Kaiser inne haben wird? sagte Agnes wieder; denn, wie man sagt, wird er bald nach Schoorisse kommen und während seines Aufenthaltes in dieser Gegend dort wohnen.

— Man trifft schon ungeheure Anstalten zu seinem Empfang, fügte Marie hinzu.

— Meine lieben Schwestern, wenn Ihr nur nicht so neugierig wäret und Euch nur nicht um so viel Dinge kümmertet, die Euch doch gar Nichts angehen.

— Was Du wieder streng bist, Balduin, antwortete schmeichelnd die kleine Agnes. Was ist denn Böses dabei, wenn man von den Stadtneuigkeiten spricht?

— Weiß man nicht, wann der Kaiser aus Spanien herkommen wird? frug die andre Schwester, indem sie sich wieder an ihre Arbeit begab.

— Man weiß den Tag noch nicht ganz genau anzugeben. . . Aber Hannchen wird es uns vielleicht sagen können, wenn sie nach Hause kommt, erwiederte Agnes.

— Aber wo bleibt denn Hannchen heute? frug der Bruder.... Es scheint, als hätte sie vergessen, daß schon Mittag ist. Da läutet das Angelus, fügte er hinzu, indem er sein Haupt entblößte und ein frommes Kreuzeszeichen machte; die Arbeit bei Meister Bevernage muß doch schon zu Ende sein.

Im Augenblicke selbst, da er diese Worte sprach, ging die Thüre des Zimmers auf und ein junges, höchstens etwa achtzehnjähriges Mädchen trat ganz athemlos ein. Es war dies die älteste der drei Schwestern des Van der Ghenst, die schönste und zugleich auch sittigste aller Arbeiterinnen in den Werkstätten des Tapetenfabrikanten. Es hätte wohl schwer halten mögen, ein anmuthigeres Gesicht, feinere Züge und eine zartere Färbung ausfindig zu machen; Alles war schön an dieser reizenden Physiognomie. Der Glanz ihres ausdrucksvollen Auges war rein, wie der eines Sternes an azurblauem Himmel. Die Rosen ihrer Wangen bezeugten die Kraft und Fülle ihrer Gesundheit, und unter der Kopfbedeckung von dunkelbraunem Stoff, die ihre goldlockigen Haare verbarg, trat ihre blendend weiße Stirn, deren keusche Unschuld noch kein heißer Gedanke getrübt hatte, vortheilhaft hervor. Wenn man die eleganten Körperformen dieses Mädchens mit den groben Kleidungsstücken verglich, in welche sie gehüllt war, so konnte man sich nicht entschließen zu glauben, die letzteren seien an ihrer rechtmäßigen Stelle; vielmehr mußte man meinen, man sehe irgend eine große Dame vor sich, welche aus irgend einer coquetten Laune sich in die Kleider des niedern Volkes vermummt habe. Alles an Johanna trug dazu bei, daß man in dieser Meinung bestärkt ward; denn ihre Stimme war melodisch und weich, ihre Hand war allerliebst klein und weiß, ihr Fuß nicht minder niedlich gebaut und ihr Gang hatte Nichts von jener ungestümen Heftigkeit, welche das unterscheidende Merkmal ihrer Standesgenossinnen war. Und doch war sie die Schwester des schlichten Handwerkers Balduin Van der Ghenst.

— Du kommst heute sehr spät zurück, sagte Balduin, als er seine Schwester eintreten sah.

— Still, still, mußt nicht bös sein; es ist nicht meine Schuld, es steckt eine ganze lange Geschichte dahinter.

— Was ist's? Was gibt's? Laß hören!

— Ja, mir ist die Sache wahrhaftig selbst noch unglaublich. Doch hört. Ich war in der Fabrik beschäftigt, an einer der großen Tapeten zu arbeiten, die bestimmt sind, das Schloß Schoorisse zu verzieren. Da trat die Gemahlin des Gouverneurs der Stadt, die Frau Gräfin von Lalaing, welche die Werkstätten sich angesehen hatte, auf mich zu. Sie blieb lange vor meiner Arbeit stehen und machte mir fortwährend Lobeserhebungen über die Tapeten, die ich schon fast ganz fertig gearbeitet hatte. Sie frug mich sodann, wie ich heiße und wie alt ich sei. Ich antwortete ihr dann, daß ich die älteste von drei Schwestern sei, daß wir Waisen ohne Vater und Mutter seien und daß wir mit unsrem Bruder zusammen lebten und mit unsrer Hände Arbeit unser Brod verdienten. Darauf frug mich denn die Gräfin noch ein Langes und Breites über unsre seligen Eltern, über Euch und über tausend andre Dinge. Darauf entfernte sie sich mit einem Gruße. . . . Als ich allein blieb, war ich schon ganz stolz, daß die gnädige Frau soviel Antheil an mir genommen und so lange mit mir gesprochen. Und doch stand mir noch weit Größeres bevor. Denkt Euch nur, — einige Minuten, nachdem sie mich verlassen hatte, ward ich zu Meister Bevernage gerufen. In seinem Cabinet fand ich wieder die Frau Gräfin, die mich erwartet hatte. — Johanna, sagte sie zu mir, eine vertraute Gesellschafterin, die ich bisher hatte, eine ergebene Freundin, ist mir vor wenigen Monaten durch den Tod geraubt worden. Ich möchte gern ihre Stelle ausfüllen; denn ich lebe allein in meinem Schlosse... Der Herr hat meine Ehe nicht mit Kindern gesegnet. . . . Ich habe nun auf Dich mein Auge geworfen; willst Du mir die Verstorbene ersetzen? Du würdest dann stets in meiner Nähe wohnen und leben, Du würdest nur in meinem Dienst stehen und Dein Loos wäre auf Deine ganze übrige Lebenszeit gesichert.

— Ist es möglich? riefen Agnes und Marie erstaunt.

— Sollten wir uns trennen müssen! sagte Balduin betrübt.

— Ihr könnt Euch denken, fuhr Johanna fort, daß ich von

einem solchen Vorschlag wie betäubt war und anfangs nicht wußte, was ich antworten sollte. Die Gräfin aber verlangte eine schnelle Entscheidung. Da sagte ich nach einigem Besinnen: Gnädige Frau, unser Bruder Balduin vertritt Vaterstelle an uns, ohne seine Einwilligung kann ich auf Nichts eingehen.

— Du hast brav gehandelt, unterbrach sie ihr Bruder, und mein Herz dankt Dir für diesen Beweis Deiner Liebe.

— Und damit Ihr Euch nun einen rechten Begriff machen könnt, — nahm Johanna ihre Erzählung wieder auf, — wie wohl es die Gräfin mit mir meint, so muß ich Euch weiter erzählen, daß die gnädige Frau mit meiner Antwort vollkommen zufrieden war und mich aufforderte, sie sofort hieher zu führen, damit sie Deine Einwilligung, Balduin, zu ihrem Vorhaben nachsuchen könne. Sie wäre auch schon hier, wäre sie nicht erst in St. Walpurgis eingetreten, um ein Ave zu beten. Ich sollte indessen vorausgehen und Euch vorbereiten, sagte sie.

— Wie? Die gnädige Frau Gräfin in unsrer armen Wohnung? riefen die beiden Schwestern, die nicht mehr wußten, wo ihnen der Kopf stand.

— Geht ihr bis an die Kirche entgegen, Agnes und Marie, ich will indessen mit Johanna hier ein wenig aufräumen.

Die beiden jüngern Schwestern ließen sich den Befehl ihres Bruders nicht wiederholen, sondern eilten ihm zu gehorchen. Als Balduin mit seiner ältesten Schwester allein war, ergriff er ihre Hand, drückte sie mit Herzlichkeit und Wärme an sich und sagte mit ernster Stimme:

— Johanna, ich will mich Deinem Glücke nicht in den Weg stellen, aber bedenke, daß bisher in unsrem schlichten Handwerkerleben die Zufriedenheit Deine Gefährtin war; wer weiß, ob sie Dich auch in die glänzendere Lage begleiten wird, welche Dir in der Zukunft zu lächeln scheint. Statt Deines kleinen, saubern Zimmers, mit seinen einfachen weißen Wänden, wirst Du freilich fortan ein prachtvoll tapeziertes Gemach haben; statt der mäßigen Mahlzeiten, die Du bisher mit Deiner eigenen Arbeit verdient, wirst Du künftig eine reichbesetzte Tafel finden; — aber das Alles macht allein noch nicht glücklich, und ich werde mir ewige Vorwürfe wegen meiner Einwilligung machen müssen, wenn. . . .

— Ich will, daß Ihr Alle an meinem Glücke Theil haben sollt, Balduin; Alles, was ich in meiner neuen Stellung gewinnen werde, will ich mit Euch theilen.

— Kind, wir erwerben genug mit unsrer Hände Arbeit, um in einer stillen Genügsamkeit zu leben; was man zu viel hat, das bringt selten großen Nutzen. Aber denken wir nur an Dich; Du bist jung, Du bist schön, bist aber auch unerfahren und leichtgläubig. Ich will wohl glauben, daß der Graf und die Gräfin auch ihrer Gesinnung nach Edle sind. Aber vergiß nicht, daß in solchen Häusern auch viele andre große Herren aus und eingehen, die zwar von hoher Herkunft sind und in Gold und Edelsteinen ihre Herrlichkeit zur Schau tragen, die sich aber in ihrem Müßiggange kein Gewissen daraus machen, um eine Frau, deren Schönheit ihnen in's Auge gefallen, zu buhlen, ohne daß sie etwas Andres als eine Sinnenbrunst für sie empfinden. Sie nennen es Liebe, aber trau dem Worte nicht, es ist nicht unsre Liebe, die vom Herzen kommt.

— O, Balduin, hab' keine Furcht, antwortete das junge Mädchen erröthend und mit merklich ernster gewordener Stimme. Ich werde ein ehrenhaftes Mädchen bleiben.

— Ja, wenn Du bei uns bliebest, hegte ich keinen Zweifel daran. . . . Doch, ich sehe, Johanna, es ist der Wunsch Deines Herzens. So nimm denn die Anerbietungen der Gräfin an. Vergiß aber nicht, daß, wenn Dir je des Geschickes Gunst untreu wird, Du immer noch einen Bruder besitzest, bei dem Du Liebe und Schutz finden wirst.

In diesem Augenblick trat die Gräfin in Begleitung von Agnes und Marie in's Zimmer. Johanna eilte ihr entgegen und rief frohen Tones aus: — „Er willigt ein!"

— Ja, gnädige Frau, sagte der junge Mann, nachdem er der Gräfin ehrfurchtsvoll einen Sitz angeboten hatte; ich willige in Euern Wunsch und thue es mit so viel weniger Bedauern, je bekannter die hohen Tugenden und die trefflichen Eigenschaften der edeln Dame sind, deren Händen ich sie anvertraue. . . . .

— Seid deß sicher und unbesorgt, unterbrach ihn die Gräfin Lalaing, ich will ihr eine mütterliche Freundin sein.

— O Gott lohne Euch dies Versprechen, das unsrem Herzen

und unsrer besorgten Liebe so wohl thut, gnädige Frau; wir haben sie Alle so lieb, dies theure Kind.

— Ja, wir lieben sie so sehr inniglich, sagten Agnes und Marie und schlangen ihre Arme um die Schwester.

— O, tausend Dank für Eure wahre Liebe und deren herzlichen Ausdruck, rief Johanna und ihre Stimme erstickte ein Thränenstrom. Jetzt in diesem entscheidenden Augenblick, da sie, vielleicht auf immer, sich von diesem Familienglück, von diesen stillen häuslichen Freuden trennen sollte, die so viel mehr Werth haben, als der bloße Reichthum, da dieser nur eine Quelle von Besorgnissen ist, — jetzt fühlte Johanna, was sie zu opfern im Begriffe stand und ihr Herz ward schwer und bange. Sie weinte und konnte sich nicht aus den Armen ihrer Geschwister losreißen. Auch die Gräfin war sichtbar von diesem ungeheuchelten Schmerz gerührt. Endlich faßte sich Balduin und sagte:

— So nehmt sie denn hin, gnädige Frau. Ich vertraue sie Euch und lege sie Euch an Euer Herz. Steht ihr bei mit Eurer Erfahrung und mit gutem Rath, dann kann ich die beruhigende Ueberzeugung hegen, daß sie nicht vom Wege der Tugend und des wahren Glückes sich entfernen wird. Leb' wohl und liebe uns; wir werden Dich nie vergessen.

II.

Wir sind in Schoorisse, einer aus den ältesten Zeiten des Lehnwesens stammenden Burg, welche während eines Theils des Jahres dem edeln Anton von Lalaing, Grafen von Hoogstraten, damaligen Gouverneur von Audenaerde zum Aufenthaltsorte dient.

In einem Gemach, dessen gewölbte Decke reich mit Sculpturarbeiten verziert war, während prachtvolle Hautelice-Tapeten die Wände bekleideten, befanden sich gegen Abend eines schönen Maitages zwei Männer, die mit der Vertraulichkeit alter Freunde mit einander plauderten, obzwar sie sich an Rang, wie an Alter bedeutend von einander unterschieden. Der Eine, der nachlässig auf einem weich gepolsterten, mit Sammet ausgeschlagenen Lehnsessel hingestreckt lag, war ein schöner, junger Mann von mittlerem Wuchs, dessen Kinn schon von einem, zwar ein klein wenig in's Röthliche

spielenden, aber seidenweichen Barte beschattet wurde. Sein aristo-kratisch feines und edles Gesicht bezeugte seine hohe Herkunft und in seinem blauen Auge schien sich eine unermeßliche Herrschgier ab-zuspiegeln; aber der Ausdruck von Stolz, der auf seiner hohen Stirn lagerte, ward durch sein freimüthiges, herzlich heiteres Wesen in Et-was gemildert, und der Gesammteindruck, den diese Physiognomie mit ihrem deutlich ausgeprägten Stempel von Kraft und Stärke machte, war kein unangenehmer. Seine Kleidung war sehr einfach, ein Leibrock von schwarzem Tuche, der an den Schultern, Hüften und Knieen in starken, bauschigen Falten vom Körper abstand, eine spanische Halskrause, ein Sammetbarett, an dem eine demantne Agrafe funkelte, waren die hervorstechendsten Bestandtheile seines Anzuges.

Ein älterer Mann, dessen wahres Alter nur vierzig Jahre wa-ren, dem aber seine tiefen Runzeln, seine bleichen Wangen und seine welke und ölige Gesichtsfarbe ein vorzeitiges Greisen-Aussehen verliehen, war es, mit dem der eben geschilderte junge Mann im Gespräch begriffen war. Bei genauerer Betrachtung erkannte man übrigens, daß dieses frühe Greisenthum nicht etwa die Folge einer krankhaften Natur, oder einer übertriebenen Anstrengung, sondern nur eines ausschweifenden Lebens war. Obzwar er mit weit mehr Reichthum und Eleganz gekleidet war, als der junge Mann, und ob-gleich in dem Gespräch zwischen beiden eine große Vertraulichkeit zu herrschen schien, stand doch der ältere der beiden Sprechenden und war baarhäuptig, während der jüngere bedeckten Hauptes auf seinem Sessel lag.

— Ich sage die volle Wahrheit, rief der junge Mann im Ver-laufe einer schon längere Zeit geführten Unterhaltung aus, ich habe noch nicht geliebt, trotz all meines Kaiser-Seins.

— Ei nun, Ew. Majestät, das will ich sehr gerne glauben; wenn man Karl der Fünfte heißt, hat man nicht Zeit, an die Liebe zu denken. In Eurem siebenten Jahre hattet Ihr alle Provinzen der Niederlande zum Spielzeug; in Eurem neunzehnten gehörte Euch die ganze spanische Monarchie und die Sonne ging in Euren Staa-ten nicht mehr unter; in einem Alter von zwanzig Jahren gingt Ihr nach Aachen, um auf Eure Königskrone noch das Kaiserdiadem zu setzen; Deutschland, Neapel, Sicilien, Sardinien und Amerika ge-

hören Euch. Wenn Franz I. noch ein Paar Schlachten verliert, dann weiß Gott allein, wo Eure Macht ein Ende haben wird.

— Ja, das ist wohl wahr, mein theurer Eulemburg, all die Länder, die Du nanntest, stehen unter meiner Oberherrschaft. Wahrlich, wenn man sieht, daß ich in so früher Jugend mein Reich schon so weit ausgedehnt habe, sollte man meinen, ich wolle, wie einst Karl der Große, eine Universal-Monarchie begründen. . . .

Bei diesen Worten schwebte ein Lächeln um die Lippen des jungen Kaisers und sein etwas schelmischer Blick ruhte forschend auf den Gesichtszügen des edeln Claudius von Eulemburg, um zu erspähen, welchen Eindruck die letzte inhaltschwere Anspielung auf ihn gemacht habe.

— Wenn Dame Fortuna fortfährt, Euch zu dienen, so könnt Ihr wohl hierzu gelangen, sagte der schlaue Höfling, indem er einer der Lieblings-Ideen seines Fürsten schmeichelte.

— Ja, wenn es kein England gäbe! erwiederte Karl V. mit einem tiefen Seufzer. . . . Aber welch ernsthafte Wendung unsre Unterhaltung wieder genommen hat, fügte er nach einer Pause hinzu.

— Ei nun, Ew. Majestät, der Gegenstand unsres Gespräches verlangt einen solchen Ton.

— Geht, Ihr seid unerträglich mit Euern ewigen Schmeicheleien, rief der junge Fürst mit einiger Heftigkeit; hebt sie Euch auf, wenn wir feierlich bei Hofe empfangen und langweilt mich nicht hier noch damit. . . . Es ist so schon ziemlich langweilig für mich, daß ich hier, mit in den Schooß gelegten Händen, das Ende der Belagerung von Tournai abwarten muß. Es scheint wirklich, als machte sich unser Vetter von Frankreich ein eigenes Vergnügen daraus, sie möglichst in die Länge zu ziehen.

— Und doch ist es ausgemacht, daß König Franz die Festung bald wird räumen müssen.

— Was sputet er sich da nicht, Tournai zu verlassen und lieber Liebesabenteuern nachzujagen, die einzigen, worin er glücklich ist! Während er hier in Tournai ist, könnte ihm ja irgend Jemand seine schöne Diana von Poitiers ungetreu machen! Weißt Du übrigens, Claudius, daß es mir gar oft einfällt, den König von Frankreich zu beneiden!

— Ew. Majestät? . . .

— Ja, ja, mein Lieber; Franz liebt und wird geliebt.

— Nun, ich sollte doch meinen, das hinge eben nur von Ew. Majestät eigenem Willen ab.

— Meinst Du? Der Ehrgeiz mag wohl den Kopf befriedigen, mein Lieber, aber das Herz verlangt eine andere Nahrung. Ich fühle das Bedürfniß zu lieben; es lodert in meiner Brust ein Feuer, das sie verzehrt, wenn es nicht einen andern Gegenstand entflammen kann.

— Ein großer Fürst ist stets sicher, Liebe einzuflößen.

— Nein, mein Bester, keine Liebe, nur ehrgeizige Wünsche; ich weiß es nur gar zu gut. In einigen Jahren, vielleicht schon in einigen Monaten, werden es die Interessen meiner Krone verlangen, daß ich eine Lebensgefährtin nehme. Aber dabei werde ich nicht meinen Willen, nicht die Wünsche meines Herzens zu Rathe ziehen dürfen; ich werde nicht nach einer Seele suchen dürfen, die der meinigen entspricht, die, gleich ihr, jung, leidenschaftlich glühend ist. Nein, die Politik allein und ihre kalten Gründe werden mich und meinen Staatsrath in meiner Wahl leiten müssen; dann wird eine Frau mit mir verbunden werden, nicht damit sie ihren Gatten liebe, damit sie seine Genossin im Leben sei, damit sie eine Mutter seiner Kinder sei, nein, blos damit sie Kaiserin sei, wie ich Kaiser bin, damit sie das Uebergewicht der Fürsten in Bezug auf's Staatsleben oder das Gleichgewicht der Nationen unter einander sicher stelle. Solcher Art sind die Heirathen der Fürsten; so werden ein Mann und eine Frau an einander geschmiedet, als Opfer der politischen Nothwendigkeiten und so müssen sie oft ein ganzes, schweres Leben lang eine Kette tragen, die sie wund drückt, deren Last ihrem Auge Thränen erpreßt und sie einander verhaßt macht. Und für wen? Für die Ruhe ihrer Völker, die ihnen vielleicht nicht einmal Dank dafür wissen. Darf man sich da noch wundern, wenn ihr Herz, das Jahre lang unbegriffen und ohne eigentliches Leben geblieben ist, zuweilen plötzlich erwacht, und seine Rechte fordert, und einer Neigung Raum gibt, welche freilich durch die Heiligkeit unauflösbarer Ehebande verdammlich wird, die aber stärker ist als das dürre Pflichtgefühl? Darf man sich wundern, wenn Monarchen oft, wie ihrer Besinnung beraubt, in langen, durstigen Zügen in einem Gefühle sich berauschen, das ihnen so viele Jahre hindurch unbe-

kannt geblieben? Sind wir denn nicht Menschen gleich Euch Andern? Hat denn Gott, weil er uns auf den Stufen eines Thrones das Licht der Welt erblicken ließ, darum die edelste aller Leidenschaften, die ein Menschenherz fassen kann, die Liebe, für immer in unserer Brust erstickt? Nein und abermals nein, keine Krone vermag der Liebe Werth zu ersetzen.

— Hilfe, Hilfe! . . . So schrie man in diesem Augenblick auf dem Corridor, nach dem hinaus das Gemach des Kaisers sich öffnete, und einen Augenblick darauf stürzte ein junges Mädchen, bleich, an allen Gliedern zitternd und ganz außer sich, in das Zimmer. Karl sprang von seinem Sessel auf, griff nach seinem Schwert und ging hinaus, um zu sehen, was es draußen gebe; die Sorge für die Unbekannte, deren Aufregung so groß war, daß sie noch kein Wort sprechen konnte, überließ er einstweilen dem Edeln von Culemburg. Als er bis an die Treppe gekommen war, begegnete er zwei jungen Edelleuten aus seinem Gefolge, den Grafen von Lynden und Matthias von Herzelles, die in allzuhäufigem Bacchusdienst ihre Vernunft verloren, und so die Rücksichten, die sie einer Schützlingin der Gräfin Lalaing schuldig waren, vergessen und sich daran gemacht hatten, dieses junge Mädchen zu verfolgen, wenig sich um ihren Unwillen und ihre Furcht kümmernd.

— Was alle Wetter ist das, Ihr jungen Herren? rief der Kaiser, der ihnen gerade in dem Augenblick den Weg vertrat, da sie ihre Liebesbewerbungen weiter verfolgen wollten.

— O Himmel! der Kaiser! riefen beide junge Leute, welche diese unerwartete Begegnung plötzlich nüchtern machte und um alle Fassung und künstliche Kühnheit des Rausches brachte.

— Was wolltet Ihr hier machen, wenn man fragen darf? Ihr seid doch wahrlich hier nicht in einem Hause, dessen Bewohnerinnen derlei Streiche gewöhnt sind. Fort mit Euch.

Die jungen Leute, froh, so leichten Kaufes davon zu kommen, eilten schweigsam die Treppe hinab, beschämt wie Schulbuben, die ihr Lehrer über einem bösen Streich ertappt und tüchtig ausgescholten fortjagt. Karl, der sie die Treppe hinabgehen gehört, begab sich nun sofort in sein Gemach zurück, um die weibliche Person, die er vor so schmachvollen Verfolgungen geschützt hatte, zu beruhigen, und erst jetzt bemerkte er die Jugend, Schönheit und Frische

seiner Schützlingin. Ihr blondes Haar fiel in vollen und reichen Locken auf breite, schön geformte Schultern. Sie hatte sich dem Kaiser, sobald er in's Gemach eintrat, zu Füßen geworfen und dabei ihr Haar von der Stirn zurückgeschlagen, um den Kaiser, dem sie mit Blick und Wort dankte, besser betrachten zu können. Karl hatte sie sofort aufgehoben und bewunderte nun ihre reizenden Züge, ihren niedlichen Mund, ihr Auge voll Sanftmuth und doch auch voll Glanz, und ihren anmuthigen Wuchs, den ein langes wollenes Kleid auf das Vortheilhafteste hervorhob.

— Setze Dich nieder, mein schönes Kind, sagte er, und erzähle mir, was vorgefallen ist.

— Ew. Majestät.

— Wie? Du kennst mich?

— Ich bin eine Bewohnerin dieses Schlosses.

— Und doch habe ich seit zehn Tagen, daß ich im Schlosse bin, Dich noch nicht zu Gesichte bekommen.

— Ew. Majestät müssen sich, was das betrifft, bei meiner Base, der Gräfin Lalaing beschweren, flüsterte Claudius von Culemburg lachend dem Kaiser in's Ohr.

— Schweig, Du Schwätzer, Du wirst sie verschüchtern, erwiederte der Kaiser leise. Was bist Du hier? frug er das Mädchen mit wohlwollendem Tone.

— Ich stehe im Dienste der gnädigen Frau von Lalaing und bin ihre Gesellschaftsdame, erwiederte das junge Mädchen erröthend. Dabei schlug sie ihren Blick nieder, denn ohne sich die Ursache erklären zu können, fühlte sie an der Unruhe, die sich ihres Gemüthes plötzlich bemächtigte, daß es nicht gut thue, wenn sie das männlich schöne und anziehende Gesicht des Kaisers länger betrachte.

— Die Gräfin sorgt für mich, wie eine zweite Mutter.

— Du bist eine Waise?

— Leider! ja, Ew. Majestät; ich gehöre einer armen, aber ehrenhaften Familie aus Audenaerde an.

— Wie heißt Du?

— Johanna Van der Ghenst.

— Es freut mich recht sehr, daß ich Dir in Etwas habe dienen können, sagte Karl, nicht als Kaiser, sondern nur wie ein galanter, junger Mann sprechend; einen so tiefen Eindruck hatte Jo-

hanna durch ihr ganzes Wesen und besonders durch den Klang ihrer Stimme auf ihn gemacht. Dabei ergriff er, wahrscheinlich aus Zerstreutheit, ihre zarte, weiße Hand, die in der seinen blieb, weil sie Johanna ihm nicht zu entziehen wagte. Aber beruhige Dich doch, warum zitterst Du so?

— Ich hatte so große Furcht, Ew. Majestät, erwiederte Johanna mit einem liebreizenden Lächeln, wodurch Karl zwei Reihen Perlen entdeckte, die an Weiße und Schönheit mit denen hätten wetteifern können, welche das an seinem Halse hängende Medaillon des Ordens vom goldnen Vließ zierten. — Ew. Majestät, fuhr Johanna fort, haben mich aus den Händen meiner Verfolger gerettet; ich werde nie in meinem Leben vergessen, was Ew. Majestät heute Abend für mich gethan.

— Johanna, erwiederte der Kaiser mit liebenswürdigem Ausdruck, wenn man von einem so schönen Munde, als der Deine ist, den Dank erhält, dann würde man wünschen, oft dergleichen Dienste leisten zu können.

— Wahrhaftig! murmelte der Edle von Culemburg leise vor sich hin, als er sah, welches Feuer sich in den Augen des jungen Fürsten entzündete, wenn Sr. Majestät noch ein Weilchen so fortfährt, dann ist die Jungfer Van der Ghenst nur aus dem Regen in die Traufe gekommen.

Mochte Johanna nun etwas von diesen Worten gehört haben, oder waren es nur die glühenden Blicke des Kaisers, die sie einschüchterten, — sie sagte mit sichtbarer Verlegenheit nach einer secundenlangen Pause:

— Nun diese jungen Herren fort sind, will ich denn auch wieder gehen.

— O nein, so rasch lasse ich Dich noch nicht fort. . . . Du hast mir ja noch nicht erzählt, wie es gekommen ist, daß diese beiden Unverschämten es wagten. . . .

— Mehrere adlige Herren aus Ew. Majestät Gefolge sind nach Tische im Speisesaal geblieben, wo sie mehr als eine Flasche ausgestochen und sich durch fleißiges Trinken die Köpfe etwas erhitzt haben mögen. . . . Ich hörte sogar im Vorbeigehen den Kellermeister erzählen, Einige von ihnen lägen schon unter dem Tisch. . . . Ich hatte nun eben das Gemach der gnädigen Frau

Gräfin verlassen, um mich nach meinem Zimmer zu begeben, als der Graf Lynden und Ritter Matthias von Herzelles, die aus dem Speisesaale gerade in dem Augenblick heraustraten, als mich mein Weg an demselben vorbeiführte, auf mich zukamen und mich mit ihren galanten, — oder vielmehr ungalanten Reden unterhalten wollten. Da ich sah, daß sie vollkommen berauscht waren, denn sie konnten nicht auf ihren Beinen stehen, und ich Alles von ihrer Kühnheit zu besorgen hatte, so bekam ich Furcht und fing an, nach dieser Richtung hin, vor ihnen zu fliehen. Das Uebrige wissen Ew. Majestät.

— Herr von Culemburg, ergreift diesen Armleuchter und geht vor uns her; ich will die Jungfer in Sicherheit bringen.

Bei diesen Worten bot Karl der Schwester des schlichten Handwerkers Balduin Van der Ghenst den Arm und führte sie sehr bald in eigenster Person der Gräfin von Lalaing zu, indem er es dem jungen Mädchen anheim stellte, ihrer Herrin den Vorfall zu erzählen und in ihrem Herzen über die Galanterie des deutschen Kaisers nachzusinnen.

Als Claudius von Culemburg mit seinem Gebieter wieder in dessen Gemach zurückgekehrt war, sagte er:

— In aller Wahrheit, ich fange an zu glauben, daß Ew. Majestät in das Kammermädchen meiner Base, der Gräfin von Lalaing, verliebt sind.

— O, sie ist aber auch allerliebst! Auf mein Ehrenwort, Culemburg, ich habe noch kein sanfteres Gesicht vor Augen gesehen. Hast Du diesen süßen Blick, diesen schlanken Wuchs, diesen leichten Gang bemerkt?

— Ich habe all diese Dinge Ew. Majestät überlassen und, wie ich eben höre, haben Ew. Majestät Ihre Augen fleißig gebraucht.

— Ist es nicht wirklich Schade, daß ein solches Geschöpf so in dunkler Verborgenheit vegetiren soll?

— Ei nun, meinem Bedünken nach, wäre es nicht so gar schwer, sie herauszuziehen. Mehr als eine Schäferin ist schon eine vornehme Dame geworden.

— Immer sprichst Du doch wie ein Taugenichts und Wüstling, Culemburg; ich fürchte, Du stirbst als unbußfertiger Sün-

der. . . . Weißt Du aber, daß ihre Hand von einer blendenden Weiße ist?

— Und daß ein glänzender Smaragd auf so zarten Fingern gar nicht übel sich ausnehmen würde?

— Und hast Du je, fuhr Karl fort und überließ sich dabei ganz seiner enthusiastischen Bewunderung, wie sie jeder andre junge Mann getheilt haben würde, hast Du je einen schöneren Haarwuchs gesehen? Auf Ehrenwort, weich wie Seide.

— Ein Netz von feinen Perlen würde auch ihren Glanz ganz trefflich hervorheben.

— Findest Du nicht, daß das wollene Kleid, das sie trug, die Feinheit ihres Wuchses verbarg?

— Ich wollte Ew. Majestät eben die Bemerkung machen, daß ein Atlasgewand mit goldgesticktem Leibchen all die Eleganz und Feinheit ihrer Formen besser an's Licht stellen würde.

— Das ist wahr, aber ich wette, sagte Karl, — und diese Herausforderung ward mit dem Tone einer auf einem Umweg gemachten Frage gesprochen — ich wette, daß Johanna ihre einfachen und bescheidenen Kleider nicht würde mit einem reicheren Costume vertauschen wollen.

— Hm, hm! murmelte Eulemburg mit spöttischem Lächeln vor sich hin. Man sieht wohl, daß Ew. Majestät in diesem Punkte noch gar jung und unerfahren sind. . . . Doch es ist spät und Zeit, daß ich mich entferne, sagte er und brach absichtlich ein Gespräch ab, von dem er, als ein erfahrener Hofmann voraussah, daß es ihm nur behilflich sein könne, in der Gunst des jungen Fürsten Fortschritte zu machen.

— Du hast es heute sehr eilig, Eulemburg.

— Verzeihen, Ew. Majestät, Sie sind es freilich ganz und gar nicht und ich weiß auch wohl, aus welcher Ursache.

— Schon gut, schon gut, Eulemburg, geh immerhin; ich sehe, es ist nicht möglich, vor Dir etwas zu verheimlichen.

Sie trennten sich und Jeder von ihnen begab sich kurz darauf zur Ruhe; aber nur Eulemburg fand sie wirklich. Karl verbrachte dagegen eine unruhige Nacht. Obgleich er es sich selbst noch nicht eingestehen wollte, so war doch sein Herz schon vom Liebespfeil getroffen. Johanna's Züge schwebten fortwährend vor seinen Augen.

Leidenschaftlich, glühend, herrisch und begehrend von Natur, empfand er zum ersten Male in seinem Leben den Einfluß, den der Blick oder das Wort einer Frau auf den Mann in seiner Jugend übt. In dieser Art fieberischen, gehirn=betäubenden Taumels, aus dem nur zu bald eine tiefgefühlte Liebe werden sollte, vergaß er einen Augenblick lang die Entfernung, die sie beide trennte, und sah in Johanna nur ein schönes, junges Mädchen, deren Anblick plötzlich Alles, was die Natur an zarten Gefühlen und an Liebeskraft in sein Herz gelegt, in demselben wach gerufen hatte.

III.

Franz I. von Frankreich hatte nicht ohne Eifersucht es mit ansehen können, daß Karl V., sein Mitbewerber um die deutsche Kaiserkrone, glücklicher, als er, gewesen und zu Aachen gekrönt worden war. Die Niederlage, die er bei dieser Gelegenheit erlitten, schien ihm eine um so grausamere Beleidigung, ein je drohenderes Uebergewicht in den Verhältnissen Europas sein Gegner dadurch erlangte. Um sich nun für diese Schmach zu rächen, hatte der König von Frankreich Streitigkeiten herbeigeführt, deren angebliche Gründe durchaus unhaltbar waren und der ewigen Politik Frankreichs zufolge, die im steten Wettstreit mit Oesterreich, einen Fuß in Italien zu haben suchte, hatte Franz Ansprüche auf das Königreich Neapel gemacht. Kaiser Karl hatte dagegen die Wiedererstattung des Herzogthumes Burgund gefordert und ein Bündniß mit Heinrich VIII., König von England, geschlossen. In Folge dieses Krieges hatte er den Entschluß gefaßt, die Stadt Tournai zu belagern, welche Englands Monarch in früheren Zeiten erobert, aber nur fünf Jahre lang ohne eigentlichen Nutzen besessen und dann drei Jahre vor dem Zeitpunkt dieser Erzählung in Folge eines Vertrages an Frankreich zurückgegeben hatte.

Während der Dauer dieser Belagerung Tournai's nun hatte der Kaiser, um der Langeweile eines Feldlager=Lebens zu entgehen, sich auf einige Wochen in das Schloß Schoorisse, zu dem Gouverneur von Audenaerde, begeben. Da er den Wunsch geäußert hatte, während dieses Aufenthaltes nicht als Kaiser behandelt zu werden, weil

er dadurch dem lästigen Zwang der spanischen Etikette und den Besuchen zudringlicher Gäste zu entgehen hoffte, — so war der junge Fürst in seinen Handlungen und in seinem ganzen Benehmen freier und unbeschränkter, als sonst. Aus demselben Grunde hatte er denn auch nur ein sehr kleines Gefolge um sich, das obendrein noch meist aus vertrauteren Dienern bestand, in deren Umgang er keinerlei Beschränkung sich aufzuerlegen brauchte.

Man erräth leicht, daß unter solchen Verhältnissen Karl bald in Johanna Van der Ghenst sterblich verliebt wurde. Die junge Flamänderin ihrerseits vermochte es nicht, dieser Liebe zu widerstehen, die sie plötzlich mit den Frauen des höchsten Ranges auf eine gleiche Stufe stellte, und so ließ sich das arme, leichtgläubige und unvorsichtige Kind auf eine gleitende Bahn verlocken, an deren Ende es doch für sie nur Thränen und Gewissensbisse geben konnte. Aber welchen jungen Mädchens Kopf würde nicht gegenüber einer Neigung, von der sich der Ehrgeiz der größten Fürstinnen geschmeichelt gefühlt haben würde, vom Schwindel ergriffen worden sein? Sie, ein unbekanntes und armes Kind aus dem Volke, eine Waise im Dienste einer mitleidigen Wohlthäterin, sie sollte einen Kaiser zum Liebhaber haben, einen König und zudem einen Mann, dessen selbsterworbener Ruhm schon damals, obgleich er noch am Beginn seiner Laufbahn stand, zu den strahlendsten gehörte! Und dieser allmächtige Fürst, den sie bis vor Kurzem nur auf den Knieen und mit ehrfurchtsvollem Zittern anzuhören gewagt hätte, er flüsterte nun, fast selbst knieend und mit weicher, bittender Stimme, Liebesworte in ihr Ohr! Das konnte für einen stärkeren Geist gefährlich werden. Und unsre Johanna war ein einfaches, unerfahrenes Mädchen und hatte Nichts, worauf sie sich stützen konnte, um so zahlreichen Verführungen zu widerstehen, um in dem Rausche, der sie selbst ergriffen, rein zu bleiben. Denn sie auch liebte Karl, als wäre er blos ein junger Mann ihres eigenen Standes, während sie von ihm geliebt ward, als flöße Königsblut in ihren Adern. Und so jung, liebend, geliebt, besaß sie weder das, was den Wunsch, zu besitzen, abstumpft, den Reichthum, noch hatte sie jene Kälte der Gleichgiltigkeit, die oft nur ein Vorwand der Tugend ist, noch endlich konnte sie jene Reife der Urtheilskraft besitzen, in der man Schutz- und Vertheidigungswaffen in solcher Herzensbedrängniß finden kann. Einer

liebenden Mutter zärtlicher Rath wäre in so dringender Gefahr der einzige rettende Schild gewesen; aber man weiß es ja, Johanna war eine Waise und ihr Bruder war fern.

Elisabeth von Culemburg, die Gräfin von Lalaing, hatte freilich versprochen, ihr eine zweite Mutter zu sein; aber die Gemahlin des Gouverneurs von Audenaerde war eine charakterschwache Hofdame, deren erste Besorgniß stets war, dem Fürsten nicht zu mißfallen, seine Gunst nicht zu verlieren. Daher war sie die Mitschuldige und Hehlerin dieser gefährlichen Liebe geworden und hatte Nichts dazu gethan, Johanna, die doch ihr Bruder ihrer Erfahrung anvertraut hatte, vor der schmerzlichen Zukunft, die unabwendbar ihrer warten mußte, zu bewahren. . . . Und Claudius von Culemburg, ihr Vetter, Karl's besondrer Günstling, der in Hofintriguen und in rücksichtslosen Ausschweifungen vor der Zeit ergraute hohe Adlige — der kannte nur eine Pflicht, dem Willen des Kaisers genug zu thun, allen seinen Lüsten zu schmeicheln, allen seinen Wünschen zuvorzukommen. Von ihm also war auch Nichts weiter zu erwarten, als daß er die aufkeimende Leidenschaft seines jungen Fürsten ermuthigte. Mochte die arme Flamänderin das Opfer sein; was ging das ihn an?

Karl V., hatte jedoch Zartgefühl genug besessen, sowohl für Johanna's Ruf als für seine eigene Würde soviel Sorgfalt zu tragen, daß er seine Liebe nicht öffentlich zeigte. Wenn sie einander sahen, so geschah es nur im Geheimen, in irgend einem abgelegenen Theile des Schlosses, oder im Park und zu Stunden, wo sie keine störenden Lauscherblicke zu befürchten hatten.

Bald aber wurde diese zärtliche Liebe durch ein Ereigniß von hoher Wichtigkeit unterbrochen. Tournai ergab sich nach einer Belagerung von wenig Monaten dem Kaiser, und dieser mußte, sobald die Nachricht hiervon nach Schoorisse gelangt war, das Schloß verlassen. Denn die politischen Verhältnisse machten seine Anwesenheit in Deutschland nothwendig. Doch wollte der Kaiser die Niederlande und in ihnen die erste Frau, die er geliebt, die einzige vielleicht, die in seinem ganzen Leben auch ihn, den Menschen, wahrhaft geliebt, nicht verlassen, ohne seine Geliebte noch einmal wiederzusehen und Abschied von ihr zu nehmen. Wer konnte denn wissen, ob die Trennung nicht eine ewige war? Er hatte daher sich in Tournai

nur wenige Tage aufgehalten und war dann im strengsten Geheimniß, nur in Begleitung seines treuen Claudius von Culemburg nach Schloß Schoorisse zurückgekehrt, dessen Herrin die einzige Person war, welche von seiner Zusammenkunft mit Johanna Van der Ghenst Wissenschaft hatte.

Es war ein schöner Abend am Ende des Juni. Der Park des Schlosses war von den tausend balsamischen Wohlgerüchen einer Sommernacht durchduftet. Die schwarze und dichte Masse des alten Schlosses tritt im Hintergrunde an dem wolkenlosen Blau eines klaren Sternenhimmels düster hervor. Ein leichter Westwind durchsäuselt das Laub der Bäume; Alles ist ruhig und lautlos. Nur in einer der düstersten Partien des Parks hört man die Schritte zweier Personen, die leise mit einander sprechen, während sie, Arm in Arm geschlungen, spazieren gehen.

— Morgen? Morgen schon? sagte eine weibliche Stimme, der man das Schwanken derselben anhörte.

— Ich muß, die Pflicht, das Schicksal will es, antwortete ein wohlklingender Baß.

— O mein Kaiser, mein Herr, mein Geliebter, warum findet Ihr mich so schwach, war ich denn nicht darauf vorbereitet? Wußte ich es denn nicht, daß es so kommen müsse? Habe ich mir nicht in den Stunden meines Glückes oft genug gesagt, daß ein Tropfen derselben alles übrige Leben aufwiegt? Und nun die Todesstunde nahe ist, denn Abschied ist Tod für mich — nun Ihr scheidet, nun die Sonne meinem Auge erlischt, nun bin ich feige, lebensdurstig und verzweifelnd! O verachtet mich nicht, mein Herr und Kaiser, sagte Johanna laut weinend, ich bin Nichts als eine Bürgerstochter; der Heldenmuth, der Eure Ritter und Edlen ziert, ist mir nicht angeboren, ich habe Nichts als Liebe, verachtet mich nicht.

— Dich verachten, Johanna? rief Karl, indem er das weinende Mädchen in seine Arme schloß. Ehren will ich Dich all meine Lebenszeit. Diese Ritter, und Herrn, die sich Edle nennen, haben nur Muth, weil sie herzlos sind. Sie dienen mir, weil ich ihnen wieder diene, weil ich sie gegen ihre Feinde schütze, schützen sie mich gegen den meinigen, sie fechten in meinen Schlachten, weil ich sie mit Ehren bedecke, sie beugen sich nicht vor mir, sie zittern vor meiner Macht. Du gabst mir Alles um meiner selbst willen; das Höchste,

das Heiligste hast Du mir geopfert und doch wußtest Du, daß nur Unglück und Entsagung Deiner harret. Du gabst mir Deine Liebe um Liebe und bei meinem kaiserlichen Wort, bei dem Kreuz, das ich an dieser Brust trage, ich will Dir ein treuer Zahler sein — meine Liebe ist Dein, und wenn auch der Kaiser gezwungen ist, seine Hand einer Andern zu reichen, das Herz Karl's gehört Johanna! Dies schwöre ich, so wahr Gott mir helfe.

Das Mädchen war an das Herz Karl's gesunken, der mit glühendem Gesichte einen Kuß auf ihre Locken drückte. Der Mond, der in diesem Augenblicke aus den Wolken trat, spiegelte sich in der Thräne eines Kaisers.

IV.

Balduin Van der Ghenst war ein junger Mann, ordnungsliebenden und arbeitsamen Geistes; mit ganzer Seele seiner Kunst, oder wie es damals bescheidener hieß, seinem Gewerbe als Zeichner und Colorist von Tapetenmustern ergeben, widmete er den zahlreichen Bestellungen, die man bei ihm machte, seine ganze Zeit. Daher verdiente er auch genug, daß er und seine beiden jungen Schwestern, die ihn gleich einem Vater ehrfürchteten und liebten, ehrsam und anständig davon leben konnten. Ihrer Aller Erholung bestand darin, daß sie, nachdem sie die Woche über fleißig gearbeitet hatten, sobald der Vesper-Gottesdienst in St. Walpurgis geendet war, jeden Sonntag, Sommer, wie Winter, einen Spaziergang vor die Thore der Stadt hinaus machten und dort in irgend einem Wirthshause ihr Abendmahl einnahmen.

So hatten sie auch an einem Sonntag im Januar dieses Jahres 1522 die Stadt durch das Thor von Eyne verlassen und nach einem kurzen Spaziergang auf der schönen lindenbepflanzten Straße, die sich vor dem Thore hinzieht, waren sie in ein stattlich aussehendes Wirthshaus eingetreten.

Ein Stab, an dem ein weißes Tuch befestigt war, wehte bannerartig über dem Schild des Wirthshauses, um anzuzeigen, daß man in demselben Waffeln, das Lieblingsessen der Flamänder backe

und esse. Balduin nebst seinen Schwestern war in den großen, mit Gästen allen Standes angefüllten Saal getreten und hatte an einem Tischchen in der Nähe der Thüre Platz genommen, wo das Gedränge weniger groß war, wo sie daher ungestörter plaudern konnten. Nur an einem Tische hinter ihnen saßen zwei Leute, deren Kleidung ihren Stand als Diener eines vornehmen Hauses erkennen ließ, und tranken einige Krüge jenes trefflichen Bieres, das noch heute zu Flanderns Berühmtheit viel beiträgt. Auch Balduin und seine Schwestern hatten sich in Erwartung der von ihnen bestellten Waffeln einen Krug geben lassen.

— Meiner Treu, wenn man in's Einhorn kommt, so ist man doch immer sicher, viel Leute anzutreffen, sagte Balduin.

— Ja in diesem Hause geht es immer lustig zu, sagte Agnes.

— Du magst sagen, was Du willst, voriges Jahr hatten wir von unsern Spaziergängen viel mehr Vergnügen, sagte die andere Schwester, Marie.

— Das ist wohl wahr, seufzte Van der Ghenst; wir sind jetzt nicht vollzählig; sonst, wenn wir uns an einen Tisch setzten, nahmen wir alle vier Seiten ein; jetzt ist immer eine leer.

— O, ich wette aber, daß Johanna in diesem Augenblick mehr Vergnügen hat, als wir, rief Agnes mit der Leichtgläubigkeit eines Kindes, das noch der Meinung ist, wo Reichthümer und Luxus seien, da sei auch das Glück zu finden.

— Vielleicht, antwortete ihr Bruder. War sie denn aber bei uns nicht sicher glücklich? Seht, meine lieben guten Schwestern, Ihr werdet Euch vielleicht wieder darüber ärgern, aber ich kann es nicht ändern, Johanna's Entfernung ist gar nicht nach meinem Sinne gewesen.

— O Du, riefen beide jungen Mädchen mit merkwürdiger Einstimmigkeit, Du willst auch immer haben, daß man da bleiben soll, wo man einmal ist.

— Und warum nicht, wenn man sich wohl daselbst befindet?

— Balduin, nahm nun Marie das Wort. Du möchtest doch übrigens wieder einmal daran denken, unsre gute Schwester Johanna zu besuchen. Weißt Du, daß es schon über ein halbes Jahr her ist, daß Du nicht in Schoorisse warst?

— Ja ich muß gestehen, seitdem ich das letzte Mal dort war,

um die Tapeten, die nach meinen Zeichnungen in Meister Bevernage's Werkstätten gearbeitet worden, abzuliefern, seitdem habe ich keine Lust in mir verspürt, wieder hinzugehen. Warum soll ich's vor Euch läugnen? Ich fühle mich nicht wohl in Johanna's Nähe, seitdem sie so prächtig gekleidet ist, daß man fast Mühe hat, sie dem Aeußeren nach von ihrer Herrin zu unterscheiden. Und dann bin ich stets der Versuchung ausgesetzt, sie zu bereden, sie solle wieder zu uns kommen.

— Johanna muß in ihren prachtvollen Kleidern recht schön sein, sagte Agnes, indem sie nur den Theil von Balduin's Worten aufnahm, der ihre kleine, jugendliche Eitelkeit interessirte.

— O Du kindisches Mädchen, schweig doch still, sagte Balduin, der sich nicht eben freute, in Agnes solche frühe Anlagen zur Coquetterie zu finden.

— Was meinst Du, Balduin? frug Marie; ob wir wohl nächsten Sonntag, wenn das Wetter gut ist, zusammen nach Schoorisse gehen, um Johanna zu besuchen?

— Wir können zu Fuße gehen, Balduin, Du weißt, daß wir tüchtig marschiren können.

— Nun wir wollen sehen, wenn es geht. Nächste Woche aber kann es kaum der Fall sein; denn die Reise kostet wenigstens drei Tage und die Arbeit muß uns über Alles gehen. Nun haben wir noch wenigstens auf vierzehn Tage alle Hände voll zu thun, was Ihr recht gut wißt.

— Horch ein Mal, Balduin, sagte Marie leise zu ihrem Bruder. Die beiden Männer, die hier hinter uns sitzen und trinken, haben schon mehrere Male den Namen Schoorisse genannt, sie scheinen in's Schloß zu gehören. Wie wenn wir sie um Neuigkeiten von Johanna frügen?

— Laß doch, antwortete der junge Mann; Du siehst ja an ihrer Liverei, daß sie zur Dienerschaft gehören, und dergleichen Leute pflegen stets zu lügen.

Trotz dieser Bemerkung Balduin's aber hatte der Gegenstand des Gespräches doch so viel Interesse für ihn und seine Schwestern, daß sie sämmtlich sich nicht enthalten konnten, aufmerksamer auf die Unterhaltung ihrer Nachbarn hinzuhören, die jetzt, da sie selbst schwiegen, deutlicher zu ihren Ohren drang. Von den beiden Trinkern

war nur der Eine aus Schoorisse, der Andere gehörte einem benachbarten adligen Schlosse an.

— Du kannst die Zeche schon bezahlen, Lorenz, sagte dieser letztere; denn ich bin überzeugt, der Aufenthalt des Kaisers in Schoorisse wird Dir mehr als einen blanken Carolus Trinkgeld eingebracht haben.

— Nun das ist wahr, Matthis, ich wünschte nur, der Kaiser stattete uns öfter dergleichen Besuche ab. Besonders diejenigen von uns, die gleich mir zur Küche gehören, haben bei solchen Gelegenheiten doppelten Profit.

— Hatte der Kaiser großes Gefolge mit sich?

— Nein, er war incognito bei uns und Niemand im Lande sollte es eigentlich wissen, daß der Kaiser in Schoorisse war. . . . O, als er das erste Mal zu uns kam, da war es etwas Anderes, da hatte er ein zahlreiches Gefolge bei sich und das Schloß war in eine glänzende Hofhaltung verwandelt. . . . Damals merkten wir es recht, als der Kaiser das Schloß wieder verlassen hatte. Aber dies Mal war es während seiner Anwesenheit das, was es jetzt ist, ein wahres Gefängniß.

— Wie? Ist der Aufenthaltsort des Gouverneurs von Audenaerde so traurig?

— Ja, wenn der Graf noch da wäre; aber seit dem halben Jahre, daß der Kaiser nach Deutschland gereist, ist auch der Graf mit ihm fort, und seit der Zeit ist auch keine menschliche Seele mehr in's Schloß gekommen. Die Frau Gräfin ist nun zwar in Schoorisse, aber sie ist den ganzen Tag in ihren Gemächern eingeschlossen, mit einer Bürgersdirne hier aus Audenaerde, aus der sie ihre Gesellschaftsdame gemacht hat. . . . Aha, weil wir gerade von dieser Jungfer sprechen, will ich doch nicht vergessen, Dir zu erzählen, daß wahrscheinlich nächstens im Schlosse was Neues vorgehen wird.

— Oho, was wird das sein?

— Eine Niederkunft.

— Wie? die Frau Gräfin von Lalaing?

— Wo denkst Du auch hin, Matthis; die gnädige Frau ist ihre siebenundfünfzig Jahre, da fehlt auch kein Tag daran.

— Nun dann wüßte ich nicht, wer denn?

— Na, Du hast das Pulver auch nicht erfunden. Die Ge-

sellschaftsdame der Frau Gräfin ist ein recht hübsches Kind, ein leckrer Bissen, meiner Treu. Einer von den Herren, die im Gefolge des Kaisers waren, bei seinem jüngsten Aufenthalt, und die trotz ihrer hohen Herkunft die Befriedigung ihrer Lüste oft gar tief unter sich suchen, wird wahrscheinlich derselben Meinung gewesen sein. Wenigstens ist seit der Abreise des Kaisers die Jungfer Johanna um ihre schöne, rothe Farbe gekommen; sie weint jetzt unaufhörlich und verbirgt sich, so viel sie kann, vor allen Blicken. . . .

— Ach so, nun verstehe ich, sagte der andere Diener und beide fingen an laut aufzulachen. Konnten sie doch freilich nicht wissen, daß ihre Worte einem Dritten, der sie mit angehört, einen Todesstoß versetzt hatten.

Als Balduin Van der Ghenst Johanna's Namen gehört und in der spöttischen Zurückhaltung des Dieners einen deutlicheren Beweis der Schande seiner Schwester gefunden hatte, als die längste und ausführlichste Erzählung hätte zu geben vermögen, — da war sein Gesicht von einer Todesblässe überzogen und alle seine Glieder waren von einem unwillkürlichen Zittern ergriffen worden. Er hätte Alles, was er in seinem Vermögen hatte, darum gegeben, wenn Agnes und Marie, diese beiden so unschuld-keuschen, so reinen jungen Mädchen, die bis dahin in ihrer ältesten Schwester ein Vorbild der Sittlichkeit und Tugend gesehen und sich an ihrem Beispiel gespiegelt hatten, nicht Zeugen dieses entsetzlichen Gespräches gewesen wären, in dem der gute Name und die Ehre ihrer Schwester durch die groben Scherzreden eines untergeordneten Dieners so mitleidslos besudelt wurden. Tausend schmerzhafte Gefühle zerrissen die Seele des braven Balduin; Zorn, Schande, Besorgniß hielten ihn mit keuchender Brust auf seinem Stuhle fest; denn Nichts war im Stande, die Aufmerksamkeit seiner beiden Schwestern von dem Gespräche ihrer Nachbarn abzulenken, deren Worte — zum großen Glück und Trost Balduin's — wenigstens mehrdeutig waren und verschieden ausgelegt werden konnten. Endlich raffte er seine Kraft so weit zusammen, daß er sich von seinem Sitze erheben konnte; und mit einer erstickten Stimme, bei deren Tönen Agnes und Marie erschreckt zusammenfuhren, als hätten sie eine unheilvolle Nachricht gehört, preßte er aus seiner Brust die Worte:

— Laßt uns gehen.

— Warum schon gehen, Balduin? frug die jüngere der beiden Schwestern; diese Leute hier scheinen von Johanna zu sprechen; wir wollen uns doch nach ihrem Befinden erkundigen.

— Wir wollen gehen, wiederholte der junge Mann und dies Mal mit so herrischem Tone, daß die Mädchen ihm eiligst folgten.

Mit wenigen, aber raschen Schritten führte Balduin seine Schwestern aus dem Wirthshause heraus. Seine Brust keuchte schwer, seine Gesichtszüge waren in hohem Grade unheimlich und verstört und sein Gang zeigte von der entsetzlichen Aufregung seines Innern. Düster und wortlos schritt er auf der Straße nach der Stadt zu einher; Agnes und Marie, die sich sein Stillschweigen nicht zu erklären vermochten, auch nicht wagten, ihn um die Ursache seiner so plötzlichen Wuth zu befragen, gingen mechanisch an seiner Seite. Ihre junge Einbildungskraft hatte freien Lauf und sie ließen es im Stillen an Vermuthungen nicht fehlen, von denen aber keine die eigentliche Wahrheit erreichte, da sie glücklicher Weise zu unschuldig waren, um dieselbe aus den doppelsinnigen Worten des Schoorisser Dieners zu errathen.

So waren die drei Geschwister bis in die Stadt und in ihre Wohnung gelangt, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Als sie aber in ihr Zimmer eingetreten waren und Licht gemacht hatten, da sahen die beiden Mädchen, daß der Blick ihres Bruders, der, als sie das Wirthshaus verließen, düster, wie ein wolkenbehangener Himmel gewesen, nun etwas freundlicher und klarer geworden. In der That hatten auch die Bewegung in der freien, ziemlich kalten Luft und das Nachdenken in stiller Einsamkeit Balduin einigermaßen beruhigt. Er ergriff daher, als sie im Zimmer waren und sich zum Schlafengehen anschickten, die beiden Mädchen bei der Hand und sagte ihnen mit minder veränderter Stimme:

— Morgen werde ich nach Schoorisse gehen, um unsre Schwester Johanna zu besuchen.

— O, wir werden mit Dir gehen, wir werden Dich begleiten, wir wollen auch unsre Johanna wiedersehen. Was hat sie denn gethan, Balduin, daß Deine Augen vorhin so zornig leuchteten.

— Ihr irrt Euch, meine guten Mädchen, antwortete ihnen rasch Van der Ghenst, der aus diesen Worten zu erkennen glaubte,

daß seine Schwestern die Wahrheit nicht errathen hatten, und ihre Unwissenheit nicht zerstören wollte. Ihr irrt Euch; ich zürnte nicht auf Johanna. Ich habe das Wirthshaus nur so rasch verlassen, weil die Reden dieser beiden Fremden eine Wuth in mir erregten, der ich vielleicht nicht länger hätte gebieten können. . . . Ich hege keinen Zweifel daran, unsre Schwester ist rein und tugendhaft geblieben.

Diese beiden letzten Worte kamen aber so mühsam und mit so eigenthümlicher Betonung aus seinem Munde, daß jeder nur um etwas Erfahrenere, als die beiden Mädchen, den grausamen und schneidenden Spott, der in ihnen lag, errathen hätte.

Die Mädchen gingen ruhig zu Bette; auch Balduin begab sich auf sein Lager, fand aber wenig Ruhe und am andern Morgen trabte er, kaum daß der Tag angebrochen, auf einem tüchtigen Rosse, das er von einem Nachbar entlehnt hatte, auf der Straße nach Schoorisse hin.

V.

Seit der Abreise Kaiser Karl's des Fünften nach Deutschland, waren mehrere Monate verflossen. Jeder Tag brachte Kunde von Thaten, die seinen Namen zu den strahlendsten der Geschichte machten, und bei jeder dieser Nachrichten konnte Johanna ein Gefühl des Stolzes in ihrer Brust nicht unterdrücken, wenn sie bedachte, daß sie, die unbekannte Bürgerstochter, die erste Liebe dieses großen Helden und Herrschers sei. Ihre Geschwister hatte Johanna, wie der geneigte Leser aus dem vorigen Capitel hat entnehmen können, während dieser ganzen Zeit nicht wieder gesehen. Ihre Liebe zum Kaiser hatte alle ihre Herzenskräfte dermaßen in Anspruch genommen, daß ihr ganzes Wesen in derselben aufging und Alles, was außerhalb des Kreises lag, in dem sich Karl V. bewegte, ihr gleichgiltig geworden war. Nicht etwa, als wäre sie von Natur undankbar, kalt oder egoistisch gewesen, oder als wäre die Erinnerung an die so süßen Freuden des Familienlebens, an ihren so trefflichen Bruder, an ihre so liebevollen Schwestern, ganz aus ihrem Gedächtniß verwischt gewesen. Nein, Johanna gehörte nicht zu jenen nur allzu-

häufigen herzlosen Geschöpfen, die mit einem Standeswechsel auch einen Wechsel ihrer Gefühle verbinden und alle Erinnerung an frühere Liebesbande abstreifen als eine Kette, die in ihrer neuen, höheren Lage ihnen lästig werden könnte. Aber wenn das junge Mädchen ihre Gedanken nach Audenaerde zurückrichtete; wenn sie sich im Geiste in jenes kleine, so einfache, so stille Haus zurückversetzte, in dem ihre ersten Lebensjahre in so ungetrübter Reinheit dahingeflossen waren, — dann erinnerte sie sich, und diese Erinnerung hatte stets einen schmerzlichen Beisatz für sie, daß, als sie ihren Geschwistern Lebewohl gesagt, ihre Unschuld ein strahlenderer Schmuck für sie gewesen, als ihre Schönheit, und in ihren frommen Gewissensbissen däuchte es ihr, als schlüge die väterlich strenge Stimme ihres Bruders Balduin, der ihr so sehr empfohlen hatte, ihre Tugend als ihr höchstes Gut zu bewahren, noch an ihr Ohr. Jetzt, da sie sich allein befand, da Karl's Gegenwart nicht mehr die mächtige Entschuldigung ihres Fehltrittes war, jetzt hallten diese letzten Worte ihres Bruders dumpf, wie das Geläute von Sterbeglocken, in ihrer schuldigen Seele wieder. Sie fürchtete sich, Balduin wieder zu sehen; seine Gegenwart wäre eine Marter für sie gewesen, bei deren bloßem Gedanken ein todeskalter Schauer durch ihre Adern rann. Das arme Kind büßte seinen ersten, durch so mächtige Beweggründe zu entschuldigenden Fehltritt schwer ab durch die Unruhe ihres furchtsamen Herzens, und die strenge Stimme ihres Gewissens ließ sie die ganze Bitterkeit der Sünde empfinden. Es gab Stunden, da ihr Geist von entsetzlichen, unheilvollen Gedanken bedrängt ward und da ihr das Leben eine unerträgliche Last dünkte. Aber der fromme Sinn jener Zeit bewahrte sie vor dem ärgsten aller Schritte; vor einem Crucifix, oder noch öfter vor einem süß lächelnden Muttergottesbilde in reuiger Andacht hinknieend, erfrischte sie durch das Gebet ihr junges, so schnell verwelktes Dasein. Wenn sie sich dann erhob, so war mit der Andacht auch die Hoffnung auf Vergebung und wenigstens zeitweilige Beruhigung in ihr Gemüth eingezogen; ihre Wangen brannten dann minder fieberisch und ihre Thränen flossen minder bitter und scharf; sie konnte dann mit geringerer Unruhe an die Zukunft des Kindes denken, das sie in ihrem Busen trug.

Die Schloßdame von Schoorisse, die Gräfin Lalaing, kannte

den Zustand ihrer Pflegebefohlenen wohl. Sie wußte Alles und zitterte nur davor, der Name dessen, der Johanna zur Mutter gemacht, könnte bekannt oder errathen werden. Und doch hatte, wie man sich leicht denken kann, die Gräfin trotz aller Mühe, die sie sich gab, Johanna's Zustand zu verheimlichen, nicht hindern können, daß die Schloßdienerschaft Kenntniß von demselben erhielt. Je bekannter nun bisher die Sittenstrenge der Gräfin gewesen, um desto mehr wunderten sich die übrigen Schloßbewohner, daß Johanna nicht allein in Schoorisse bleiben durfte, sondern auch noch von der Gräfin so rücksichtsvoll behandelt wurde. Dies gab denn zu Vermuthungen aller Art Anlaß und manche Stimme unter der Dienerschaft rieth auf den Kaiser. Vielleicht würde auch die Gräfin aus diesen Gründen Johanna schon längst von sich gethan haben, hätte nicht einer Seits die Stimme ihres Gewissens ihr Vorwürfe gemacht und ihr jede Härte wegen eines Unglücks, das sie selbst fast herbeigeführt, da sie es verhüten gekonnt und es nicht gethan, verboten. Andrerseits, und das fiel eben so schwer in die Waagschale, hatte Karl V., bei seinem letzten Aufenthalt von wenig Stunden in Schoorisse Johanna dringend der Gräfin an's Herz gelegt und sie ihrem Wohlwollen und ihrer Sorgfalt empfohlen. Als sie daher kurze Zeit nach des Kaisers Abreise nach Deutschland erfuhr, was weder dieser noch Johanna selbst im Augenblicke ihrer Trennung gewußt hatte, — da konnte sie nicht anders, als ihr bisheriges liebreiches und mildes Benehmen gegen Johanna auch ferner beibehalten.

Karl V. hatte, trotz der großen Herrschafts-Pläne, die in seinem vielumfassenden Kopfe lebten und die, da das Glück sie freundlich begünstigte, ihn von Eroberung zu Eroberung, von Sieg zu Sieg fliegen ließen, seine Liebe und seine Geliebte nicht vergessen. Seine unermüdliche, gleichsam verzehrende Thätigkeit machte es ihm zum Bedürfniß, stets ein Gefühl zu hegen, das seine Seele ganz auszufüllen und zu beschäftigen vermöge. Den Tag über reichten dazu seine Bestrebungen nach einer Weltberühmtheit und vielleicht auch nach einer Weltherrschaft aus. Wenn er aber spät am Abende die Schaar seiner schmeichelnden Höflinge entlassen und allein mit seinem Herzen blieb, dann kehrten seine Gedanken in vollster Liebeswärme nach Schoorisse zurück, wo er so menschlich selige Glücksstunden genossen; mit Entzücken weilten seine Erinnerungen bei Jo-

hanna, deren liebende Worte und zärtliche Blicke seinem Herzen stets gegenwärtig waren. Karl liebte sie noch immer mit tiefer gewaltiger Leidenschaft, wie es ja die Eigenthümlichkeit mächtig begabter Naturen ist, Alles, was sie thun, Großes wie Kleines, mit voller Kraft ihrer Seele zu erfassen. So sehr er aber auch an Johanna hing, so war er doch von Jugend auf zu viel Kaiser, zu viel Herrscher, als daß er dies Verhältniß nur vom rein menschlichen, nicht auch aus dem Gesichtspunkte der Standeskluft zwischen beiden hätte betrachten können. Er, der gewaltige Herrscher, war nicht stark genug, sich über den Spott seiner Höflinge hinwegzusetzen und seine Liebe zu Johanna öffentlich zu bekennen. Daher hatte Niemand, selbst Culemburg nicht, auch nur eine Ahnung, daß des Kaisers Herz noch so treu an Johanna hänge und daran that er wohl Recht, denn der Höflinge herzlose Schaar hatte es ihm freilich leicht verziehen, daß er ein armes, junges, schönes und vertrauendes Kind verführt habe, aber unbarmherzig hätte ihr höhnischer Geifer jede Liebes-Erinnerung, die er seinem Schlachtopfer noch bewahrte, besudelt.

Wichtige Geschäfte hatten lange Zeit Karl's V., persönliche Anwesenheit in Deutschland verlangt. Indessen beklagten sich die Spanier, die es wenig gewöhnt waren, von einem außer Landes weilenden Monarchen beherrscht zu werden, über seine fortwährende Abwesenheit, und der Kaiser sah sich dadurch veranlaßt, dem Wunsche dieser seiner Unterthanen zu willfahren. Auch die flandrischen Provinzen erheischten des Herrschers Auge und so beschloß der Kaiser erst nach den Niederlanden und von da zur See nach Spanien sich zu begeben. Diese Reiseroute war ihm um so willkommener, je mehr er im Stillen danach sich sehnte, Nachrichten von Johanna zu haben.

Während der wenigen Tage, die er daher in Gent sich aufhielt, beeilte er sich, alle Landes-Geschäfte zu expediren, damit er ungestört um so eher Schoorisse wiedersehen könne.

Es war in den Morgenstunden eines Wintertages, der ziemlich heiter zu werden versprach. Die Straßen von Gent lagen noch in jenem schillernden Zwielicht, das noch nicht heller Tag, aber auch

mehr dunkle Nacht ist, — da konnte man bei den ersten Strahlen der eben aus den Scheldenebeln sich hervorringenden Sonne, die Thür des Prinzenhofes, — so hieß der Palast, den der Kaiser bewohnte, — sich leise und vorsichtig öffnen und einen Reiter auf einem kräftigen, dunkelbraunen Rosse herausreiten sehen. Obzwar das schwache Sonnenlicht kaum hingereicht hätte, seine Züge zu erkennen, so suchte er sie doch in den weiten Falten seines Mantels und unter den breiten Rändern seines schlichten Hutes, der weder Abzeichen, noch Federbusch hatte, noch mehr zu verbergen. Er ritt rasch durch jenen Theil der Stadt, welcher zwischen dem Palast und dem Hügelthor lag, und bald darauf konnte man ihn im vollsten Galop auf der Straße nach Audenaerde zu hinsprengen sehen. Als er aber dieser Stadt, die damals ein sehr fester und sorgfältig bewachter Platz war, nahe gekommen, ritt er nicht hinein, sondern um die Stadt herum, wollte also offenbar vermeiden, an dem Thore seinen Namen abzugeben. Erst in einer abgelegnen, einzeln stehenden Herberge, die er weiterhin auf seinem Wege traf, hielt er an, um sein Pferd ein wenig Ruhe und Futter genießen zu lassen; er selbst trat jedoch nicht in die Herberge ein, sondern schritt trotz der Kälte, in seinen Mantel dicht gehüllt, vor dem Hause auf und ab, und nach Verlauf einer halben Stunde hatte er seine Reise schon wieder angetreten. Kaum mochte er aber etwa hundert Schritte vorwärts geritten sein, als er hinter sich den Hufschlag eines andern Pferdes hörte. Er drehte sich sofort um und bekam einen jungen starken Mann zu Gesichte, den man an seiner einfachen und sauberen Kleidung leicht als einen anständigen Bürger erkennen konnte. So sehr auch unser Unbekannter sich verbergen zu wollen schien, so war ihm diese Begegnung doch nicht so ganz unlieb; denn er war, seitdem er das Wirthshaus verlassen, von der Landstraße abgewichen und er fing an, einige Zweifel zu hegen, ob der Seitenweg, den er eingeschlagen, ihn auch an sein Ziel führen würde.

Als daher der andre Reiter ihm bis auf Stimmweite nachgekommen war, rief er ihn an:

— Holla, mein Freund, bin ich hier auf dem rechten Wege nach Schloß Schoorisse?

— Ihr konntet es nicht besser treffen; ich reise eben auch hin.

— In's Schloß?

— In's Schloß, und wenn's Euch angenehm ist, können wir den Weg in Gesellschaft machen.

— Recht gern. Ihr könnt mir vielleicht erzählen, was es auf Schoorisse Neues gibt, sagte der erste der beiden Reisenden, der einen unwiderstehlichen Drang in sich fühlte, seinen Gefährten zu befragen, und das um so mehr, da ihm dessen wohlwollende und offene, wenn auch ein wenig kummervolle Gesichtszüge Vertrauen einflößten.

— Was mich betrifft, antwortete dieser letztere, dessen Stirn sich bei der Frage seines neuen Reisegefährten unwillkürlich gefaltet hatte, ich weiß Nichts, was das Gräflich Lalaing'sche Schloß betrifft.

— Und doch seid Ihr aus dem nah gelegenen Audenaerde; wenigstens nach Eurer Sprache zu urtheilen.

— Das ist wahr, gnädiger Herr. . . Ich nenne Euch so, weil Eure Redeweise und Eure ganze Haltung den Edelmann verräth.

— Ihr irrt Euch auch nicht. . . . Aber ich muß gestehen, daß mir die Bewohner von Schloß Schoorisse sehr am Herzen liegen.

— Wirklich? Kennt Ihr etwa zufällig die Frau Gräfin von Lalaing?

— Ob ich sie kenne.

— Dann kennt Ihr auch die Gesellschaftsdame der Gräfin?

— Johanna Van der Ghenst? Wißt Ihr Etwas von ihr? Ist sie noch im Schloß? Hat ihre Gesundheit nicht gelitten?

Bei diesen so rasch hinter einander gemachten Fragen, die auf eine große Theilnahme des Sprechenden zu schließen erlaubten, empfand der später angekommene Reisende eine Aufregung, die zu verheimlichen ihm trotz aller möglichen Mühe nicht ganz gelang. Sein Blick heftete sich forschend und neugierig auf die Gesichtszüge seines Gefährten und seine Gedanken überwältigten ihn dermaßen, daß er zu antworten vergaß.

— Was habt Ihr denn, daß Ihr mich mit so fragenden Augen betrachtet? sagte der erste Reisende, dem diese Hartnäckigkeit seines Gefährten, seine Gesichtszüge gleichsam zu durchmustern, nicht eben gefiel. Könnt Ihr mir Nichts sagen, was Johanna Van der Ghenst betrifft?

— Nur sehr Weniges, erwiederte der Bürgersmann, der seine

Kaltblütigkeit wieder erlangt hatte und Gleichgiltigkeit erheuchelte. Ich weiß blos, daß die Schloßdame von Schoorisse sie noch immer bei sich hat. Aber wie geht es zu, daß Ihr, ein so vornehmer Herr, an einem so jungen Mädchen soviel Antheil nehmet?

— Hört, Ihr scheint mir ein braver Mann zu sein, der ein Vertrauen, das man ihm schenkt, nicht verrathen oder mißbrauchen würde, und Ihr könnt mir vielleicht einen Dienst leisten.

— Ich will Euch, so weit es in meinen Kräften steht, gern gefällig sein. Aber laßt hören, worum es sich handelt? . . . Zugleich machte er bei diesen Worten eine neue, gewaltige Anstrengung, um die Unruhe, die sich seiner bemächtigte, zu verheimlichen.

— Ich bin Hauptmann im Dienste Sr. Majestät des Kaisers und liebe diese Johanna Van der Ghenst. . . .

— Und habt sie verführt . . . rief der Bürger, indem er seinem Gefährten einen unheilschwangern Blick zuwarf. Sofort aber biß er sich auf die Lippen, als bedauerte er ein Wort zu viel gesagt zu haben und mit einem erzwungenen Lächeln und schlecht nachgeahmtem spöttischem Tone setzte er, gleichsam als Kalliativ seiner ersten, etwas nüberlegten Worte, die folgenden hinzu.

— Ihr seht mir wenigstens ganz darnach aus, als hättet Ihr das junge Mädchen in Eure Netze zu locken gewußt.

— Ihr seid im Irrthum befangen, mein Freund. Was ich für dieses junge Mädchen empfinde, ist keine vorübergehende Cavaliers-Laune, sondern eine wirkliche Liebe. Wollt Ihr einen Beweis davon hören? Seht, ich bin im Begriffe, den Kaiser nach Spanien zu begleiten und ich habe nicht Flandern durchreisen wollen, ohne meine schöne Johanna noch einmal wiederzusehen. Doch möchte ich gerne in's Schloß Schoorisse kommen, ohne daß ich erst einen seiner Bewohner davon in Kenntniß setzen müßte; denn dieser Schritt, den ich damit thue, muß durchaus unbekannt bleiben. Das verursacht mir nun eine gewisse Verlegenheit und ich muß Euch gestehen, daß es mir gar nicht unangenehm sein würde, wenn Ihr mir bei dieser Gelegenheit mit einer Dienstleistung behilflich sein wolltet.

— Ja, womit kann ich Euch aber dienen? frug der Bürger, dessen Befangenheit sichtbarlich zunahm; ich weiß Euern Namen nicht. . .

— Den dürft Ihr auch nicht erfahren. Was ich wünsche, ist nur

mit meiner Johanna eine Zusammenkunft haben zu können, ohne daß die Gräfin Lalaing oder irgend eine Person ihres Hauses von meiner Anwesenheit Kunde erhalte.

— Habt Ihr denn gar so große Furcht, Euer Angesicht bei hellem Tage sehen zu lassen? frug mit fast höhnischem Tone der Bürgersmann, während er mit seiner Hand krampfhaft nach einem Dolche griff, den er unter seinem Wamms verborgen trug und eine unwiderstehliche Lust in sich fühlte, Johanna's Geliebten einen schmachvollen Feigling zu nennen, — so verächtlich schienen ihm seine Worte und seine Handlungsweise.

— Mein Gott, nein, aber ich sehe, Ihr habt das Verständniß meiner Lage noch nicht, antwortete der Cavalier mit sichtbarer Ungeduld. Da ich Euch denn Alles sagen muß, so wißt, daß der Kaiser von meiner Reise Nichts erfahren darf. Ich habe dafür Gründe von solcher Wichtigkeit, daß Ihr mich entschuldigen müßt, wenn ich sie auch Euch nicht mittheilen kann. Wollt und könnt Ihr mir nun zu einer Unterhaltung mit Johanna Van der Ghenst behilflich sein?

— Ich bin wohl nicht abgeneigt, es zu thun, aber für wen soll ich die Unterhaltung verlangen?

— Nehmt nur diesen Ring hier, zeigt ihn Johanna, wenn Ihr mit ihr sprecht, sagt ihr, daß derjenige, der ihn Euch gegeben, heute Abend um sechs Uhr unter der großen Linde im Park von Schoorisse sein wird.

Der Bürger griff mit gieriger Hast nach dem Ring des Unbekannten. Als er aber auf demselben nur ein C und ein J unter einer offnen Krone bemerkte, steckte er ihn mit unverhohlenem Zorne in sein Wamms, indem er innerlich aus vollem Herzen die Liebenden verwünschte, die sich auf ihren Talismanen nur der Anfangsbuchstaben bedienen.

Der junge Edelmann, der diese Bewegung der leicht begreiflichen Ungeduld einer unbefriedigt gebliebenen Neugier zuschrieb und keine Ahnung davon haben konnte, daß der Bürger gar wichtige Beweggründe haben könne, um seinen Namen wissen zu wollen, sagte lachend:

— Sie wird schon wissen, von wem der Ring ist.

— O, ich hege daran keinen Zweifel, mein schöner junger Ca-

valier, rief der Bürger, dessen Geduld fast zu Ende war, mit merklich höhnischem Ausdruck. Ohne jedoch hierauf zu achten, sagte sein Reisegefährte in freundlich wohlwollendem Tone zu ihm:

— Und nun sagt mir, welchen Preis Ihr für Eure Gefälligkeit verlangt? Ich bin reich und mächtig bei Hofe; verfügt über meine Börse und über meinen Einfluß.

— Ich bedarf keines von beiden; ich besitze nur mäßige Glücksgüter, aber für meinen Bedarf sind sie vollkommen ausreichend.

— Und doch würde es mich sehr freuen, wenn ich Euch einen Beweis meiner Dankbarkeit geben könnte.

Der junge Audenaerder erwiederte Nichts; aber nach einem Besinnen von wenigen Minuten rief er, gleichsam fröhlich, andren Gedankens geworden zu sein:

— Doch, ich habe eine Gunst von Euch zu erbitten. Wir sind vier Geschwister und wir lebten lange Zeit in stillem, bescheidenem, aber ungetrübtem Glück von unsrer Hände Arbeit. Da verließ uns eines Tages unsre älteste Schwester, um, verführt von Eitelkeit und Ehrgeiz, ein scheinbar glänzenderes Glücksloos zu finden. Dem armen Kind sind Herz und Kopf in ihrer neuen höheren Stellung schwindlig geworden. Ein vornehmer Herr hat seine Augen auf sie geworfen und der elende Wicht denkt wahrscheinlich nicht daran, all die Uebel, die er uns in der Person unsrer Schwester zugefügt, wieder gut zu machen. Die Unglückliche ist nun der Schande und öffentlichen Verachtung anheimgefallen. Und doch habe ich Mitleid mit ihr, und der Zukunft des unschuldigen Wesens, das die Frucht ihres Fehltritts ist, erfüllt mich mit banger Besorgniß. Helft mir nun Gerechtigkeit, wenn auch nicht für die Mutter, doch wenigstens für ihr Kind erlangen.

— Nennt mir Eurer Schwester und ihres Verführers Namen, rief der junge Edelmann mit dem Eifer eines edlen Herzens, und Ihr sollt sehen, daß es Euch nicht Leid thun wird, mir einen Liebesdienst erwiesen zu haben.

— Erlaubt, gnädiger Herr, daß ich Euch meinen Namen noch bis heute Abend verborgen halte; einstweilen nehme ich jedoch die Versicherung an, die Ihr mir gebt.

— Ja, dem Kind Eurer Schwester soll Gerechtigkeit werden.

VI.

Während dieses Gespräches waren unsre beiden Reisenden bis dicht an das Schloß von Schoorisse gelangt. Hier aber trennten sie sich. Der Cavalier ritt in das vom Schlosse abwärts liegende Dorf, um dort sein Pferd unterzubringen und einige Nahrung zu sich zu nehmen: gegen Abend sollte der Bürger an einem Orte, den er ihm zeigte, sich einfinden und ihm Bericht über seine Botschaft abstatten. Dieser letztere dagegen ritt geradezu in den vordern Schoorisser Schloßhof, der zu allen Zeiten offen stand und gleich den ersten Diener, der ihm entgegenkam, um ihm sein Pferd abzunehmen, frug er, ob er Johanna Van der Ghenst sprechen könne. Der Hausmeister, der in diesem Augenblick vorüberging, antwortete ihm, das junge Mädchen sei für Niemanden sichtbar und man müsse, um eine Unterhaltung mit ihr zu haben, die Erlaubniß der Gräfin nachsuchen. Unser Fremder, oder vielmehr Balduin, — denn unsre scharfsinnigen Leser haben in den beiden Personen, die mit einander von Audenaerde nach Schoorisse geritten, sicherlich schon Kaiser Karl V. und Balduin Van der Ghenst errathen, — Balduin also, der seine guten Gründe dazu hatte, nicht früher mit der Gräfin Lalaing, als mit seiner Schwester sprechen zu wollen, dachte sofort an den Ring, den ihm der Unbekannte unter Weges anvertraut hatte. Er trat daher in den innern Schloßhof ein, rief einen der dort weilenden Lakaien zu sich heran, gab ihm den Ring in die Hand und sagte:

— Lieber Freund, thut mir den Gefallen, diesen Ring unbemerkt der Jungfer Van der Ghenst zu überreichen, und wenn sie Euch nicht freundlich aufnehmen würde, so sollt Ihr drei Carolus für Eure Mühe haben; hier ist einstweilen einer.

Der Diener, durch diesen Vorgeschmack auf die schönere Zukunft lüstern gemacht, ließ sich nicht lange bitten, sondern übernahm den Auftrag mit dem Versprechen, ihn sofort zu erfüllen und das Resultat desselben sogleich dem Fremden zu berichten. In der That sah auch Balduin den Lakaien im Hintergrund des Hofes verschwinden und, in seinen Mantel gehüllt, wartete er ruhig die Rückkehr seines Boten ab.

Johanna war an diesem Tage gerade sehr traurig. Mit dem

Haupt auf eine vor vielen Monaten begonnene, aber noch nicht eben weit vorwärtsgeschrittene Stickerei herabgebeugt, weinte sie bei dem Gedanken an das Kind, das sie bald zur Welt bringen würde, und aus Sehnsucht nach seinem Vater, der nicht zurückkam. Der Kummer und die Besorgniß der letzten Monate hatten den Glanz ihrer Schönheit einigermaßen verwischt und doch, obgleich blaß und das Gepräge des Leidens auf ihren Zügen tragend, flößte das junge Mädchen jetzt eine zartere Theilnahme ein, als in den Tagen, wo eine überströmende Gesundheit und ein steter Ausdruck ungetrübten Glückes ihr reizendes Gesicht belebten. Da sie seit einigen Monaten in dem entlegensten Theile des Schlosses in möglichster Einsamkeit lebte und außer der Gräfin und einer alten, vertrauten Kammerfrau derselben fast Niemanden sah, — die andern Bedienten wurden so viel als möglich von ihren Gemächern fern gehalten, — so erschrack sie nicht wenig, als sie unbekannte Schritte im Corridor sich nähern hörte und man bald darauf leise, aber vernehmlich an ihre Thüre pochte. Doch entschloß sie sich nach einem Augenblick, zu öffnen.

— Jungfer, sagte der Lakai, indem er eintrat, ein Fremder, der so eben im Schloßhofe angelangt ist, hat danach verlangt, Sie allein zu sprechen.

— Mich? Hat man ihm nicht gesagt, daß ich Niemanden empfange?

— Ja, Jungfer; darauf gab er mir denn diesen Ring und sagte: Geht zu Jungfer Van der Ghenst und zeigt ihr denselben.

— Er! Großer Gott! rief Johanna, indem sie den Ring erkannte und ihn, fortgerissen von ihrem Herzen, ohne die Gegenwart des Lakaien zu beachten, an ihre vor innerer Bewegung zitternden Lippen preßte.

— Er soll kommen, soll den Augenblick kommen, sagte sie und legte die Hand auf ihr Herz, das aus ihrer Brust herausfliegen zu wollen schien, so heftig und vernehmbar waren seine Schläge.

Was in diesem Augenblick in der Seele des jungen Mädchens vorging, — wir fühlen uns zu schwach, es mit Worten wiederzugeben. Ihre Blicke blieben fest geheftet auf den Ring Karl's; sie traute ihren eigenen Augen nicht, so groß, so unerwartet war das Glück, das ihr zukam. Also Karl, der mächtige Kaiser, liebte sie noch; er hatte sie nicht über seinem Leben voll Ruhm und Glanz

vergessen und ihr eigenes, von so trüben Wolken verdüstertes Leben sollte ein neues Licht erhalten. Das arme Kind hätte fast thöricht werden mögen vor Freude; jeder Gedanke an ihre Entehrung verschwand aus ihrem Geiste. Aber wie lang er noch ausbleibt, warum kommt er noch nicht? . . . Jede Minute, die sie ihr Geliebter warten läßt, dünkt ihr ein Jahrhundert.

Endlich ertönen Schritte im Corridor, die Thür ihres Zimmers öffnet sich. . . . Aber ach! es ist nicht Er; es ist nicht der junge Kaiser; und die Unglückliche stößt einen Schrei des Entsetzens aus. Todesbleiche tritt an die Stelle des strahlenden Roths, mit dem die Freudenbotschaft, die sie zu empfangen vermeint, einen Augenblick vorher ihre Wangen gefärbt. Ihr Auge blickt trübe und thränenschwer; denn der Anblick des düstern und strengen Gesichts, das sich ihren Blicken darbietet, hat ihre Seele mit banger Furcht erfüllt.

— Nicht mich erwartetest Du, nicht wahr, Johanna?

— O habe Mitleiden mit mir, habe Mitleiden, Balduin!

— Meine Gegenwart erschreckt Dich, Du hast Furcht vor Deinem Bruder, Johanna. Ach ja! Nun ich kann keinen Zweifel mehr daran hegen, daß Du entehrt, daß Du auf ewig für uns verloren bist. Die Gewissensbisse haben Deine Stirn gefurcht, und die Schande hat Deine Wangen gebleicht.

— Um Gottes Barmherzigkeit willen, sprich nicht so mit mir, Balduin. Dieser drohende Blick, dieser mitleidslose Ton Deiner Stimme erfüllt mich mit eisigem Entsetzen.

— Hast Du so Dein Versprechen gehalten? fuhr der junge Mann fort, und das Zittern seiner Stimme zeigte, daß schon nicht mehr der Zorn, sondern nur noch ein tiefer Schmerz aus ihm sprach. Hast Du so den Schatz der Unschuld und Tugend gewahrt, den einzigen Reichthum, den unsre Mutter, als sie starb, Dir hinterlassen? Weh Dir, Johanna, weh Dir, daß Du Deinen Bruder und Deine Schwestern zwingst, um Deinetwillen, die wir so sehr geliebt haben, zu erröthen!

— O, fluche mir nicht, rief das junge Mädchen, indem sie weinend vor die Füße ihres Bruders hinsank. Liest Du meine Reue nicht in den bleichen Thränenspuren meines Gesichtes? O Balduin, Balduin, Du würdest Mitleid haben mit Deiner Schwester, könntest

Du meines Herzens blutende Wunde sehen, wüßtest Du, wie Furcht und bange Besorgniß mein Leben vergiften!

— Hattest Du denn alle Erinnerung an uns, Deine Geschwister, verloren, daß Du so tief sinken konntest? O warum bist Du in dieses Haus des Unglücks und des Verderbens eingetreten!

— Wer ist dieser Mensch! rief in diesem Augenblick die Gräfin Lalaing, die mit allen Zeichen der Unruhe und Verwirrung in's Zimmer stürzte und Balduin's letzte Worte hörte. Die Schloßherrin von Schoorisse hatte nämlich, sobald sie die Ankunft eines Fremden und die sonderbare Art, wie er sich bei ihrer Gesellschaftsdame Zutritt verschafft, erfahren hatte, ein unheilbringendes Ereigniß gefürchtet und sich daher eiligst nach Johanna's Gemach begeben.

— Dieser Mensch, sagte der Bürger von Audenaerde, indem er sich sofort umwandte und die Gräfin erkannte, dieser Mensch ist Balduin Van der Ghenst.

— Mit welchem Rechte erlaubt Ihr Euch, meine Diener zur Uebertretung meiner Befehle zu verleiten und in Johanna's Zimmer ohne meine Erlaubniß zu kommen? frug die Gräfin, indem sie unter diesem stolzen Tone ihre Verlegenheit zu verbergen suchte.

— Mit welchem Rechte, Frau Gräfin? erwiederte der junge Mann zornigen Tones. Bin ich denn nicht Johanna's Bruder, ihr natürlicher Beschützer? Habe ich denn nicht die Vollmacht, meine Schwester zu besuchen, wann ich will? . . . Mit welchem Rechte ich an diesem Orte bin? Und das fragt Ihr mich, Ihr, die Ihr Johanna in's Verderben gestürzt, die Ihr sie hier in einem Versteck der Schande und der Verachtung absperrt, Ihr, die Ihr gekommen seid, ein junges reines Mädchen aus den Armen ihrer Familie, aus der Mitte eines glücklichen und keuschen Lebens zu entreißen, um sie irgend einem vornehmen Müßiggänger oder Wüstling in die Arme werfen, den Ihr dadurch für Euch günstig stimmen, dessen Einfluß bei Hofe Ihr dadurch erkaufen wolltet! . . . .

— Ihr seid unverschämt und beleidigt mich, sagte die Gräfin, welche vor dem drohenden Blick des jungen Mannes zitterte.

— Sagt, Frau Gräfin, — fuhr Balduin, der sich immer mehr erhitzte und auf die Wahl seiner Ausdrücke nicht eben achtete, in seinen gerechten Vorwürfen gegen die Schloßdame fort, — sagt,

sollte ich deshalb nur die geliebteste meiner Schwestern Euch überlassen, damit ich sie in Schmach versenkt wiederfinde? Erinnert Euch, daß als Ihr sie rein und keusch aus meinen Händen empfingt, Ihr mir verspracht, über ihre Unschuld und Tugend zu wachen, wie eine zweite Mutter; ich habe Vertrauen in Eure Versprechungen gehegt, ist das die Erfüllung derselben? . . .

— Welche Sprache wagt Ihr . . .

— O, Ihr sollt diese Sprache bis an's Ende hören, bis sie die Röthe der Scham auf Eure Wangen treibt, ich fürchte Euren Zorn nicht. Ich weiß Alles. Euer Schloß ist nicht so fest verschlossen, daß das, was in der Finsterniß seiner Nächte vorging, nicht bis außerhalb seiner Ringmauern, bis zu mir hätte kommen können. Ohne Eure Schwäche und Eure verbrecherische Nachsicht gegen fremde Lüste wäre Johanna noch heute unsrer würdig. . . .

— Um des Himmels willen, Balduin, mäßige Dich, rief Johanna außer sich vor Angst.

— Hört bis an's Ende, Frau Gräfin, und dann entschuldigt Euch, wenn Ihr könnt. Als während der Belagerung von Tournai der Kaiser und sein edles Gefolge hier gewohnt haben, da hat es sich zugetragen, daß einer der vornehmen Herren seine Augen auf meine arme Schwester geworfen hat. Ihr, Frau Gräfin, habt darum gewußt; aber, um Karl V., dessen Günstling dieser vornehme Herr war, gefällig zu sein, habt Ihr eine Verführung Derjenigen begünstigt, deren wachsame Hüterin Ihr sein solltet. Ihr, die verspracht, eine zweite Mutter der Waise zu sein, Ihr habt Johanna, da sie am Rande des Abgrundes stand, nicht aufgehalten. . . .

— Aber sie liebten einander, sagte die Gräfin, die nach jeder Entschuldigung haschte, durch welche sie aus dieser unangenehmen Presse hervorgehen konnte, in welcher Balduin's so gerechte Vorwürfe sie eingezwängt hielten.

— Eine schöne Liebe, deren Ursprung die Laune eines vornehmen Wüstlings und deren Ende die Schmach und Entehrung einer ganzen Familie ist. Mein Gott, meine Schwester war glücklich; was trieb Euch, sie aus ihrer stillen Verborgenheit herauszureißen? Aber nein, Ihr mußtet diese Blume, die einfach und unbemerkt aufgeblüht war, aus ihrem Boden reißen, damit sie, kaum aufgeknospet, in einem Leben, dessen Atmosphäre durch den Müßig-

gang und den Luxus vergiftet ist, dahinwelke. Ihr brauchtet Jemanden, der in den langen Stunden Eures nutzlosen Lebens Euch die Langeweile vertreibe, der Eure Klagen über das Unglück, eine große Dame zu sein, anhören, der Euer Windspiel spazieren führen und Euch Euer Gebetbuch in die Schloßkapelle nachtragen könne. Zum Ersatz für ein thätiges, arbeitsames, zufriednes Leben habt Ihr den Geschmack an Putz und Müßiggang und ewig unzufriedne Wünsche ihr in's Herz gelegt.

— Balduin, Du bist ungerecht, sagte Johanna; nur ich allein bin die Schuldige, daß ich ihn geliebt habe. O, wenn Du wüßtest, mit welcher zärtlichen Sorgfalt mich die Frau Gräfin stets behandelt hat. Aber der Zorn und der Unwille verblenden Dich.

— Johanna, glaube nicht, daß ich hieher gekommen bin und daß ich meinem gerechten Zorn so freien Lauf gelassen habe, ohne einen bestimmten Zweck zu haben. Nein, ich weiß, was ich will. Deine Schande muß wieder ausgelöscht werden, Dein Kind muß einen Namen in der Welt haben. Dein Verführer soll und muß hieher kommen und vor Gottes Altar sich auf ewig mit Dir verbinden.

— Was denkt Ihr Euch denn? rief die Gräfin Lalaing, erschreckt über den Ton kalter Bestimmtheit und Entschlossenheit, mit dem Balduin gesprochen; ist denn das möglich?

— Ja, Frau Gräfin, ja, Johanna, es ist möglich. Denn der Dich entehrt und in's Verderben gestürzt hat, ist hier.

— Hier, großer Gott, was wißt Ihr von ihm? Sprecht, sprecht, Euer Stillschweigen ist der Tod für uns.

Van der Ghenst erzählte nun den beiden Frauen, wie durch die sonderbarste aller göttlichen Fügungen der Geliebte seiner Schwester mit ihm zusammen nach Schoorisse gereist sei.

— Nun, siehst Du, daß er mich noch liebt, rief Johanna, als Balduin seine Erzählung beendet.

— Ich will an seine Liebe glauben, aber nur, wenn er in eine Heirath mit Dir willigt.

— Mich heirathen? Ich seine Gemahlin werden? Die Gemahlin des Kaisers, Karl's V.?

Bei diesen Worten betrachtete Balduin seine Schwester mit einem schmerzlichen Erstaunen, als sagte er zu sich selbst: — Mein

Gott! Sollte Johanna wahnsinnig geworden sein! Denn er mußte nach diesen Worten wirklich glauben, sie habe den Verstand verloren, so unsinnig schienen sie. Und doch konnte er bei aufmerksamer Betrachtung ihres Gesichtes in den Zügen desselben keine Spur von Geistesabwesenheit finden.

— Ja, fuhr er, mit sich selbst sprechend, fort, der Elende muß meiner Schwester ihre Ehre wiedergeben. Johanna, sagte er, indem er die möglichste Ruhe in seine Stimme legte, habe Vertrauen zu mir und hoffe; wer auch immer dieser große Herr sein mag, ich werde ihn zwingen, Dein Gatte zu werden; ich schwöre es, bei dem . . .

— Schwört nicht, Unglückseliger, rief die Gräfin Lalaing, die nun endlich die Nothwendigkeit, daß sie das Wort nehme, einsah. Der, den Johanna liebt, ist Kaiser Karl V. Habt Ihr es denn nicht so eben aus ihrem Munde gehört? Und wenn Ihr es ihr nicht glaubt, so betheure ich es Euch, auf mein adliges Wort. Und da, betrachtet diesen Ring, den Ihr selbst Johanna überbracht habt; seht Ihr über den Buchstaben C. und J. nicht eine Kaiserkrone?

— Der Kaiser! murmelte Balduin, indem er in seinem starren Erstaunen jede Sylbe dieses verhängnißvollen Wortes hervorzupressen schien. Der Kaiser, Er, dieser Mann, der so vertraulich sich in ein Gespräch mit mir einließ, der neben mir ritt, der . . . O, nein, nein, das ist unmöglich, Ihr hintergeht mich.

— Wie kannst Du noch zweifeln, Balduin? sagte Johanna und faßte ihren Bruder bei beiden Händen, gleichsam um ihn besser zu überzeugen. Sammle doch Deine Gedanken, bedenke doch Alles, was er Dir gesagt hat, denke an das Geheimniß, in das unsre Liebe gehüllt ist, frage die Frau Gräfin selbst.

Der Sturm wirr durch einander tobender Gedanken und Empfindungen, den Johanna's von der Gräfin Lalaing bestätigte Mittheilung in Balduin Van der Ghenst's Seele geweckt hatte, läßt sich kaum mit Worten beschreiben. Man denke sich nur einmal in des armen Balduin Lage. Er hatte Alles mögliche gethan, Alles ersonnen, was in seinen Kräften stand; um von dem, der ihn beleidigte, Gerechtigkeit zu erlangen; eine Wendung des launischen Glücks hatte ihm auch die günstigste Gelegenheit, eine vollkommene Ehrenbefriedigung zu erhalten, in die Hände gespielt; man kann sich

leicht denken, wie er schon im Voraus über den Erfolg seiner Rachepläne innerlich gefrohlockt hatte. Und nun, da er an der Schwelle des Triumphes steht, nun sieht er sich von seinem Gegner plötzlich durch eine moralische Schranke getrennt, die er nicht überschreiten kann, ohne ein Verbrecher zu werden. Nun bleibt ihm nur die Wahl, sich zu Schweigen und Unthätigkeit verdammt zu sehen oder eines Majestäts-Verbrechens sich schuldig zu machen. Ein Wort seiner Schwester hatte vor dem armen Audenaerder Bürger einen Abgrund geöffnet, dessen Tiefe ihn schwindlig machte. Denn in jenen Zeiten des blinden Glaubens und der unbedingten Unterwürfigkeit war die Königswürde noch eine heilige und hochgeehrte und der Kaiser schien so etwas Erhabenes, so hoch über allen andern Menschen Stehendes, daß man sich ihm nur auf den Knieen näherte. Konnte Balduin nun noch, wie er es auf dem Wege nach Schoorisse schon einmal im Begriffe gewesen, seinen Gegner zum Zweikampf herausfordern? Und doch war es nicht andrerseits seine heilige Pflicht, Schmach und Unehre von seiner Schwester abzuwenden und sie aus dem Verderben zu retten? War das Band der Liebe, das ihn an Johanna knüpfte, nicht ein eben so unverletzliches, als das Band des Gehorsams gegen den Kaiser?

Lange schwankte der junge Mann in Gedanken der Art umher und wußte keinen Ausweg aus dieser entsetzlichen Verlegenheit zu finden. Endlich unterbrach die Gräfin Lalaing das peinliche Stillschweigen, das nach Johanna's letzten Worten eingetreten, und sie sagte zu Balduin:

— Nun glaubt Ihr noch, daß der Geliebte Eurer Schwester ihr Gemahl werden kann?

— Nein, antwortete Balduin; aber Eines versichere ich Euch: Er wird der Vater des Kindes sein, dem sie das Leben geben wird.

— Was willst Du wagen? rief Johanna, zitternd bei dem Tone unerschütterlicher Entschiedenheit, den ihr Bruder angenommen. Um Gottes Willen entsage dem Plan, den Du mir verbirgst, den ich aber vielleicht errathe. . . . Sage mir, nicht wahr, Karl erwartet mich?

— Was ich thun werde, Johanna, das ist, merk' es wohl, meine Pflicht; und ich wäre strafbar, wenn ich sie nicht erfüllte.

Frage mich weiter Nichts. Heute Abend nach sechs Uhr wirst Du mich hier wiedersehen.

Und ohne sich von der Angst und bangen Besorgniß der beiden Frauen zurückhalten zu lassen, entfernte sich Balduin aus Johanna's Gemach und bald darauf sah man ihn aus dem Schlosse schreiten.

Die Nacht war schon seit einigen Stunden hereingebrochen und Kaiser Karl hatte sich, treu seiner Verabredung an den Ort begeben, den er Balduin als Stelldichein bestimmt hatte. Der ungeduldige Liebende hatte jeden der Augenblicke, die seit seiner Ankunft im Dorfe Schoorisse verflossen wären, unerträglich lang gefunden und war daher nicht in der besten Laune, als er nun auch noch seinen Reisegefährten von heute Morgen erwarten sollte. Endlich sah er Jemanden auf sich zu kommen, den er sofort für seinen Abgesandten erkannte.

— Aha, seid Ihr es endlich, Freund! Nun habt Ihr denn meinen Auftrag nicht ausgerichtet? Warum kommt Johanna nicht mit Euch? Weiß sie nicht, daß ich hier bin? Oder ist sie etwa krank?

— Johanna weiß recht gut, daß Ihr sie erwartet und ist auch nicht krank, wird aber dennoch nicht kommen.

— Was soll das bedeuten? Gibt es ein Hinderniß, das mir unbekannt wäre?

— Ja wohl, und um Euch nicht unnütz rathen zu lassen, will ich Euch gleich sagen, daß dies die Folge meines Besuches im Schlosse ist.

— Eures Besuches? Meiner Treu, das Abenteuer wird spaßig.

— Minder spaßig vielleicht, als Ihr glaubt.

— Ho, ho! Solltet Ihr mein Nebenbuhler sein?

— Das nicht, aber ich bin der Bruder von Johanna Van der Ghenst.

— Ihr Bruder? rief Karl bestürzt und unwillkürlich verwirrt; dann wißt Ihr also . . .

— Daß Ihr ein großer Herr seid, der meine Schwester verführt hat. . . .

— Und weiter? sagte der Fürst, der wissen wollte, ob ihn Balduin kenne.

— Weiter? In einigen Tagen wird Johanna ein armes, unschuldiges Geschöpf zur Welt bringen, ein Kind der Thränen und des Schmerzes, das vielleicht nie seinen Vater kennen wird.

— Johanna ist ihrer Niederkunft nahe? murmelte Karl, den diese ihm ganz neue Nachricht in Erstaunen versetzte und der sich wie in einem Netze gefangen sah.

— Ja, so ist es. Und nun sagt mir selbst, hoher Herr, was thätet Ihr, wenn Ihr an meiner Stelle wäret, unter solchen Verhältnissen?

— Also eine Falle habt Ihr mir gestellt heute Morgen, junger Mann? rief der Kaiser mit einem gewissen stolzen und drohenden Ton, der den mächtigen Herrscher verrieth.

— Nennt, was ich gethan, mit welchem Namen es Euch beliebt. Was ich jetzt verlange, was ich haben muß, das ist, Ihr begreift es wohl, hoher Herr, eine Genugthuung; nicht etwa ein Zweikampf, — weder mein noch Euer Tod würde mir nützen; nein etwas Anderes will ich.

— Und was vermeint Ihr zu verlangen? rief Karl erzürnt und sein am Morgen gegebenes Versprechen vergessend.

— Ihr liebt Johanna, ich weiß es. Wäret Ihr ein Bürger gleich mir, ich würde Euch sagen: Freund, heirathet meine Schwester. . . .

— Und wahrlich, ich würde es gern thun.

— Aber Ihr seid reich, von hohem Adel und ein mächtiger Herr; eine Heirath ist Euch also unmöglich. Und doch zwingt mich, ich weiß nicht was, Euch für biederherzig und hochsinnig zu halten. So erinnert Euch denn an das Versprechen, das Ihr mir heute Morgen gegeben.

— Ja, ja, Du hast Recht, ich hätte früher hieran denken sollen. Höre, Van der Ghenst, auch Du bist edel von Gesinnung und Herz; Du hast wohl daran gethan, eine Ehrengenugthuung für Johanna zu verlangen; ich achte Dich darum; Du hast wie ein Mann von Muth gehandelt und Deine Bruderpflicht treu erfüllt.

— Und Ihr, hoher Herr, habt Gerechtigkeit geübt, wie ein Kaiser es thun mußte.

— Wie? Du kanntest mich?

— Ja, Johanna hat mir Alles gesagt. Und nun, Ew. Majestät, beklage ich Euch, daß Ihr so hoch steht und so viel Kronen auf dem Haupte tragt, daß für die schönste aller, für die Krone des Glücks und der Ruhe kein Platz mehr geblieben ist. Denn ich sehe es wohl, Eure Liebe zu Johanna ist eine tiefe und wahre Liebe.

— Das Kind, das Johanna zur Welt bringen wird, fuhr der Kaiser fort, wird mein Kind sein; ich erkenne es an und werde ihm eine Erziehung geben lassen, die des Ranges, den es dereinst einnehmen wird, würdig sein soll.

— Gottes Segen über Ew. Majestät Haupt, sagte Johanna's Bruder. Und glaubt es mir, hoher Herr, Ihr werdet nie einen treueren und ergebenern Unterthan haben, als Balduin Van der Ghenst. Wäre, was ich gethan, nicht blos die Erfüllung meiner Bruderpflicht gewesen, so würde ich Euch meiner Kühnheit wegen um Verzeihung bitten; aber. . . .

— Was gerecht ist, bedarf keiner Rechtfertigung, antwortete der Kaiser. Nun führe mich zu Johanna.

In Begleitung Balduin's Van der Ghenst schritt nun der Kaiser auf das Schloß zu. Sie traten durch eine kleine verborgene Stubenthüre ein, deren Schlüssel Johanna ihrem Bruder gegeben hatte.

Die heftigen Gemüthsbewegungen, welchen Johanna während dieses Tages ausgesetzt worden, hatten die schwache Gesundheit des jungen Mädchens tief erschüttert und den Augenblick ihrer Niederkunft beschleunigt. Ihr Bruder hatte das Schloß kaum seit einer Stunde verlassen gehabt, als sie die ersten Wehen der Geburt zu fühlen begann. Aber trotz der Schmerzen, von denen ihr schwacher Körper gepeinigt ward, hatte ihr Herz die Stunde nicht vergessen, zu welcher Balduin seine Rückkunft versprochen. Ihr Blick haftete daher ängstlich und besorgt, aber unablässig auf der Thüre ihres Zimmers, denn sie hoffte stets, daß ihr Bruder nicht allein, sondern

Karl mit ihm kommen werde; und für sie war seine bloße Gegenwart Glückes genug. Und diese Hoffnung ward denn auch nicht getäuscht. Denn die von Balduin angegebene sechste Stunde war noch nicht lange von dem Schloßthurme herab verkündet worden, als Balduin und der Kaiser in Johanna's Zimmer traten.

Der erste Ton, der dort an ihre Ohren schlug, war das Geschrei eines kleinen, kaum geborenen Kindes. Als Karl diesen Ton vernahm, da schlug zum ersten Male die Vatersaite in seinem Herzen an und mit unsäglicher Freude eilte er an das Bett hin, auf welchem Johanna, bleich und vor Schmerzen abgemattet, lag. Sie lächelte ihm selig zu und vergoß Thränen des Glückes und der Zufriedenheit beim Anblick ihres Geliebten, der zu dieser Stunde seine Titel und seine Macht vergaß, um an ihr Bette zu treten und ihr mit süßen Worten zu wiederholen, daß er sie noch liebe und stets lieben werde.

Zu gleicher Zeit reichte die Gräfin dem Kaiser das neugeborne Kind, ein Mädchen hin. Karl V., nahm es stolz in seine Arme und indem er die innere Aufregung seines Herzens zu bezwingen suchte, rief er mit dem Gefühl der Vaterfreude:

— Johanna, dies Kind ist fortan auch das meinige; ich erkenne es von dieser Stunde als solches an; ich werde es erziehen lassen und werde es lieben, wie ein Vater. Du siehst, ich habe Dich nicht vergessen.

— O, Dank Dir für so viel Glück, Karl, flüsterte leise Johanna und reichte dem jungen Kaiser ihre zitternde Hand. . . Aber, erschöpft von dem Drange ihrer Gefühle, sank sie ohnmächtig auf's Bett zurück.

* * *

Zehn Tage später war Karl V., auf der Reise nach Spanien. Die Tochter Johanna's Van der Ghenst ward Margaretha von Parma, Statthalterin der Niederlande.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Einladung.

Ein Scherz
nach
Alphonse Karr.

Zwei junge Leute sitzen oder vielmehr liegen, auf Kissen hingestreckt, an den beiden Ecken eines großen Kamines. Sie rauchen aus langen türkischen Pfeifen und trinken Bier dazu.

— Was ist Dir, Alfred, daß Du kein Wort sprichst?

— Mir ist Nichts. Ich warte darauf, daß Du sprechen sollst

— Dann hätten wir lange so Einer auf den Andern warten können.

— Ich denke an ein allerliebstes Abenteuer.

— So denk doch laut.

— Ich wollte es wohl, aber ich spiele eine etwas gar zu glänzende Rolle darin und das könnte Dich verletzen.

— Erzähle nur immerhin; ich werde zur Vorsorge blos die Hälfte glauben.

Es sind jetzt etwa acht Tage her, da empfing ich eine Einladung zu einem Kränzchen. Ganz unten standen die bescheidenen Buchstaben U. A. W. G., die diesmal heißen sollten: Und Abends wird getanzt. Der Name der einladenden Person war mir gänzlich unbekannt; ich zündete daher meine Pfeife mit der Einladung an. Doch halt! wart ein wenig, ich muß meine Pfeife stopfen. — So, nun höre weiter.

Einige Tage darauf, — ich war mißmuthig und ennuyirte mich allein, — stiegen weltliche Lüste in mir auf. — Meiner Treu, sagte ich, ich hätte doch auf diesen Ball gehen sollen. Und einen Augen-

blick nachher sagte ich: — Ich möchte wohl auf diesen Ball gehen. Aber wahrhaftig, da liegt noch ein Stück der Einladung; siehe da, es ist auf heute. Meiner Seel', da will ich auch hingehen.

Ich kleide mich also an, und das war, beiläufig bemerkt, der schwierigste Punkt. Sobald ich nur erst mit meiner Toilette fertig war, ging alles Uebrige von selbst. Ich lasse mir durch den Portier einen Fiaker kommen und mich an das angegebene Haus bringen. Weißt Du, was es für ein Haus war? Das wunderschöne Haus in der ***Straße, vor dem jene beiden prachtvollen Statuen von Coisevor stehen und vor denen ich wohl hundert Mal bewundernd stehen geblieben. Ich trete ein, man kündigt mich an, mein Name macht ein ungeheures Aufsehen; ich trete auf die Hausfrau zu, um ihr mein Compliment zu machen, und siehe da, die Dame erröthet und scheint einigermaßen verlegen. Einen Augenblick lang befand sich kein lauschendes Ohr in der Nähe und rasch flüstert sie mir zu:

— Vergessen Sie es ja nicht, Herr Ernst hat Sie eingeführt.

Darauf verläßt sie mich und beschäftigt sich mit einer Dame, die eben eingetreten.

Also Herr Ernst hat mich eingeführt! Aber wer und was ist dieser Herr Ernst? Warum hat er mich eingeführt? Während ich hierüber nachdachte, trat ein dicker Herr auf mich zu und sagte:

— Genießen Sie Nichts? Das Büffet ist in der Nähe.

Ich antworte mit einer Verbeugung, und er fügt hinzu:

— Wo ist denn Ernst? Ich will ihm doch meinen Dank abstatten, daß er Sie bei mir eingeführt hat.

— Im Gegentheil, verehrter Herr, ich bin es, der Ernst tausend Dank schuldig ist.

— Nun, wissen Sie, wie es mit seinem Proceß steht?

— Welcher Proceß?

— Nun, der große Familien-Proceß!

— Ach so, ja mit dem steht es ganz gut.

— Nun das freut mich. Haben Sie meine Frau schon gesprochen?

— Ich habe die Ehre gehabt.

— Sagen Sie, aufrichtig, Sie machen es doch nicht auch wie Ernst?

Du kannst Dir meine Verlegenheit denken, auf diese Frage eine

gerade Antwort zu geben; wie macht es denn Ernst? Ich zog mich also mit einem — Hm, hm, je nachdem — aus der Schlinge.

— Denn Ernst, fuhr der dicke Herr fort, taugt auch zu gar Nichts; er spielt nicht, er tanzt nicht.

— Im Gegentheil, ich tanze sehr gern, und wenn ich nicht fürchten müßte, schon zu spät zu kommen, würde ich mir erlauben, die Frau vom Hause zu engagiren.

— In der That, ihr Ballbüchlein muß voll sein. Doch ich weiß, daß sie stets einige Contretänze für einen oder den andern Nachzügler, den sie begünstigen will, aufgehoben zu haben pflegt. Kommen Sie, ich will für Sie bitten.

Darauf führte mich nun der dicke Herr zur Frau vom Hause, und deren erstes Wort, als sie uns erblickte, war:

— Vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen den zweiten Contretanz versprochen habe.

— Aber, wie denn? frug der dicke Herr; Sie sagten ja . . .

— Ich hatte die gnädige Frau engagirt, aber sie hatte mich plötzlich verlassen, um einer eintretenden Dame entgegenzugehen; ich glaubte daher, daß sie meine Einladung nicht gehört habe.

— Nun, da hätten Sie ohne meine Einmischung was Schönes angestiftet! Nun, es freut mich, daß Sie beschäftigt sind. Sie erlauben mir wohl, Sie zu verlassen. Wenn Sie Ernst sehen, wollen Sie ihm gefälligst sagen, daß ich mit ihm zu sprechen habe?

Als ich mich nun so mitten in dieser stockfremden Welt allein mit meinen Gedanken sah, fing ich an, ein wenig Ordnung in dieselben zu bringen. Alle Welt kennt mich hier, überlegte ich mir, und ich kenne keine menschliche Seele. Die Dame des Hauses will offenbar eine Unterredung mit mir haben; was kann sie mir aber sagen wollen? Nun, das werde ich bald wissen; was werde ich ihr aber sagen? Wenn ich nur wenigstens wüßte, wer der Herr Ernst ist!

Indeß stimmen die Musiker ihre Instrumente zu dem zweiten Tanz und ich beeile mich, die Hand der Frau vom Hause zu ergreifen. Es ist eine hübsche, schön gebaute Dame von etwa dreißig Jahren. Wir machen die erste Figur, ohne mit einander zu sprechen; während aber die Andern ihre Tour tanzen, sagt die Dame zu mir:

— Was meinen Mann betrifft, so hat es keine Gefahr; aber trauen Sie Ernst nicht zu viel. Er weiß von Nichts, wie Sie leicht denken können. Er ist ein Freund, ein wahrer Freund; aber ich würde zu sehr vor ihm erröthen. Und doch war es Noth, daß wir eine offene Erklärung mit einander hatten. Reden Sie nun.

Glücklicher Weise brachte uns in diesem Augenblick die Tanzfigur auseinander und als wir wieder zusammen waren und die Andern an uns vorübertanzen ließen, hatte sie zu meiner großen Freude vergessen, daß das Reden an mir gehalten hätte. Sie nahm vielmehr das Gespräch selbst wieder auf, indem sie sagte:

— Vor allen Dingen will ich Ihnen Ihre Briefe zurückgeben.

Mein Gott, dachte ich, ich habe doch, soviel ich weiß, keine Briefe an diese Dame geschrieben. Aber sie fuhr fort:

— Sie konnten keine größere Unvorsichtigkeit begehen, als mir so zu schreiben. Ich bekomme im täglichen Laufe des Lebens nicht einen einzigen Brief, den ich nicht meinem Manne gebe, ehe ich ihn aufbreche, und es war ein wahres Glück, ein unerhört günstiger Zufall, daß ich mit Ihren beiden Briefen nicht ein Gleiches gethan. Ich habe Ihnen die Antwort nicht schreiben wollen, sondern für besser gehalten, sie Ihnen mündlich zu geben. Aber allein mit Ihnen zu sein, das würde ich nie gewagt haben; in meinem Gesellschaftssaale, vor so vielen Leuten, da konnte ich eher den Muth haben. Sie dürfen mir nicht mehr schreiben; Sie dürfen auch nicht mehr ganze Stunden vor meiner Thür zubringen. Mein Ruf könnte darunter leiden.

Mein Gott! Welch seltsames Quiproquo! Ich, der ich blos der Bildsäulen halber vor der Thür stehen blieb! Doch, das war mir nun gleich; ich antworte frech zu, daß jetzt, da ich mich in ihrem Haus einstellen dürfe, ich keine Ursache mehr hätte, vor der Thür stehen zu bleiben, und daß, wenn sie mir erlaube, mit ihr zu sprechen, ich ihr auch nicht mehr zu schreiben brauchte.

Wieder eine Tanzfigur, die uns auf einige Augenblicke trennt. Dann sagt die Dame:

— Nein, hören Sie, es ist besser, wenn wir einander nicht mehr sehen. Ich bin, wie Sie wissen, verheirathet; meine Pflichten sind mir lieb und werth.

— Wie, gnädige Frau, Sie nicht mehr sehen? Nachdem so lange Zeit hindurch mein ganzes Leben nur Ihnen geweiht gewesen, nachdem ich gewöhnt bin, Sie zum Gegenstand all meiner Gedanken, all meiner Hoffnungen zu machen! Nein und ewig nein! Wenn Sie nicht erlauben wollen, daß ich es Ihnen sage, wie sehr ich Sie liebe, so werde ich es Ihnen zehnmal des Tages schreiben. Wenn Sie nicht zugeben wollen, daß ich in Ihr Haus komme, um Sie zu sehen, so werde ich Ihrer Thür gegenüber in einem Schuppen als öffentlicher Schreiber Posto fassen und meinen Posten nie verlassen.

— Sie erschrecken mich!

— O, hätte ich je denken, je erwarten können, daß zum Entgelt so unendlicher Liebe und Hochachtung, die ich für Sie empfinde, ich Ihnen nur das Gefühl des Abscheus einflößen sollte?

— Wer sagt Ihnen, daß ich nur den Schreck allein empfinde? . . . Aber, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß dieses Gefühl das einzige ist, das an den Tag zu legen mir geziemt.

Der Contretanz war indeß zu Ende gekommen; ich führte sie auf ihren Platz zurück und sagte:

— Denken Sie an den Schuppen.

Sie lächelte, und ich verlor mich unter der Menge. Meine Gedanken hatten vollauf zu thun, um zu errathen, was hier vorgehe und welchen Ereignisses Held ich eigentlich sei. Welche Rolle spielt dieser Ernst? Und was ist er selbst? Doch, wie dem auch sein mochte, ich sah in der ganzen Angelegenheit bisher nur lauter Freud' und Lust. Man hatte mir zudem gesagt, daß nach drei Contretänzen, die man schon Andern habe versprechen müssen, man wieder mit mir tanzen werde. Die Zeit kam heran, und wir nahmen unsere Unterhaltung wieder auf.

— Ich denke fleißig an meinen Schreiberschuppen, gnädige Frau.

— Ich auch, aber ich habe Furcht vor Ihnen.

— Verbieten Sie mir, es zu thun, gnädige Frau.

— O gewiß, ich verbiete es Ihnen ganz und gar.

— Tausend Dank.

— Wofür? Ich verstehe Sie nicht.

— Wofür? Für die Erlaubniß, die Sie mir damit geben, Sie recht oft besuchen zu dürfen.

— In der That sehe ich auch nicht ein, warum Sie nicht kommen können; kommen ja doch andere junge Leute genug in's Haus. Aber erst müssen Sie mir den Schwur erneuern, den Sie mir in Ihrem letzten Brief gethan.

Da saß ich nun wieder in der Tinte, und das tiefer, als je. Was hatte ich für einen Schwur geleistet? Doch hier hieß es vor Allem, nicht zaudern; ich sagte also:

— Ich schwöre es, gnädige Frau, bei meiner Liebe zu Ihnen.

Sie lachte. — Eine schöne Art haben Sie, mir Vertrauen einzuflößen.

— Wie meinen Sie? Ich schwöre bei dem Heiligsten und Kostbarsten, was ich habe.

— So! Also bei Ihrer Liebe schwören Sie, nie mehr von Ihrer Liebe mit mir zu sprechen.

Aha, das hatte ich also geschworen. Da war leicht zu helfen.

— Hören Sie, gnädige Frau, ich will Sie nicht hintergehen. Ich werde sagen, was Sie wollen, ich werde mich mit Ihnen unterhalten, wovon Ihnen gefällig sein wird; aber denken Sie fortan daran, daß Alles, was ich Ihnen sagen werde, es sei, worüber es immer wolle, nur das Eine: Ich liebe Sie bedeuten wird.

— Aber was werden wir mit Ernst machen?

— Ach! Was liegt mir an Ernst?

— Aber mir liegt viel an ihm, man muß ihn schonen.

— O, ich werde so rücksichtsvoll gegen ihn sein, als Sie nur immer wollen.

— Nun, das lasse ich mir gefallen.

— Ja, aber ich kenne ihn nicht.

— Wie? Sie kennen ihn nicht? Hat er Ihnen denn nicht die Einladung gebracht?

— Man hat die Einladung bei meinem Portier abgegeben, ohne zu sagen, wer sie überbracht hat.

— Er hatte zu mir gesagt, er kenne Sie recht gut.

— Ich habe keinen einzigen Bekannten, der Ernst heißt.

Kurz, lieber Freund, das Gespräch ging so lange fort, daß ich einen Theil des Geheimnisses erfuhr und die andern errathen konnte.

Frau von *** hatte mich unzählige Male vor ihrer Thüre stehen sehen; ich bewunderte, wie Du weißt, die Bildsäulen. An-

derseits hat sie zwei anonyme Briefe mit Liebeserklärungen erhalten, in denen unter andern abgedroschenen Phrasen auch die folgende war: „Die süßesten Augenblicke meines Lebens sind die, welche ich mit Betrachtung der Orte verbringe, an denen Sie weilen.“

Da Frau von *** glaubte, ich sei in sie verliebt, so kamen diese Briefe natürlich auf meine Rechnung. Einige Tage nachher, — sie fuhr gerade mit einer Freundin aus, als ich wieder vor ihre Thür kam, — sah mich ihre Gefährtin und sagte:

— Sieh da! Herr Alfred von Bussault.

— Wer? Dieser junge Mann?

— Ja wohl. Kennen Sie ihn nicht?

— Nein. Kennen Sie ihn?

— Ja wohl. Ein junger, talentvoller Künstler.

— Ein schönes, edles, interessantes Gesicht.

— Heda, Alfred, unterbrach hier der Hörer den Erzähler; wer hat Dir denn dies Gespräch erzählt?

— Niemand; das gehört zu dem, was ich errathe.

— Sehr wohl; ich verstehe; erzähle weiter.

Nun, wie gesagt, man wollte mir nicht schriftlich antworten; wie man mir ja selbst geäußert hatte, man traute sich im Gesellschaftssaale mehr Muth zu. Man mußte mich also zu einer Soirée einladen. Aber wie stellt man das an?

Einige Tage nachher bringt man den Lauf der Unterhaltung auf den jungen Künstler und erzählt, daß man von meiner Wenigkeit sehr viel Lobenswerthes gehört hat. Herr Ernst, — eine Art von Cicisbeo oder Patito, dessen Liebe, Aufmerksamkeiten, Bemühungen man annimmt, ohne ihm etwas zurückzugeben, der aber, weil er unablässig an Ort und Stelle ist, am Ende den rechten Augenblick erwischen wird, — Herr Ernst also hat eine Manie. Um sich selbst nämlich ein Ansehen zu verschaffen, stellt er sich an, als wäre er mit allen, nur irgendwie renommirten Personen sehr vertraut oder wenigstens bekannt. Wie also von mir die Rede war, sagte er gleich:

— Bussault! Den kenne ich recht gut!

— Führen Sie ihn doch einmal Abends bei uns ein. Sie müssen aber die Sache, meinem Manne gegenüber, auf Ihre Rechnung nehmen; ich habe ihm letzthin abgeschlagen, einige Personen seiner Bekanntschaft einzuladen, und es liegt mir an Herrn Bus-

sault's Bekanntschaft nicht so viel, daß ich mich deshalb der Gefahr aussetzen sollte, mir von meinem Eheherrn Bedingungen vorschreiben zu lassen.

— Sehr wohl; ich werde ihn bei Ihnen einführen und werde von Ihrem Manne eine Einladung für einen meiner Freunde verlangen.

So ist es denn gekommen, daß Herr Ernst, der mich gar nicht kennt, aber meine Wohnung leicht erfahren konnte, die Einladung ganz einfach bei mir abgegeben, da er hoffte, Jemanden zu finden, der ihn vor dem Ball mir würde vorstellen können. Eine Familien-Angelegenheit hatte ihn indeß unerwartet genöthigt, Paris auf einige Tage zu verlassen.

Was nun mich betrifft, so habe ich für heute Abend die Erlaubniß erhalten, ein Viertelstündchen, aber nur ein Viertelstündchen bei Frau von ***, die etwas leidend ist, verbringen zu dürfen. Ich verspreche mir einen köstlichen Abend.

— So. Nun begreife ich auch, warum Du so in Gedanken versunken warst. Aber die Geschichte scheint mir im Ganzen etwas sehr unwahrscheinlich. Sei aufrichtig mit mir; trenne nur die Stickerei von Deiner Geschichte ab und laß mich den Canevas derselben sehen.

— Recht gern. Die wahre, genaue Wahrheit, ohne alle Stickereien und Verzierungen, ist folgende. Ich dachte beim Rauchen an eine Einladung, die ich zu einer Soirée bei Frau von *** wirklich erhalten habe und die mich erstaunt hat, da ich die Dame nicht kenne. Die Soirée war für vorgestern, und was ich Dir eben erzählt habe, ist, was meiner Phantasie zufolge vielleicht sich hätte ereignen können, wenn ich in die Soirée gegangen wäre, d. h. wenn ich einen anständigen schwarzen Frack gehabt hätte.

Vier Verse.

Novelle
von
Fr. Thomas.

Als das romantischste Stück der classischen Tragödie Frankreichs, Corneille's Cid, zum ersten Male gegeben wurde, schienen sich, nach den Berichten und Memoiren jener Zeit, Hof und Stadt, wie man sich damals ausdrückte, das Losungswort zu Tumult und Unordnung gegeben zu haben. Die Menge, welche das Theater bei Gelegenheit dieser dramatischen Feierlichkeit zu erstürmen suchte, war so groß, daß mehr als ein Wamms zerrissen und mehr als ein Mantel unbrauchbar gemacht wurde. Aber sogar bis auf die Bühne drängte sich dieser Geist der Zwietracht. Die vornehmen Adligen und Hofleute hatten damals das sonderbare Privilegium, daß sie auf der Bühne selbst ihre Plätze einnahmen und an jenem Abend geriethen zwei Edelleute, der Graf Rochefort und der Chevalier Rieux wegen eines Sitzes, auf den beide gleich unbestreitbare Rechte zu haben behaupteten, an einander. Es kam zu einem Wortwechsel; jeder der beiden Cavaliere machte seinem Groll in Vorwürfen Luft und warf seinem Gegner einige Anzüglichkeiten an den Kopf, und, wenn es nicht sofort zu einem Handgemenge kam, so hatte das nicht in der Mäßigung der beiden Streitenden, sondern in den Rücksichten, die ihr Stand ihnen auferlegte, seinen Grund. Das Ende vom Liede war, daß sie für den Morgen einander ein Rendezvous Behufs einer Ehrensache gaben und daß der strittige Sitz den ganzen Abend unbenutzt blieb. Ein Witzbold, der Zeuge des Streites und seines

es ein Fünf-Dichter-Stück*) sei. Als ob man gute Stücke schreiben könnte, wenn man mit Andern zusammen arbeiten muß? Nein, daraus wird nie etwas Gescheutes. Das Genie ist die Einheit und um es zu erreichen, muß es in einem Werke auch nur Einen Dichter geben. . . . Aber, wie dieses Publicum ergriffen war, wie sie entzückt waren von meiner Stimme, oder vielmehr von der meiner Helden, die meine Worte sprachen. O, wie groß ist die Macht des Geistes! Wie gewaltig die Herrschaft der Poesie! Ja jetzt begreife ich es, warum der König heute Morgen Herrn von Suze mit der Bitte zu mir geschickt hat, ich möchte vier Verse über das Duell, die ihm gefährlich schienen, weglassen. Und doch waren sie kräftig und gut gebaut, diese Verse, und es bedurfte aller Ergebenheit, die ich dem Willen des Monarchen schuldig bin, um mich zu diesem Opfer zu bestimmen. Denn was haben wir Dichter weiter zum Erbtheil und Besitz hienieden, als unsre Werke? Vier schöne Verse, die man uns nimmt, das ist gerade soviel, als für den König der Verlust einer Provinz wäre. O, mein Gott, ich danke Dir. . . . Ja, nach Allem, was ich von den Wirkungen der Aufführung beobachtet habe, muß ich freilich gestehen, daß, wenn diese vier Verse, die Graf Gormas am Anfang des zweiten Actes sagen sollte, nicht auf Befehl des Königs weggelassen worden wären, die ganze Versammlung vor Vergnügen, vielleicht auch vor Schrecken, gebebt haben würde. . . . .

In diesem Augenblick unterbrach ein leises Pochen an der Thür den Monolog unsres glücklichen Dichters.

— Ein Besuch zu so später Stunde! Wer kann das sein? sagte er vor sich hin, als er die Thür aufschloß.

Man stelle sich sein Erstaunen vor, als er eine junge, in ihren

*) So nannte man einige Theaterstücke, zu denen Cardinal Richelieu, der den Mäcen der Literatur spielen und selbst einen Dichter abgeben wollte, fünf Dichtern jener Zeit den Stoff lieferte. Jeder von diesen fünf Poeten, von denen Corneille allein ein wahrer Dichter war, — die andern vier, Bois-Robert, Colletet, L' Estoile und Rotrou sind auch in Frankreich vergessen und gehören nur den Literaturgeschichten an, — arbeitete dann einen Act einer solchen Tragödie, deren Ganzes dann als Richelieu's Production in Umlauf kam. Wieder ein Beweis mehr für das Nil novum sub sole und ein erlauchter Trost für die heutigen Vaudeville-Fabrikanten Frankreichs.

Mantel gehüllte Dame, die eine Blendlaterne in der Hand trug, geheimnißvoll in sein Zimmer schlüpfen sah. Der Dichter war erstaunt und ergriffen von dieser plötzlichen Erscheinung und er blieb starr auf demselben Flecke stehen und in Betrachtung seines schönen Besuches versunken. Bald aber hatte er seine Verwirrung und Ueberraschung doch wenigstens so weit bemeistert, daß er höflich der Dame näher trat, ihr die Hand reichte und sie zu einem Sessel führte.

Die Dame hatte stillschweigend auf demselben Platz genommen. Ihre Wangen waren hochroth und man sah, daß ein rascher Gang diese Röthe herbeigeführt. Denn ihr Busen schlug heftig und einzelne schwere Schweißtropfen brachen auf ihrer Stirn hervor. Ihr Mund war reizend geformt und wenn man wirklich mit gewissen Physiognomisten von der Beschaffenheit dieser „Pforte der Stimme" auf die Stimme selbst schließen durfte, so konnte man erwarten, daß bewunderungswürdig frische und silberklare Töne aus dieser hervorkommen würden. In der That versetzten auch die ersten Laute, welche diese Dame hervorbrachte, unsern Dichter in Entzücken und wie ein echter Poet war sein erster Gedanke, als er diese Töne hörte, nicht ein rein menschlicher, sondern ein dichterischer, denn sie erregten in ihm nur den Wunsch, von einer solchen Stimme die Verse seiner Chiméne gesprochen zu hören.

— Mein Herr, sagte die Dame, entschuldigen Sie meinen Schritt. Er würde in hohem Grade ungeziemend sein, wäre er mir nicht von einer gebieterischen Nothwendigkeit auferlegt worden. Sie, der Sie Gefühle und Empfindungen höherer Art so wohl auszusprechen verstehen, werden auch meinen jetzigen Schritt begreifen und richtig deuten. Diese Ueberzeugung hat mir den Muth eingeflößt, ihn zu thun.

Der keuchende Athem der Unbekannten zwang sie zu einer Pause, und unser Dichter benutzte dieselbe, um ihr mit aller Galanterie seines Zeitalters und seiner chevaleresken Gesinnung zu erwiedern:

— Madame, ich würde es weit vorziehen, wenn ich an Ihrem Schritte Nichts begriffe. Was liegt daran, woher sie kommt, wenn die Schönheit zu uns herniedersteigt. Das Ziel ist Alles, die Bahn ist weniger als Nichts. . . .

— Ich danke Ihnen für das Compliment, mein Herr, unter-

brach ihn die Dame und ihr zerstreutes Wesen bezeugte, daß ihr Dank mehr eine Folge der Gewohnheit war, welche ihr vorschrieb, auf eine Artigkeit einige Dankbarkeit an den Tag zu legen, als die Folge einer wirklichen überlegenden Zufriedenheit mit dem gehörten Compliment. Ohne daß Sie etwas davon wissen, fuhr sie fort, sind Sie, mein Herr, nahe daran, die Ursache eines großen Unglücks zu sein.

— Ich, Madame? sagte bestürzt der Dichter, der weit entfernt war, einen so plötzlichen Uebergang zu erwarten.

Die Dame nickte bejahend mit dem Kopfe und fuhr fort:

— Heute Abend, während der Aufführung Ihres Meisterwerks, haben zwei Edelleute wegen eines Sitzes auf der Bühne einen Streit mit einander gehabt, in Folge dessen sie auf morgen früh einen Zweikampf verabredet haben.

— Und sie heißen? frug Corneille nicht ohne Aengstlichkeit.

— Es sind der Graf Rochefort und der Chevalier de Rieux. Und ich . . . ich liebe den Chevalier.

— O wie beneidenswerth glücklich ist er! Nun begreife ich Alles, Madame, sagte Corneille und faßte die Hand der Dame, die einen so hohen Muth des Herzens gezeigt, um einen ehrfurchtsvollen Kuß auf dieselbe zu drücken.

— Beim Herausgehen aus dem Theater, fuhr die Unbekannte fort, mochten nun die erhabenen Gesinnungen Ihres Werkes, mein Herr, ihnen hochherziges Vergessen kleinlicher Beleidigungen angerathen haben, oder schien ihnen der ganze Gegenstand des Streites zu geringfügig — kurz in Folge der Vermittelung eines gemeinschaftlichen Freundes hatten sich die beiden Streitenden fast ganz mit einander ausgesöhnt. Ich weiß diese Details von einem meiner Lakaien, dem ich den Auftrag gegeben hatte, ihnen nachzugehen.

— O, Sie befreien meine Brust von einer erdrückenden Last. Ich bin hocherfreut, daß die Worte des gesegneten Friedensstifters ihre volle Wirkung gehabt. Man kann nie genug Frieden und brüderliche Eintracht den Menschen predigen.

— Ja, aber unglücklicher Weise stehen Ihre Herzensneigungen, mein Herr, und Ihre Worte gar sehr in Widerspruch mit einander. Denn es ist die Schuld dieser letzteren, daß diese fast erloschene Zwietrachtsfackel von Neuem in Brand gerathen ist.

— Was wollen Sie damit sagen, Madame? entgegnete unser Poet, der zu seinem großen Erstaunen plötzlich in einem ihm ganz fremden Vorgange sich eine bedeutende Rolle zuertheilt sah.

— Was ich sagen will? fuhr die Unbekannte fort. Als die beiden nun versöhnten Gegner etwa die Place Royale erreicht hatten, trat der junge Herr von Suze, der von ihrer Verständigung schon Kunde hatte, auf sie zu und erzählte ihnen, daß Sr. Majestät eben heute morgen noch ihn zu Ihnen, mein Herr, geschickt habe, um Sie zur Weglassung von vier Versen, die das Duell priesen, zu bewegen.

— Das ist wahr. . . Nun und was weiter?

Nun der junge von Suze hat die Unbesonnenheit begangen, diese verdammten Verse herzusagen, Sie müssen sie ja kennen, diese abscheulichen Verse.

— Nicht doch, ganz im Gegentheil, sehr schöne Verse. Urtheilen Sie selbst, Madame, sagte Corneille, in dem sein Dichter- und Vaterstolz gegenüber seinen poetischen Kindern wieder mächtig geworden.

Und indem er an die Lage des Augenblicks ganz und gar vergaß, declamirte er mit dem eindringlichsten Pathos die folgenden vier Verse:

Verletzte Ehre heilt man nimmer durch Entschuldigungen;
Darf der Beleidigte vergessen, was an ihm verübt?
Ja, dem Beleidiger sind sie nur Selbstentwürdigungen
Und statt des Einen Ehr' ist beider Ehr' hinfort getrübt.

— O mörderische Poesie! rief die Dame, sobald sie diese abscheulichen Verse gehört. . . Und nach einer Pause:

— Sie selbst, mein Herr, werden mir diese Aeußerung des Unmuths verzeihen, wenn Sie wissen werden, daß in Folge dieser Verse in den beiden Streitenden der schon gestillt gewesene Zorn von Neuem angefacht und der Zweikampf mit größerer Hartnäckigkeit, als je, beschlossen worden ist.

— Welcher Triumph für mich! konnte Corneille, in dem die Dichterglut alle andern Gefühle einen Augenblick lang überstrahlte, nicht umhin, auszurufen. Bald aber ward er wieder der gefühlvolle Mensch, der er von Herzensgrunde war, und mit dem Tone der herzlichsten Theilnahme sagte er:

— Verzeihen Sie, Madame, diese unzeitige und lieblose Aeußerung kleinlicher Eigenliebe, und glauben Sie mir, daß ich eben so betrübt bin, als Sie über dieses traurige Ereigniß. Aber was läßt sich nun thun?

— Mein Gott! Dem Duell zuvorkommen, es verhindern! rief der Unbekannte.

— Gern, von Herzen gern, aber wenn ich nur erst wüßte, wie.

— Ich weiß es nicht; ich bin eine schwache Frau, die nur lieben kann, die aber nicht den Geist der Intrigue hat. Ich weiß nur Eines, daß nämlich, wenn dem Chevalier ein Unglück widerfährt, derselbe Schlag zwei Opfer treffen wird. Darum bin ich zu Ihnen geeilt, damit Sie dieses Unheil abwenden. Ich dachte mir, der Mann, dem Gott die große, gewaltige Gabe verliehen, Combinationen zu erfinden, Personen zu schaffen, sie in Ereignisse zu verflechten und ihnen Worte in den Mund zu legen, welche ein großes Publicum zu begeistern, leidenschaftlich aufzuregen, zu rühren im Stande sind, — dem Manne, dachte ich, wird es ein Leichtes sein, ein Mittel ausfindig zu machen, um diesen abscheulichen Zweikampf zu verhindern.

Corneille versank in tiefes Nachdenken, aus dem ihn jedoch bald die Dame rief, die zu seinen Füßen hinsank und im Tone des höchsten leidenschaftlichen Schmerzes flehte:

— O bedenken Sie, daß mein Dasein in Ihren Händen ist. Sein Leben ist mein Leben; sein Tod ist auch der meine.

— Dies Mal, dachte der Dichter, während er die Dame mit freundlichen Trostesworten aufrichtete und beruhigte, dies Mal mache ich eine Erfahrung in der lebendigen, unverstellten Natur selbst; das ist nicht mehr das Theater, sondern das Leben, und wie viel dramatischer und ergreifender ist diese wahre Leidenschaft. Wie erbleicht dagegen alles Ersonnene, alles Erdichtete.

Und von Neuem verfiel er in grübelndes Sinnen und seine Stirn verzog sich in schwere Falten. Endlich schien ein leuchtender Gedanke aus der Tiefe des Gehirns ihm zugekommen zu sein und mit herzlichem Tone sagte er die einfachen Worte:

— Ich werde Sorge tragen.

— O retten Sie ihn! retten Sie mich! flehte die Dame noch einmal, schickte sich aber, beruhigt durch den eindringlichen Ton, mit

dem Corneille gesprochen, zum Weggehen an. Der Dichter hielt sie jedoch auf der Schwelle an:

— Verzeihen Sie, Madame, sagte er, und schloß die Thüre wieder; Sie haben mir nicht gesagt, wen ich die Ehre gehabt, bei mir zu empfangen, und ich. . . .

— Ich hatte geglaubt, Sie würden mich nicht um meinen Namen fragen; aber. . . .

— Nein, nein, Sie sollen sich nicht getäuscht haben; verzeihen Sie mir nun die Anwandlung von Neugier. Aber, halt . . . bald hätte ich das Wichtigste vergessen. Wo und wann soll denn das Duell statt haben?

— Morgen früh um sieben Uhr, auf dem Pré-aux-Clercs.

— Gut, ich werde nicht verfehlen, dort zu erscheinen.

— Und wie werde ich den Ausgang Ihrer Bestrebungen, oder wenn Sie das Duell nicht verhindern können, den Ausgang des Kampfes erfahren?

— Ich werde selbst kommen, Sie hievon in Kenntniß zu setzen.

— O nehmen Sie meinen herzlichsten Dank. Aber wo wollen Sie mich treffen, da Sie mir erlaubt, meinen Namen verborgen zu halten? Nun, ich will mich auf Ihrem Wege irgendwo befinden, Sie werden mich in einer Sänfte neben dem Wirthshause zum Habicht antreffen.

— Gut, das ist ein Ort, den ich nicht verfehlen kann. Leben Sie wohl, Madame. Ich biete Ihnen meinen Arm und meine Begleitung nicht an, da Sie wahrscheinlich beide ausschlagen würden.

— Sie überheben mich in der That einer abschlägigen Antwort, indem Sie mir es nicht anbieten. Uebrigens ist es auch unnütz. Einer meiner Diener erwartet mich vor der Thüre Ihres Hauses. Auf Wiedersehen, auf morgen!

Der geneigte Leser wird es uns gewiß glauben, daß Corneille, doppelt aufgeregt von dem Theatertriumph des Abends und von dem seltsamen Besuche der Nacht, auch nicht im Entferntesten daran dachte, sich zu Bette zu begeben. So konnte er denn am andern Morgen noch vor Tages Anbruch sich auf den Weg machen, um bei Zeiten den Pré-aux-Clercs zu erreichen. Die beiden Gegner ließen ihn nicht lange auf sich warten, und sobald er sie erblickte, schritt der Dichter auf sie zu:

— Meine Herrn, sagte er, man hat mir erzählt, daß der hier gegenwärtige Herr von Suze Ihnen gestern Abend vier bisher unbekannte Verse, als von mir herrührend, mitgetheilt hat. Zugleich habe ich erfahren, daß er den ursprünglichen Text derselben bedeutend geändert hat; es liegt mir aber daran, daß sie denselben in seiner vollen Reinheit kennen und ich bin in der Absicht hiehergekommen, sie ihnen mitzutheilen. Meine Verse lauten, wie folgt:

Verletzte Ehr' heilt eine einzige Entschuldigung.
Wie edel ist es, denen zu verzeihn, die uns betrüben!
Sein Unrecht zu gestehn, ist edle Selbstdemüthigung.
Und finden sich die Herzen, wächst aus Haß noch Lieben.

Der Dichter sagte diese Verse mit so hinreißender Bewegung, sein offenes Auge erglänzte so ernst und doch so liebevoll versöhnlich, sein ganzes Wesen trug dabei einen solchen Stempel imponirend hoher geistiger Würde, daß, wie von einem und demselben Stoß getrieben, die beiden Feinde einander an die Brust sanken und sich aussöhnten. Aber der junge Herr von Suze, dem diese Aussöhnung um so weniger zusagte, als er ein Duellant von Profession war und sie doppelt auf seine Kosten geschah, da er die erste Versöhnung schon vernichtet und nun obendrein einer Verfälschung der Verse Corneille's angeklagt wurde, — der junge Suze trat zornig auf den Dichter zu und sagte, — was freilich die Wahrheit war, — laut zu demselben:

— Sie haben gelogen, mein Herr!

Aber Corneille verlor bei diesem harten Wort nicht das Mindeste von seinem Kaltblut; er legte vielmehr ruhig die Hand an das Gefäß seines Degens und sich nach der Seite der beiden Gegner hinwendend, die er so eben ausgesöhnt hatte, sagte er:

— Diese Herrn werden wohl die Güte haben, und als Secundanten zu dienen.

Bei diesen Worten zog er ohne Weiteres vom Leder und ging frisch auf den jungen Suze los, indem er ihm zurief:

— Legen Sie sich aus, mein Herr! Ich nehme Ihre gestrige Ausgabe meiner Verse an und weise alle Entschuldigungen zurück.

Der Edelmann, der nicht gemeint hatte, in dem schlichten Bürger einen so kräftigen Mannesmuth zu finden, schwankte einen Augenblick; dann aber ging er auf den Dichter zu und sagte.

— Eine Höflichkeit ist die andre werth. Sie nehmen meine gestrige Ausgabe Ihrer Verse an; ich stelle mich mit Ihrer Umänderung von heute Morgen zufrieden und komme ihr nach, indem ich um Ihre Hand bitte.

Corneille trat einen Schritt an den jungen Edelmann heran, reichte ihm die Hand und flüsterte ihm dabei in's Ohr:

— Ich kann wohl um einer guten Handlung willen vier schlechte Verse machen; aber schlechte Verse und eine Feigheit! . . .

— Sie sind der einen eben so unfähig, als der andern, entgegnete der Edelmann mit Artigkeit und verließ den Dichter im besten Vernehmen.

Corneille hatte, wie sich der Leser wohl erinnern wird, noch ein Rendezvous auf diesen Morgen. Er beeilte sich daher, von dem Pré - aux - Clercs nach dem oben angegebenen Wirthshaus zum Habicht zu kommen und fand auch bald seine Unbekannte von voriger Nacht, die in der Nähe in einer Sänfte hielt. Sobald sie den Dichter erblickte, steckte sie ihr niedliches Köpfchen zum Sänftenfenster hinaus und frug: Nun?

— Er ist gerettet. Das Duell hat nicht stattgehabt.

— Gott sei gelobt! rief die Dame und gab sich ohne Rücksicht auf den Ort den Ausbrüchen der lebhaftesten Fröhlichkeit hin. Tausend Dank! Sie sind ein großer Dichter. Sie wollten meinen Namen wissen; erfahren Sie ihn nun; ich bin die Marquise von Vardes.

— Ich habe Ihren Namen schon vergessen, sagte Corneille.

— Mir wird der Ihrige mein ganzes Leben hindurch unvergeßlich sein.

Ein Paar Ohrgehänge.

Von

Marie Aycard.

Ein reicher Weinhändler, der Eigenthümer mehrerer, durch ihren Wein berühmten Pflanzungen in Burgund und bei Bordeaux ist und in dessen Kellern man auch meistentheils die Weine seiner Besitzungen findet, Herr Lauguier, ein Mann, der schon über die Sechzig hinaus ist, frühstückte jüngst in einem an seine Weinstube anstoßenden Gemache mit einem jüngeren Geschäftsfreunde. Er hatte so eben eine Flasche echten feinen Madeira, die er aus seinem Privatkeller geholt, entkorkt, und die beiden Trinker erquickten sich, wie echte Kenner, noch ehe sie das Glas zum Munde führten, an Farbe und Wohlgeruch des Weines, — da klirrte es in der Weinstube gar arg, wie von fallenden Gläsern. Die beiden Freunde wandten in einem und demselben Nu den Kopf nach der Glasthüre hin, die sie von der Weinstube trennte, und sahen, daß ein Dutzend Flaschen, die auf einem Tische gestanden hatten, umgefallen waren, weil man mit einem Schaff darangestoßen, und daß ihre Splitter und ihr Inhalt nun den Boden bedeckten.

— Mein kostbarer Lacrymä Christi! Mein armer Lacrymä Christi! schrie der Weinhändler und sprang auf. Bald aber setzte er sich wieder nieder, ballte die beiden Fäuste, wie Jemand, der mit seinem Zorn an sich zu halten sucht, und trank sein Glas mit einem Ruck aus. Es war ein altes Weib, die mit der Säuberung der Weinstube beauftragte Dienerin, die diese Ungeschicklichkeit begangen und diesen Schaden angerichtet hatte. Während sie sich nun damit beschäftigte, den Wein, der auf dem Boden umherfloß, aufzuwischen, sagte der jüngere Weinhändler zu seinem ältern Freunde:

händlers und das Waarenlager gleich wohl angestanden hätten. Nicht etwa, als ob Jacob in die Jungfer Caillot verliebt gewesen wäre, Nichts war weniger der Fall als dieses; aber er hätte sie gern geheirathet, weil er fand, daß sie eine gute Partie für ihn sei. Er hatte erkannt, daß sie ein arbeitsames, haushälterisches Mädchen sei und wohl geeignet wäre, zu dem Gedeihen und Indiehöhebringen eines Geschäftes beizutragen. Wenn ich Ihnen nun noch sage, fügte Herr Lauguier hinzu, daß Jacob von einem Oheim von Vaters Seite eine kleine Geldsumme geerbt hatte, so werden Sie begreifen, daß er, ohne eine allzu große Eigenliebe zu besitzen, sich um die Hand der Jungfer Margarete Caillot bewerben konnte. So standen die Dinge, als eines Morgens, — es waren eben keine Kunden im Gewölbe und der alte Caillot saß in behaglicher Ruhe in seinem Lehnstuhl im Hinterstübchen, — der alte Weinhändler zu seinem Oberküfer sagte:

— Jacob, Du wirst bald einen andern Herrn haben.

— Warum das, Meister Caillot?

— Weil ich mein Waarenlager verkaufe und meine Tochter verheirathe.

— So! so! Und an wen denn?

— Beides an einen gewissen Durand, den ich schon lange kenne. Ein braver Mann, der Geld hat. . . Es ist ein gutes Geschäft für ihn, wie für mich.

— Und Jungfer Margarete?

— O, meine Tochter wird mir gehorchen. Sie hat keine Liebschaften und liest keine Romane; sie wird also thun, was ihr Vater will. Meine Margret ist ein wackeres Mädchen, die nur einen einzigen Fehler hat, daß sie ein Bischen gar zu sehr in den Putz verschossen ist. . . Aber, glaub' mir nur, Jacob, wird sie erst einmal Mutter sein, so wird das auch ein Ende nehmen.

— Und die Sache ist schon unwiderruflich abgemacht? frug Jacob.

— Der Notar ist auf morgen bestellt; aber weshalb fragst Du danach?

— Weil, antwortete Jacob, wenn Ihr ein Bischen warten wolltet, ich Euer Waarenlager kaufen und Eure Tochter heirathen möchte.

— Du? rief der Weinhändler und lachte laut auf. Mein lie-

der Junge, um mein Waarenlager zu kaufen, muß man Geld haben. Und was meine Tochter betrifft, — nun ich bin nicht stolz und verachte Dich nicht; aber ich werde sie doch nicht einem Menschen geben, der Nichts hat.

— Wie theuer verkauft Ihr Euer Waarenlager, Vater Caillot? Und wie viel gebt Ihr Eurer Tochter mit?

— Mein Waarenlager kostet dreißigtausend Francs und die Aussteuer meiner Tochter beträgt die Hälfte davon.

— Euer Eidam müßte Euch also noch funfzehntausend Francs herauszahlen.

— Und das in guter klingender Münze.

Jacob zog nun eine alte Brieftasche aus seiner kurzen Arbeitsjacke hervor, machte sie behutsam auf und sagte zu Caillot:

— Ihr kennt mich; Ihr wißt, daß ich das Geschäft verstehe, tüchtig arbeite und sparsam bin. Ich habe große Lust, ein reicher Mann zu werden, und ich glaube, daß ich mein Ziel auch erreichen werde. Wenn Ihr mir nur ein wenig helfen wollt, so könnten wir ein Geschäft mit einander machen.

— Ein wenig helfen! Du hast ja gar kein Geld.

— Da irrt Ihr Euch; ich habe zwar nicht funfzehntausend Francs, aber ich habe doch siebentausend.

Und bei diesen Worten nahm Jacob sieben Banknoten von je tausend Francs aus seiner Brieftasche heraus und breitete sie auf dem Tische aus, der zwischen den beiden Sprechenden stand.

— Seht, Vater Caillot, sagte er, Ihr solltet mir Eure Tochter und vier Jahre Credit geben; dann wollte ich Euch die achttausend Francs, die ich Euch noch schuldig wäre, schon bezahlt haben, natürlich mit allen Interessen.

Der alte Caillot nahm die Banknoten, betastete sie, besah sie auf der rechten und auf der linken Seite, zählte sie und gab sie dann an Jacob zurück, indem er sagte:

Credit geben? Nein, das thue ich nicht und habe ich in meinem ganzen Geschäftsleben nicht gethan; durch den Credit verliert man nur sein Geld und seine Kunden.

Darauf verließ er das Hinterstübchen des Gewölbes und stieg, ohne ein Wort hinzuzufügen, in sein Zimmer im Obergeschoß hinauf.

— Der alte Geizhals, rief Jacob, als er allein im Gewölbe war; der kennt Nichts als Geld und ewig Geld.

Er steckte die Brieftasche mit seinem unzureichenden Vermögen wieder in seine Tasche und setzte sich an das Büffet der Weinstube, versunken in bittere Betrachtungen über den Geiz der alten Leute, die uneingedenk der Hilfe sind, die sie in ihrer Jugend gefunden, und die nun in ihren guten Tagen Nichts thun wollen, um einen armen jungen Mann ein wenig vorwärts zu bringen. Eine Flasche Burgunder, die wohl noch ein Paar Jahre älter war, als ihr dermaliger Herr, stand ihm gerade unter der Hand; er griff danach, schenkte sich ein Glas ein und trank, ohne recht zu wissen, weshalb; denn er hatte gar keinen Durst und war, wie die meisten Weinküper, kein Trinker. Trotzdem aber trank er, indem er fortwährend auf den alten Caillot, seinen Herrn, innerlich fluchte, doch ein Glas nach dem andern von dessen Wein, so daß die Flasche bald leer, Jacob's Kopf dagegen heiß geworden war und sein Blut schneller und feuriger durch seine Adern rollte. Bald schien ihm daher die Luft des Gewölbes schwer und unerträglich. Er trat in die Thür, um freier zu athmen, und als wenige Minuten darauf ein anderer Küper des Hauses, der außerhalb beschäftigt gewesen, heimkam, pflanzte er diesen in das Gewölbe, eilte auf seine Dachkammer im fünften Stock des Hauses, um sich anzuziehen, und ging dann aus. Ein Spaziergang im Palais Royal sollte seine üble Laune und die vorübergehende Aufregung, die der Burgunder ihm verursacht, vertreiben.

An dieser Stelle seiner Erzählung hielt Herr Lauguier einen Augenblick inne, wie um frischen Athem zu holen, trank ein Glas Madeira zur Stärkung und fuhr dann fort, wie folgt:

Ich erzähle Ihnen eine Geschichte, die schon über vierzig Jahre alt ist, vergessen Sie das nicht, mein Lieber. Damals nun waren die Spielhäuser in Paris noch gesetzlich erlaubt und im Palais Royal waren dieser Höllen, wie sie der Engländer so bezeichnend nennt, eine ganze Anzahl. Jacob gerieth während seines Spaziergangs vor das bekannte Spielhaus, das die Nummer 113 führte. Ich will nicht sagen, daß er so recht eigentlich betrunken zu nennen war; eine Flasche Wein, und wäre es auch sechzigjähriger Burgunder, steigt einem an die berauschende Kellerluft gewöhnten Küfer

noch nicht zu Kopfe; aber er war doch nicht in dem ruhigen, kalt verständigen Zustande, der seine gewöhnliche Gemüthsstimmung war. Dazu kam, daß er die üble Laune, welche ihm die abschlägige Antwort seines Herrn verursacht, durch irgend einen neuen Anblick, der ihm einen Zeitvertreib böte, zerstreuen wollte. Er stieg daher, jedoch ohne die leiseste Absicht, zu spielen, in das Spielhaus hinauf. Als er in den Saal getreten, war er anfangs vom Glanz des Goldes, das auf dem grünen Teppich rollte, wie geblendet; bald aber folgte er aufmerksamen Auges dem Spiel und rasch hatte er die Regeln des Rouge et noir so weit begriffen, daß er zu dem Verständniß gelangt war, man brauche nur das Glück zu haben, die herauskommende Farbe zu treffen, um seinen Einsatz verdoppelt zurückzuerhalten. Allmälig stieg die Idee in ihm auf, er möchte auch das Glück versuchen und spielen; und obzwar er diesen Gedanken anfangs weit von sich scheuchte, so gewöhnte er sich doch nach und nach daran und ward bald soweit von demselben beherrscht, daß er mit der Hand in die Tasche fuhr und nach seiner Brieftasche griff. Wie ganz natürlich, dachte er, daß er hier in wenigen Minuten sein Vermögen verdoppeln und Caillot recht geringschätzig dann die funfzehntausend Francs hinwerfen könne, die nöthig waren, um das Waarenlager desselben an sich zu bringen und nebenbei seine Tochter zu heirathen.

Anfangs stieg auch nicht im Entferntesten der Gedanke, daß er ja auch Alles verlieren könne, in ihm auf. Als er aber in seinem Innern nun erst einmal entschieden hatte, er wolle spielen, da zauderte er doch noch, ehe er sich entschloß, eine so große Summe, als ein Bankbillet von tausend Francs war, auf Ein Mal zu wagen. Tausend Francs! Welch enormer Einsatz! Aber er hatte nur die sieben Bankbillets bei sich, welche eben sein ganzes Vermögen ausmachten, und der gute Jacob, der zum ersten Male in seinem Leben in einem Spielhause war, hatte nicht die entfernteste Ahnung davon, daß man ihm hier sein Bankbillet mit dem größten Vergnügen zu wechseln bereit sei. So nahm er denn zitternd eins dieser Billets, und nachdem er es lange Zeit in seinen Händen hin und her gerollt, als wollten es seine Finger wider seinen Willen zurückhalten, warf er es endlich halb bewußtlos auf den grünen Teppich, ohne zu sehen, wohin es gefallen. Von dem Augenblick an aber, wo er sein Geld so recht abenteuerlich gewagt hatte, schwindelte es ihm vor den Augen.

Er sah Nichts mehr von Allem, was um ihn her war, weder die Spieler, die ihn umgaben, noch den mit seinem Rechen bewaffneten Croupier. Ja in seinem Kopfe gingen die Gedanken so wirr durcheinander, daß er nicht einmal auf die Stimme des Bankhalters hörte, die in monotonem, gefühllosem Geleier Gewinn und Verlust verkündete. Endlich rief ihn die Stimme eines seiner Nachbarn in's volle Bewußtsein zurück.

— Mein Herr, sagte dieser zu ihm, gedenken Sie fortwährend auf Roth zu spielen? Es ist nun schon dreimal herausgekommen; länger darauf zu rechnen, dünkt mir nicht vorsichtig.

— Drei Mal! Was wollen Sie damit sagen? Was ist aus meinem Gelde geworden?

— Hier liegt es; Sie können es an sich nehmen, und ich, an Ihrer Stelle, würde keinen Augenblick anstehen, es zu thun.

— Diese Bankbillets gehören mir?

— Das versteht sich; zählen Sie nach. Sie haben tausend Francs eingesetzt und haben gewonnen, hatten also zweitausend; Sie ließen diese als Einsatz stehen, gewannen von Neuem, hatten also viertausend, und jetzt endlich haben Sie ein drittes Mal gewonnen, haben also achttausend Francs.

— Achttausend Francs! Ich habe achttausend Francs! rief Jacob und stürzte sich auf seinen Gewinn, den er den wechselvollen Launen des Spieles entriß, wie ein Tiger seine Beute an sich reißt. Ich habe achttausend Francs!

Der Ton, mit dem er diese Worte: Ich habe achttausend Francs dreimal nacheinander gesprochen, war erst der des ungläubigen Erstaunens, dann der der trunkenen Freude und endlich der des triumphsichern Siegers gewesen. Während der raschen Bewegung aber, mit der er mit der linken Hand seinen Schatz von dem grünen Teppich aufraffte und mit der rechten nach seiner Brieftasche griff, um ihn dort in Sicherheit zu bringen, war ihm eins der Billets aus der Hand auf den Teppich geglitten, und ehe er es wahrgenommen, hatte der Croupier gesagt: Le jeu est fait, und das Glücksrad war im Rollen begriffen. Die Kugel hielt endlich an und siehe da, das Glück hatte unsern unschuldigen Spieler noch einmal begünstigt, so daß er nun volle achttausend Francs gewonnen und somit die ganzen funfzehntausend Francs beisammen hatte

welche der Vater Caillot verlangte. In einem Nu hatte er das Spielhaus und das Palais Royal verlassen und nachdem er den Weg in seine Behausung mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit zurückgelegt, suchte er den Vater Caillot in seinem Zimmer auf, in das er sonst nur an hohen Feiertagen und am Geburts- und Namenstage des Hausherrn kam. Mit einer Vertraulichkeit, als wäre er schon sein Eidam, trat er im Taumel seines Triumphrausches zu dem Weinhändler ein. Im Augenblick aber, da er auf dessen Frage, was ihn hieher führe, antworten wollte, kehrte seine Vernunft doch so weit zurück, daß er einsah, es könne ihm bei seinem zukünftigen Schwiegervater, dessen solide, schlichtbürgerliche Gesinnung er kannte, schwerlich zur Empfehlung gereichen, wenn derselbe erführe, durch welches waghalsige Mittel er sein Vermögen verdoppelt habe. Er beschloß also, sich mit einer kleinen Nothlüge, die sein Gewissen ihm als erlaubt vorspiegelte, aus der Schlinge zu ziehen.

— Nun, Vater Caillot, sagte er, diesmal, will ich hoffen, werden wir doch wohl einig mit einander werden; ich bringe Euch Euer verlangtes Geld.

Caillot machte die Augen sperrweit auf und sagte:

— Wenn Du funfzehntausend Francs hast, dann gehören mein Waarenlager und meine Tochter Dir; denn im Grunde bist Du mir lieber, als der Durand. . . Aber, wie geht das mit Dir zu? Vor noch nicht zwei Stunden haben Dir noch achttausend Francs gefehlt, und jetzt hast Du sie. Du mußt sie also entlehnt haben, und der Lehner ist nicht besser wie der Borger; ich mag mit dem einen so wenig zu thun haben als mit dem andern.

— Ich kann Euch einen heiligen Eid darauf schwören, daß dies Geld ganz und gar mein Eigenthum ist und daß ich nicht einen kupfernen Heller davon entlehnt habe.

— Dann hast Du mir vor zwei Stunden nicht die Wahrheit gesagt.

— Die Wahrheit? Doch, aber nicht die ganze; ich habe Euch nicht von allen Hilfsmitteln gesagt, die mir zu Gebote standen.

— Höre, sagte Caillot, nachdem er einige Augenblicke lang in tiefem Schweigen nachgesonnen hatte, ich muß Dir im Voraus sagen, daß ich die Mitgift meiner Tochter im Heiraths-Contract auf Dein Waarenlager werde als Hypothek aufnehmen lassen, um sie

gegen alle Zufälligkeiten sicher zu stellen. Wenn also Du etwa Deine Rechnung dahin gemacht hast, nach der Heirath Geld darauf zu entlehnen. . . .

— Ich betheure Euch noch ein Mal, Vater Caillot, unterbrach ihn Jacob, daß ich Nichts entlehnt habe, noch auch in der Zukunft zu entlehnen gedenke. Ich war indeß bei meinem Notar und habe da das letzte Geld geholt, das von meines Oheims Erbschaft noch bei ihm lag.

Die Bankbillets wurden nun dem Weinhändler gezeigt, und nachdem sich dieser hinlänglich von ihrer Echtheit überzeugt und sie Jacob zur Verwahrung bis zu dem Augenblick des Contractschlusses zurückgestellt hatte, gaben sich Herr und Diener wechselseitig die Hand darauf, daß die Heirath und die Uebernahme des Waarenlagers ein abgeschlossenes Geschäft seien. Vater Caillot bekam nun plötzlich eine Anwandlung von Galanterie und ließ seine Tochter kommen, um die jungen Leute, obgleich sie schon seit Jahren unter einem Dache lebten, doch feierlichst als Brautleute einander vorzustellen, worauf er ihnen denn die Erlaubniß gab, eine Stunde lang mit einander spazieren zu gehen. Den jungen Leuten war das höchst angenehm. Denn, obzwar sie einander schon lange kannten, so war es doch ganz natürlich, daß sie nun, da so plötzlich ohne vorherige Bewerbung von der einen und ohne Liebe von beiden Seiten ein Brautpaar aus ihnen geworden, tausend Dinge einander zu sagen hatten. Sie trennten sich nur auf wenige Augenblicke, um sich beide ein wenig mehr herauszuputzen; Margarete zog ihr bestes Kleid, Jacob seinen Sonntagsstaat an, und so gingen denn die neugebackenen Brautleute Arm in Arm mit einander aus. Der natürlichste Spaziergang war, da ihre Wohnung in diesem Viertel von Paris lag, das Palais Royal.

Während sie unter den an Läden aller Art so reichen Galerien des großen Pariser Bazars einhergingen, glaubte Jacob seine Unterhaltung als Bräutigam doch wenigstens mit einiger Galanterie beginnen zu müssen. Er sagte daher zu seiner Braut, er liebe sie im Stillen schon seit langer Zeit, habe es ihr jedoch nicht zu gestehen gewagt, und die Einwilligung ihres Vaters, sie ihm zur Gemahlin zu geben, mache ihn zum glücklichsten aller Sterblichen. Davon war freilich nur die letzte Hälfte wahr, aber die Täuschung der er-

sten Hälfte war eine um so unschuldigere, da auch in Margaretens Herzen kein Anderer herrschte und sie gegen eine Ehe mit Jacob durchaus keine Abneigung empfand. Bald jedoch lenkte der Bräutigam, da es ihm schwer ward, von einer Leidenschaft zu sprechen, die im Grunde seiner Seele nicht vorhanden war, das Gespräch auf Geschäfts-Angelegenheiten. Er wollte Margareten einen Beweis geben, daß sie an ihm einen Mann erheirathen werde, durch dessen Bemühungen ihr Vermögen sich bedeutend vermehren würde, und er äußerte sich daher in der folgenden Art:

— Unter uns gesagt, meine liebe Margaret, versteht der Vater Caillot sein Geschäft nicht mehr so ganz recht; das Alter hat ihn gar zu furchtsam gemacht. Wir wollen unser Haus auf einen andern, auf einen weit höheren Fuß bringen; wir wollen unsre Geschäftsverbindungen bedeutend erweitern und ich gedenke gleich nach unsrer Heirath eine große Reise in's Burgund und nach Bordeaux zu unternehmen.

Margarete hatte auf diese ehrgeizigen Pläne mit vieler Mäßigung und praktischem Verstande erwiedert, sie billige zwar auch seine Ansicht, daß ihr Geschäft erweitert werden könne, sie meine aber, das müsse allmälig geschehen und sie fürchte, Jacob könnte sich von seiner Speculationslust zu weit fortreißen lassen, was doch auch seine Gefahren und zwar noch größere, als der entgegengesetzte Fehler habe. Jacob, in dessen Charakter eine allzugroße Kühnheit eigentlich gar nicht lag, der nur, wie man leicht begreifen kann, an diesem Tage gerade durch seinen doppelten glücklichen Erfolg ein wenig waghalsig geworden war, — Jacob war entzückt, in seiner zukünftigen Lebensgefährtin eine so heilsame Mäßigung gefunden zu haben und drückte derselben in den schmeichelhaftesten Worten aus, wie glücklich er sich schätze, eine so vorzügliche Wahl getroffen und eine Gattin gefunden zu haben, deren Rath einen so segensreichen Einfluß auf den Gang seiner Geschäfte haben werde. Bald jedoch glaubte er, wahrzunehmen, daß die Gedanken des jungen Mädchens ziemlich fern von dem waren, was er ihr sagte, und daß sie in diesem Augenblick etwas ganz Anderes, als eine Ausdehnung ihrer Handelsverbindungen und seine Reise nach Bordeaux im Kopfe hatte. Und so war es auch in der That. Margaretens einziger Fehler war leider, wie es ihr Vater gesagt hatte, daß sie den Putz

allzusehr liebte, und so dachte sie auch in diesem Momente nur an ihre Ausstattung, an die schönen battistenen oder gestickten Taschentücher, an die neuen Kleider und dergleichen, welche sie zu ihrer Hochzeit bekommen, so wie an die Kleinodien, die Jacob ihr nothwendig geben würde. In Folge dieses Gedankengangs blieb sie denn während ihres Spazierganges unter den Galerien plötzlich vor dem Laden der großen Uhrenhandlung Leroi stehen und sagte:

— Herr Jacob, Herr Jacob, sehen Sie einmal, welch allerliebste Uhr!

Dabei zeigte sie auf eine kleine, in der That sehr schöne Damenuhr hin, deren Gehäuse in Email von einem doppelten Kranze feiner Perlen umgeben war. Jacob betrachtete das glänzende Kleinod mit gleichgiltigen Augen, sagte: — Die Uhr ist recht hübsch, Sie haben Recht — und ging weiter, ohne der Sache Aufmerksamkeit zu schenken. Aber einige Schritte weiterhin befand sich der Laden eines Juweliers. Jungfer Margaret blieb wiederum vor dem Schaufenster stehen, betrachtete die Herrlichkeiten, die daselbst prunkten, mit gierigen Augen und indem sie endlich mit dem Finger auf ein sehr schönes Paar diamantner Ohrgehänge hinwies, sagte sie mit flötender Stimme zu ihrem Bräutigam: — Nicht wahr, Herr Jacob, Sie werden doch, wie es Sitte ist, am Tage unsrer Hochzeit mir ein Geschenk machen? Sie wissen aber vielleicht noch nicht, was Sie mir kaufen sollen? Oder haben Sie schon eine Wahl getroffen?

— Nein, Mademoiselle.

— Nun so kaufen Sie mir diese Ohrgehänge. O, ich bitte Sie, kaufen Sie mir dieselben. Sehen Sie, das wird für mich ein Angedenken für das ganze Leben sein. Ich werde sie nie ansehen, noch tragen können, ohne daran zu denken, daß Sie mir gleich die erste Bitte, die ich in meinem Leben an Sie gerichtet, freundlich bewilligt haben.

Jacob, obzwar mit so süßer Stimme und so eindringlichen Worten gebeten, zögerte doch einige Momente; als er aber in Margaretens Augen lesen konnte, wie sehr eine abschlägige Antwort sie verdrießen würde, sagte er:

— Nun so wollen wir uns die Diamanten doch näher betrachten.

So traten sie denn in den Laden ein. Der Juwelier zeigte

ihnen die Ohrgehänge, gab sie dem jungen Mädchen in die Hand, und probirte sie ihr sogar an. Als Margarete sie betrachtet, betastet, das schöne Licht und das klare Wasser derselben bewundert und sich einen Augenblick lang mit ihnen im Spiegel gesehen und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie tadellos seien und sie sich sehr gut damit ausnehmen würde, — da strahlte in ihren Augen eine unwiderstehliche Lust, dieses Kleinod zu besitzen, daß Jacob, der sie ansah, nicht umhin konnte, zu fragen:

— Wie theuer halten Sie diese Ohrgehänge?

— Lieber Herr, erwiederte der Juwelier, die Diamanten werden jetzt sehr verlangt. Die Frauen der Herren Generäle, die in der Nähe des ersten Consuls leben, tragen sehr viel Juwelen, weil der erste Consul sie an den Personen seiner Umgebung sehr gern sieht. Es ist dies ein Geschmack, den er zu unserem großen Vergnügen aus dem Morgenlande, aus Aegypten mitgebracht hat, wo man freilich schöne Edelsteine hat. Sehen Sie, ich habe aber deshalb doch meine Preise nicht erhöht. . . . Und diese Ohrgehänge? Nun ich habe vor wenig Tagen erst einen Käufer, der neunhundert Francs bot, gehen lassen. Sie sollen sie aber für achthundert haben. Doch das ist der äußerste Preis. Ich thue es nur, um Ihre Kundschaft für die Zukunft zu haben.

Bei diesen Worten trat Jacob erschreckt von dem unerwartet hohen Preis einen Schritt rückwärts, während Margarete instinctartig dem Juwelier näher trat, der das Ohrgehänge in seinen Händen hielt.

— Das ist sehr theuer, sagte Jacob.

— Nein, mein Herr, ganz und gar nicht, antwortete der Juwelier, indem er die Diamanten wieder in das Schaufenster hinaus hing.

— Nun, wir wollen uns die Sache überlegen, entgegnete Jacob und indem er Margareten fast wider ihren Willen fortzog, verließen sie den Laden des Juweliers.

So einfach und unerfahren eine Frau auch ist, so lehrt sie doch, wir möchten sagen, ein dem weiblichen Geschlechte angeborener Instinct im Augenblicke, da sie derselben zum ersten Male bedarf, auch die Mittel kennen, durch welche sie einen Mann, der Etwas von ihr erwartet, zur Erfüllung ihrer Wünsche zu bewegen vermag.

Margarete fand dieses Mittel im Stillschweigen; der Spaziergang der beiden Brautleute endete, ohne daß einer von ihnen noch ein Wort weiter gesprochen hätte, nachdem sie den Juwelierladen verlassen. Dieses Stillschweigen war aber für Jacob beredt genug gewesen, und da er am Ende doch Margaretens Einwilligung bedurfte, um sie zu heirathen, so war das Resultat ihres Stillschweigens und seiner Ueberlegungen, daß, als sie in das Haus des Vater Caillot traten, Jacob zu seiner Braut Nichts, als die folgenden Worte sagte:

— Haben Sie keine Sorge, Mademoiselle, Sie werden die Ohrgehänge bekommen.

Jacob fand im Grunde den Einfall Margaretens lächerlich, ja unsinnig. Die Frau eines kleinen Weinhändlers sollte ein Paar Ohrgehänge für 800 Francs tragen! Das konnte sich höchstens eine Bankiersfrau erlauben. Aber was war zu thun? Das Mädchen hatte sich die Sache nun einmal in den Kopf gesetzt und er hatte es versprochen, mußte also Wort halten. Das war freilich eine böse Nothwendigkeit, aber da das Waarenlager nicht ohne die Frau zu haben war, — zunächst weil er das erste nicht allein bezahlen konnte, und dann, weil Vater Caillot durchaus beide auf einmal los sein und an einen Mann bringen wollte, — so blieb denn Nichts übrig, als einerseits den Vater zu befriedigen und der Tochter ihren Willen zu thun, damit ihr Mißfallen nicht den Handel rückgängig mache. Aber woher die 800 Francs für das Ohrgehänge der Tochter nehmen, ohne die 15000, die er dem Schwiegervater geben mußte, anzugreifen? Dieser Gedanke führte ihn denn natürlich auf andere und Jacob gelangte sehr bald zu der Ueberzeugung, daß eine Verheirathung ein gar kostspielig Ding sei. Er sah, es fehle ihm noch Geld, um sich Hochzeitskleider anzuschaffen, um das Brautgeschenk zu kaufen, um die für die bürgerlichen Behörden nöthigen Actenstücke herbeizuschaffen, um die Trauungskosten zu zahlen, um das Hochzeitsmahl zu geben, kurz Geld zu Allem, was vor der Hochzeit nöthig war; Geld endlich auch, um nicht gleich am Morgen nach der Hochzeit ohne einen rothen Heller dazustehen. Er über-

schlug sich den ungefähren Betrag all dieser Dinge im Kopfe und erkannte, daß er wenigstens noch 3000 Francs brauche.

Das aber, dessen Ankauf am allernothwendigsten war und noch heute geschehen mußte, waren die Ohrgehänge. Denn wie hätte er sich am andern Morgen vor dem jungen Mädchen zeigen können, ohne sie ihr zu geben? Das wäre ein Beweis von Gleichgiltigkeit gegen ihre Wünsche gewesen, der für ihn um so nachtheiligere Folgen haben konnte, da ja ein andrer, sicherlich reicherer Nebenbuhler jeden Augenblick bereit war, seine Stelle einzunehmen und Waarenlager nebst Frau an sich zu bringen. Das Mittel, an das Jacob am allernatürlichsten in dieser Verlegenheit dachte, war die Rückkehr in die Nummer 113. Freilich ein gar gefährliches Mittel; denn das Glück ist wechselvoll und unbeständig und Jacob empfand dies um so mehr, je mehr es ihn gerade begünstigt hatte. Aber vielleicht war auch gerade heute sein Glückstag; und warum sollte ihm die launenhafte Göttin ihre Gunst nicht noch ferner zuwenden? Er hatte gewiß die Glücksader, die ihm heute Morgen gelächelt, noch nicht erschöpft! Und dann, er verlangte ja auch nur so wenig; fast so gut, wie Nichts, bloße dreitausend Francs. . . . Man sieht, wie sich der Dämon, der ein Haar seines Hauptes am Morgen erfaßt, schon fast ganz seiner bemächtigt hatte; er hielt 3000 Francs schon für eine unbedeutende Summe, und doch war das weit mehr, als er in mehreren Jahren ehrlicher Arbeit verdienen konnte.

So trat er denn über die Schwelle des Spielhauses, fest entschlossen, wie er meinte, nicht einen Heller mehr als dreitausend Francs zu gewinnen, und nicht einen Augenblick länger zu spielen, als dazu nöthig war; an die Möglichkeit des Verlustes dachte der Verblendete wiederum nicht. Er trat in den Saal und nahm gegenüber dem Croupier Platz, der mit seinem verhängnißvollen Rechen in voller Thätigkeit begriffen war, aber doch Muße fand, dem neuen Ankömmling, den er sofort erkannte, freundlich zuzulächeln. Er erwartete ihn. Denn die Bankhalter der Spielsäle und ihre Gehilfen sind durch die Erfahrung, die sie meist zuerst an sich und dann an zahlreichen Opfern dieser höllischen Leidenschaft gemacht haben, viel zu gut in den Gängen des Menschenherzens bewandert und sind viel zu kundige Psychologen geworden, um je zu erschrecken, wenn irgend ein neuer Spieler das erste Mal das Glück hat, eine bedeutende

Summe zu gewinnen. Im Gegentheil freuen sie sich dessen; denn sie wissen, daß bis auf unendlich seltne Ausnahmen dieser erste Gewinn gleichsam eine Lockspeise für die Gier des Spielenden ist, und sie täuschen sich sehr selten in der Hoffnung die sie hegen, daß dieses Geld in ihre Cassen zurückkehren werde, und zwar nicht allein, sondern allen andern Besitz des Gewinnenden mit sich ziehend. Der unerfahrene Jacob aber betrachtete diesen lächelnden Empfang des Croupiers als ein günstiges Vorzeichen. Er wartete einige Augenblicke, um den Gang des Spieles ein wenig zu beobachten und zu sehen, welche Farbe mehr Gewinnes-Chancen habe. Das Spiel hatte aber gerade jenen unsteten schwankenden Charakter angenommen, da die Farben fast unablässig wechseln und keinerlei Stetigkeit der Combination erlauben. So entschloß sich denn Jacob, wiederum ein Tausendfrancs-Billet auf das Roth zu wagen, das ihm am Morgen so günstig gewesen; aber — er verlor diesmal. Nun war kein Rücktritt möglich, nun mußte er ja wenigstens die Tausend Francs wieder erobern, die ihm zu den 15000 fehlten, welche er an Vater Caillot zahlen sollte. Er warf also zwei Tausend-Francs-Billets auf den grünen Teppich. Dies Mal war ihm das Geschick günstiger; aber er ließ, allzu waghalsig geworden und mit einem Schlage Alles entscheiden wollend, den so verdoppelten Einsatz wieder auf Roth stehen und — verlor von Neuem. Der Croupier warf ihm ein anfeuerndes, ermuthigendes Lächeln zu, dessen es kaum bedurft hätte, da ihn die größere Lücke in seinem Schatze von selbst zum Weiterspielen trieb.

— Meine Glücksader ist erschöpft, sagte er, das Roth ist mir nicht mehr günstig, versuchen wir es mit dem Schwarz.

Aber jetzt war ihm das Schwarz wieder ungünstig und im Nu hatte er alles Geld verloren, das er einige Stunden vorher gewonnen hatte. Es blieben ihm nun nur noch die 7000 Francs, die er am Morgen gehabt, das mäßige Erbtheil, das ihm sein liebevoller Oheim hinterlassen hatte. Einen Augenblick lang gewann sein natürlicher gesunder Menschenverstand das Uebergewicht in ihm und in diesem Moment der Erleuchtung sagte er zu sich selbst:

— Ich will fortgehen, und will denken, daß ich einen schönen Traum geträumt. Ich will mich in die Lage zurückversetzen, in der ich heute Morgen war; ich habe jetzt Nichts mehr, aber doch auch

Nichts weniger. Ich werde dem Vater Caillot sein Wort zurückgeben und Margarete wird den Durand heirathen und eben so glücklich mit ihm sein, als sie mit mir gewesen wäre. . . Kann ich nicht geträumt haben?

Aber dieser vernünftige Gedanke tauchte nur wie ein Blitz in seinem Gehirn auf und verschwand eben so schnell wieder. Bald dachte er, wie hart es sei, so ohne einen zweiten Versuch einem anständigen Etablissement und einem Anfang von Vermögen zu entsagen. Und wie? Sollte er sich den Vorwürfen des alten Weinhändlers und der Verachtung des jungen Mädchens aussetzen? Er konnte ja Alles, was er verloren hatte, wieder gewinnen und das Glück hatte vielleicht nur einen Moment lang mit ihm geschmollt, um ihn im nächsten Augenblicke zu entschädigen. So griff er denn sein Capital an, warf eins der Bankbillets nach dem andern auf den Teppich, und binnen wenigen Minuten war seine Brieftasche leer. . . . .

Es würde mir schwer fallen, fuhr nach einer kurzen Pause der Erzähler fort, Ihnen zu beschreiben, welches Jacobs Gemüthszustand war, als er sich so ohne einen Heller Geld sah. Er hätte den Croupier, dessen Rechen der Rachen gewesen, der stückweise sein Vermögen verschlungen, tödten, die Spieltische umwerfen und sich durch Zerstörung Alles dessen, was ihn umgab, rächen mögen. Aber dergleichen gewaltsame Scenen waren nicht möglich. So ging er verzweiflungsvoll aus dem Spielhause heraus und kam, ohne es gewahr zu werden, in die Galerien des Palais-Royal vor den Laden des Juwelenhändlers, in dem die unglückseligen Ohrgehänge aushingen, welche die unschuldige Veranlassung seines Ruins waren. Der Juwelier stand in der Thüre seines Ladens, erkannte den vorübergehenden Jacob und trat auf ihn zu, indem er sagte:

— Ich hoffe, geehrter Herr, daß ich Sie morgen früh bei mir sehen werde. . . . Sie wissen wohl wegen der Ohrgehänge, die Ihrer lieben Frau so gut gefallen. . . Denn ich muß Ihnen sagen, daß ich wegen derselben mit einer gewissen Dame in Unterhandlung stehe, die . . .

— Geht mir zu allen Teufeln, rief Jacob mit einer vor Zorn zitternden Stimme, Ihr mit sammt meiner Frau, Eurer gewissen Dame und besonders mit Euren unglückseligen Ohrringen, die mich in's Verderben gestürzt haben.

Der Juwelier trat erschreckt in seinen Laden zurück und Jacob schlug den Weg nach den Seine-Brücken ein. Länger als eine Stunde ging er auf der Königsbrücke, oder wie sie damals hieß, auf der Brücke der Nation, auf und ab, hin und her schwankend, ob er sich in's Wasser werfen solle, oder nicht. Sein guter Engel bewahrte ihn davor. Er kehrte nach Hause zurück, verbrachte die Nacht mit philosophischen Reflexionen über die Gefahren des Spiels und über die Folgen weiblicher Eitelkeit, schrieb dann einen Brief an Vater Caillot, worin er ihm sein Wort zurückgab, und verließ vor Tagesanbruch mit einigen wenigen Franken, die er in seinen Alltagskleidern gefunden, Paris mit dem Bündel auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand.

Jacob war im Grunde ein wackrer, durchaus braver Bursch und man konnte überzeugt sein, daß die übeln Folgen der Thorheit, die er im halben Taumel eines ersten, unverhofften Glücks begangen, ihm sein ganzes Leben lang nicht aus dem Gedächtniß kommen und eine hinreichende Schutzwehr gegen jeden Rückfall sein würden. So kehrte er denn zu seiner alten Mutter zurück, gestand ihr seinen Fehltritt offen und vollständig ein und suchte Arbeit. Wenn man zwanzig Jahre alt, nicht auf den Kopf gefallen ist und wirklich Lust zur Thätigkeit besitzt, so fehlen Einem die Gelegenheiten, sein Glück zu machen nicht. Jacob vernachlässigte Nichts. Arbeitsam und reich an gescheuten Einfällen, wie er war, verdiente er jeden Tag ein hübsches Geld und war so binnen einigen Jahren zu einem anständigen Vermögen gekommen, das nicht auf dem grünen Teppich des Spielhauses, noch in entehrenden Speculationen, wie man sie heutzutage nur allzuhäufig sieht, gewonnen worden; er konnte seinen Reichthum und dessen Quellen am freien Licht des Tages zeigen. Die Nothwendigkeit seiner Geschäfte führte ihn nach Paris zurück, und er, der es vorher zu Fuße verlassen, fuhr nun in einer glänzenden eigenen Equipage mit Extrapost in dasselbe ein. Man kann sich leicht denken, daß er das Palais Royal besuchte, aber er spürte nicht die mindeste Lust in sich, die Schwelle der Nummer 113 von Neuem zu übertreten. Was den alten Vater Caillot und seine Tochter betraf, so erkundigte er sich durchaus nicht nach ihnen; das war eine Erinnerung, die er aus seinem Gedächtniß bannen wollte, und was ihm in einer Art um so leichter war, da er Margareten nie geliebt hatte.

Denn, obgleich er den Verlust, den ihm die Eitelkeit dieses Mädchens zugezogen, längst verschmerzt hatte, so konnte er ihr doch im Herzensgrunde nicht vergeben, daß sie die Ursache seines damaligen Unglücks und eines moralischen Falles gewesen, der ihm noch heute weh that, so wie er auch dem alten Caillot seinen hartherzigen Geiz und seine Creditverweigerung, die in gewisser Art die ersten Ursachen jener Ereignisse gewesen, nicht ganz vergessen konnte. Er suchte daher, — und bei seinen zahlreichen Geschäften war ihm das ein Leichtes — diese Gedanken sich ganz aus dem Kopfe zu schlagen.

Eines Tages jedoch ward Jacob wider seinen Willen auf diese Erinnerungen seiner Jugendzeit zurückgebracht. Schon seit längerer Zeit nämlich suchte er in Paris, in dem er sich anfangs nur zeitweilig, seit **1832** aber beständig aufhielt, ein Local, das geeignet wäre, eine Niederlage seiner Weine zu bilden, und wo er zugleich sein Comptoir etabliren wollte, da fortan Paris der Mittelpunkt seiner Handelsunternehmungen sein sollte. Denn, obzwar er dessen nicht mehr bedurfte, so wollte er doch, weil er zu den Menschen gehörte, für welche Arbeit und Thätigkeit ein Bedürfniß sind, seine Geschäfte noch fortsetzen. Lange waren seine Nachsuchungen nach einem Local vergeblich gewesen, da las er eines Morgens in den Intelligenzblättern die Anzeige, das Magazin eines gewissen Durand sei in Folge eines Banquerotts zu vermiethen. Es handelte sich darum, ganz und gar die Stelle des Falliten zu übernehmen und den Gläubigern desselben den Miethzins des Locales zu zahlen, da der frühere Miether denselben auf die ganze Dauer der Pachtzeit schon an den Eigenthümer entrichtet hatte. Der Name Durand fiel Jacob anfangs nicht auf; der Name gehört ja in Frankreich zu den am Allerhäufigsten vorkommenden. Aber was ihm auffiel, war die Localität des Magazins. Er erkannte nach einigem Besinnen an dem Namen der Straße und an der Nummer des Hauses, daß es dasselbe Local sei, in dem er vor dreißig Jahren Küfer bei dem alten Caillot gewesen. Da er die Trefflichkeit der Keller dieses Hauses kannte, so stand er nicht einen Augenblick an, in den Pacht einzutreten und sein Geschäftslocal hier aufzuschlagen. Wie hatten sich die Zeiten geändert, seitdem er diese Orte verlassen! Wie entfernt von seinem damaligen Ausgangspunkte war Jacob's jetzige Lage! Nicht mehr der Küfer eines Weinhändlers dritten oder vierten Ranges war er, sondern selbst

Besitzer mehrerer großen und einträglichen Weinpflanzungen, Mitglied des Provinzial-Raths, wählbarer Wähler. Und dabei zwar nicht mehr jung, aber doch noch kräftig und frisch und zur Arbeit tauglich! Mit solchen Gedanken betrat Jacob sein neues, altes Local, sobald er es nach seinem Willen hatte einrichten lassen. Er war erst wenige Minuten in demselben, da trat eine alte Frau herein, deren Kleider fast auf dem Leibe zerfielen, deren Haare schneeweiß, deren Gesicht mit Runzeln bedeckt war, während ihr Körper von Alter, Armuth und Krankheit gebeugt schien.

— Sie haben ein gutes Geschäft gemacht, sagte sie zu Jacob, als ihr dieser eine Unterhaltung zugestanden hatte, mein Herr, indem Sie den Pacht des unglücklichen Durand übernommen; denn der Miethzins würde Sie heute bei Weitem theurer kommen. Vielleicht wird Sie das bewegen, Etwas für seine arme Wittwe zu thun, welche die unbarmherzigen Gläubiger ihres Mannes an den Bettelstab gebracht haben.

— Herr Durand ist todt?

— Seit einem Monat.

— Und was kann ich für die Wittwe thun? frug Jacob.

— Zunächst ihr Arbeit geben, damit sie wenigstens trocknes Brod verdienen kann, und dann . . . dann . . .

Die alte Frau stockte, fing einen neuen Satz an, brachte ihn aber eben so wenig zu Ende, als den vorigen und befand sich sichtbarlich in großer Verlegenheit. Jacob suchte sie, so gut als möglich zu beruhigen. Endlich zog sie ein kleines Etui aus ihrer Tasche, öffnete es, hielt Jacob ein Paar diamantne Ohrgehänge unter die Augen und sagte:

— Dann werden Sie ein gutes Werk thun, wenn Sie ihr diese Diamanten abkaufen wollen.

Obgleich Jacob seit dreißig Jahren diese Ohrgehänge nicht gesehen hatte, so erkannte er sie doch auf der Stelle. Es waren dieselben, die Margarete Caillot einst so sehnlichst gewünscht und die ihn so theuer zu stehen gekommen waren. Zugleich erkannte er nun auch Margareten selbst, was ihm bisher, da er nicht daran gedacht, und da Alter und Armuth sie sehr entstellt hatten, nicht eingefallen war. Eine directe Frage überzeugte ihn bald, daß er sich nicht täuschte. Er ließ nun die Wittwe Durand Platz nehmen und, neu-

gierig zu wissen, ob sie ihn erkannt, frug er sie, ob sie einen besondern Grund habe, die Ohrgehänge ihm und nicht einem Juwelier anzubieten.

— Ach! Die Juweliere, entgegnete die Wittwe Durand, das sind lauter Spitzbuben. Diese Ohrgehänge haben **800** Francs gekostet, ich habe die Rechnung noch; und nun will mir kein Juwelier mehr als **400** dafür geben.

Da Jacob sah, daß die arme Wittwe Durand, deren Mann in Folge der Julirevolution heruntergekommen war und nach einem ehrlichen Banqueroute vor Kummer gestorben war, ihn nicht erkannt habe, so wollte er sich ihr auch nicht zu erkennen geben. Er kaufte die Diamanten, die, wie sie ihm erzählte, ihr seliger Mann ihr als Brautgeschenk gegeben, und nahm die alte Frau, in der er durch Vermittlung der Ohrgehänge die ihm ehemals bestimmt gewesene Gattin erkannt hatte, in sein Haus, wo sie einen friedlichen Zufluchtsort gefunden, ohne zu wissen, wem sie ihn verdankt. Sie darf daselbst so viel Flaschen zerbrechen, als sie will, und es ist selbst für den Fall für sie gesorgt, daß Jacob früher sterben sollte, als sie.

— Also Ihre eigene Geschichte haben Sie mir erzählt, sagte hier der jüngere Freund des Herrn Lauguier.

— Ja wohl, sagte dieser, indem er an seinen Secretair ging, eine Schublade desselben aufzog und seinem Freunde ein Paar diamantne Ohrgehänge zeigte. — Sehen Sie, ich habe weder Weib noch Kind, die sie tragen können, aber ich behalte sie, weil sie mich stets daran erinnern sollen, daß im Spiel gewonnenes Geld zur Armuth, nicht zum Reichthum führt und daß das einzig dauerhafte Vermögen dasjenige ist, das man sich durch Arbeit und Sparsamkeit erwirbt.

Digitized by Google

Am Hochzeitstage.

Eine dialogische Novelle.

(Nach dem Französischen.)

Personen. Graf Heinrich.
Gräfin Bertha.

(Die Scene spielt in einem Saale eines schönen Schlosses, in der Umgegend von Paris, im Jahre 1826. Die Gräfin Bertha ist zwanzig Jahre alt; sie ist sehr schön, von schlankem Wuchs, eine Blondine; sie sitzt in einem großen Lehnstuhl am äußersten Ende des Saales und man kann aus dem Ausdruck ihrer Gesichtszüge herauslesen, daß ein heftiger Verdruß, vielleicht sogar Zorn, die Gemüthsstimmung ist, in der sie sich augenblicklich befindet. Ihre Tracht ist eine elegante Reisekleidung, auf dem Kopfe hat sie einen Strohhut.

Graf Heinrich ist ein Mann von etwa vierzig Jahren, aber noch schön und in voller Blüthe seiner Manneskraft; sein Gesicht und sein Wuchs tragen den Stempel, der eine einer edlen Gesinnung, der andre einer vornehmen Geburt. Seine Tracht ist ein Reitkleid; er steht seiner Frau gegenüber am andern Ende des Saales, mit dem Rücken an eine Console gelehnt.

Ein tiefes Stillschweigen herrscht in dem Gemach. Plötzlich aber schlägt die Gräfin, dieses stummen Beisammenseins wahrscheinlich müde, ihre Augen, die bisher auf den Boden gesenkt waren, auf, streicht mit der Hand einige der goldfarbenen Haarlocken, die unter ihrem Hut hervorgequollen, aus ihrem schönen Gesicht und wendet sich, indem sie ihre Stimme den möglichsten Ausdruck von Ironie annehmen läßt, mit folgenden Worten an ihren Gemahl:)

Bertha. Nun, Herr Graf, sind Sie nun zufrieden?

Heinrich. Wie sollte ich es nicht sein, wenn meine Blicke auf Ihnen ruhen? Sie sind heute schöner, als je.

Bertha (ohne im Mindesten, wie es scheint, auf die schmeichelhaften Worte ihres Gemahls zu achten.) Seit heute Morgen bin ich Ihre Gemahlin, und bin nun, wie Sie es gewünscht, völlig ungestört, allein mit Ihnen, in einem abgelegenen Schlosse. . .

Heinrich (lächelnd) Abgelegen!.. Vier Stunden von Paris!

Bertha. Die Gegend ist abscheulich und der Weg, der hieher führt, ist der langweiligste, den ich in meinem Leben gefahren bin.

Heinrich. Und doch habe ich, um Ihnen die Reise angenehmer zu machen, Sorge getragen, Sie in Ihrer Carosse allein zu lassen, indem ich mich begnügte, zu Pferde, in einer Entfernung von wenigen Schritten dem Wagen zu folgen und den für mich so unendlich kostbaren Schatz, den er enthielt, zu überwachen. Sie hätten mir für diese Zurückhaltung eigentlich Dank wissen sollen, da ich durch dieselbe in der zwischen uns beiden begonnenen Partie ein Bedeutendes vorausgab. Denn es war vorher zwischen uns beiden ausgemacht worden, daß während der wenigen Stunden, die mir zu opfern Sie sich entschlossen, ich Sie nicht einen Augenblick verlassen würde.

Die Gräfin antwortet nicht unmittelbar; erst nach einer Pause von einigen Minuten stillen, beiderseitigen Sinnens nimmt sie wieder das Wort und sagt:

Bertha. Wissen Sie, daß je mehr ich über Ihr Benehmen nachdenke, Herr Graf, ich desto mehr über die wirklich geckenhafte Keckheit staune, welche Sie zu demselben bewogen zu haben scheint.

Heinrich. Sie täuschen sich. Mein Beweggrund ist weiter Nichts, als die starke Hoffnungsfähigkeit meines Herzens.

Bertha. Zu glauben, daß ein einziger Tag hinreichend ist, um die Liebe einer Frau zu erringen, der man unausstehlich ist und die . . . . .

Heinrich. Und die einen Andern liebt; oder wollten Sie das nicht sagen?

Bertha. Nun ja, wenn es Ihnen denn angenehm sein kann, es noch einmal wiederholen zu hören, so sei es. Ja, ich liebe einen Andern. . . . Ich liebe meinen Cousin und er betet mich an. Wir haben einander ewige Liebe zugeschworen und Nichts auf der Welt wird mich dazu bringen, daß ich meinen Eid je vergesse. . . Ich werde nie einen Andern, als ihn, lieben. . . Wenn ich mir so bedenke, Herr Graf, daß Sie dies Alles gewußt und mich dennoch geheirathet haben! . . . . (mit dem Ausdruck bitterer Verachtung). Wirklich, das kann fast eine Erbärmlichkeit genannt werden.

Heinrich (ganz kaltblütig) Sie täuschen sich ein zweites Mal.

Frau Gräfin. In unsrer gegenseitigen Lage ist es nur eine selbstopfernde Ergebenheit.

Bertha. Wie meinen Sie das? Ich verstehe Sie nicht.

Heinrich. Nun, so verzeihen Sie mir, wenn ich, um Ihnen die Sache möglichst kurz zu erklären, mich etwas dürrer Worte bediene. Sie besitzen: Nichts und ich habe hunderttausend Francs jährlicher Einkünfte.

Bertha. O, Herr Graf, das Geld allein macht nicht glücklich.

Heinrich. Will ich auch nicht behaupten; nur trägt, wie ich glaube, das Geld ganz besonders viel zum Glücklichsein bei.

Bertha. Mein Cousin besitzt Nichts, aber doch würde ich die eine Hälfte meines Lebens darum geben, wenn ich die andre ganz ihm widmen könnte.

Heinrich. So spricht und denkt man nur, so lange man zwanzig Jahre alt ist!

Bertha. Ist es meine Schuld, Herr Graf, daß Sie vierzig Jahre zählen? . . . Geben wir übrigens diese Discussion auf; sie ist unnütz und kann durchaus zu Nichts führen. Wir sind ja doch nicht bestimmt, mit einander zu leben; es ist also nicht eben nöthig, daß wir einander gegenseitig von der Richtigkeit unsrer Ansichten vom Leben zu überzeugen suchen. Wenn ich meine Einwilligung dazu gegeben, Sie zu heirathen . . . .

Heinrich. So geschah es, um sich Ihrem Vater gefällig zu bezeugen, ich weiß das.

Bertha. Jetzt sind Sie es, der sich täuscht, Herr Graf; es geschah nur, um meinem Vater zu gehorchen.

Heinrich. Ich würde, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Frau Gräfin, eher wünschen, man glaube das Erstere, als das Letztere.

Bertha. Und weshalb, wenn man fragen darf?

Heinrich. Weil Aufopferung und Ergebenheit dem Herzen einer Frau weit mehr Ehre machen, als bloßer Gehorsam.

Bertha. Ja doch, mein Herz! Hat sich irgend Jemand um das gekümmert? Hat man es nicht unter tausend Martern zerrissen? Dieses Herz, das Alfred ganz allein besaß, hat man mir nicht anbefohlen, es ihm wieder zu nehmen, um es Ihnen zu geben? . . . Es lag mir daran, daß er, den ich liebe, den ich stets lieben werde,

mich nicht verachte und deshalb mußte er erfahren, daß nur die zwingende Pflicht des Gehorsams mich hat meineidig machen können.

Heinrich (mit nachlässiger Betonung). Glauben Sie, daß Ihr Herr Vetter einen großen Werth auf all diese Dinge legt?

Bertha (lebhaft und eifrig). Er! Gebe Gott, daß er nicht Hand an sein Leben legt!

Heinrich. O, beruhigen Sie sich hierüber; man thut nicht so leichthin einen Schritt, der das Leben kostet, besonders, wenn man wie Herr Alfred Alles besitzt, worin man Trost für einen Verlust suchen kann, nämlich ein schönes Gesicht, fünf englische Rennpferde, eine Loge in der Oper, die auf ein ganzes Jahr gemiethet ist, und obendrein hunderttausend Francs Schulden. Unter solchen Umständen überlegt man es sich zwei Mal, ehe man sich erschießt.

Bertha. Sprechen wir von etwas Anderem, Herr Graf; über diesen Punkt können Sie kein unparteiisches Urtheil haben.

Heinrich. Ich hatte diesen Stoff der Unterhaltung aufgenommen, ganz wie ich es mit jedem andern gethan hätte, um die Zeit zu tödten; ich gehorche Ihnen also und schweige.

Bertha. Wie spät ist es denn?

Heinrich. Es ist halb ein Uhr.

Bertha. Mir ist die Zeit, die ich hier eingeschlossen bin, schon zu einem Jahrhundert geworden. . . Noch fünf tödtlich lange Stunden warten zu müssen. . . . Ich will doch wenigstens hoffen, Herr Graf, daß, wenn diese Zeit verflossen sein wird, Sie mich die Straße nach Paris einschlagen und zu meinem Vater zurückkehren lassen werden.

Heinrich. Sie haben mein Wort in Bezug auf diesen Punkt. Wenn Sie heute Abend noch eben so gesinnt sein sollten, als Sie es heute Morgen waren, so wird Ihnen von der Kette, die uns seit einigen Stunden an einander fesselt, Nichts weiter bleiben, als mein Name, der ehrenvoll genug ist, daß ihn jede Frau tragen kann, und die Hälfte meines Vermögens. Was mich betrifft, so reise ich in diesem Falle nach Amerika zurück, . . . um mich dort für immer niederzulassen.

Der Graf hat die letzten Worte mit hörbar beklemmter Brust und seufzend gesprochen. Es tritt wiederum eine augenblickliche Pause ein, während deren die Gräfin Bertha, nachdem sie ihren Gemahl

aufmerksamer, als bisher, betrachtet, ihre Augen von einem zu dem andern der Gegenstände schweifen läßt, von denen sie umgeben ist. Endlich sagt sie:

Bertha. Wissen Sie, Herr Graf, daß dieser Saal sehr schön ist?

Heinrich. Konnte im Verhältniß zu der Ehre, die ihm vorbehalten war, er je zu schön sein?

Bertha. Haben Sie ihn etwa für mich so einrichten lassen?

Heinrich. Für wen sonst sollte es geschehen sein?

Bertha. Auf einen Tag, — und wie schnell ist der am Ende vorüber! — war dies wirklich unnütz, und . . .

Heinrich (sie unterbrechend). Ich begreife wohl, daß für Sie dieser Tag verfließen wird, ohne vielleicht eine nachhaltige Erinnerung Ihnen zu hinterlassen. Aber für einen Andern wird dieser Tag der einzige Moment des Glückes sein, der ihm seine Vergangenheit in einem schöneren Lichte zu zeigen vermag. Und er, für den dieser Tag der einzige leuchtende und glänzende Stern in einer langen Unglücksnacht sein wird, muß er ihn nicht feiern, als sollte er ewig dauern, damit, wenn das schöne Traumgebild einst verschwunden sein wird, er seinen Gedanken, die stets auf diesem Tage weilen werden, sich in größerer Herrlichkeit zeige!

Bertha. Woher kommen diese Blumen?

Heinrich. Aus einem Treibhause, das sich auf der Terrasse des Schlosses hinzieht und dessen Thüren in Ihre Gemächer gehen, Frau Gräfin.

Bertha (mit einem verächtlichen Lächeln). In meine Gemächer?

Heinrich. O verzeihen Sie . . . Ich wollte sagen in die Gemächer, welche die Ihrigen gewesen wären, . . . wenn . . . Sollte es Ihnen vielleicht angenehm sein, diesen Theil des Schlosses zu besichtigen?

Bertha. Wozu? Ich hoffe, daß ich keinen Fuß mehr in dasselbe setzen werde.

Heinrich. Und doch macht dieses Gut einen Theil Ihres Witthums aus und ich hoffe, . . . daß wenn Sie nicht mehr . . . zu fürchten brauchen, . . . daß Sie mich hier antreffen . . . Sie es nicht unbewohnt lassen werden.

Bertha. Ihr Benehmen ist ein Räthsel, das ich mir nicht

lösen kann. . . Bei so großmüthigen Gesinnungen, wie konnten Sie nur so gegen mich handeln, wie Sie gehandelt haben? Es ist und bleibt mir in Wahrheit unerklärlich.

Heinrich. Und doch ist Nichts leichter zu finden, als die Lösung dieses Räthsels, die nur darin besteht, daß mir sehr viel daran gelegen ist, Sie glücklich zu machen, während mir an meinem Vermögen nur sehr wenig liegt.

Bertha. Aber, Herr Graf, was verstehen Sie denn unter dem Worte Glück? Glauben Sie mich glücklich gemacht zu haben, indem Sie mich zwangen, der einzigen Zukunft zu entsagen, von der ich mir wirklich selige Tage versprechen konnte? Wollen Sie etwa behaupten, mein Glück gemacht zu haben, indem Sie mir auf ewig die Hoffnung raubten, mit dem verbunden zu werden, den ich liebe?

Heinrich. Gerade der aber, den Sie lieben, war nicht geeignet, Sie glücklich zu machen.

Bertha (feurig.) Mein Cousin ist doch ein reizender junger Mann!

Heinrich. In diesem Punkte sind wir gewiß ganz übereinstimmender Meinung; Ihr Cousin ist ein überaus liebenswürdiger junger Mann. Er sitzt sehr schön zu Pferde, trotz dem besten Stallmeister; er trifft beim Pistolenschießen neun Mal unter zehn Schüssen in's Schwarze; er trägt sein Spazierrohr und sein Lorgnon mit unerreichbarer Grazie und tanzt die Mazurka, als wäre er ein geborener Pole.

Bertha. Und wie vortrefflich er zu walzen versteht, davon sprechen Sie gar nicht.

Heinrich. Bitte um Entschuldigung, ich wollte eben auf diesen Punkt kommen. Das Walzen ist unter den Eigenschaften eines guten Gatten von allzugroßem Gewicht, als daß ich es hätte auslassen dürfen.

Bertha. Das ist etwas sehr Abgedroschenes, was man selbst nicht thun kann, geringschätzig zu behandeln.

Heinrich. Da haben Sie Recht und ich bedaure wirklich, daß ich seit einigen Jahren das Walzen aufgegeben.

Bertha. Nun! Machen Sie sich immerhin über das Walzen lustig! Alfred hätte durch seine Geschicklichkeit in diesem Tanz schon beinahe zwei prachtvolle Partien machen können; die hübsche

Herzogin V***, die seit sechs Jahren sich nicht hat wieder verheirathen wollen, und Fräulein von M**, die vierzigtausend Francs jährlicher Einkünfte hat, haben sich beide nach einem Hofball, wo Alfred fleißig tanzte, in ihn verliebt. Und wenn mein Cousin nicht mit so treuergebener leidenschaftlicher Liebe an mir hinge, . . .

Heinrich. Was Sie mir da erzählen, ist in der That ein Beweis, daß die Liebe der beiden Damen sehr stark gewesen sein muß. Denn die Herzogin besitzt das Vermögen ihres Mannes, wie allbekannt ist, nur so lange, als sie sich nicht wieder verheirathet, und Fräulein von M** ihrerseits bekommt die Reichthümer, die ihr Oheim ihr hinterlassen, erst an dem Tage, da sie einen ihrer Anverwandten, den Marquis von M** heirathet.

Bertha. Sie beabsichtigen hiemit wahrscheinlich, in mir den Gedanken zu wecken, mein Cousin habe die Hand dieser Damen nicht so sehr aus Liebe zu mir, als aus Gründen des Eigennutzes ausgeschlagen.

Heinrich. Warum vermuthen Sie, daß ich diesen Gedanken im Hinterhalte gehabt? Ich habe Ihnen nur die Thatsachen erzählen wollen, wie sie sind, und weiter Nichts dabei gedacht.

Bertha. Uebrigens konnten auch solche übelwollende Deutungen meinem Cousin keinen Abbruch thun; denn ich kann dergleichen Angriffen eine unbestreitbare Thatsache entgegenstellen. Ich habe durchaus kein Vermögen und Alfred liebt mich darum nicht weniger.

Heinrich. Er sagte es wenigstens.

Bertha. (Mit dem Ausdrucke beleidigter Würde). Er hat mehr gethan, als es blos gesagt; er hat es bewiesen.

Heinrich. Ich sehe nicht eben allzudeutlich ein, womit er es bewiesen.

Bertha. Wie? Ist es in Ihren Augen Nichts, wenn ein junger Mann eine Dame an alle Orte hin begleitet und ihr überall zu Befehl steht, auf Spaziergängen wie auf Bällen; wenn er stets allein ihr Begleiter sein will, nur mit ihr tanzen, nur mit ihr walzen will? Sind das keine Beweise von Liebe?

Heinrich. Das ist, sobald die Dame gleich Ihnen, eine Schönheit ist, nur Egoismus, weiter Nichts.

Bertha. O gehen Sie nur mit dieser abscheulichen Art, die Handlungen Anderer unter einen falschen Gesichtspunkt zu stellen.

Wahrhaftig, ich fange an, recht aufrichtiges Mitleiden mit Ihnen zu empfinden, denn man muß sehr abgestumpft sein, ein solches Urtheil zu fällen.

Heinrich. Ach nein, dazu bedarf es nur einiger weniger Erfahrung. Wenn Sie mir von Seiten Ihres Cousins irgend eine Handlung anführen könnten, die von wahrer Ergebenheit zeigt, dann wollte ich auch Ihrer Meinung sein. Aber mein Gewissen erlaubt es mir nicht, aus so läppischen Dingen auf eine tiefe und feste Liebe zu schließen und doch sind Sie vollkommen würdig, eine solche einzuflößen.

Bertha. Aber was hätte denn nach Ihrer Meinung mein Cousin thun sollen? Hätte er mich entführen sollen?

Heinrich. Dazu ist er allzusehr ein Kind seiner Zeit und in unserem Jahrhundert entführt man selten Damen, die nicht eine reiche Mitgift haben. Weil Sie denn aber so sehr auf gründliche Ueberzeugung dringen, meine theure Bertha, so wollen Sie mir doch gütigst auf folgenden Grund Etwas erwiedern. Ich weiß auf das Bestimmteste von Ihrem Herrn Vater selbst, daß Ihr Cousin niemals ernsthaft um Ihre Hand bei ihm angehalten hat.

Bertha (mit sichtbarer Verlegenheit). Es ist wahr, . . . daß Alfred . . . weil er ohne Vermögen . . . aus Furcht, mich nicht glücklich machen zu können, . . . wartete . . .

Heinrich. Worauf? Herr Alfred hat, so viel ich wenigstens weiß, keine Erbschaft zu erwarten.

Bertha. Man kann nicht wissen, was geschieht. . . . Der Zufall . . .

Heinrich. Der Zufall! Das ist ein Wort, dessen sich diejenigen sehr gern und mit großem Nutzen bedienen, die Nichts an seine Stelle zu setzen wissen.

Bertha. Nun man muß doch auf Etwas rechnen dürfen!

Heinrich. Aber es gibt doch wohl in der Welt noch Dinge, die weniger trügerisch sind, als der Zufall! Die Arbeit sollte ich meinen . . .

Bertha. Wie? Sollte mein Cousin etwa ein Ackerbauer werden?

Heinrich. Ich gestehe Ihnen gern zu, daß die zarten Hände des Herrn Alfred nicht eben sehr geeignet wären, den Pflug oder die Harke zu handhaben. Aber es gibt, wie mir däucht, doch außer

dem Ackerbau noch tausend andere Gewerbe, die ein anständiger Mann ergreifen kann.

Bertha. Welche, wenn ich bitten darf? Künstler, Schriftsteller, Handlungsdiener? Sollte er, Alfred, der einen so schönen, schlanken Wuchs hat, sich in die geschmacklose, plumpe Arbeitsblouse eines Malers hüllen? Sollte er sich die Augen roth schreiben, um für so und so viel per Bogen die Columnen eines Journals zu füllen? Oder sollte er, schwach und gebrechlich, wie er ist, sich in das Comptoir irgend eines reich gewordenen Krämers vergraben und dort seinen jugendlich frischen, blühenden Geist über todten Ziffern stumpf werden lassen? Nein, Herr Graf, nein, mein Vetter wird sich nie unter ein solches Joch beugen; er ist ein Edelmann.

Heinrich. Und liebt er Sie?

Bertha. Können Sie zweifeln?

Heinrich. Gar sehr. Denn Alles, was Sie, theuerste Gräfin, mir eben in so ungünstigen Farben geschildert haben, das Alles weiß ein hochherziges Gefühl in ein weit schöneres Licht zu stellen. Der Beweggrund unserer Handlungen hat auf dieselben einen solchen Einfluß, daß in einem oder dem andern gegebenen Falle, die Beschaffenheit unserer Handlungen selbst eine ganz andere wird. Arbeiten, um Geld zu verdienen und zwar nur um der Lust halber, das verdiente Geld unberührt aufzuhäufen, oder es auf tadelnswerthe Weise zu vergeuden, — das ist schmachvoll für jeden Menschen, welchem Stande er auch angehöre. Aber arbeiten, um fremdes Elend zu mildern, um unabhängig zu leben oder um den Besitz eines geliebten Wesens zu erwerben, — das adelt die Arbeit und den, der sie gethan, und gehöre er auch den niedersten Volksclassen an, kein redlicher Mann wird ihm seine Hochachtung fortan versagen. Nie aber wird diese Hochachtung dem vornehm geborenen Müßiggänger zu Theil werden, dessen Leben damit verfließt, daß er von einer befreundeten Hand träumt, von der er Hilfe erbitten wird, um sich auch morgen wieder, wie heute, seinem Vergnügen ungestört überlassen zu können.

Bertha (schüchternen Tones). Ja, Herr Graf, wie Sie die Sache darstellen, erscheint die Arbeit in einem andern Lichte. . . . Aber . . . man gewöhnt sich doch nicht so über Nacht, von heute zu morgen, an die Arbeit und mein Cousin könnte, bei seinem Al-

ter und ohne sich sehr unglücklich zu fühlen, nicht so leicht eine andere Lebensweise annehmen.

Heinrich. Wenn er Sie wahrhaft liebte, doch. Die wahre Liebe hat schon größere Wunder erzeugt. . . . Ich könnte, wenn Sie mir gnädigst einige Augenblicke Gehör schenken wollten, Ihnen eine Geschichte erzählen. . . .

Bertha. Erzählen Sie, Herr Graf, erzählen Sie. (Sie sieht nach der Uhr hin.)

Heinrich. O, wir haben noch volle Zeit, Frau Gräfin. Darf ich fragen, auf wann Sie die Pferde verlangt haben?

Bertha. Um die sechste Stunde.

Heinrich. Nun ich werde mich so einrichten, daß ich vor dem verhängnißvollen Augenblick fertig bin. Uebrigens sind Sie viel zu gutherzig, als daß Sie mir nicht ein Gnaden-Viertelstündlein zugestehen sollten.

Bertha (lächelnd). Warum nicht? Eine Viertelstunde ist so schnell vorbei.

Heinrich. Je danach, mit wem man sie verbringt und welchen Werth man darauf legt. Doch ich fange an. — Der Graf nimmt einen Sessel, setzt sich der Gräfin etwas näher, als bisher, und beginnt folgende Erzählung:

Einige Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution konnte man in der Umgegend von Mortagne in der Normandie ein kleines gutsherrliches Schloß sehen, dessen äußere Erscheinung aber von allen Schlössern der umherwohnenden Adligen abstach. Denn während die Wohnsitze aller dieser Grafen oder Barone durch ihr echt mittelalterliches Aussehen, durch Gräben, Zugbrücken, Thürme und Verließe noch an die Zeiten der Bürgerkriege erinnerten, welche einst die Normandie zerfleischt, — hätte dieses kleine Schloß, das Puisay hieß, mit seinen frischen, weißen Wänden und seinem neuen Ziegeldache leicht für ein schlichtes bürgerliches Landhaus gelten können, hätte nicht das Taubenhaus, das sich am äußersten Ende der Wohnung erhob, dargethan, daß der Inhaber dieser Wohnung lehnsherrliche Rechte habe und übe; denn Tauben zu halten war damals ein Vorrecht des Adelstandes. Auf einer fruchtbaren Hochebene gelegen, hatte Schloß Puisay keinen andern Garten, als die natürlichen Wiesen, die es umgaben, und auf denen, ohne alle Nachhilfe

menschlicher Kunst, Jahr aus Jahr ein dichter, grüner Rasen wuchs, der von Veilchen, Himmelsschlüsseln und allen andern Wiesenblumen wie in Gold und Stahl emaillirt erschien.

Dieser schöne Teppich führte einen sanften Abhang hinab in ein reizendes Wäldchen, das von einem ewig frischen Bach durchflossen wurde. Die klaren Wellen dieses Wassers schlängelten sich etwa eine halbe Viertelstunde weit müßig, wie ein junges Kind, im Schatten von Pappeln und Eschen dahin, die seine Ufer umkränzten; dann aber ward das Wasser zum thätigen Mann und trieb das Rad einer Mühle, deren eintöniges, gleichmäßiges Geklapper den Reiz dieses kleinen landschaftlichen Gemäldes noch erhöhte. Diese Mühle war fast das ganze Vermögen ihres Besitzers. Der Marquis von T**, — Sie werden mir erlauben, seinen Namen zu verschweigen, — war zu der Zeit, da meine kleine Erzählung beginnt, kein junger Mann mehr. Angeekelt von dem Leben am Hofe, wo er nur zahllosen Undankbaren begegnet war, hatte er in seinem vierzigsten Jahre einen hochgestellten Posten verlassen und sich, zum Erstaunen der gedankenlosen Menge, fern vom Hofe und den großen Städten, in Puisay, das er seine Karthause nannte, eingeschlossen. Hier verbrachte er unter Büchern und Pinseln, still und sanft sein Leben, indem er an dem großen, ewig schönen Schauspiel, das die Natur dem für sie offenen Auge bietet, sich ergötzte und durch die Erinnerung an das Gute, das er gethan, da er die Macht dazu gehabt, sein Gemüth erheiterte. Unverdorbene, schlichte Herzen und ein ruhiges Gewissen haben von der Einsamkeit nie eine üble Folge zu gewärtigen; nur die Bösen bedürfen des übertäubenden Weltlärms. So fühlte sich auch unser Marquis in seiner Zurückgezogenheit vollkommen glücklich und bedauerte nur zuweilen das Eine, daß er in der geräuschvollen und flüchtigen Welt, in der er bisher gelebt, nicht eine Frau gefunden, der er das Glück seines Lebens anzuvertrauen gewagt hätte, eine Frau, die er hätte lieben können und deren Gegenliebe ihm ein Trost und eine Freude gewesen wäre in den Tagen, von denen es heißt, daß sie kommen werden, obzwar man sie nicht gerne sieht, in den Tagen des hilflosen Alters. Ihm graute zuweilen, wenn er daran dachte, was er in seiner Einsamkeit ohne ein liebendes, geliebtes, hilfreiches Wesen anfangen werde, wenn mit den Jahren die unvermeidliche Körperschwäche eintreten, wenn er nicht mehr dem

Vergnügen der Jagd sich ergeben dürfen würde, wenn das abnehmende Licht der Augen ihm seine süßesten Beschäftigungen, seine geliebten Bücher und seinen theuern Pinsel rauben oder verbieten würde. Aber die gütige Vorsehung, die ihren Auserkorenen zuweilen schon hienieden Belohnungen ihrer Tugend geben will, sandte den Marquis . . .

Bertha (unterbricht ihn lachend). Eine schöne, junge Frau, die sich in seine vierzig Jahre verliebte?

Heinrich. Nein, das wäre ein Glück gewesen, wie man es nur im Paradies finden kann, und ich habe nur von einer Belohnung gesprochen, wie sie diese niedere Erdenwelt bieten kann. So war daher das Geschenk der Vorsehung nicht eine Frau, sondern nur ein Kind.

Bertha. Wie? Ein Kind ohne eine Frau?

Heinrich. Ja wohl ein Kind, eine unglückliche Waise und zwar auf folgende Art. Ein armer, weil zweitgeborener Sohn einer großen Familie, der Graf von V**, war ein Spielgefährte, Jugendfreund und Waffenbruder des Marquis von T** gewesen. Der Graf, der seine Gemahlin, die er während des amerikanischen Krieges kennen gelernt und in Amerika selbst geheirathet hatte, schon vor zehn Jahren durch die Geburt des einzigen Sohnes, den sie ihm gab, verloren hatte, starb im Jahre 1789 in Folge der Wunden, die er in der traurigen Nacht vom 5. October im Schlosse von Versailles erhalten hatte. In seiner letzten Stunde frug sich der Sterbende, wer, nun Gott den Vater zu sich gerufen, auf Erden Vater des armen Kindes sein solle, das bald allein und verwaist dastehen werde in den Wirren einer Zeit, deren stürmischen Charakter der Sterbende ahnte, und Gott gab dem trostlosen Vater den glücklichen Gedanken ein, seinen Sohn dem Marquis von T** zu hinterlassen. Als dieser Kunde von dem Vermächtniß seines dahingeschiedenen Freundes erhielt, dankte er dem Himmel, der ihm eine Seele für seine Liebe sandte; ein Wesen, das er zum Guten heranbilden könne; ein Herz, in dessen Dankbarkeit er dereinst die Belohnung seiner großmüthigen Handlung finden würde. So ward er denn ein zweiter Vater für den jungen Heinrich.

Bertha. Heinrich!

Heinrich. Verzeihen Sie, Frau Gräfin, ich habe diesen Na-

men genannt, wie jeden andern, der mir im Augenblicke eingefallen wäre. Wenn er das Interesse, das ich Ihnen für den Helden meiner Geschichte einzuflößen wünsche, vermindern sollte, so bin ich gern bereit, ihn zu ändern. Wir wollen ihn alsdann . . . wenn es Ihnen recht ist . . . Alfred nennen.

Bertha. Mein Gott, Herr Graf, der Name thut ja Nichts zur Sache . . . es ist mir ganz gleichgiltig, wie Sie Ihren Helden nennen.

Heinrich. Nun dann wollen wir ihn Heinrich heißen lassen.

Bertha (ganz leise). Sei es darum, also Herr Graf Heinrich.

Heinrich. Mein Held also war zehn Jahre alt, als er unter das gastliche Dach von Puisay trat. Da sein Vater die ganze Zeit, seit seiner Geburt, theils in Amerika im Kriege, theils in Garnisonen fern von Paris verbracht hatte, so war der arme Knabe den fremden, gleichgiltigen Händen einer Erziehungsanstalt anvertraut gewesen und hatte niemals die unaussprechliche Süßigkeit gekannt, der Gegenstand einer freundlichen Zuneigung zu sein. Als ihm nun jetzt in Puisay eine eben so zärtliche, als vernünftige Liebe und Sorgfalt zu Theil ward, als sein Wohlthäter ihm zwar ernste Belehrung, aber auch väterliche Liebkosungen reichlich gab, da ward Heinrich's Herz allmälig von einem Gefühl der Liebe für den Marquis erfüllt, die fast einer göttlichen Anbetung glich, und er schwor bei sich selbst, er wolle fortan sein ganzes Leben dem Glück desjenigen widmen, der zuerst sein Gemüth für die edlen Gefühle von Freundschaft und Dankbarkeit erschlossen hatte. Des Knaben Erziehung war bisher vernachläßigt, sein Geist nur wenig angebaut worden. Unter den geschickten Händen und der liebevoll sorgsamen Leitung des Marquis aber entwickelten sich die Anlagen, mit denen die Natur den Knaben begabt hatte, rasch. Das Landleben, das so viele Muße für ruhiges Studiren bietet, bildete in dem jungen Grafen V** frühzeitig einen scharf urtheilenden, zerlegenden Geist aus. Diese Lebensweise hielt zugleich auch den Jüngling von jenen eitlen, nichtigen Vergnügungen der großen Welt fern, Vergnügungen, die das Herz in seiner Tiefe eigentlich gar nicht berühren, und die daher, wenn sie verrauscht sind, in den Gemüthern Nichts zurücklassen, was ihnen später, wenn das Unglück hereinbricht, zur Stütze dienen könnte; denn das Glück, das diese Vergnügungen bieten, ist ja nur

die Befriedigung einer eitlen Glanzsucht und eines kindischen Durstes nach dem Beifall aller Welt. Doch, wo gerathe ich hin! Zudem muß ich Sie wohl auch um Verzeihung bitten, gnädige Frau; denn diese Welt, über die ich mir abzuurtheilen erlaube, ist ja die, in der Sie leben und . . .

Bertha. Ich habe Ihnen, Herr Graf, so däucht es mir wenigstens, so theilnehmend zugehört, daß Sie mir dieses Epigramm wohl hätten ersparen können.

Heinrich. Sie haben vollkommen Recht; ich war sträflich undankbar gegen Sie. Doch ich nehme den Faden meiner Erzählung wieder auf.

So flossen vier Jahre dahin. Das Leben Heinrich's war friedlich und glücklich; die Gegenwart flößte ihm keine Unruhe, die Zukunft keine Sorgen ein. Er kannte und zeigte keinen andern Ehrgeiz, als den, die Woche über seinen theuren Lehrer und Wohlthäter hinlänglich zufrieden gestellt zu haben, damit ihm Sonntags die Erlaubniß zu Theil werden möchte, eine kleine Kahnfahrt bis zu der so poetisch gelegenen Mühle zu machen. Die Vergnügungen und Lustbarkeiten unsres Helden waren einfach, und seine Lebensweise ruhig, wie seine Seele. Aber während in Puisay der Marquis und sein Zögling einer den andern glücklich machten und still dahin lebten, vom Himmel Nichts weiter verlangend, als daß er diesem Glücke eine lange Dauer verleihen möge, während dieser Zeit hatte die französische Revolution, deren begeisterter Anhänger der Marquis anfangs gewesen, durch die Schuld aller Parteien jene traurige Wendung genommen, welche den unglücklichen, aber schuldigen König auf das Blutgerüst geführt und Frankreich unter die blutige Herrschaft der Schreckensmänner gezwungen hatte. So lange das Volk sich selbst überlassen geblieben, hatte der Marquis, der mit seinen Untergebenen im besten Einverständniß lebte, von den Verheerungen und Verwüstungen, welche die Adelsschlösser der Umgegend betrafen, Nichts zu leiden gehabt. Aber die Schreckensherrschaft des Convents hatte die traurige Folge, daß in dem Volke alle guten Instincte und Anlagen unbarmherzig erstickt und vernichtet, alle bösen dagegen hervorgerufen und befördert wurden. So mußte denn endlich auch der Marquis, wollte er nicht, daß sein Haupt gleich so vielen andern als Opfer der Tyrannei falle, sich zu einem Schritt entschließen,

den er bisher stets an Andern mißbilligt hatte, nämlich zum Emigriren. Bald mußten der Marquis und sein Pflegesohn dem theuren, kleinen Schloß mit seiner blumenbedeckten Wiese, dem schattigen Wäldchen mit seinem frischen Bach den Rücken kehren und ein schmerzliches Lebewohl zurufen! O wie unzählig viele Male wandten die beiden Flüchtlinge, als sie sich von dieser, ihrem Herzen so theuren Einsiedelei entfernten, sehnsüchtig das Haupt zurück, um diese Orte, in denen ihnen so süße Jahre dahingeflossen, noch Ein Mal zu betrachten und ihr Bild noch tiefer in die Seele zu prägen! O wie viel Thränen der Sehnsucht und des bittern, ersten Schmerzes vergoß Heinrich, als sein vom Weinen getrübtes Auge die weißen Kamine und die Windfahnen nicht mehr zu unterscheiden vermochte, die ihm bei seinen kleinen Ausflügen in die Umgegend als Leitstern gedient hatten, um sicher seinen Rückweg anzutreten! Wahrhaftig, mir ist's, als wäre ich noch dort!.. Wir stiegen gerade den Hügel hinab... Die Sonne ging hinter dem Wäldchen hinunter... und ich...

Bertha, (unterbricht ihn.) Wie, Herr Graf, Sie?

Heinrich. O wie unbesonnen bin ich doch.... Verzeihen Sie, Frau Gräfin, diese Geschichte ist mir so oft erzählt worden, daß ich mich wirklich fast mit ihrem Helden identificirt habe.... Doch wo war ich geblieben?

Bertha. Am Abhange des Hügels.

Heinrich. Ach ja! Endlich also, Frau Gräfin, nach dem schmerzlichsten Abschied von dieser Friedensstätte, die sie fürchteten, nie mehr wieder zu erblicken, erreichten unsre beiden Pilgrime, glücklicher Weise ohne alle böse Begegnung, einen kleinen Seehafen der Bretagne, wo, wie sie vorher erfahren hatten, sie die Mittel zu geheimer Ueberfahrt nach England finden konnten. Unglücklicher Weise war dies nur ein Schmuggelschiff, d. h. das Schiff eines Mannes, der selbst sein Leben wagte, der also, um das Leben eines Andern zu retten, enorme Forderungen machte. Die französischen Adeligen, deren Kopf daheim das Schaffot bedrohte, gingen fast stets auf diese Forderungen ein, obgleich die nächste Folge derselben gewöhnlich war, daß, wenn sie auf dem fremden Boden landeten, sie zwar das Leben gerettet hatten, aber meist fast aller Hilfsmittel entblößt waren, so daß es ihnen in der Verbannung oft schien, als wäre

der Tod in der Heimath diesem elenden Vegetiren in der Fremde vorzuziehen gewesen.

Auf demselben Fahrzeuge, das den Marquis von T** und seinen Pflegesohn, Heinrich Graf von B**, nach England hinüberführte, befand sich auch ein junges Mädchen von einer seltenen Schönheit. Während der ganzen Ueberfahrt, welche durch die Ungunst der Winde eben so gefährlich als langwierig gemacht wurde, hörte die junge Dame fast nicht einen Augenblick zu weinen auf. Die Verzweiflung der armen Unbekannten erregte jedoch nur in geringem Maße die Aufmerksamkeit der übrigen Reisenden, da die meisten von ihnen an ihrem eignen Kummer schwer genug zu tragen hatten und eine Last von Sorgen entweder über die düstere Zukunft, die in der Fremde ihrer wartete, oder über das Loos theurer und befreundeter Personen, welche Frankreich und seinen blutigen Tyrannen noch nicht hatten entfliehen können, auf den Seelen der meisten Passagiere ruhte. Nur der Marquis, dessen hochherzige Gesinnung ihn stets zur Theilnahme an den Leiden Andrer bewog, legte sein Mitleid mit diesem einsam stehenden Kinde, welche ihr gewaltiger Schmerz gegen alle Gefahren dieser Seereise unempfindlich zu machen schien, auf freundliche Weise an den Tag. In zarten, liebevollen, väterlichen Worten suchte er sie zu trösten und sein sanftes, ehrwürdiges Benehmen gewann auch bald auf die arme Betrübte so vielen Einfluß, daß sie das Geheimniß ihrer Thränen dem Marquis enthüllte und ihm ihre jammervolle Geschichte erzählte. Sie war ein Fräulein von B** und ihre Familie, eine der vornehmsten Frankreichs, hatte in Nantes gewohnt. Unter ihren Augen waren fast alle ihre Verwandten dahingemordet worden und es war fast ein Wunder zu nennen, daß es ihr mit Hilfe eines alten treuen Dieners ihrer Familie gelungen war, ihr Leben den Mördern zu entziehen und aus der allgemeinen Plünderung ihres Vermögens eine kleine Geldsumme zu retten. Mit dieser versehen, hatte sie sodann, voll Schrecken und Entsetzen im Gemüthe, den Schauplatz so vieler Verbrechen verlassen und hatte sich glücklich geschätzt, als sie zu Fuß jenen kleinen Seehafen der Bretagne, aus dem wir abgesegelt waren, erreicht und den Capitain des Schmuggelschiffes durch Thränen und Bitten bewogen hatte, sie für die geringe Geldsumme, die all ihr Eigenthum ausmachte, mit nach England hinüberzunehmen.

Diese schreckliche Erzählung, deren Eindruck durch die gänzliche Verlassenheit, in der sich Fräulein von B** befand, noch schneidender ward, regte die gefühlvolle Seele des Marquis bis in ihre tiefsten Tiefen auf. Was sollte nun auf fremdem Boden aus diesem jungen Mädchen werden, die von Niemandem Rath noch Unterstützung zu erwarten hatte? Würde sie auch nur im Stande sein, in der Arbeit ihrer Hände die Mittel zu finden, um ihr Dasein zu fristen, sie, die bisher ein so glänzendes Leben geführt hatte? Ihre Schönheit, die die Huldigungen des Reichthums zu verlangen schien, würde sie nicht für die Unglückliche die Quelle noch größerer Leiden, als der Tod selbst sein? Das waren Fragen, die der Marquis im Stillen an sich zu richten nicht unterließ. Und doch konnte er, der noch nicht sein funfzigstes Jahr erreicht und noch jene Körperfrische besaß, welche bei reinen Sitten, vorwurfsfreiem Gewissen und mäßigem Leben jene Jahre wirklich zu den besten des Mannes macht, — er, den kein verwandtschaftliches Band an Fräulein von B** knüpfte, konnte, so sehr ihn auch sein Herz dazu trieb, der armen Waise keine Hilfe bieten, wollte er sie nicht um ihr kostbarstes Gut, um ihren guten Ruf bringen. Nur, wenn er ihr seine Hand reichte, konnte er sie vor allem Unglück bewahren. Mit diesem Entschluß landete der Marquis und als er nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in England zu der Ueberzeugung gelangt war, daß die geistige und moralische Vortrefflichkeit dieser jungen Dame nicht minder selten sei, als ihre körperlichen Reize, bewarb er sich um ihre Hand und erhielt dieselbe. So hatte denn der junge Graf Heinrich sehr bald nicht blos einen zärtlichen Vater mehr, sondern in der jetzigen Marquise T** hatte er eine liebevolle ältere Schwester gefunden, die mit ihm zugleich sich bemühte, das Leben ihres beiderseitigen Wohlthäters zu verschönern.

Aber das neidische Geschick, eifersüchtig auf so viel Glück, zerstörte die Freuden dieser liebenden Familie nur zu bald! Im dritten Jahre ihrer Ehe starb die Marquise, indem sie einer Tochter, einem engelschönen Kinde, das Leben gab, so daß von dieser Verbindung, die eine lange Reihe glücklicher Tage zu versprechen geschienen, Nichts übrig blieb, als ein schwaches Kind, eine zarte Blume, die der Himmel herniedergesandt, um den Verbannten wenigstens eine Freude zu lassen.

— Was soll ich Ihnen von diesem Kinde sagen? Zärtlich liebenden Gemüthes, aber leichtfertig, gutherzig und doch neckisch, war sie schon seit ihrem dritten Jahre das allerverführerischste Geschöpf, das man sich denken konnte, und es war unmöglich sie zu erblicken, ohne sie leidenschaftlich zu lieben. Der Marquis hatte sich noch über den Verlust seiner Gattin nicht trösten können, denn er, der so lange Jahre hindurch den Wunsch, eine Lebensgefährtin seiner Wahl zu haben, unerfüllt gesehen, mußte nun die kurze Gunst des launenhaften Schicksals um so schmerzlicher beweinen, da er ein Alter erreicht hatte, das ihn ferneren Hoffnungen der Art entsagen hieß. Daher kam es, daß er, obzwar seine Tochter zärtlich liebend, dennoch die Gegenwart des Kindes, das die unschuldige Ursache seines Verlustes war und dessen Anblick ihn an sein entflohenes Glück nur allzuschmerzhaft erinnerte, lange Zeit nicht zu ertragen vermochte. Eine Folge dieses Schmerzgefühls ihres Vaters war, daß die Kleine fast ausschließlich in die Arme des einzigen Freundes flüchtete, der ihr geblieben war. Heinrich, der, wenn sie sich ihm näherte, ihr freundlich und liebreich zulächelte, der sie einwiegte, indem er ihr alte französische Volkslieder vorsang, Heinrich, der ihre kindlichen Spiele und Vergnügungen theilte, war ihr Liebling. Die Vermögenslage unsrer ausgewanderten Freunde war nicht eben die glücklichste zu nennen. Der Marquis, der schon vor der Revolution nicht gerade Reichthümer besessen, war jetzt, da die hübsche Mühle von Puisay, der einträglichste Theil seiner Besitzthümer, für einen Andern, als ihn, sich drehte, fast arm zu nennen. Man mußte also nach den Gesetzen der strengsten Oekonomie leben und das kleine Haus, das die Familie in der Umgegend von London inne hatte, war auf den allerbescheidensten Fuß eingerichtet, so daß außer einer einzigen, bejahrten englischen Dienerin keine fremde Person sich im Hause befand und der junge Graf Heinrich somit die einzige Person war, deren Obhut und Sorgfalt die kleine... anvertraut war. Wie wollen wir unsre Heldin denn nennen?

Bertha (nicht ohne einige Verlegenheit). Wie sie heißt, Herr Graf.

Heinrich. Sie haben mir erlaubt, meinem Helden den Namen Heinrich zu geben. Geben Sie mir Ihren Namen für meine Heldin.... Das wird dieser kleinen Geschichte Glück bringen.... Erlauben Sie es, Frau Gräfin?

Bertha. Warum nicht? Wenn Ihnen dieser Name besser gefällt, als ein andrer.

Heinrich. Sie wissen, daß er mir lieber ist, als alle andern. . . Doch ich nehme meine Erzählung wieder auf.

Wie ich also schon gesagt habe, Heinrich war der Erzieher und Lehrer der jungen Bertha geworden. Sobald des Morgens die alte Dienstmagd das kleine Mädchen aus dem Bette genommen hatte, übernahm ihr treuer Gefährte selbst die kleine Sorge für ihr schönes blondgelocktes Haar und für ihren stets saubern und niedlichen Anzug; dann ließ er sie ihre kleinen, zarten, weißen Händchen falten und lehrte sie beten für ihren betrübten Vater, für das Seelenheil ihrer so früh dahingeschiedenen Mutter und für die Reue der Bösewichter, welche die Quelle all ihrer Uebel waren. Er unterrichtete sie dann in der Sprache ihrer Väter, in der Geschichte ihres Vaterlandes. Alsdann führte er sie in Feld und Wald spazieren und nannte ihr die Namen und Eigenschaften der Blumen, die sie am liebsten hatte und die sie stets reichlich pflückte.... Diese Zeit war die glücklichste im Leben unsres jungen Helden.... Das Kind, das ihn seitdem vergessen, liebte ihn damals mit einer ausschließlichen Zärtlichkeit....

Bertha (in langen Pausen und häufig stockend). Aber.... Herr Graf.... die Zeit.... die Jahre.... die Entfernung.... können manche Erinnerung verwischen.... Und doch bedarf es oft nur eines Wortes, damit sie neu auflebe.... Und alsdann ist.... die Freundschaft...

Heinrich. Ja wohl, die Freundschaft! Unstreitig ist die Freundschaft ein schönes und edles Gefühl; unglücklicher Weise aber kann es seiner Natur nach sich auf mehrere Personen ausdehnen und den Grafen mußte diese Vergangenheit anspruchsvoller in dieser Beziehung auf die Zukunft machen.... Doch greifen wir dem Gang der Ereignisse nicht vor... Es kam ein Tag im Leben unsres Helden, wo er einsah, oder vielmehr ein Vorgefühl davon hatte, daß diese Freundschaft, von der Sie so eben sprachen, für seine Ruhe nicht immer hinreichen und daß aus der Liebe des Bruders zur Schwester eine andere Liebe erwachsen würde, von deren Erwiederung sein ganzes ferneres Schicksal abhängen müsse. Aber Heinrich war ein Verbannter, war ohne alles eigne Vermögen und lebte nur von den Wohlthaten des Mar-

quis und von dem Ertrage einiger Lectionen, die er gab. Welches Glück konnte er also einer Frau bieten, um sie zu bewegen, ihr Lebensloos mit dem seinigen zu verbinden? Und doch, obgleich er dies Alles bedachte, wiederholte sich Heinrich stets, daß er der Gatte seiner schönen Schülerin werden wolle.

Bertha (unterbricht ihn lächelnd). Mein Gott, wie alt war sie denn damals?

Heinrich. Im sechsten Jahre.

Bertha. Ist es wohl denkbar, daß so lange Zeit voraus....

Heinrich. Mit einem hohen Grade von Einbildungskraft und einer starken Hoffnungs-Fähigkeit, wie sie gewissen Gemüthern nun einmal eigen ist, und wie mein Held sie besaß, überspringt man die Entfernungen der Zeit und des Raumes schnell. So beschloß denn auch Graf Heinrich, sobald dieses Vorhaben in seinem Gemüthe Wurzel gefaßt, Alles ins Werk zu setzen, um seinen Plan glücklich zu Ende zu führen.

Geleitet von einer Liebe, die er zwar eigentlich noch nicht empfand, deren zukünftiges Kommen er aber ahnte, und erhitzt durch das Streben, seinem Wohlthäter seine Dankbarkeit auf thatsächliche Weise darzuthun, sagte sich der Graf, daß er, um dereinst die Tochter seines Pflegevaters glücklich machen zu können, vor Allem sich ein Vermögen erwerben müsse. Frankreich, obzwar durch die Regierung des Consuls und den Frieden von Amiens beruhigter, bot ihm dennoch keine Aussichten; er entschloß sich daher, nach Amerika abzureisen. Als der Marquis, obgleich er nun selbst Vater war, doch von diesen Plänen seines immer noch zärtlich geliebten Adoptivsohnes Kunde erhielt, glaubte er mit weisen und schweren Beweggründen der Vernunft sich denselben entgegensetzen zu müssen. Er suchte ihm das Thörichte seiner Hoffnungen und die Unwahrscheinlichkeit der Dauer einer Leidenschaft darzuthun, deren Gegenstand ein Kind wäre. Aber Nichts vermochte den Abenteuer suchenden Sinn unsres jungen Helden zu entmuthigen. Er blieb unbewegt von den Vernunftgründen und von den dringenden Bitten seines Pflegevaters, und stark durch seine Hoffnungen und seinen Muth, voll Vertrauen auf das Gelingen seiner Pläne, reiste Heinrich, nachdem er den Segen seines Wohlthäters erhalten und seine schöne Bertha an sein Herz gedrückt hatte, nach Amerika ab.

Er war mit dem Marquis darüber übereingekommen, daß, bis der Erfolg die Bemühungen unsres jungen Helden gekrönt haben und ihm eine freudige Rückkehr nach Frankreich möglich machen würde, Bertha von all diesen Vorgängen Nichts erfahren solle. Der junge Graf wollte sich nicht den mindesten Einfluß auf die freie Wahl des jungen Mädchens erlauben, und wenn der Marquis, ehe Heinrich zurückgekehrt wäre, Gelegenheit finden sollte, ihr durch eine passende Verheirathung ein wünschenswerthes Loos zu bereiten, so sollte ihn keine Rücksicht auf den entfernten Heinrich zurückhalten; nur sollte diesem zeitig genug von der Sache Kunde gegeben werden, damit er, wenn es ihm möglich sei, zurückkehren könne, ehe die Heirath abgeschlossen wäre.

Sie sehen, Frau Gräfin, wie nachtheilig sich die Dinge für unsern Helden gestalten konnten und wie wenig er sogar von den Vortheilen seiner jetzigen Lage Gebrauch gemacht hatte. Aber die Vorsehung schien ihn dafür entschädigen zu wollen; schon da er eben erst sich auf den Weg gemacht und während sein Herz noch unter dem Schmerz des Abschiedes blutete, schien die gütige Hand der Gottheit einigen Balsam auf die Bitterkeit seiner Wunden streuen und ihm den Weg, den er betreten, vorbahnen zu wollen. Am Bord des Schiffes, auf dem sich Heinrich als Passagier nach Neu-Orleans hatte aufnehmen lassen, befand sich ein amerikanischer Kaufmann, der ebenfalls dahin zurückkehrte. Etwas auffahrend und derb, aber freimüthig und von einer bewunderungswürdigen Herzensgüte, hatte der Amerikaner gleich vom ersten Moment an, da er unsern jungen, nun doppelt verbannten Grafen Heinrich erblickte, sich mit einer unerklärlichen Sympathie zu ihm hingezogen gefühlt. Damals freilich hatte unser Held noch nicht die rauhen Stürme der Witterung, noch mehrjährige, anhaltende Arbeit zu ertragen gehabt; er sah damals wohl aus, sein schlanker, schmaler Wuchs hatte jene Frische, jenen Glanz, den die Jugend allein gibt und nimmt und sein Haar, das heute freilich schon hie und da einige weiße Streifen zählen mag, glänzte damals noch im schönsten Schwarz.

Das Ganze dieser äußeren Erscheinung, die damals Nichts weniger als zurückstoßend war, verführte also unseren guten Amerikaner und nach einigen Tagen gemeinschaftlicher Seefahrt waren beide schon vertraut genug mit einander geworden, so daß der Graf Hein-

rich, der seinen Familien-Namen nicht in das Schiffsbuch hatte eintragen lassen, denselben seinem neuen Freunde nannte, indem er ihm seine bisherige Lebensgeschichte, seine Pläne und seine Hoffnungen mittheilte. Hatten schon diese jugendliche, frische Unternehmungsgluth und dieses gläubige Vertrauen auf die Zukunft dem jungen Mann die Achtung des Kaufmannes gewonnen, — so ward ihm ein noch größeres Glück zu Theil, als er ihm seinen Namen nannte. Die Belohnung dieses Vertrauens war nämlich die Entdeckung, daß der fremde Kaufmann ein Oheim seiner verstorbenen Mutter sei und so fand Heinrich, als er kaum eine Woche von seinem ersten Adoptiv-Vater entfernt war, einen zweiten wieder. Denn der Großoheim Heinrich's benahm sich gegen ihn fortan wie ein Vater. Als sie, nach einer glücklichen und gefahrlosen Seereise in Neu-Orleans angelangt waren, nahm der Kaufmann den Grafen in sein eignes Haus, bemühte sich dem armen Neuling die Trockenheit seiner neuen Laufbahn möglichst zu verdecken und lehrte ihn offen und frei alle Hilfsmittel kennen, welche der Handel darbietet, wenn man Kenntniß des Faches und der Verhältnisse mit strenger Ehrlichkeit verbindet. Der Amerikaner hatte keine Kinder und seine übrigen, ihm eben so nahe als Heinrich stehenden Verwandten waren alle wohlhabend und reich. Als er daher nach einigen Monaten erkannt hatte, daß Heinrich mit einem unermüdlichen Eifer an seine Arbeit ging, nahm er ihn mit als Compagnon seines Handelshauses auf und gab ihm einen nicht unbedeutenden Theil seines Gewinnstes ab.

Ich will Ihnen, Frau Gräfin, hier nicht ausführlich erzählen, welche verschiedenen Phasen das Leben des Grafen Heinrich, während er in Neu-Orleans war, durchlief; ich will Ihnen Nichts sagen von der unendlichen Freude, die er empfand, wenn er sein Vermögen durch seine Bemühungen langsam, aber sicher und ehrenhaft anwachsen sah; ich will Ihnen schweigen von den nur allzuhäufig wiederkehrenden Augenblicken der Entmuthigung, in denen sein Herz sich niedergedrückt fühlte, wenn er an die Zeit und die Entfernung dachte, die ihn von dem Gegenstande und Endziele all seiner Wünsche trennten. Ich will Ihnen von all diesem nicht sprechen, denn das könnte nur für denjenigen Interesse haben, der für unsern Helden eine persönliche Theilnahme empfände.

Bertha (mit liebreicherem Tone). Aber, Herr Graf, ... haben

Sie denn... hat denn Heinrich, will ich sagen, keine Nachrichten aus England von seinen Freunden erhalten?

Heinrich. Doch! Was hätte auch sonst seinen Muth aufrecht gehalten, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein wohlthätiger, erfrischender Himmelsthau in Gestalt von Briefen daniedergestiegen wäre, um seinen durch Nachtwachen und anstrengende Arbeit ermüdeten Geist zu erquicken und seiner durch die Entfernung, die ihr Flug zu besiegen suchte, geschwächten Einbildungskraft neue Schwungkraft zu verleihen! Jedes Schiff, das von England kam, brachte Heinrich Briefe vom Marquis mit. Aus diesen Briefen aber ersah er zunächst, daß Bertha die Entfernung ihres Freundes erst bitterlich beweint,... daß sie sodann, und was in ihrem Alter auch sehr natürlich war, sich bald getröstet, bis sie endlich nach Verlauf einiger Jahre, in denen aus dem Kind allmälig eine mit andern Dingen beschäftigte Jungfrau wurde, selbst den Namen des armen Verbannten vergessen hatte.

Bertha (eifrig). Vergessen! O nein, Herr Graf, das war gewiß nicht der Fall.

Heinrich. Doch wohl, die Frauen haben so wenig Gedächtniß.... Aber da bin ich nun wieder vom Faden meiner Erzählung abgekommen, die doch, ich muß es fürchten, nur schon allzulange für Sie gedauert hat, erlauben Sie mir also, dieselbe wieder aufzunehmen und endlich zu vollenden.

Nachdem, wie ich Ihnen erzählt, lange Jahre hindurch eine ununterbrochene Correspondenz zwischen Heinrich und dem Marquis stattgefunden hatte, blieben plötzlich alle Nachrichten von Seiten des Letzteren aus. Der Graf wußte, daß in Folge der politischen Vorgänge des Jahres **1814** seine Freunde seit einiger Zeit nach Frankreich zurückgekehrt waren und dieses unerklärliche Stillschweigen ihrerseits erfüllte seine Seele mit den düstersten, trübsten Gedanken. Um dieselbe Zeit starb der alte, amerikanische Kaufmann, sein Großoheim und setzte ihn unerwartet zum einzigen Erben seines Vermögens ein. Nun fand sich Heinrich plötzlich am Ziele seiner Bestrebungen; sein Vermögen war für den Zweck, den er sich vorgesetzt, groß genug, und so beschloß er, unfähig, die Qual seiner Besorgnisse länger zu ertragen, und von keinerlei Banden mehr in Amerika zurückgehalten, dieses Land, das für ihn wahrhaft ein gelobtes Land gewesen, zu

verlassen und nach Frankreich, dem Lande der Verheißung für seine unerloschene Liebe, zu reisen. Jedoch nahm er sich vor, falls das Schicksal seine Hoffnungen nicht erfüllen sollte, nach Amerika zurückzukehren und dort sein Leben zu beschließen. Als nach mehr als zwanzigjähriger Entfernung der Graf Frankreichs Boden zum ersten Male wieder betrat, fühlte er außer dem Glück und der Freude, die jeder Verbannte empfindet, der den heimathlichen Boden berührt, auch noch die Wonne, sich dem Gegenstande seiner heißen Liebe nun endlich wieder nahe zu wissen. Sie können sich leicht denken, mit welchem Eifer er sich anschickte, den Aufenthalt des Marquis und seiner Tochter zu erforschen. (Der Graf spricht die letzten Worte mit verhaltener Stimme und hört dann plötzlich ganz auf.)

Bertha (mit dem Ausdruck reger Theilnahme) Nun, und wie weiter, Herr Graf?

Heinrich (traurigen Tones) Er fand sie, gnädige Frau; der Marquis öffnete ihm seine Arme und sein Herz; seine Freundschaft war unverändert dieselbe geblieben. Aber Bertha, die schöne kleine Bertha, die nun eine schöne, hohe Jungfrau geworden war, erkannte ihn nicht; sie suchte in ihrem Gedächtniß lange Zeit vergebens nach einem Namen für diesen Unbekannten; endlich erinnerte sie sich zwar des Namens, das war aber auch Alles. Nicht Ein Wort, nicht Eine Bewegung gab jene unbefangene Zärtlichkeit kund, die sie ehemals für den Grafen empfunden hatte.

Bertha. Aber konnte man sich darüber wundern? Sollte nach so langen Jahren? . .

Heinrich. Sie haben vollkommen Recht, Frau Gräfin; es wäre eine Thorheit gewesen, ein Mehreres zu hoffen. Aber für denjenigen, dem jeder Tag, jede Stunde seines Lebens das Bild dieses angebeteten Kindes vorgeführt hatte, für ihn, der im Geiste sie hatte zur Jungfrau heranwachsen und mit allen Reizen, die sie nun wirklich besaß, sich hatte verschönern sehen, für Heinrich war dieses gänzliche Vergessensein ein entsetzlicher Schlag. Aber der arme Graf sollte bald gewahr werden, daß das Schicksal ihm noch einen härtern Schlag aufbewahrt habe: Fräulein von T*** liebte einen Andern!

Obgleich in dem Herzen des Grafen, als er in Bertha das vollendete Ideal weiblicher Schönheit angetroffen, an die Stelle jener

mehr väterlichen Zärtlichkeit, die er bisher für das junge Mädchen empfunden, eine leidenschaftliche und, je später sie kam, desto heftigere Liebe getreten war, so hatte er doch in demselben Augenblick, da er den Zustand von Bertha's Herzen erfuhr, einen unabänderlichen Entschluß gefaßt. Vermögen, Träume einer schönen Zukunft, Hoffnungen lachender Tage, — Alles sollte Bertha's Glück aufgeopfert werden. Sie wissen es wohl auch, Frau Gräfin, und es ist ein alter Erfahrungssatz, das menschliche Herz wird oft durch das, was es einem andern Herzen gibt, mehr an dasselbe gefesselt, als durch das, was es von diesem empfängt. So war für den Grafen dieses junge Mädchen, deren Kindheit seiner liebevollen Sorgfalt anvertraut gewesen, der Gegenstand einer fast idealen Anbetung geblieben. Er war mit sich selbst einig darüber geworden, daß ihn Nichts von dieser heiligen Mission, die er übernommen, ablenken dürfe, und daß er, sollte es ihn auch die Ruhe seines Lebens kosten, seine Aufgabe bis an's Ende erfüllen wolle. Aber um so mehr lag es ihm ob, sich zu überzeugen, daß er für diesen hohen Preis wenigstens Bertha's Glück sicher stelle. . . Da er wußte, daß der junge Mann, dem Fräulein von T*** ihre Liebe geschenkt, gleich ihr selbst ohne Vermögen sei, so wollte er, indem er Bertha die Hälfte des seinigen zusicherte, diese Ungerechtigkeit des Schicksals gut machen; nur . . .

Bertha (den Grafen mit gerührter Stimme unterbrechend) O, Herr Graf!

Heinrich. Gebührte denn nicht dem jungen Mädchen mit vollem Recht die Hälfte des Vermögens und zwar die größere? Würde ohne sie, ohne die stete liebevolle Erinnerung an sie, Heinrich diese Schätze sich erworben haben, die zudem ja ganz für sie bestimmt waren? —

Die Gräfin antwortet Nichts, sondern bleibt mit gesenkten Augen und tief sinnend; der Graf betrachtet ängstlich den Ausdruck ihrer Gesichtszüge; endlich nach einer Pause von mehreren Minuten sagt mit halbleiser Stimme

Bertha: Wollen Sie Ihre Geschichte nicht völlig auserzählen, Herr Graf?

Heinrich (seinen Sessel dem seiner Gemahlin näher rückend) Ich weiß wirklich nicht, ob ich fortfahren soll. . . Ich fürchte, Ihre

Geschmacksrichtung, Ihre Neigungen, Ihre Gedanken allzusehr zu verletzen.

Bertha. Es können sehr leicht Umstände eintreten, welche dem Gedankengang und dem Geschmack eine andere Richtung geben.

Heinrich (sich noch näher an Bertha heransetzend) Und dann, wie Sie wahrscheinlich auch wohl sagen wollten, betrifft ja diese Geschichte nur dritte, uns fernstehende, gleichgiltige Personen; wir können also nur auf die Thatsachen Werth legen und Sie werden mir hoffentlich nicht zürnen, wenn ich dieselben so erzähle, wie sie sich zugetragen haben. . . Oder irre ich mich in dieser Hoffnung, Frau Gräfin?

Bertha (sehr leise) Durchaus nicht.

Heinrich. Wie ich Ihnen so eben erzählt habe, der Graf wollte, ehe er all seinen theuren Hoffnungen für sich selbst entsagte, wenigstens die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er sie nur dem wahren Glück seiner Adoptivschwester opfere. Der Marquis hatte ihm vollkommen Wort gehalten; er hatte seiner Tochter Heinrich's Pläne und ihren glücklichen Ausgang ganz und gar verschwiegen und Bertha sah in dem neuen Ankömmling nur einen Freund ihres Vaters, dessen Rückkehr keinerlei Einfluß auf die Neigungen ihres Herzens und das Geschick ihres Lebens haben konnte. Gehüllt in diesen Schleier der Gleichgiltigkeit konnte der Graf die innersten Gefühle des jungen Mädchens erforschen und in das Privatleben desjenigen, dem sie ihr Herz überlassen, einen tieferen eindringenderen Blick werfen. Der Marquis von T***, ein hochbejahrter, alterskranker Greis hatte, mit einem vielleicht etwas allzuwenig scharfsichtigen Vertrauen, dem von Bertha vorgezogenen jungen Manne erlaubt, häufige Besuche im Hause abzustatten. Zudem war dieser junge Mann ein entfernter Verwandter und der Marquis hatte daher anfänglich in seinem häufigen Kommen durchaus nichts Auffallendes erblickt.

Die Freundschaft des Grafen riß den Marquis aus seiner Verblendung, indem er ihn auf die Gefahren aufmerksam machte, die für seine Tochter aus einer Neigung erwachsen konnten, welche von Seiten des jungen Mannes noch durch keinen ernstlichen Schritt gerechtfertigt worden war. In Folge dessen bat der Marquis den Grafen Heinrich, er möge es übernehmen, den Charakter und die Neigungen des jungen Mannes, den er nur oberflächlich kannte, zu erforschen.

Diese Prüfung, Frau Gräfin, hatte einen traurigen Ausgang. Nach den sorgfältigsten, gewissenhaftesten Erkundigungen, nach den fleißigsten und genauesten Nachforschungen gewann Graf Heinrich die feste Ueberzeugung, der junge Verwandte des Fräulein von T*** könne sie nur unglücklich machen. Der Müßiggang, an den derselbe sich bisher gewöhnt, seine Neigung zur Verschwendung, seine lockeren Sitten, und vor Allem die Mühe, die der junge Mann sich gab, diejenige öffentlich zu compromittiren, die er doch weder heirathen konnte noch wollte . . .

Bertha (unterbricht ihn mit Eifer). Er konnte nicht, das sehe ich wohl ein, aber sein Wille . . ?.

Heinrich. Der Graf versicherte auf seine Ehre, daß gegen ihn selbst und ohne im Mindesten daran zu denken, daß derjenige, der ihm zuhöre, ein großes Gewicht auf seine Worte legen könne, sich Herr . . . Mein Gott, Frau Gräfin, wie sollen wir nun diese neue Person nennen?

Bertha (zaudernd). Hatte sie denn keinen Namen in der Geschichte?

Heinrich Es ist höchst wahrscheinlich, daß sie einen Namen hatte; er ist mir aber entfallen. Nun es kommt ja übrigens nicht darauf an; wir wollen ihn ganz einfach Herr X. nennen. . . Eines Tages also plauderte dieser Herr X. mit dem Grafen Heinrich; dieser machte ihm ein Compliment über die glänzende Eroberung, die er an Fräulein T*** gemacht. Herr X. antwortete ihm mit einer wirklich seltenen Naivetät, daß, da das Fräulein nicht reich sei, er nie daran gedacht habe, sie zu heirathen, sondern sich ihrer nur wie einer Leiter bedient habe, um durch sie zu einem höheren Ziele zu gelangen, da, fügte er hinzu, Nichts einem jungen Manne in der Gesellschaft eine solche Bedeutsamkeit verleihe, als die Liebe einer Dame, deren Schönheit sie zu einem Gegenstande der Auszeichnung Aller macht.

Bertha. Und das ist wahr? Das ist vollkommen wahr, Herr Graf?

Heinrich (mit würdevollem Ernst). Der Graf versicherte es auf seine Ehre, habe ich Ihnen erzählt.

Bertha (verbirgt sich das Gesicht mit beiden Händen und seufzt mit erstickter Stimme) O, mein Gott!

Heinrich. Sie erzittern, Sie schaudern bei diesem Gedanken, nicht wahr, Frau Gräfin? Ihre unschuldreine Seele und Ihr keusches Herz weigern sich, an solche Berechnungen zu glauben und doch sind sie in unsern gesellschaftlichen Zuständen nichts Seltenes; ich kann Ihnen zwanzig Beispiele namhaft machen.

Bertha. O, dieses Eine ist mir mehr, als zu viel.

Heinrich. Sie begreifen leicht, Frau Gräfin, daß es für den Grafen Heinrich nur Eines solchen Geständnisses aus dem Munde des Herrn X. bedurfte, um ihm die Erkenntniß des traurigen Looses aufzudringen, das der Gemahlin eines Mannes von so verderbten Grundsätzen vorbehalten wäre. So entsagte denn Heinrich dem Gedanken an ein Opfer, das fortan nicht blos ein unnützes, sondern fast ein verbrecherisches gewesen wäre, und da er Bertha dem gefährlichen Einflusse des Gefühles, das sie für einen ihrer Unwürdigen empfand, entreißen wollte, so bewarb er sich beim Marquis um ihre Hand. Der Graf bewies ihm, das beste Mittel, ihr ein Vermögen zu verschaffen, bestände darin, daß er ihr das seinige gäbe, und dieses könne sie nur annehmen, wenn es das ihres Gatten wäre. Auf die fernern Einwendungen des Grafen, daß Bertha einen Andern als ihn liebe, antwortete der Letztere mit der Versicherung, er werde sich ihre Liebe zu gewinnen wissen. Endlich mit jener unerschütterlichen Ausdauer, welche den Grundzug seines Charakters ausmacht, drang er so lange und so oft in den Marquis, daß er diesen endlich bewog, mit seiner Tochter von der Sache zu sprechen. Wie Sie leicht denken können, Frau Gräfin, erwiederte Bertha erst mit hartnäckigen Weigerungen, dann mit Klagen aller Art über die Tyrannei, die man ihr aufzwingen wolle. Es war eines Ungeheuers würdig, sagte das junge Mädchen, sie wider ihren Willen und mit der Kenntniß der zärtlichen Neigung, die sie für einen Andern empfand, heirathen zu wollen. . . . Indessen, da Fräulein von T*** ihren Vater sehr liebte, und da sie sah, daß ihre abschlägigen Antworten und ihr Widerstand ihn sehr betrübten, gab sie endlich seinen Bitten, . . . (mit gesenkter Stimme) oder vielmehr seinen Befehlen nach! Es war als eine der Bedingungen der Heirath ausgemacht worden, daß, wenn es an dem ersten Tage ihrer Ehe dem Grafen Heinrich nicht gelingen würde, den Widerwillen seiner Gemahlin zu überwinden, er ihr vollkommene Willens-

freiheit in allen ihren Handlungen lassen und an demselben Tage sich aus Frankreich entfernen sollte.

Bertha. Es dünkt mir, Herr Graf, daß, wenn man das junge Mädchen im Voraus über den Charakter dessen, den sie liebte, aufgeklärt hätte, . . .

Heinrich. Verzeihen Sie, Frau Gräfin; wenn man dies gethan hätte, so würde sie geglaubt haben, Heinrich habe, getrieben von der Begierde, ihre Hand zu besitzen, die Thatsachen, die seinen Nebenbuhler in ein so ungünstiges Licht stellten, wenn auch nicht ganz erfunden, doch wenigstens übertrieben. Bertha würde alsdann sich an die Ehre und das Zartgefühl ihres Verwandten gewendet haben, Alles würde an den Tag gekommen sein, und Herr X., der dann erfahren haben würde, daß Graf Heinrich die Hälfte seines Vermögens dem Fräulein von T*** bestimmt habe, würde . . .

Bertha (ihn unterbrechend). Würde sich wahrscheinlich entschlossen haben, sie zu heirathen, nicht wahr, das wollten Sie sagen?

Heinrich. Ja, wenigstens war dies sehr wahrscheinlich. So kam es denn, daß die Heirath des Grafen mit Fräulein Bertha festgesetzt wurde. Ihnen zu erzählen, in welcher Stimmung des Geistes und des Herzens Graf Heinrich den Monat, der unerläßlich zur Erfüllung der gesetzlichen Förmlichkeiten erfordert wurde, verbracht habe, ist unmöglich! . . . Jeden Tag mehr in seine schöne Braut verliebt, wuchs mit seiner Liebe auch seine Unruhe und Besorgniß. Der Morgen sah ihn voll froher Hoffnung im Hause seines zukünftigen Schwiegervaters ankommen; der Abend sah ihn traurig und kummervoll sich entfernen; denn Bertha bezeugte ihm nur Kälte und Gleichgiltigkeit. Ihre leisesten Bewegungen, ihre mindesten Worte belauschend und erspähend, suchte der Graf vergeblich einen jener süßen Blicke wieder zu finden, die in ihrer Kindheit das junge Mädchen so oft auf ihrem Freunde hatte ruhen lassen. . . . Aber er sah jetzt in ihren schönen Augen nur Zorn, die Vergangenheit hatte nicht die geringste Spur weder in ihrem Gedächtniß noch in ihrem Herzen hinterlassen, — und Heinrich frug sich oft, ob es ihm wohl je gelingen würde, die Flamme der Zärtlichkeit in demselben wieder anzufachen. . . . Doch verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich mich in solche Details einlasse, die für Sie kein Interesse haben können.

Zudem naht der verhängnißvolle Augenblick, wo ich geendet haben muß.

Bertha. Fahren Sie ruhig fort, Herr Graf, beeilen Sie sich nicht; es gibt Worte, welche dem Herzen gleichsam eine neue, bisher unbekannte Bahn öffnen, die zu durchlaufen es nicht sobald müde wird.

Heinrich. Meine Geschichte naht ihrem Ende. . . . Der Tag, der bestimmt war, dem Grafen die Pforten des Himmels oder der Hölle zu erschließen, war endlich herangekommen; aber die Hochzeit war eben so traurig, als es die Verlobung gewesen. Die neue Gattin, stolz und schön, ging zum Altar, wie ein Schlachtopfer, das sich zum Tode geschmückt hat; nicht ein Wort, nicht ein Lächeln für Denjenigen, dem sie vor Gott zuschwören sollte, daß sie ihm ihre Zukunft widme, wie er ihr, — freilich ohne daß sie es wußte, — seine Vergangenheit gewidmet hatte. Die beiden Gatten sollten, — so war es ausgemacht — diesen Tag der Prüfung auf einem Landgute verbringen, das der Graf in einiger Entfernung von Paris besaß. O, wenn Sie wissen könnten, Frau Gräfin, mit welcher Sorgfalt er daran gearbeitet hatte, diesen Ort mit Allem zu verzieren und zu schmücken, was der jungen Gräfin gefallen konnte! Mit wie viel Liebe war in diesem, nur für sie gekauften Schlosse, Alles nach ihrem Geschmack und ihren Gewohnheiten angeordnet und eingerichtet worden! Heinrich hatte gewollt, es solle Bertha an diesem Orte Nichts zu vermissen haben. . . . (mit gesenkter Stimme) Nichts wenigstens von Allem, was ihr zu geben in seiner Macht stand. Die seltensten Blumen blühten und prangten in den Treibhäusern und Gärten, Schwärme fremder, buntfarbiger Vögel füllten unermeßliche Volièren; denn der Graf hatte die Lieblingsneigungen des jungen Mädchens aus der Zeit, da sie noch seine gelehrige Schülerin war, nicht vergessen. Der Park, in dem frische, schattige Alleen und Bosquets zum Spaziergang einluden, war von einem lieblichen Bach durchflossen; ein Musiksaal, ein elegantes Maleratelier, voll Instrumenten und Gemälden, erwarteten in ihrer geschmackvollen und anziehenden Ausstattung ein lobendes, beifälliges Wort ihrer schönen Herrin... Aber hier, wie unter dem Dache ihrer väterlichen Wohnung wie vor dem Altare Gottes, schien Bertha durchaus nicht im Mindesten von dieser Liebe gerührt zu sein, die an ihrer Wiege

ihren Ursprung genommen und die sie bis an das Grab hatte begleiten wollen. —

Der Graf hält einen Augenblick inne und betrachtet seine Gemahlin, deren Augen voll Thränen stehen; sodann setzt er sich möglichst dicht an sie heran und fährt mit weicher Stimme, aber seine Rührung möglichst bezwingend, folgendermaßen fort:

— Ein Tag allein mit einer Frau verbracht, die uns liebt, das ist ein Glück, um das die Engel selbst einen Sterblichen beneiden können. Aber ein Tag in ungestörter Einsamkeit mit einer Frau verbracht, die unsre Liebe verachtet, die glaubt, sie habe ein Recht, uns das Unglück ihres ganzen Lebens vorzuwerfen, die man aber dazu bringen will, uns, wenn auch nicht zu lieben, doch wenigstens nicht zu hassen, — das ist eine Aufgabe, die entsetzlich ist und die vielleicht nur wenig Männer noch übernommen, noch wenigere gelöst haben. . . . Der Graf fühlte auch, wie gefährlich seine Lage sei; denn es stand hier mehr als sein Leben, es stand sein Glück auf dem Spiele. . . . Anfangs bestand die Unterhaltung der beiden neuen Gatten in abgebrochenen Redensarten, in kurzen Sätzen, in denen die Gräfin stromweise alle Bitterkeit, von der ihr Herz erfüllt war, ergoß. . . . Dann kamen lange Augenblicke des Stillschweigens, die nur von Seufzern unterbrochen wurden, welche auf der einen Seite verhaltenen Groll, auf der andern Verzweiflung der Brust entlockte. . . . Die Stunden flossen langsam für die schöne Bertha dahin und da die Langeweile all dem andern Unrecht, das die Gräfin auf Rechnung ihres Mannes schrieb, noch zu Hilfe kam, so begriff dieser, er sei verloren, wenn er nicht durch irgend ein Mittel diesen neuen fürchterlichsten aller Feinde bekämpfe.

Eine arme Sultanin rettete sich durch eine Geschichte das Leben; glücklicher Weise erinnerte sich der Graf in seiner Verzweiflung hieran und er glaubte, sich vor den Gefahren eines Tages voll Langeweile durch dasselbe Mittel retten zu können. Voll Aufregung, zitternd, fürchtend, seine Erzählung würde nicht mit Aufmerksamkeit angehört werden, ängstlich darüber wachend, nie ein Wort zu viel oder zu wenig zu sagen, fing Heinrich stockend und zögernd an, eines jener kleinen Dramen zu erzählen, wo nicht geistreiche Complicationen und sprachlicher Reichthum glänzen, sondern wo nur

das Herz spricht und sich ganz nach seinen Eingebungen gehen läßt. Als er seine schöne Gesellschafterin, die anfangs gleichgiltig blieb, nach und nach aufmerksamer seinen Worten lauschen sah, als er sah, wie ihr Busen heftiger zu pochen, ihre Augen sich mit Thränen zu netzen anfingen, faßte Heinrich frischen Muth; er malte ihr in feurigen Zügen die Liebe seines Helden, diese Liebe, der er sein ganzes Leben gewidmet, auf die er seine ganze Hoffnung gesetzt, diese Liebe, treuergeben gleich der eines Sclaven, unterwürfig gleich der eines Kindes, diese Liebe, die nur ein Wort erwartete. . . .

In diesem Augenblick schlägt die Uhr die sechste Stunde; ein Lakai tritt ein und sagt:

— Der Wagen der gnädigen Frau ist angespannt.

Bertha. Laßt abspannen; wir bleiben einen Monat hier. (Sie reicht ihrem Gemahl die Hand).

Heinrich (die Hand seiner Frau küssend und vor ihr hinknieend). O, Du bist ein Engel! Ich hatte es wohl errathen!

Der Inquisitor.

Novelle aus der Geschichte Lüttichs.

Häufiger noch, als viele andere große Städte des Mittelalters, war die Stadt Lüttich ein blutiger Schauplatz von wiederkehrenden Parteikämpfen. Die Bürger, reich durch Gewerbsfleiß, trotzig durch die großen Privilegien ihrer Communalfreiheit, kräftig durch jenen Freiheitssinn, der zu allen Zeiten ein Eigenthum der Niederländer war, standen oft in lebhaftem Kampfe gegen ihren Bischof, der als geistlicher Fürst zugleich die weltliche Herrschaft über sie ausübte. Obgleich das kleine, aber reiche Bisthum Lüttich zu dem deutschen Reich gehörte, so stand es doch durch seine Sprache Frankreich viel näher und die französischen Könige haben oft die Freiheitslust seiner Bürger benutzt, um es mit den deutschen Oberherrn in Conflict zu bringen. Die Bischöfe, durch diesen öfteren Kampf gereizt, ließen sich oft zu Gewaltthaten und blutigen Maßregeln verleiten, die dann dem Volke ein höheres, wahrhaft heiliges Recht gaben, sich gegen die Tyrannei zu erheben, durch welche man unklugerweise es zu unterdrücken hoffte. Eine solche Episode schildern die nachfolgenden Capitel, die, wie überspannt und auf die Spitze getrieben manche der darin vorkommenden Personen dem Leser auch erscheinen möge, größtentheils auf Wahrheit beruhen und den Lütticher Chroniken in ihrer Erzählung treu gefolgt sind.

I.

Die Glocke zu St. Lambertus hatte eben Mitternacht geschlagen; ein eiskalter, schneidend scharfer Wind sauste durch die öden

fortführten. Sobald sie in dem dichten Gehölz sich befanden, das damals noch in geringer Entfernung von der Stadt war, gaben sie der Schildwache ihre Freiheit wieder, deren sich dieselbe so rasch bediente, daß sie in einigen Minuten wieder auf ihrem Posten war. Ehe jedoch der Soldat entlassen worden war, hatte man ihm noch einige Worte in's Ohr geflüstert, deren drohender Inhalt von nicht geringem Einfluß auf ihn gewesen sein muß; denn er bewahrte über die Vorfälle dieser Nacht das tiefste Stillschweigen. Erst am andern Morgen ward man durch den Augenschein gewahr, daß der Leichnam des Grafen Julian v. Jemeppe, des Anführers der „Ufermänner" bei ihrem letzten gerechten Aufstande, verschwunden war.

Es traf dieser andere Tag gerade auf einen Sonntag. Die Nachricht von diesem kühnen Streiche verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Stadt und belebte die Energie der guten Lütticher Bürger, indem sie zugleich das Gefühl lebhafter in ihnen weckte, wie schmachvoll ihre bisherige Unthätigkeit gewesen. Sie hatten sich derselben in der That um so mehr zu schämen, da es nicht eine Familie in der Stadt gab, welche nicht den Verlust eines ihrer Mitglieder zu bedauern gehabt, und da schon seit langer Zeit eine gerechte Rache an die Stelle der Erschlaffung und Thatlosigkeit hätte treten sollen, die sich aller Gemüther bemächtigt zu haben schien. Endlich wurde durch eine Proclamation, welche der Bischof an demselben Morgen an den Pforten der Kathedrale anheften ließ, der Unwillen des Volkes aufs Höchste gesteigert, so daß er sich endlich nicht blos in Worten Luft machte, sondern zu Thaten ward. Das neue Edict war der Luftzug, der eine schon lange in sich concentrirte Gluth zum hellen Auflodern brachte; es lautete wie folgt:

Wir Erhard von der Marck, Cardinal, Erzbischof von Valencia, Bischof von Lüttich, Herzog von Bouillon, Graf von Looz u. s. w.

Thun hiermit unsern theuern, vielgeliebten Unterthanen Folgendes kund und zu wissen:

Alle diejenigen, welche, nachdem sie der Ketzerei verdächtig, angeklagt oder überführt worden, die Stadt verlassen haben werden, sollen fortan als ihres Bürgerrechts verlustig und als beraubt ihrer Eigenschaft von Genossen der Zunft, der sie bisher angehörten, betrachtet werden.

Inquisitions-Proceduren sollen gegen die der Ketzerei Verdächtigen so oft eingeleitet werden, als man es für nöthig erachten wird. Was diejenigen betrifft, welche sich durch die Flucht den Verfolgungen entzogen haben werden, so wird, nach Verlauf von drei Tagen, ihre Flucht für ein Eingeständniß ihrer Schuld gelten.

Außer diesen beiden Hauptbestimmungen enthielt diese Bekanntmachung auch noch einige in scheinbar wohlwollenderem Sinn abgefaßte Artikel, Betreffs der Zusammensetzung des Stadtraths. Aber das Volk wußte allzugut, als daß es hätte getäuscht werden können, daß der größere Theil der Mitglieder dieses Tribunals gänzlich unter dem Einflusse des Bischofs stände und daß die Freiheiten und Privilegien des Landes nur noch inhaltsleere Worte seien, vermittelst deren man nur die ungerechtesten Maßregeln mit einem volksthümlichen Firniß anstreichen wolle. Schließlich bestimmte ein Artikel des Edictes noch, daß diese Ordonnanz ein ganzes Jahr lang Kraft und Bestand haben solle und daß sie, wenn es Noth sei, auch auf weitere Zeit gelten könne.

Welche Folgen eine solche Erklärung bei dem durch vielfache, bisher erlittene Unbill gereizten Volke haben mußte, läßt sich leicht denken. Zahlreiche Gruppen bildeten sich in den Gängen um die Kathedrale und wie ein Ungewitter erst dumpf in der Ferne grollt, dann näher kommt und endlich in seiner ganzen, vollen Gewalt sich entladet, so auch kündigte sich der Zorn des Volkes erst durch Murren an, ging dann bald in laute Drohreden über und entlud sich endlich in Schreien und Verwünschen der neuen Ordnung der Dinge. Ein junger Mann von fast riesenhaftem Wuchs, dessen Gesichtszüge man aber nicht genau zu erkennen vermochte, weil die herabhängenden breiten Ränder seines Hutes sie verdunkelten, riß die neue Bekanntmachung von den Mauern der Kirche ab und schrie:

— Fort mit der Inquisition! Laßt uns unsre Freiheiten und Privilegien aufrecht erhalten!

— Ja! Ja! wiederholte die Menge, die immer stärker und gewaltiger anwuchs und schon alle nach dem Platze führenden Straßen füllte. Nieder mit der Inquisition! Es leben unsre Privilegien!

— Bei Gott junger Herr, sagte eine Stimme zu dem jungen Mann, dessen Hand die herabgerissene Bekanntmachung wüthend

zerknitterte, es wäre doch gar zu arg, wenn wir uns so ruhig wie die Lämmer wollten zur Fleischbank führen lassen. Das dauert nun schon über ein Jahr und wenn diese Verfolgungen noch so weiter gehen, wird bald das Gras in den Straßen unsrer Stadt wachsen, deren Bürger schon jetzt einander scheu und ängstlich vermeiden.

— Man behauptet, daß die ganze Familie Greiner heute nebst mehreren andern angesehenen Bürgern verbrannt werden soll, sagte eine Frau, die man im Volke unter dem Namen die Irre kannte.

— Und welches ist ihr Verbrechen? frug ein Mann, dessen Kleidung und Aussehen den Fremden anzeigten.

— Ihr Verbrechen, mein guter Herr, ist, daß sie einen Sohn haben, der minder feig ist, als so viele andre, entgegnete das Weib und warf dabei Blicke voll Verachtung auf alle Personen ihrer Umgebung. Der edelherzige junge Mann hat es gewagt, laut und öffentlich sein Mitleid für den armen, weißhaarigen Greis auszusprechen, den man gestern mit seinen drei Töchtern verbrannt hat.

— Waren diese nicht der Ketzerei angeklagt? frug schüchtern ein Mitglied der Schmiedezunft.

Die Frau antwortete zunächst nur mit einem Lächeln höhnischen Mitleids. Dann aber sagte sie mit gesteigert heftigem Tone:

— Habt Ihr dem Verhör und Urtheilsspruch der armen Leute beigewohnt? Nein. — Habt Ihr ihre Antworten gehört? Nein und abermals nein; denn Alles geht im Geheimen vor. Ihr habt das Verbrechen der Leute erst im Augenblick ihrer Hinrichtung erfahren; man klagte sie der Ketzerei an, sagt Ihr, und sie starben, indem sie das Crucifix küßten, den Märtyrertod, mit heiterem Gesichte und indem sie zu Gott flehten, er möge ihren Henkern verzeihen.

— Das ist wahr, dem ist wirklich so! murmelte der Bürger. Das muß ein Ende nehmen! Fort mit der Inquisition! Wir erkennen sie nicht als Richter über uns an!

Der junge Mann, der zuerst die Proclamation des Bischofs abzureißen gewagt, hatte mit der lebhaftesten Theilnahme und mit freudeblitzenden Augen die Fortschritte verfolgt, welche das Gefühl der Erbitterung in der Masse machte. Als ihm diese jetzt ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien, griff er zunächst nach seinem Schwerte und prüfte die Haltbarkeit der guten Klinge; sodann schlug er die

Ränder seines breiten Filzhutes in die Höhe, wickelte seinen Mantel um den linken Arm und schwang sich zuerst auf die Stufen der Treppe, welche nach dem großen Saale des Rathhauses führte, indem er dabei leise vor sich hin sagte:

— Nun, Ihr Herren, soll die Reihe an Euch kommen; ich muß für die Qualen, die Ihr mich habt erdulden lassen, mit einem gleichen Maße mich an Euch rächen.

— Wohlauf, meine Freunde, wohlauf! Keine Schonung für die Anhänger des Bischofs! Blut um Blut!

— Ja, Blut um Blut! schworen tausend Stimmen und die Zunächststehenden stürzten ihrem jungen Führer nach, während die weiter entfernteren Volksmassen wie ein Echo die unheilschwangeren Worte widerhallten.

Beim ersten Lärm schon hatte sich der Rath der Stadt Lüttich versammelt. Aber die Anhänger des Bischofs, welche die Mehrzahl desselben bildeten, hatten, in richtiger Voraussicht der Folgen, welche die Strenge des neuen Edicts haben konnte, wohlweislich unterlassen, im Rathe zu erscheinen, so daß das Volk nicht, wie es gehofft hatte, seinen Haß befriedigen konnte. Die Thüre des Saales, in welchem die Berathungen gehalten worden, ward zwar von der anstürmenden Menge in tausend Stücke zerschmettert; aber alle Nachsuchungen, die man im Rathhaus machte, liefen auf Nichts hinaus, da die Schuldigen sich nicht darin befanden. Nun umringte man die wenigen anwesenden Räthe. Diese aber, deren Hinneigung zu dem Interesse des Volkes allgemein bekannt war, wurden mit aller Ehrerbietung behandelt; nur ließ man sie, in stehender Sitzung, folgendes Decret erlassen:

„Es könne fortan in Religionsangelegenheiten gegen Niemanden mehr ein gerichtliches Verfahren eingeleitet werden, ehe man „nicht durch eine nach den Gesetzen und Freiheiten des „Landes angestellte Untersuchung und Nachforschung zur Ueberzeugung gelangt sei, daß der, den man gerichtlich verfolgen wolle, sich ketzerischer Thaten oder Reden schuldig gemacht „habe; erst dann dürfe er den geistlichen Richtern ausgeliefert „werden."

Es war dies zwar nicht ganz das gewesen, was die Menge verlangt hatte, die von geistlichen Richtern gar Nichts hören wollte;

aber jene geschickten Männer mit zwiegestalten Gesinnungen, an denen es nie und nirgends fehlt, wußten die Furcht rege zu machen, man werde gar Nichts erhalten, wenn man zu viel auf ein Mal verlange. So begnügte sich denn das Volk mit diesem ersten Siege und strömte nach der Kathedrale zurück, an dessen Pforten nun dieses eben durch seinen Einfluß erlangte Decret die Stelle des vor einigen Stunden von den Mauern abgerissenen einnahm; die Stücke dieser früheren Bekanntmachung wurden unter dem rauschenden Beifall der Menge dem Feuer überantwortet.

Von da begab man sich an die Stadtthore und machte sich eine heilige Pflicht daraus, die scheußlichen Trophäen, mit denen der Fanatismus die Thore geschmückt hatte, los zu machen und diesen zerrissenen Gliedmaßen die Beerdigung angedeihen zu lassen, welche die Kirche ihnen versagt hatte. Es war beinahe Abend geworden, ehe alles zu dieser Ceremonie Nöthige zusammen gekommen war; als sie aber endlich stattfand, geschah es mit der größten Andacht. Die Mehrzahl der Bürgerschaft wohnte ihr bei; auf den meisten Gesichtern malte sich Wuth und Schmerz. Neben den Särgen sah man die Fahnen der Zünfte, mit einem Trauerschleier bedeckt; sodann kam die Fahnenwache und die verschiedenen Compagnien der Gewerke der Stadt. Als man in der Nähe des Grabes war, das für die irdischen Ueberreste dieser Märtyrer der Freiheit und des Glaubens bestimmt worden, griff derselbe junge Mann, der am Morgen sich zum Führer des Volkes aufgeworfen hatte, nach einer der brennenden Fackeln, welche die Bewaffneten trugen, und rief mit einer vom eigenen tiefen Ergriffensein zeugenden und darum auch mächtig ergreifenden Stimme und eindringendem Ausdruck: — An Euch wende ich mich, ihr braven Bürger der Stadt Lüttich, die ihr so eben den Muth gehabt, diese Tapfern zu ihrer letzten Ruhestätte zu begleiten, welche ihr Vermögen und ihr Leben für unser Aller Glück aufgeopfert haben und in denen ein Jeder von uns einen Freund, einen Bruder, einen Märtyrer zu beweinen hat! ... Bei ihrem Andenken, so wie bei Allem, was uns sonst heilig ist, laßt uns einander zuschwören, daß wir entweder unsre Freiheiten und Vorrechte ungekränkt erhalten oder sterben wollen. Unser Tod wird dann glorreich sein gleich dem Tod derer, die wir in diesem Augenblicke beweinen. Lassen wir ihren Wahlspruch „Recht und Freiheit,“

den wir ja Alle kennen und oft genug wiederholt haben, auch den unsern sein; möge er uns im Augenblicke der Gefahr als ein Banner dienen, uns darum zu schaaren, unsern grausamen Verfolgern dagegen sei er ein Angst und Schrecken!

Die Stimme des Redners, die zugleich von einem tiefen Schmerzgefühl und von einem kräftigen Stolze zeugte, sein fast riesenhafter Wuchs, seine edlen, imponirenden Züge, sein sprühend feuriger Blick und die Lebendigkeit und Wärme, die sich in seinem ganzen Wesen kund gab, das Alles vereint, brachte auf die Menge einen electrischen Eindruck hervor. Ein lang anhaltendes, allgemeines Beifallgemurmel durchlief die Reihen, und die Bannerträger der Zünfte schwangen ihre Fahnen hoch und stellten sie dann, als Sinnbild der Einigkeit, die unter ihnen herrschen solle, in ein Bündel zusammen. Von Einem Gefühl getrieben, zogen alle Bürger ihre Schwerter aus der Scheide und indem sie die Arme nach ihren Fahnen hinhielten, nahmen sie den Himmel zum Zeugen ihrer eidlichen Verpflichtung, daß sie sich fortan gegen alle und jede Angriffe auf ihre Rechte vertheidigen wollten. Nachdem sie darauf zu dreien Malen den Schrei „Lüttich und St. Lambert" in den Lüften hatten ertönen und vom Echo der angrenzenden Berge widerhallen lassen, entfernten sie sich von diesem Orte, dessen traurige Einsamkeit wohl selten Zeuge eines so kühnen und feierlichen Schrittes gewesen, als der eben hier von einer so großen Volsmasse geschehen war.

Indessen war es völlig Nacht geworden; auf dem Kirchhofe war es überall still und dunkel und am Himmel selbst erglänzte auch nicht ein Stern. Trotz dessen konnte man an der wildesten Stelle des Friedhofes ein hölzernes Kreuz wahrnehmen, über dem ein Blumenkranz hing. Die frisch umgrabene Erde bezeugte, daß an dieser Stelle vor Kurzem eine Beerdigung stattgefunden. Auf dem Grabe kniete Jemand, aus dessen Brust dumpfe Seufzer, ein Zeichen eines tiefen Schmerzes, sich losrangen. Nachdem er einige Zeit auf den Knieen gelegen, erhob er sich plötzlich und mit tief gerührter Stimme und indem er einen unbeschreiblichen ausdrucksvollen Blick auf das Grab warf, rief er aus: — Nun so ruhe sanft, mein Bruder, ... erhalte mir Deine Liebe auch im Himmel und bitte zu Gott, daß er mich in seinen heiligen Schutz nehme; denn ich gehe, um Dich zu rächen!

II.

Es war an einem schönen Herbstmorgen; die Sonne war noch hinter dem Horizonte verborgen und schien, ehe sie sich zeigte, zu erwarten, daß ihre ersten vorläuferischen Strahlen den Schleier der Finsterniß, die sie vor sich her scheuchten, ganz zerrissen und ihr so eine Bahn vorbereitet hätten, die des vollen Glanzes, den sie zu entfalten im Begriffe stand, würdig sei. Während so der Westen durch die Anhäufung der in sich zusammengedrängten Morgendünste augenblicklich eine tiefdunkle Farbe annahm, schmückte sich der Osten mit seinen reichsten Farben, legte sein feuerfarbenes Gewand an und schickte sich an, tausend glänzende Strahlen zu schießen, wodurch eine jede der unzähligen Thauperlen, welche die Nacht in die Blumenkelche niedergelegt, zu einem tausendfarbigen Edelstein wurde.

In diesem Augenblicke, wo die Natur ihre reichsten Schönheiten entfaltete, ritten vier Mönche vom Orden der Dominicaner auf dem Wege von Lüttich nach Jemeppe Die Keckheit ihrer Bewegungen stimmte mit ihrer Kleidung und Physiognomie wenig überein und man hätte sie fast für verkleidete Soldaten halten mögen. Diese Vermuthung wäre fast in Gewißheit verwandelt worden, hätte man den Ringpanzer wahrgenommen, den die Mönchskutte desjenigen, welcher der Anführer dieser kleinen Truppe zu sein schien, bisweilen, wenn die Morgenluft sie etwas aufhob, durchschimmern ließ. Diese Person, welche auf einem trefflichen, lustig tanzenden Pferde saß, vermied sorgfältig die waldigen Theile der Straße, wo sich hinter dem Gebüsch und Laubwerk irgend ein Feind versteckt halten konnte. Denn mehr als ein Diener des Fürstbischofs hatte den Tod an diesem abgelegenen Orte gefunden, der ein Sammelplatz aller derjenigen war, welche entweder der Rache oder den Bedrückungen entgehen wollten, von denen die Lütticher damals täglich tiefer niedergedrückt wurden. Hungersnoth und Elend hatten diese Leute gezwungen, sich die nothwendigsten Erfordernisse des Lebensbedarfes auf gewaltsamem Wege zu verschaffen; stets aber war es einer der Helfershelfer der Tyrannen, gegen den diese grausamen Repressalien stattfanden, welche ihre Urheber oft kühn genug waren, bis unter die Mauern der Stadt hin zu üben. Nie dagegen hatten die Armen über die „Ufermänner" Klage zu führen Gelegenheit gehabt; im Gegentheile hatten

mehrere Personen der ärmeren Volksclassen hier eine Gastfreundschaft gefunden, welche sie vor dem Hungertode gerettet. Während daher die adligen Gutsbesitzer gegen diese Räubereien, welche sie selbst aber durch ihr schmachvoll ungerechtes Benehmen hervorriefen, täglich mehr ihre klagende Stimme erhoben, betete mehr als ein Bürger im Herzen zu Gott, es möge ihnen nicht auch dieser letzte Schutz geraubt werden. Deshalb blieben auch die Streifzüge, welche die Bürgerschaft auf Befehl des Fürstbischofs gegen die Räuber unternehmen mußte, stets ohne Erfolg; die „Ufermänner" verschwanden, wie durch Zauber, sobald sich die Bürgerwachen ihnen näherten. Bei einem solchen Stande der Dinge werden sich also unsre Leser wohl nicht sehr darüber wundern, daß die vier reisenden Mönche, je näher sie Jemeppe kamen, desto mehr Vorsichtsmaßregeln nahmen.

— Beim heiligen Dominicus, dessen Kutte ich trage, sagte der eine von ihnen, indem er mißtrauisch nach den Dornbüschen am Wege sah, ich wünschte, wir wären am Ziele unsrer Reise oder wir hätten zehn gewaffnete Reisige bei uns.

— Wahrhaftig, mein Bruder, entgegnete sein Gefährte mit spöttischem Tone, ich fange an, daran zu zweifeln, daß Ihr je ein Dragoner gewesen seid.

— Darüber werden der Herr Superior, wie ich glaube, in einigen Minuten besser urtheilen können, erwiederte Jener, den die höhnische Aeußerung seines Obern offenbar verletzt hatte.

— Was wollt Ihr damit sagen, Andreas?

— Nicht viel, blos daß ich das Leuchten eines Sonnenstrahls auf dem Laufe einer Büchse wahrgenommen zu haben glaube.

— He, von welcher Seite denn? frug der Andre, ungestört in seinem Phlegma, weiter.

— Ihr sollt es gleich wissen, antwortete der Mönch, indem er sein Pferd nach einem dichten Gebüsch hin galoppiren ließ, das sich am Rande der durch den Wald gehenden Straße befand. Seine Gefährten folgten ihm in geringer Entfernung.

— Bei unsrer lieben Frau, rief er aus, als er angekommen war, wenig fehlte und wir hätten die Vögel im Neste gefunden. Seht selbst.

Ein Korb, einige Ueberbleibsel von Mundvorrath und eine Korbflasche voll Branntwein lagen auf dem Erdboden. Andreas

nahm, ohne erst die Antwort seines Obern abzuwarten, die Korbflasche auf, hielt sie an den Mund, wischte sie dann mit der flachen Hand ab und reichte sie seinen beiden Gefährten, wodurch sich die Flasche augenblicklich geleert fand.

— Das ist gar nicht übel gegen den Morgennebel, sagte einer der ehrwürdigen Väter Dominicaner, und ich glaube, daß, wenn Noth an den Mann kommt, es eben so viel Dienste leisten würde, als die zehn Reisigen, die sich Bruder Andreas gewünscht hat.

— Sollen wir sie verfolgen? frug dieser, indem er sich wieder im Sattel zurecht setzte, den Superior.

— Keineswegs, antwortete letzterer und lenkte sein Roß wieder nach dem Fahrwege zu; man könnte Euch vielleicht für Euer Frühstück die Bezahlung abfordern.

— Darauf soll es mir nicht ankommen, entgegnete der weiland Dragoner; ich bin bereit, mit den Leuten abzurechnen.

— Ihr sollt dazu schon eine bessere Gelegenheit finden, ich verspreche es Euch. Zunächst wollen wir uns nur mit den neuen Anführer dieser Hunde beschäftigen; haben wir ihn erst, so sind die Uebrigen leichte Beute; kennt Ihr ihn, Andreas?

— Ich habe ihn nie gesehen.

— Es ist der Bruder Julian's von Jemeppe, dessen Leichnam man heute Nacht vom St. Walpurgis-Thor hinweggenommen hat. Das ist eine Beleidigung meiner Autorität, für die ich eine glänzende Genugthuung erhalten muß.

— Man sagt, daß er sehr muthig und unternehmungslustig sei; wenn dem so ist, wird es kein leichtes Stück Arbeit sein, ihn zu fangen.

— Im Gegentheil; wenn er Nichts von dem allen wäre, würde es uns nie gelingen, seiner habhaft zu werden; so aber und da ich obendrein noch weiß, daß er verliebt ist, bin ich über den Ausgang unsres jetzigen Unternehmens vollkommen ruhig.

— Ich verstehe Euch nicht.

— Nun so hört denn, Meister Dummkopf. Es ist Euch doch nicht unbekannt, daß die Besitzerin des Schlosses, bei dem wir in einigen Augenblicken angelangt sein werden, dem Fürstbischof treu ergeben ist. Dagegen habe ich ziemlich starke Gründe, die mich zu der Vermuthung berechtigen, daß ihre kleine Nichte entgegengesetzte Ge-

sinnungen hegt. Einer meiner Späher hat einen Liebesbrief aufgefangen, den sie an ihren Vetter sandte; und dieser Vetter ist eben Niemand anders, als der neue Häuptling der Räuberhunde.

— Ich fange an zu begreifen.

— So daß, wenn wir diese beiden Damen, von denen die eine, wie man sagt, sehr schön ist, auf eine geschickte Weise in die Stadt locken, der Vogel, den wir zu fangen wünschen, von selbst in den Käfig fliegen wird, den wir ihm vorbereitet haben.

— Man kann seine Gewebe nicht feiner spinnen, entgegnete der würdige Vertraute.

Das Schloß, vor welchem die ehrwürdigen Väter Dominicaner anhielten, lag am Rücken der letzten Bergkette angelehnt, welche man auf dem linken Maasufer wahrnimmt, wenn man von Tilleur nach Jemeppe reist. Von der Straße bis zum Haupteingange zog sich eine schöne Allee hoher Linden; große Teiche, welche weiterhin die Wiesen durchschnitten, nährten mit ihrem reinen Wasser den breiten Graben, welcher das Schloß von allen Seiten umgab und vertheidigte. Eine kleine, in der Luft schwebende Brücke lehnte sich von der einen Seite an die Terrasse eines der vier Schloßthürme und von der andern an den Bergrücken, so daß die Schloßbewohner auf die höher liegenden Terrassen und den schönen Rasenplatz gelangen und die wunderherrliche, von diesem hohen Standpunkte sich bietende Aussicht genießen konnten, ohne daß sie durch den Hof zu gehen und den steilen, rauh in den Felsen gehauenen Weg zu gehen brauchten, durch den man gewöhnlich auf diese Terrassen gelangte.

Vor dem Schloße nun stiegen unsre Reisenden von ihren Pferden ab und wurden alsbald von dem alten Schloßwart eingelassen und auf ihr Verlangen bei der Besitzerin angemeldet.

Die Schloßdame war eine Frau von siebenzig Jahren, welche durch ihre empfindungsvolle Theilnahme, ihre unerschöpfliche Güte und milde Menschenfreundlichkeit in der ganzen Nachbarschaft aufs Rühmlichste bekannt war. Diese glänzenden Eigenschaften traten aber nur allzuleicht in den Hintergrund, sobald ihre sehr starke Eigenliebe nur im Mindesten verletzt wurde. Eine übergroße Freundin des Formwesens, entließ sie einen Diener, wenn er die Regeln der Eti-

kette verletzte; zu gleicher Zeit aber verfehlte sie nicht, irgend einem ihrer Vertrauten den Auftrag zu geben, im Geheimen dafür zu sorgen, daß der Entlassene keine Noth leide. Ihre äußere Erscheinung war anspruchsvoll, ihr Blick hochmüthig und geringschätzig. Stolz auf ihren Rang, ließ sie keine Gelegenheit unbenutzt vorbeigehen, wo es sich darum handelte, ihre Untergebenen ihre Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Und doch fand sie andrer Seits ihre Freude daran, in Gesellschaft ihrer Nichte, einer jungen, von ihr fast vergötterten Waise, in die armseligsten Hütten zu dringen, sobald sie auch nur entfernt vermuthen konnte, den Bewohnern derselben thue Hilfe Noth. So war sie ein sonderbares Gemisch von Stolz und Güte. Sie war die Wittwe des Herrn von Vierset, eines der treuergebensten Anhänger des Fürsten Erhard, und war die einzige in ihrer Familie, welche diese Anhänglichkeit theilte; ihre beiden lange vor ihr gestorbenen Brüder waren in den blutigen Kämpfen des früheren Lütticher Bischofs gegen die Familie Merck gefallen. Als sie aber die plötzliche Veränderung in der Regierungsweise des jetzigen Bischofs wahrgenommen, da war auch ihre Zuneigung für denselben gewaltig erkaltet, und sie unterließ nicht in ihrer Umgebung ihr Bedauern darüber zu erkennen zu geben, daß der Fürst so schwach sei und den Uebergriffen seiner Minister so gar wenig Energie entgegensetze. Trotz dem hatte sie alles Mögliche gethan, um ihre Neffen zum Eintritt in den Dienst des Fürsten zu bewegen; diese aber ließen sich durch Nichts von dem Verfahren abbringen, das sie sich einmal vorgenommen.

— Wie, hatte Julian von Jemeppe eines Tages seiner Tante geantwortet, ich soll mich zu den Feinden meines Vaters gesellen, ich soll mich dem aussetzen, vielleicht dem Mörder meines Vaters die Hand drücken zu müssen! ... Wie können Sie mir nur so etwas zumuthen! ... So könnte nur ein Feiger handeln. Ich bin fest überzeugt, daß der Schatten meines Vaters selbst mir in den Arm fallen würde, wenn ich ihn erheben wollte, um gegen seine alten Kampfgefährten, seine ehemaligen Freunde zu streiten.

Die alte Edeldame wagte es nicht, ihr Verdammungsurtheil über Gesinnungen auszusprechen, die sie im Grunde ihrer Seele billigte; sie hatte sich daher mit Geduld in das Unvermeidliche ergeben. Nur war ihr Gemüth verdüstert worden, da sie voraussah,

daß Meinungen, wie sie ihre Neffen hegten, nur unheilvolle Folgen für diese selbst, so wie für ihre ganze Familie haben könnten.

Als sie jetzt erfahren hatte, es sei ein Gesandter des Fürstbischofs angekommen; — denn unter diesem Titel hatte sich der Führer der kleinen Reiterschaar bei ihr anmelden lassen, — verlangte Anna von Bierset ihr schweres Rohr mit elfenbeinernem Knopfe und schritt majestätisch nach dem Saale hin, in welchen auf ihren Befehl der Gesandte eingeführt worden. Anfangs überraschte sie das bescheidene Costüm desselben. Dieser aber, der aus ihren Gesichtszügen ihre Gedanken gelesen, entschuldigte in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken diesen Umstand, indem er ihr sagte, das einzige Mittel, ungefährdet bis zu ihrer Wohnung zu gelangen, habe darin bestanden, ein scheinloses Aeußere anzunehmen, und aus diesen Gründen habe er sich auch bewogen gesehen, sich nicht von einem allzuzahlreichen Gefolge begleiten zu lassen, weil dies die Aufmerksamkeit der „Ufermänner" hätte rege machen können. Diese Entschuldigung schloß der schlaue Mönch in folgenden Ausdrücken:

— Ich bedaure außerordentlich, daß die unglücklichen Zeitverhältnisse mich hindern, Euch äußerlich alle die Ehrfurchtsbezeugungen angedeihen zu lassen, mit denen ich eigentlich die Grüße meines Herrn einer so erlauchten Dame vermelden sollte.

— Ich erkenne tief an, welche Ehre unser gute Fürst durch solche rücksichtsvolle Behandlung seiner unwürdigen Unterthanin angedeihen läßt, entgegnete die Edeldame von Bierset, indem sie stolz das Haupt zurückwarf, und ich hoffe dieses hohe Wohlwollen zu benutzen, indem ich von Sr. Hoheit die Gnade eines jungen Mannes erflehen will, dessen einzige Aussicht auf Rettung nur in der Milde des Fürsten liegt.

— Wenn der geringe Einfluß, den ich habe, nicht allzu unbedeutend ist, antwortete der Priester demüthig, so würde es überaus schmeichelhaft für mich sein, wenn ich einer so trefflichen Dame, als die Frau Gräfin ist, und an welcher unser gute Herr so innig Theil nimmt, in Etwas dienen oder nützen könnte.

— Obgleich ich zu der Hoffnung berechtigt bin, daß meine Verwendung nicht fruchtlos bleiben wird, erwiederte diese mit einem Lächeln selbstgenügsamen Vertrauens, so will ich das gütige Aner-

bieten, das Ihr mir macht, nicht von der Hand weisen. Darf ich aber wissen, wem ich meinen herzlichen Dank dafür schulde?

— Frau Gräfin, ich bin nur ein armer Mönch, den Se. Hoheit zuweilen im Geheimen zu Rathe zu ziehen geruht.

— Wie! Wäret Ihr etwa sein Beichtvater, der, den wir seinen guten Engel nennen? . . .

In den Augen des ehrwürdigen Pater Dominicaners blitzte, aber nur einen Augenblick lang, ein Strahl der grimmigsten, verbissensten Wuth. Bald jedoch nahm sein Gesicht wieder den Ausdruck der höchsten Gutmüthigkeit an und, ohne die Gräfin ihren Satz vollenden zu lassen, antwortete er ihr lächelnd:

— Gibt es denn einen so bösen Engel unter seinen Räthen, daß man jenem Einzelnen eine so auszeichnende Benennung beilegen kann?

— Kann man ihn etwa anders nennen, als einen bösen Engel, jenen blutdürstigen Menschen, dessen einziges Vergnügen darin besteht, Thränen Aller Augen zu erpressen und dessen Geist sich nur damit beschäftigt, jeden Tag ein neues Marter-Werkzeug zu erfinden? frug die Gräfin mit dem Ausdruck des höchsten Unwillens. Ich sehe, daß Ihr, ehrwürdiger Vater, gleich mir, über die Ausschweifungen eines solchen Ungeheuers tief betrübt seid und schmerzlich darunter leidet, einem solchen Menschen die Präsidentschaft des geheimen Raths übertragen zu sehen. Ach! fügte sie mit dem Tone der bittersten Trauer hinzu, habe ich nicht ihm allein all das Unglück zuzuschreiben, das mich und meine Familie treffen wird?

Während die alte Edeldame so unverhohlen ihre Gesinnungen äußerte, ging auf dem Gesichte dessen, an den sie ihre Rede richtete, sichtbarlich eine Veränderung vor; seine Fäuste ballten sich krampfhaft zusammen und was die Gräfin für einen Ausdruck des Schmerzes gehalten hatte, war Nichts, als das Gepräge einer um so ingrimmigern Wuth, je mehr er sie in sich zurückzwingen mußte. Endlich antwortete er mit dumpfer, vor Zorn fast erstickter Stimme:

— Frau Gräfin wollen wahrscheinlich von Jamolet sprechen, dem geistlichen Richter, welchem das Volk den Namen „der Inquisitor„ gegeben?

— Ihr habt es errathen und ich danke dem Himmel, daß er in seiner Gnade Euch hierher gesandt hat, damit Ihr mein Dol-

metscher bei unserm guten Fürsten sein möget; denn ich darf Nichts von seiner Gnade hoffen, wenn ich mich nicht unmittelbar an ihn wenden kann.

— Ihr könnt Euch vollkommen auf mich verlassen, Frau Gräfin, entgegnete der Mönch mit scharfer Betonung; wessen Begnadigung wollt Ihr vom Fürsten erlangen?

— Die Julian's von Jemeppe, des ältesten Sohnes meines verstorbenen Bruders.

Der Mönch war so erstaunt, daß er kaum verbergen konnte, welche Freude er empfand; sodann sagte er:

— Ach ja, Ihr wisset ja noch nicht, welches der Beweggrund meines Hieherkommens ist. Der Fürst, welcher von der Erbitterung und dem Haß der durch ihn ihres Oberführers beraubten „Ufermänner" für Euch, Frau Gräfin, nachtheilige Folgen fürchtet, hat mich zu Euch gesandt, um Euch zur Annahme der Gastfreundschaft zu bewegen, die er Euch in Lüttich anbietet, während ich Euch zugleich von seiner Seite die aufrichtigsten Beileidsbezeugungen wegen des neuen Unglücks überbringen soll, das Eure Familie betroffen.

— Was wollt Ihr damit sagen? fragte die Edeldame, indem sie mit Lebhaftigkeit aufsprang.

— Ich wage nicht, auszusprechen . . .

— Sprecht, ich beschwöre Euch darum. Welche neue Trauerbotschaft habe ich noch zu vernehmen? fiel sie ihm, mit der größten Aufregung und fast athemlos vor Angst, ins Wort.

Der Dominicaner zauderte noch einige Augenblicke, da er eine teuflische Lust daran fand, die Qual der Gräfin aufs Aeußerste zu treiben .... Endlich sagte er mit lauter Stimme und jedes einzelne Wort stark betonend:

— Was Ihr zu erfahren habt? Den Tod Eines der Eurigen. Euer Neffe Julian von Jemeppe ist gestern hingerichtet und sein Leichnam an der Walpurgis-Pforte angenagelt worden.

— O Gott, es ist also zu spät! ... rief die Edeldame von Bierset und sank leblos auf den Boden.

Indem der Mönch an ihr vorüberging, um nach der Klingelschnur zu greifen, warf er einen Blick auf sie, in dem sich die ganze höllische Wollust befriedigter Rache aussprach. Als darauf die Dienerinnen der Gräfin eintraten, zog er sich in eine Fensterbrüstung zu-

rück. Die erschreckten Frauen drängten sich um die Ohnmächtige her und ließen ihr schleunigst alle Hilfe angedeihen, welche ihr Zustand erforderte. Da dies Alles aber nicht ohne einiges Geräusch vorgehen konnte, so erfuhr auch Margarete, die Nichte der Gräfin, bald den Unfall ihrer Tante und eilte zu ihr herüber. Es war ein rührender Anblick, zu sehen, wie dieses junge Mädchen, vom aufrichtigsten Schmerz erfüllt, sich über ihre Pflegemutter beugte und die erstarrten Glieder derselben durch die Gluth ihrer Küsse zu erwärmen suchte. Margaretens schlanke, hochaufgeschossene Gestalt, ihre goldfarbigen Haare, die in strahlenden Locken ihrem alabasterweißen Hals umflossen, ihre großen blauen Augen mit ihrem unbeschreiblich süßen Ausdruck, die jugendliche Frische ihrer Wangen, die Bescheidenheit und Unschuld, welche über ihr ganzes Gesicht ergossen war, die anmuthige, hingebungsvolle Unbefangenheit ihres ganzen Wesens, — dies Alles verlieh ihr einen unsäglichen Reiz und eine herzgewinnende Anziehungskraft und bildete einen eigenthümlichen Contrast mit der farblos bleichen Gestalt, die sie mit unermüdlicher Sorgfalt pflegte und deren ersten Blick sie mit Aengstlichkeit erwartete.

Nach und nach kam die gute Edeldame wieder zu sich, noch aber konnten ihre Augen die Umstehenden nicht erkennen. Sie fuhr mit der Hand an die Stirn, wie eine Person, die sich Etwas in's Gedächtniß zurückrufen will; in dem Maße aber, daß ihr die Erinnerung des Vorgefallenen zurückkam, zogen sich ihre Gesichtsmuskeln krampfhaft zusammen, bis sie endlich in einen Strom von Thränen ausbrach, der ihrem Herzen Luft machte. Mit dem Tone des schneidendsten Schmerzes rief sie unter Seufzen und Schluchzen:

— Mein armer Julian! Sie haben ihn gemeuchelmordet!

— Was sagst Du Tante? frug Margarete entsetzt; nein, Mutter, das ist unmöglich; es ist ein böser Traum, der Dich ängstigt.

— Ach ja, mein Kind! ... Gewiß .... Es ist nur ein Traum, sagte die Gräfin und sah mit halb irrem Blick auf die Personen, die um sie her standen; ich habe mir das nur eingebildet: nicht wahr? ... Wiederhole mir Deine Worte, mein Kind; ... aber doch ... dieser Priester ... Sieh, sagte sie, stieß einen Schrei aus und zeigte mit dem Finger nach der Fensterbrüstung hin, in welcher der Dominicaner unbeweglich stand, indem der Blick seiner unkeusch begehrenden Augen starr auf Margareten ruhte.

Margarete schauderte vor diesem Blick zusammen und ihre Zunge war ihr wie gelähmt; sie vermochte nicht ein Wort hervorzubringen.

— Nicht wahr, ehrwürdiger Vater, sagte die Gräfin, welcher die Verzweiflung einigermaßen ihre Kräfte wiedergegeben, nicht wahr, sie haben ihn ermordet?

— Die Gerechtigkeit hat ihn verurtheilt, Frau Gräfin, antwortete der Mönch mit einer Verbeugung.

— Die Gerechtigkeit! entgegnete die alte Dame mit wüthendem Schmerz .... Die Gerechtigkeit, ja, die der Willkür eines einzigen Mannes anvertraut ist, dessen bloßer Name schon in allen Familien Schrecken verbreitet und den anzuerkennen, selbst die Schmachbeladensten Bedenken tragen würden! Und man wagt es, diejenigen zu verurtheilen, welche sich gegen die Mißbräuche eines solchen Ungeheuers erheben!..... O, mein Gott, rief die Gräfin, von einem plötzlich in ihr aufsteigenden Gedanken ergriffen, und Heinrich, den wir gestern Abend bei der Nachricht von der Gefangensetzung seines Bruders haben abreisen lassen, was wird aus ihm geworden sein, wenn er diese entsetzliche Frevelthat erfahren?

— Er ist die zweite Ursache meiner Reise, sagte der Mönch, ohne daß er seine Augen von dem Gesichte des jungen Mädchens wegwendete, die bei Nennung des Namens Heinrich zu zittern und abwechselnd zu erröthen und zu erbleichen begonnen.

Margarete vergaß auch einen Augenblick darauf den Widerwillen, den das tückische, bösartige Gesicht des Priesters ihr einflößte, und schüchtern frug sie ihn:

— Habt Ihr ihn vielleicht gesehen?

— Er ist im Gefängniß.

Beide Frauen erbleichten.

— Er ist im Gefängniß, wiederholte der Mönch, und sein Leben hängt sicherlich davon ab, was Ihr beim Fürsten für Schritte thun werdet.

— Und wessen klagt man ihn an? frug die Gräfin mit matterer Stimme.

— Er soll mit den „Ufermännern" und Empörern in Verbindung stehen. Einige Vertraute Jamolet's versichern sogar, daß er von diesen gestern an die Stelle seines Bruders zum Anführer er-

wählt worden ist. Man hat sogleich Verfolgungen gegen ihn eingeleitet und es ist gelungen, sich seiner in dem Augenblicke zu bemächtigen, da er die Stadt verlassen wollte.

— Glaubet meiner Erfahrung, fuhr der Mönch mit einschmeichelndem und überredendem Tone fort; es gibt nur ein Mittel, ihn zu retten. Begebt Euch heute noch nach Lüttich; ich werde Euch eine Privat-Unterredung mit dem Fürsten zu verschaffen suchen und wenn wir unsre beiderseitigen Anstrengungen vereinen, kann es uns vielleicht gelingen, daß Eure Wünsche mit Erfolg gekrönt werden.

— Wie soll ich Euch danken für Euern Beistand! sagte die Gräfin und küßte dem ehrwürdigen Pater Dominicaner die Hand. Margarete ihrer Seits machte sich im Stillen Vorwürfe, daß der Mönch ihr einen solchen Widerwillen einflößte, und fing an, in ihm fortan nur einen Freund, einen Erretter und Befreier zu sehen. Sie antwortete ihm also mit der größten Herzlichkeit, sie seien gewillt, augenblicklich abzureisen und sie werde sofort alle Anstalten dazu treffen, daß sie sich schleunigst auf den Weg machen könnten.

— Nein, nein, meine Damen, wir können erst abreisen, wenn es Nacht geworden; denn man darf mich nicht in Gesellschaft mit Euch in die Stadt kommen sehen. Jamolet könnte sonst unsre Ankunft erfahren und den Augenblick der Hinrichtung beschleunigen, um alle unsre Schritte im Voraus erfolglos zu machen.

— Aber sollte es nicht eine Unvorsichtigkeit sein, des Nachts zu reisen? frug Margarete, die ungeduldig den Augenblick herbeisehnte, wo sie ihrem Heinrich zu Hilfe eilen sollte.

— Hierüber könnt Ihr wohl unbesorgt sein; wenn Ihr von Euren bösen Nachbarn etwas zu befürchten hättet, so würden die Gräben Eures Schlosses kein unüberwindliches Hinderniß für dieselben gewesen sein. Trefft also Eure Reiseanstalten in aller Ruhe; laßt jedoch während der Zeit sorgfältig darauf Acht geben, daß Niemand ins Schloß komme, noch dasselbe verlasse; ich will indessen mich zu meinen Brüdern gesellen und mit ihnen meine Gebete zu Gott senden, auf daß der Gerechte erlöst werde und den Schuldigen seine Züchtigung treffe.

Und mit ehrfurchtsvollem Gruß entfernte sich der Mönch.

Die Damen beschäftigten sich nun damit, Alles zusammen zu bringen, dessen sie auf der Reise bedürfen konnten. Ohne daß sie es wagten, ihre Befürchtungen einander mitzutheilen, beweinten sie beide Julian und waren sie beide um Heinrich's Leben gleich sehr besorgt. Dieser letztere war mit Margareten zusammen erzogen werden; sie waren durch die Bande gemeinsam durchlebter Leiden und Freuden mit einander verkettet; von Natur beide mit gleich gefühlvollem Herzen begabt, hatten sie einander lange geliebt, ohne sich dessen bewußt zu sein; ihre gegenseitige Zuneigung hatte mit den Jahren zugenommen. So hatten sie einst, am Abende eines schönen Sommertages, auf dem oben erwähnten Rasenplatze auf den Terrassen des Schlosses neben einander gesessen, von wo aus man die ganze Umgegend betrachten konnte. Sie bewunderten zusammen die Strahlen der untergehenden Sonne, wie sie sich in der Maas wiederspiegelten, deren launenhafte, leicht gekräuselte Wellen die Lichtstrahlen bald zitternd und gebrochen, bald in verkleinertem Maßstabe wiedergaben, oder sie in tausend funkelnde Sternchen theilten, welche der kleinste Lufthauch, der die Oberfläche des Stroms bewegte, wieder verschwinden machte. Die Hände der beiden jungen Leute waren in einander geschlungen und ihre Herzen so voll sanfter Rührung gewesen, daß sie jede Unterbrechung fürchteten und nur den melodischen Tönen der liebeklagenden Nachtigall lauschen mochten. — „Wie scheint mir die Natur an Deiner Seite so schön" hatte Heinrich gesagt, indem er die Hand seiner Gefährtin wärmer drückte; und Margarete, zum ersten Male aufgeregt und verwirrt, hatte es nicht gewagt, ihrem Vetter ins Gesicht zu sehen und hatte die Röthe, die ihr schönes Gesicht plötzlich bedeckte, zu verbergen gesucht, indem sie ihre jungfräuliche Stirn an die Schulter des jungen Mannes lehnte, während dieser sie mit glücktrunkenen Blicken betrachtete. Seitdem war dieser Rasenplatz ihr Lieblingsspazierort geworden, und an die Stelle der rauschenden Vergnügungen, an denen sie in jugendlicher Lebensfrische bisher ihre Freude gefunden, war eine süße, stille Träumerei getreten.

Dieses reine, hohe Glück ward plötzlich durch die religiösen Verfolgungen getrübt, vermittelst deren man die Bevölkerung Lüttichs niederzudrücken suchte. Die schrecklichen Martern der unglücklichen Angeklagten scheuchten aus allen theilnehmenden Herzen die Gefühle

der Freude und verwandelten überall die Tage der Fröhlichkeit in Tage des Wehklagens und Jammerns. Zu diesen Uebeln kam nun noch eine schwere Hungersnoth, welche das sonst so fröhliche Lütticher Land vollends verdüsterte. Als nun endlich eine Anzahl muthiger Bürger sich erhob, um ihres Vaterlandes heilige Rechte zu vertheidigen und einem so gräuelvollen Zustand der Dinge ein Ende zu machen, wurden sie durch Verrath und Meineid dem Inquisitor Jamolet, dessen Gewalt damals schrankenlos war, in die Hände gespielt, der sich mit entsetzlicher, maßloser Grausamkeit gegen sie benahm. Gegen diese neue Tyrannei erhob sich nun der allgemeine Unwille und in Folge dessen brach ein größerer Aufstand aus, an dem Alles Theil nahm, was edler Gesinnung und menschlichen Herzens war. Und so hatte sich auch Julian von Jemeppe, ein alter Familienfeind des Fürstbischofs, zu ihnen gesellt und war bald einer der Anführer der „Ufermänner" geworden.

Heinrich, der um einige Jahre jünger war, hatte sich gerade in dem Schlosse von Bierset befunden und war auf einem Spaziergange mit Margareten in den weiten Schloßgärten begriffen, als ein Bote kam, der ihm die Nachricht von der hinterlistigen Gefangensetzung seines Bruders brachte. Sofort brauste das feurige Blut dieser bisher unschlüssig zwischen Liebe und Ruhm schwankenden Seele zu einem kräftigen Entschlusse auf. Er trat zu Margareten, überreichte ihr eine Blume, die er so eben gepflückt hatte, und sagte, indem er mühsam seine Thränen verschluckte:

— Bewahre sie als ein Angedenken an Deinen Heinrich; sollte ich fallen in dem Kampfe, zu dem eine heilige Pflicht mich ruft, so wird Dein Name mein letztes Gebet sein ....

Und, nachdem er glühend heiß seine Lippen auf die plötzlich erbleichten Wangen des jungen Mädchens gepreßt hatte, enteilte er aus dem Garten. Wenige Augenblicke darauf befand er sich auf dem Wege nach Lüttich, begleitet von seinem getreuen Diener Lambert und von dem Boten, der ihm die traurige Nachricht gebracht hatte.

Der geneigte Leser kann sich nun leicht einen Begriff davon machen, welche Befürchtungen die Erzählung des Dominicaners in Margaretens Gemüth geweckt haben und wie schwer es ihr fallen mußte, dieselben unter dem Anschein einer gewissen Ruhe zu verber-

gen, den sie annahm, um auch ihre alte Tante einigermaßen zu beruhigen.

Ganz im Gegentheil verbrachten die vier ehrwürdigen Väter Dominicaner ihre Zeit sehr fröhlich; man hatte ihnen ein reichliches Mahl vorgesetzt, bei dem es auch an gutem Wein nicht fehlte, so daß der Kopf der Gäste schwerer ward nach Verhältniß, daß sich das Gewicht der Weinkanne verringerte. Einer von ihnen jedoch trank mit mehr Maß, als die andern; es war dies Andreas, mit dem der Führer dieser frommen Schaar, nachdem er seine Unterhaltung mit der Schloßdame beendet, seitwärts von den übrigen folgendes leise Gespräch geführt hatte:

— Endlich ist sie mein.

— Wer denn? frug Andreas.

— Die schönste, die reizendste aller Frauen, entgegnete mit verbrecherischer Gluth der Mönch; wir werden, sobald es Nacht geworden, nach der Stadt fahren; wenn Du mir in meinen Plänen mit Eifer behilflich bist, Andreas, so gibt es dreißig Ducaten für Dich zu gewinnen, mit denen Du des Teufels Glück von Neuem versuchen kannst.

— Angenommen; es lebe der Wein und vor Allem das Würfelspiel .... Aber wenigstens bitte ich Euch darum, gebt mir nicht wieder nach Verlauf von vierzehn Tagen den Auftrag, Euch der Dame zu entledigen, wie ich es mit der letzten habe thun müssen. Ich sehe in meinen Träumen immer noch das arme Geschöpf ....

— Ei was, mir scheint gar, Du willst den Gewissenhaften spielen :...

— Ich habe mich, wie mir dünkt, nicht gerade als solchen in der Vollstreckung Eurer Befehle gezeigt, aber ...

— Was aber? unterbrach ihn der Mönch, der vor Wuth und Ungeduld den Zipfel seiner Kutte zerbiß; hast Du nicht Deinen Lohn erhalten?

— Die Sache ist die ...., sagte Andreas mit einigem Zaudern, daß die Erinnerungen an mein ehemaliges Dragonertreiben in mir wach werden, und in diesem Stande gehörte es gerade nicht zu unsern Gewohnheiten, unschuldige Frauensbilder zu meuchelmorden.

Das Gesicht des Mönchs war in diesem Augenblick entsetzlich anzusehen; ein so fürchterlicher Ausdruck giftigen Ingrimms lag dar-

auf. Er warf auf den ehemaligen Dragoner einen jener Blicke, denen man tödtende Gewalt zuschreiben möchte, und begleitete ihn mit der scharf betonten Frage:

— Hast Du oft solche Erinnerungen?

— Nein, nie mehr, antwortete jener eilig und auf den Tod erschreckt; ich bin zu Allem bereit.... Nur soll es sich nicht um junge Mädchen handeln .... fügte er leiser hinzu; in dem Falle muß ich gestehen .....

— Schon gut, erwiederte der Mönch strengen Tones; man wird Dir künftig Deine Arbeit aussuchen. Kehre jetzt zu Tische zurück, behalte aber Dein kaltes Blut; lasse übrigens abwechselnd Einen von Euch im Corridor Schildwache stehen, damit die Dienerschaft Eure Gespräche nicht belauschen kann; ich werde meiner Seits alles zur Abreise Nöthige anordnen.

Es mochte etwa sieben Uhr Abends sein, als das große Thor des Schlosses sich knarrend um seine Angeln drehte, um eine schwerfällige, altmodische, von vier Pferden gezogene Kutsche heraus zu lassen. Es saßen in derselben vier Personen, die Gräfin, Margarete und zwei Mönche; diese letztern nahmen einen hinter den Damen angebrachten Sitz ein und murmelten mit leiser Stimme Gebete, sie waren eigentlich dazu bestimmt, die Reden der Damen, die sie begleiteten, zu überwachen. Der ehrwürdige Pater Superior und Pater Andreas hatten sich als Bediente in die Livree der Gräfin verkleidet und ritten als Escorte jeder neben einer der Wagenthüren her. Der Wagen ging nur langsam und mühsam vorwärts; die tiefe Dunkelheit der Nacht machte, daß die Pferde oft an die vielen auf der sehr schlechten Straße liegenden Steine mit ihren Hufen schlugen und die dadurch entlockten Funken erleuchteten von Zeit zu Zeit blitzartig die verlassene Straße, auf der unsre Reisenden sich befanden. Sie waren eben daran, das Benedicten-Thal zu erreichen, als plötzlich etwa zwanzig Männer hinter dem Gesträuche, das sich an den Rändern des Weges hinzog, hervorstürzten, den Pferden in die Zügel fielen und den ganzen Zug im Nu von allen Seiten umringt hatten.

— Halt! schrie eine Donnerstimme, welche man über das von den Angreifern erhobene Geschrei noch hinaus hörte. Ein Mann trat keck dem Wagen näher und frug mit rauhem Tone die vor Schreck halb todten Damen, wer sie wären. Rasch antwortete darauf einer der scheinbaren Diener:

— Es ist die Frau Gräfin von Vierset und ihr Fräulein Nichte; die Damen begeben sich dringender Geschäfte halber nach Lüttich.

Derjenige, welcher der Anführer der Angreifenden schien, ließ eine brennende Fackel herbeibringen, um die Wahrheit dieser Behauptung zu untersuchen. Sobald er sich davon überzeugt hatte, machte er den Damen die höflichsten Entschuldigungen und bat sie dringend, ihm seine Ungezogenheit zu verzeihen. Nachdem er hierauf seinen Leuten ein Zeichen gegeben, worauf dieselben sich zurückgezogen, fügte er, zu Margareten gewandt, hinzu:

— Der Schrecken, den wir Ihnen wider unsern Willen verursacht haben, steht im Zusammenhang mit dem Befehl, den wir von unserm Anführer erhalten haben, alle Reisenden sorgfältig in Augenschein zu nehmen. Man hat nämlich starke Gründe, zu glauben, daß der Inquisitor, der während der heutigen Vorfälle nicht in Lüttich war, auf diesem Wege hier in die Stadt zurückkehren soll. Falls wir ihn treffen sollten, wollen wir ihn eine Reise unternehmen lassen, von der er sobald nicht wiederkommen soll.

Und ohne eine weitere Antwort abzuwarten, zog er sich mit einer Verbeugung zurück und trat zu seinen Gefährten, indem er vor sich hin murmelte:

— Alle Teufel, Freund Streel, da hättest Du bald eine hübsche Dummheit begangen! .... Die Tante und Base Deines Commandanten Heinrich! Es juckt mich am Halse, wenn ich nur daran denke.

Die Reisenden waren indeß ungestört weiter gefahren. Die Gräfin, welche sich von ihrem Schrecken beinahe erholt hatte, wollte mit dem in der Bedientenlivree steckenden Gesandten des Fürstbischofs ein Gespräch anknüpfen; dieser aber legte ihr Stillschweigen auf, indem er sagte:

— Es gibt Bäume, die zuweilen Ohren haben; seien wir daher vorsichtig, Frau Gräfin, wir können in der Stadt genug plaudern.

Darauf ritt er zu Pater Andreas hin, der im Augenblicke hinter dem Wagen sich befand, und begann ein leises Gespräch mit demselben.

— Was werden wir mit dem Kutscher machen? frug dieser.

— Er muß bei Seite geschafft werden, ehe wir nach Lüttich kommen.

— Auf welche Art? fragte der erstere.

— Frägst Du noch? antwortete sein Gefährte und gab ihm ein inhaltschweres Zeichen.

Andreas begriff. Einen Augenblick später machte sich ein hinten bei dem Wagen befestigter Koffer los und fiel mit Geräusch auf die Landstraße. Als man einige Schritte davon entfernt war, machten die reitenden Mönche darauf aufmerksam. Der Kutscher hielt an und stieg von seinem Pferde ab, um den Koffer aufzuheben.

— Hast Du ihn denn nicht mit Riemen festgeschnürt gehabt, Jakob? frug die Gräfin den Bedienten in dem Augenblicke, wo er am Wagen vorüberging.

— Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau Gräfin, ich habe es wohl gethan und begreife nicht, wie so er jetzt losgegangen ist.

— So etwas kann so leicht geschehen, sagte der Gesandte des Fürstbischofs, der, um mit den Damen zu plaudern, dem Kutschenschlag näher getreten war. Indeß war Pater Andreas von seinem Pferde abgestiegen, hatte es an einen Baum gebunden und schickte sich an, dem Postillon in der Wiederanbringung des Koffers behilflich zu sein. In demselben Augenblicke hörte man auch einen Schmerzensschrei, auf den ein mattes Geräusch folgte, wie, wenn Jemand zu Boden fällt.

— Was giebt's denn? frug Margarete erschreckt.

— Ach! mein Gott, Eine kleine Ungeschicklichkeit! sagte Andreas kaltblütig; es ist so dunkel, daß der Kutscher über einen Augenblick ausgegleitet ist und sich eine leichte Rißwunde beigebracht hat.

Der Wagen fuhr nun ruhig weiter; aber er hatte einen andern Lenker.

III.

— Endlich seid Ihr da, sagte Lambert, indem sich in seinem Gesichte alle Zufriedenheit abspiegelte, welche ihn durchdrang; es wird bald zehn Uhr sein, und ich fürchtete schon, daß Euch irgend ein Unfall begegnet wäre. Dann, während er seinen Herrn sich des Degens entledigen half, setzte er hinzu: — Himmlischer Vater, wie blaß sehet Ihr aus, Herr Graf! solltet Ihr etwa krank sein?

Heinrich schien Nichts zu hören und indem er sich dem Feuer des gothischen Kamins näherte, die Augen auf die noch glimmenden Kohlen heftend, schien er einem sehr bittern Gedanken nachzuhängen; seine Lippen bewegten sich in convulsivischem Zittern, bald schoß das Blut in seine Wangen, bald verschwand es wieder um einer erschreckenden Blässe Platz zu machen. So verflossen zehn Minuten und die ängstlichen Fragen des Dieners blieben ohne Antwort.

Der Lärm des Klopfers an der Hausthür weckte ihn aus seinem Sinnen.

— Wer kann um diese Stunde noch kommen? fragte er, indem er Lambert anblickte, — es kann doch nicht Streel noch sein?

— Ich will gleich nachsehen, erwiederte der alte Diener.

Er ging nach der Thüre, und nachdem er den Schieber geöffnet, fragte er nach des Besuchenden Namen.

— Meister Jean Mathonet, Aeltester der Tuchmacher, antwortete geheimnißvoll der Fremde.

Heinrich, der fast zugleich mit Lambert herbeigekommen war, zuckte bei dieser Antwort zusammen; er gebot dem Diener zu öffnen und ging wieder in das Zimmer zurück, das er eben verlassen, um da die Ankunft des neuen Ankömmlings zu erwarten.

Meister Jean Mathonet, Aeltester der Tuchmacher-Innung, war ein kleiner, dünner Mann, von äußerst gemeinem Aeußeren; seine dicken Augenbraunen verbargen zur Hälfte zwei kleine graue Augen, in denen List und Bosheit funkelte, seine knochigen Backen belebten sich nur, wenn von den Angelegenheiten der Stadt die Rede war; dann aber richtete er sich stolz empor und ein Gefühl von Würde und Wichtigkeit trat an die Stelle des schlaffen Charakters, der seinen Zügen für gewöhnlich aufgeprägt war. Dieser Mann hatte sich zweimal bei den Magistratswahlen vorschlagen lassen; allein trotz seiner

Würde als Vorsteher oder Aeltester des ersten Gewerbes von Lüttich, hatten ihm seine ungemessene Ehrsucht und sein wohlbekannter Geiz doch stets von Seiten der Bürger eine demüthigende abschlägliche Antwort zugezogen. Seitdem unterhielt er geheimen Briefwechsel mit den „Ufermännern", und suchte alle Mittel hervor, sich beim Volke beliebt zu machen. Es fehlte ihm nicht an Geist, und da er voraussah, daß der gegenwärtige Stand der Dinge nicht lange währen konnte, so vermochte er die meisten Gewerbe, sich mit den Mißvergnügten zu vereinigen und gegen die neuen Erlässe zu protestiren. Die Energie, welche Heinrich während des Volksauflaufs, des Morgens gezeigt, hatte den Aeltesten glauben lassen, daß dies der Mann sei, der für seine Projecte passe, daß er im Fall des Nichtgelingens die ganze Verantwortlichkeit auf sich nehmen werde, oder daß er seine Entwürfe von künftiger Größe unterstützen würde. Er hatte ihn daher den ganzen Tag über nicht verlassen und sich, als er ihn auf dem Kirchhofe bleiben sah, hinter einem Grabe verborgen, von wo aus er alle Bewegungen des jungen Führers beobachtete. Er zog sich mit ihm zugleich zurück, und da er ihm immer in einiger Entfernung folgte, sah er ihn endlich in ein kleines Haus der Vorstadt St. Gilles an der Ecke einer geraden Straße verschwinden. Der Aelteste besann sich einen Augenblick, dann entschloß er sich, an die Thür der Wohnung zu klopfen, durch welche der, den er so hartnäckig verfolgt, eingetreten war.

Lambert führte ihn in das Zimmer seines Herrn und zog sich dann zurück.

— Sie errathen wahrscheinlich, Herr Graf, den Beweggrund meines Besuches bei Ihnen, sagte der Aelteste, indem er sich respectvoll verneigte.

— Ich kenne ihn nicht, Meister Jean Mathonet, antwortete Heinrich frostig.

— Ich glaubte, daß die Gegenwart einer großen Menge von Zünften bei der Feierlichkeit, bei welcher Sie heute gewissermaßen präsidirt haben, meinen Beweggrund hinlänglich erklären würde, und ich glaube auch, mich nicht zu täuschen, wenn ich denke, Graf Heinrich von Jemeppe habe sich nur auf solche Weise blosgestellt, um die Privilegien des Volkes, welche durch unsere jetzigen Herren

zu werthlosen Papierstücken herabgewürdigt worden, wieder zu befestigen.

— Das wird der beständige Zweck meiner Handlungen sein, entgegnete Heinrich in demselben Tone, wie vorher.

— Daran hab' ich auch nie gezweifelt, setzte der Aelteste unterwürfig hinzu, deshalb wagten wir auch zu hoffen, daß Sie sich mit uns vereinigen würden. Ich kann Ihnen den Beistand eines Theiles der Gewerbe versprechen. Ich bin überzeugt, sie werden alle im Augenblick der Gefahr sich erheben, wenn sie wissen, daß der tapfere Graf von Jemeppe sie führen wird.

— Die Ehre, ihr Führer zu sein, gebührt Euch von Rechtswegen, Meister Jean.

— Ja, aber in meinem Alter hat man nur wenig Geschick einen Posten auszufüllen, wo Thätigkeit und Energie durchaus nöthig sind, und irgend ein Verwaltungsamt . . . .

— Als Mayor oder Bürgermeister würde Euch vermuthlich viel besser gefallen, fiel Heinrich ein, der die Gedanken des Aeltesten errieth.

— Warum sollte ich das nicht gestehen, erwiederte Meister Mathonet, ohne die Fassung zu verlieren, dies wäre nur eine den Mitteln, die ich zur Sicherung Ihrer Rache anwenden werde, angemessene Belohnung.

Auf Heinrichs Gesicht zeigte sich eine leichte Bewegung.

— Ich sehe, daß wir uns kennen, sagte er und warf einen durchdringenden Blick auf die Züge des Hagern, welchen dieser ohne nur mit den Augen zu zucken, aushielt. Ihr wisset jetzt, Meister Jean, daß wenn ich meine Rache zur ersten Bedingung mache, die deshalb geschieht, weil ich sie für gerecht, für heilig halte, weil ich sie geschworen habe; übrigens erkläre ich Euch jedoch, daß die Rechte meiner Mitbürger und die Freiheit meines Vaterlandes die zwei Gegenstände sind, welche ich auf der Welt am meisten schütze, und wer sich daran zu vergreifen wagt, wird in mir stets seinen furchtbaren Gegner finden.

— Das ist auch Niemandem unbekannt, antwortete der Aelteste mit einschmeichelndem Tone, und meine Vorschläge sollen Sie eben überzeugen, daß ich ganz Ihre Gefühle theile; wenn ich eine Creatur des Fürsten, einen Verräther zu stürzen und einen an den Freiheiten

des Landes hängenden Mann an seine Stelle zu bringen suche, so ist das nach meiner Ansicht eine patriotische Handlung.

— Brechen wir davon ab, Meister Mathonet; Ihr wünschet Mayor oder Bürgermeister zu sein, wir stellen uns dem nicht entgegen, ja wir wollen Euch sogar aus allen Kräften dabei helfen.

— Ich, meinerseits, sagte der Aelteste, indem er die Hand an seinen Dolch legte, ich verspreche, Ihnen den Inquisitor und die Seinigen binnen drei Tagen todt oder lebendig zu liefern.

— Was Jamolet angeht, entgegnete Heinrich finster, so ist das eine persönliche Angelegenheit; ihn behalte ich mir vor und seine Mitschuldigen wird der neue Rath richten, in welchem Ihr allem Anschein nach den Vorsitz führen werdet.

— Sie erzeigen ihnen noch zu viel Ehre.

— Ueber wie viel Leute können Sie verfügen? fragte ihn Heinrich.

— Ueber sechshundert festentschlossene Männer, antwortete der Aelteste mit strahlendem Auge, alle bereit, Ihren Befehlen zu gehorchen, und selbst diese Nacht noch aufzubrechen, wenn Sie es wünschen.

— Der rechte Augenblick ist noch nicht gekommen, aber er kann jeden Augenblick erscheinen; mögen also Alle beim ersten Signal zum Handeln bereit sein; ich meines Theils werde die Ufermänner und unsre Freunde versammeln.

— Was werden wir dann zunächst zu thun haben? fragte der Aelteste mit anschmeichelndem Wesen.

Der junge Graf wollte eben antworten, als man von der Straße her den Lärm verworrener Stimmen hörte; bald wurden sie deutlicher und der Wiederschein von Fackeln, deren Licht auf die Zimmerdecke fiel, ließ nicht länger zweifeln, daß es eine Volksversammlung sei. Die beiden standen sogleich auf, öffneten ein mit gothischen Verzierungen überladenes Fenster und bemerkten eine Bahre, auf welcher ein Mensch ohne Bewegung ausgestreckt lag. Heinrich hatte nicht sobald die Augen auf denselben geworfen, als er mit Blitzesschnelle in die Straße eilte.

— Was hat das zu bedeuten, fragte er mit Lebhaftigkeit die Träger, wo habt ihr diesen Menschen gefunden?

— Ein Unglücklicher ist es, den man auf der Straße liegend gefunden hat, antwortete eine Frau aus dem Volke; sein Pferd war einige Schritte von der Stelle angebunden, wo er ermordet wurde.

Digitized by Google

— Das ist doch aber zum Verwundern, meinte eine Andere, indem sie näher trat, er trägt dieselbe Livrée, wie die Leute von der Kutsche, der wir vor kaum einer Stunde begegneten.

— Ihr habt eine Kutsche bemerkt und Leute, die dieselbe Livrée trugen? rief Heinrich mit der größten Ueberraschung aus.

— Wie ich sage, fuhr die Frau fort, es war kaum zehn Minuten vor der Rückkunft des Zuges von St. Gilles; ich habe sie an der Thür von Avroy halten sehen. Einer der Diener sagte dem Hausbeamten einen Namen in's Ohr, just als ich vorbeiging; ja, warten Sie doch.... es war die Gräfin....

— Die Gräfin von Bierset vielleicht!....

— Seh' nur Einer, sagte die Frau etwas gereizt, der schöne Herr weiß Alles und läßt mich hier plaudern wie eine Elster . . .

Ohne hierauf zu antworten, näherte sich Heinrich den Trägern, die sich zum Weitergehen anschickten: — Haltet, Freunde, sagte er, indem er dem Verwundeten die Hand auf's Herz legte, er lebt noch; schafft ihn zu mir, ich werde ihm schnelle Hülfe angedeihen lassen, und vielleicht erfahren wir dann die Namen seiner Mörder. Und Ihr, Meister Mathonet, fuhr er zu dem Angeredeten gewandt mit leiser Stimme fort — geht eilig zurück und verschafft die genauesten Aufschlüsse über diesen Wagen; ich werde Euch in wenigen Augenblicken wieder aufsuchen.

Ich gehe augenblicks daran; Sie finden mich hernach beim Schenkwirth Bernard in der Crucifirstraße; Sie brauchen blos eine Flasche ohne Hals zu verlangen und er wird Sie in einen besonderen, für unsere Zusammenkünfte bestimmten, Saal führen.

Meister Jean hielt dem jungen Grafen die Hand entgegen und verschwand bald hinter den Thoren der Stadt, die seine Einbildungskraft ihm schon als seiner Herrschaft unterworfen darstellte.

IV.

Man kann sich leichtlich vorstellen, daß dem Sterbenden alle mögliche Sorgfalt gewidmet wurde; allein Alles blieb erfolglos. Der unglückliche Diener öffnete jedoch die Augen, erkannte seinen jungen Herrn und seine ganze ihm gebliebene Kraft zusammenraffend, sprach

er die Worte aus: — Die Gräfin... Margarethe.... Mönch ...Mörder!... und hauchte seinen Geist aus, ohne etwas Weiteres zu äußern.

Die Seelenangst des jungen Grafen hatte den höchsten Grad erreicht; die düstersten Ahnungen drangen sich seinem Geiste auf und mit auf den Leichnam gehefteten Blicken schien er in stummen Nachdenken zu erwarten, daß neue Eröffnungen das ihm drohende Unglück bestätigen würden. — Er lebt nicht mehr, sagte er zu sich selbst, während er einen Spiegel vor den Mund des Todten hielt, um gewiß zu sein, daß ihm keine Hoffnung mehr bliebe.... Und warum kommt Streel nicht zurück!.... und was mag aus Margarethe geworden sein?

— Beruhigen Sie sich, mein lieber junger Herr, sagte Lambert, wenn für diese Damen etwas zu befürchten war, so würde Streel es uns zu wissen gethan haben; aber still! ich glaube man klopft an unsere Thür.

Wirklich hörte man abermaliges Klopfen, und Heinrich flog wie ein Pfeil fort, die Thür zu öffnen; es war so dunkel, daß man nicht zwei Schritte vor sich sehen konnte.

— Seid Ihr es, Streel? fragte er lebhaft.

— Nein, antwortete Jemand mit stammelnder Stimme.

— Und wer seid Ihr denn? fragte der Getäuschte wieder.

— Abgesandter von zwei Damen, die mir einen Brief mit der Adresse dieses Hauses zugestellt haben.

— Zwei Damen!.... ein Brief! rief Heinrich, indem er den Mann beim Mantel erfaßte, tretet ein.

— Einen Augenblick Geduld, mein schöner Herr, nur einen Augenblick Geduld, erwiederte der Bote, der mit den Regeln des Gleichgewichts nicht im Klaren zu sein schien; ich habe Befehl, den Brief nur an seine Adresse abzugeben und brauche nun ein Licht, um mich zu versichern, daß Sie der Beschreibung entsprechen, die man mir gegeben hat.

Der Graf war im höchsten Grade ungeduldig. — Ich will gleich Licht herbeischaffen, entgegnete er, tretet nur in dies Zimmer, ich werde im Augenblicke wieder da sein.

Zwei Minuten waren kaum verflossen, als er mit einer Kerze in der Hand wieder in's Zimmer trat. — Was seh' ich? rief er, da er

die Uniform der Soldaten des Fürsten entdeckte, welche der halb offen stehende Mantel des neuen Ankömmlings leicht erkennen ließ.

— Dies überrascht Sie? erwiederte gelassen der Fremde, indem er in allen Taschen suchte und seinen Körper, wie ein Betrunkener, im Gleichgewicht zu erhalten suchte. — Aha, hier hab' ich ihn endlich. Hier, edler Herr; es sind recht brave großmüthige Damen, und wenn sie mir nicht so viel Geld gegeben, so hätte es wohl lange gedauert, ehe der Auftrag ausgerichtet worden wäre, denn mein Kamerad hatte mir befohlen, mich zu sputen.

Heinrich ergriff den Brief und las hastig folgende wenige von Margarethens Hand in der Eil niedergeschriebenen Zeilen durch:

— Sie dürfen nicht einen Augenblick verlieren; wenn Ihnen Margarethens Leben und Ehre noch werth sind, so entreißen Sie sie den Händen des ehrlosen Jamolet, welcher geschworen hat, daß sie, ehe noch die Sonne wiederaufgehe, die Seine werden müsse. Ich sende diesen Brief auf alle Gefahr nach Ihrem kleinen Hause in St. Gilles, wo Sie vielleicht anzutreffen sind. Leben Sie wohl; ich zittre vor dem Aergsten und wage kaum noch hinzuzusetzen, daß Sie dem Ueberbringer vertrauen mögen.

— Wenn ist Dir dies Billet übergeben worden? — fragte Heinrich den Fremden.

— Ungefähr vor einer Stunde. Ich war als Schildwache im Zimmer der beiden edeln Damen postirt, wo sie mir den Vorschlag machten, der mich zu Ihnen führt. Ich willigte darein, sowohl um ihre Verzweiflung zu heben, als aus Erkenntlichkeit gegen die großmüthige Gratification, die ich mit meinem Kameraden getheilt habe, damit Sie bei den Damen zugelassen werden.

— Kann man auf die Treue Deines Kameraden rechnen? fragte Heinrich und warf einen durchdringlichen Blick auf das Gesicht des Boten, der durchaus nichts Empfehlendes hatte.

— Wie auf mich selbst, erwiederte dieser mit dem Anschein der größten Offenheit.

— Bedenke wohl, fuhr Heinrich mit scharfer Betonung fort, daß Du dies Zimmer nicht verlassen wirst, als bis ich wiederkehre, und daß Du, wenn Du mich betrügst, mit Deinem Leben spielst.

— Sie vergessen, daß ich das eben jetzt gethan habe, da ich mich in dieser Kleidung allein in die Straßen der Stadt wagte, wo

man keinen Schritt gehen kann, ohne durch Haufen bewaffneter Bürger zu kommen.

— Ehe eine Stunde vergeht, werden dieselben Bürger die Höhle des Ungeheuers, das uns so eifrig, so gierig verfolgt, zerstört haben; ehe eine Stunde vergeht wird dieser Henker Bekanntschaft mit seinen Eingeweiden gemacht haben....

— Hüten Sie sich ja, das zu thun, wenn Sie die Damen befreien wollen! Sie kennen Jamolet nicht; beim leisesten Geräusch, bei der geringsten Gefahr würde er sie viel lieber ermorden, als daß er ihnen Aussicht auf Erlösung ließe. Es bleibt Ihnen nur ein Mittel übrig. Mein Kamerad hat bis Mitternacht die Wache; ich besitze den Schlüssel zu einer kleinen Thür, welchen der Schließer wahrscheinlich vergessen hat; diese Thür führt mittelst einer Wendeltreppe zu den oberen Zimmern. Durch diesen Ausgang bin ich unbemerkt in die Straße hinter dem Palais gekommen, und durch denselben können wir vielleicht auch die Damen retten. Der Erfolg des Unternehmens hängt von unserm Schweigen und von unsrer Geschicklichkeit ab.

— Dank für Deine Belehrungen, sagte Heinrich, Deine Belohnung wird dem Dienste angemessen sein, den Du mir erzeigest. Gieb mir diesen Schlüssel und entledige Dich Deines Waffenrocks.

— Und was soll ich denn hernach machen? fragte der Soldat, den dieser Befehl ein wenig nüchtern zu machen schien, in der höchsten Ueberraschung.

— Du wirst den Waffenrock nicht nöthig haben, setzte Heinrich kalt hinzu, denn Du wirst bis zu meiner Rückkunft hier bleiben. Du wirst mir diese leichte Vorsichtsmaßregel verzeihen, fuhr er fort, es ist die einzige, die ich in Bezug auf eine Person, die ich nicht kenne, nehmen kann.

Der Soldat war offenbar anderer Ansicht, doch wagte er dies nicht zu verrathen. Er befolgte daher nur mit dem höchsten Widerwillen Heinrichs Befehl und zog ein anderes Kleid an. — Wenn Sie Leute, die Ihnen einen Dienst erzeigen, so behandeln, ... murmelte er zwischen den Zähnen, ...

Heinrich ließ ihm die Phrase nicht endigen: Du wirst Dich nicht über mich zu beklagen haben, sagte er, ich werde Dir, wäh-

rend Du mich erwartest, etwas zur Aufheiterung des Geistes besorgen lassen.

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und nachdem er die Thür sorgfältig verschlossen hatte, suchte er seinen alten Diener auf und vertraute ihm seinen Entwurf.

— Der Herr Graf wird mir dies Mal doch erlauben, ihn zu begleiten, bat Lambert, indem er die Hand, die sein Herr ihm überließ, zwischen die seinige drückte; der Arm eines treuen Dieners ist unter solchen Umständen nicht zu verachten.

— Trotz meinem Wunsche, Dich mitzunehmen, kann ich es doch nicht, antwortete der Graf mit herzlicher Miene, indem er den Alten vertraulich auf die Schulter klopfte. — Entledige Dich der letzten Pflichten gegen Deinen unglücklichen Kameraden und bewache den Gefangenen gut, den ich in das Zimmer dort eingeschlossen habe, laß es ihm an nichts fehlen. Aber wenn ich nicht zurückkommen sollte.... keine Schonung gegen den Elenden, der mich verrathen haben würde.

Der Greis antwortete nicht, allein große Thränen rollten über seine Wangen, während sich sein junger Herr entfernte. Die Dunkelheit entzog diesen bald seinen Blicken. Er ließ sich nieder und betete: Gott wache über ihn!....

Der alte Diener, nachdem er sich der ihm aufgetragenen Befehle entledigt hatte, trat in das Zimmer, wo der umgekleidete Soldat eingesperrt war.

— Nun, mein Freund, sagte er, einen Korb mit Wein und Eßwaaren auf den Tisch stellend, — denn so nenne ich alle die, welche meinem Herrn einen Dienst leisten — laßt uns auf seine und eure Gesundheit trinken; das wird mich ein wenig betäuben und mir die traurigen Geschäfte vergessen lassen, die ich eben verrichtet habe.

— Von welchen Geschäften sprecht ihr denn? Doch gewiß nicht die, den Wein herbeizuschaffen, erwiederte der Fremde, indem er emsig die Vorräthe auskramen half und von Zeit zu Zeit einen Blick nach der Thür warf.

— Das nun eben nicht; aber ich habe nur jetzt die leiblichen Reste eines Kameraden begraben helfen, und der Anblick dieses armen Teufels hat mehr Eindruck auf mich gemacht, als zu seiner Zeit eine ganze Compagnie Landsknechte auf dem Schlachtfelde nicht vermocht hätte.

— Ihr habt also gedient, wie ich höre, entgegnete der Andere und füllte dabei sein Glas, so wie das seines Gesellschafters, den er mit forschendem Auge betrachtete.

— Ob ich gedient habe, rief der erstere, indem er sich stolz aufrichtete und sein Glas emporhob; beim heiligen Lambert, meinem Schutzpatron, die Schweizer haben es bei Marignan erfahren.

— Lambert sagtet ihr, und waret bei Marignan, nahm der Fremde wieder das Wort, indem er geschwind aufstand und den Alten mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete.

— Ich war Brigadier in der Compagnie des Marschalls von Chabannes....

Das lebhafteste Vergnügen strahlte aus dem Gesicht des fürchterlichen Soldaten, und indem er seinen Aermel aufstreifte, rief er mit Ungestüm: Lambert, kennst Du diese Narbe?

— Beim Heil meiner Seele, das ist Andreas! Der Alte flog in die Arme seines Gefährten.

— Er selbst, braver Lambert.

— Immer noch der alte Tollkopf?

— Und Du immer noch so weise?

— Das wollen wir uns gleich auseinander setzen, meinte Lambert sich wieder setzend; erzähle mir also, was Du seit der Schlacht von Pavia getrieben hast, und wie es zugegangen, daß ich Dich hier wieder treffe, ich, der ich Dich seit lange schon beim Teufel glaubte.

— Ich bin durstig, erwiederte der Soldat mit Verlegenheit und griff nach der Kanne; es ist am besten Du beginnst mit Dir, inzwischen mache ich mich bereit.

— Ich werde nicht viel zu berichten haben, begann Lambert. Du erinnerst Dich ohne Zweifel noch der Zeit, wo ich den Kriegsdienst verließ; ich that es, um dem Grafen, meinem alten Herrn zu folgen. Du gingst damals unter die elenden Lanzenknechte, die Stadt und Land verwüsteten, und man hörte ferner nicht mehr von Andreas reden.

— Ach, wäre ich nur in Lüttich geblieben, seufzte dieser und stützte sorgenvoll den Kopf mit der Hand, mein Gewissen würde mir nicht vorwerfen, daß ich meine Tochter, meine Annette dort gelassen habe, allen Verführungen und Ausschweifungen preisgegeben! ...Was muß sie von ihrem Vater denken, was mag aus ihr geworden sein!... Ich habe es nie erfahren können.

— Das kann ich Dir sagen, tröstete ihn Lambert, denn Deine Reue zeigt mir, daß Du Dich nicht ganz verändert hast.

Der Soldat sprang außer sich von seinem Sitze auf. Du kannst mir Nachricht von meiner Tochter geben?... Ich sollte sie wieder umarmen können!... O Gott, wie barmherzig bist Du! rief er, die Freude raubte ihm fast den Athem und mit tiefer Innigkeit drückte er die Hand seines alten Kameraden.

— Ach, armer Andreas, beruhige Dich, was ich Dir mittheilen kann, ist nicht geeignet, Dir Freude zu bereiten;... Deine Tochter ist todt.....

— Todt! wiederholte Andreas ganz betäubt, ohne daß ich sie wieder gesehen habe!...

— Todt, fuhr Lambert mit Ernst fort, indem sie den Namen ihres Vaters nannte und ihm verzieh...

Zwei Thränenbäche flossen aus den Augen des Soldaten und erleichterten die Last, die auf seinem Herzen lag. Lambert benutzte diesen Augenblick um seine Erzählung zu beendigen.

— Als Soldat des Fürsten kennst Du ohne Zweifel den Inquisitor, seinen Premierminister?

— Jamolet?

— Eben der.

— Wir beide kennen uns schon lange Zeit und seit sechs Monaten bin ich bei ihm in Dienst.

— Gott im Himmel! ist's möglich? rief Lambert voll Abscheu, er dient dem Mörder seines Kindes!...

— Der Mörder meiner Tochter! schrie Andreas mit Tigergrimm, er, Jamolet!...

— Höre mich an! Vor mehrern Jahren kam ich zur Abendzeit nach Lüttich und ging in das Haus mit dem Schild zur Elster, in der Stockisstraße, wo einige gute Bürger geheime Zusammenkünfte hielten; der Graf schickte mich damals dahin, denn eine Unpäßlichkeit hinderte ihn, sich selbst hinzubegeben. In dem vordersten Zimmer des Gasthofes, wo man sich immer einige Zeit verweilte, um die Aufmerksamkeit der andern Gäste nicht zu erregen, wenn wir uns in's Innere des Hauses zurückzogen, traf ich einen alten Kameraden, einer der Vertrauten von Jamolet, der damals zwar noch nicht den Titel eines Inquisitors hatte, jedoch schon die Functionen desselben ausübte.

Er schien mir in Unruhe zu sein. Nachdem er einige volle Gläser in seiner Gesellschaft getrunken hatte, wagte ich, ihn um die Ursache seiner Aufregung zu fragen.

— Hört mich an, Meister Lambert, erwiederte er mir, ihr seid ein vernünftiger Mann, ich möchte wohl Vertrauen in eure Loyalität setzen, aber unter einer Bedingung: Ihr müßt mir aus einer Verlegenheit helfen.

Ich versprach ihm das, und er erzählte mir dann, daß sein Herr ihm befohlen habe, diese Nacht eine junge Frau zu ermorden, die er in einem der unterirdischen Gemächer des Palastes eingesperrt hatte; dort befriedigte er seine Leidenschaften und seine Grausamkeit*). — Aber, setzte mein Gesellschafter hinzu, nicht nur, daß ich eine so feige That verabscheue muß ich am Ende auch meinen Gehorsam mit meinem Kopfe bezahlen, denn so versichert er sich des Schweigens seiner Mitschuldigen.

— Ich schlug ihm nun vor, daß ich ihn bei seiner nächtlichen Expedition begleiten, das junge Frauenzimmer entführen und in meinen Gasthof bringen wollte; ich schwor ihm bei meiner Ehre, es Niemanden wissen zu lassen.

Wir gingen also nach dem Palais und durch eine ganz besonders für den Inquisitor und seine Helfershelfer bestimmte geheime Pforte traten wir in das Innere desselben. Nachdem wir durch mehrere Kellergemächer geschritten waren, kamen wir zu dem das die unglückliche Annette bewohnte. Als sie unsrer um diese nächtliche Stunde ansichtig wurde, schrak sie zusammen und fiel bewußtlos zu Boden; ich trug sie in meinem Mantel bis in meine Wohnung. Dort erzählte sie mir Alles was sie erduldet; nachher brachte ich sie nach Jemeppe, allein sie starb fünf Tage nach ihrer Ankunft daselbst, wobei sie den Namen ihres Vaters nannte und ihm verzieh, daß er sie solcher Verlassenheit preisgegeben.

Während Lamberts Erzählung hatte sich Andreas' Gesicht mehrmals mit tiefer Blässe überzogen; die Thränen waren ihm versiegt; er knirschte wie rasend mit den Zähnen, eine innere Wuth verzerrte alle seine Züge und seine Faust zerdrückte im tiefsten Ingrimm das Glas, das sie hielt.

---

*) Historisch.

— O schauderhaft! schrie er, indem er wie wahnsinnig im Zimmer umher sprang und sich vor Verzweiflung die Haare zerraufte, das ist eine Strafe Gottes, die ich nur zu wohl verdient habe; hab' ich nicht allen Verbrechen dieses Menschen zum Werkzeug gedient? habe ich nicht alle seine Grausamkeiten belacht, ihnen beigestimmt? und jetzt .... Er stand wie von einer Erstarrung plötzlich still, von der Kathedrale St. Lambert hallte die Mitternachtsstunde, — Das ist die Todtenglocke, schrie Andreas wie rasend, verlieren wir keinen Augenblick weiter; Dein Herr wird vielleicht eben jetzt ermordet. Folge mir!...

Lambert stellte sich vor die Thüre. — Was wagst Du da zu sagen, Unglücklicher? rief er ihm mit furchtbarem Blicke zu.

— Die Wahrheit, erwiederte Andreas, dessen Ungeduld auf's Höchste stieg; die Treppe, die zum Zimmer der gefangenen Damen führt, ist von Mördern besetzt; laß uns eilen, sag' ich, und ein Verbrechen verhindern, wenn es noch Zeit ist!

— Bösewicht! schrie Lambert, seinen Degen ziehend, also Du hast ihn verlockt.

— Vertheidige Dich, Du Judas! wiederholte Lambert voll Zorn, oder Du stirbst wie ein Hund.

Er wollte eben losschlagen, als mehrere Männer, die gerade in's Zimmer eindrangen, ihm in den Arm fielen und ihn zu Boden warfen. — Halt! rief Andreas, als er den Dolch des Einen über dem Haupte seines Freundes schweben sah; und mit herrischer Geberde gebot er ihnen, das Zimmer zu verlassen. Die Leute verschwanden wie durch einen Zauber gebannt. Lambert, noch betäubt von seinem Falle, wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Er wollte reden. — Still! gebot Andreas; kein Wort! Wenn Du Deinen Herrn retten willst, haben wir keinen Augenblick zu verlieren. Nimm Deinen Degen wieder auf und folge mir.

V.

Die grausame Handlung, die gegen die „Ufermänner" ausgeübt wurde, deren letzte Ueberreste man an die Stadtthore annagelte, erregte den allgemeinen Unwillen und weckte von Neuem den Muth der niedergeschlagenen Gemüther; die niedere Geistlichkeit, welcher es

nicht behagen wollte, einen Mann als Herrn anzuerkennen, dessen Einfluß auf den Fürsten ganz unbeschränkt war, dessen Ausschweifungen die katholische Religion in Miscredit brachten, versäumte keine Gelegenheit, das Volk zum Umsturz einer Macht zu veranlassen, welche die ihrige vernichtete. Auch hatte die neue Inquisitorialordonnanz, welche der Bischof schon am Morgen, um die Unzufriedenen einzuschüchtern, an den Thüren der Kathedrale anschlagen ließ, eine ganz entgegengesetzte Wirkung und beförderte das Losbrechen des Volks beim Ende der Messe. Die Lütticher, deren Stadtrath seit achtzehn Monaten sich feig unter das Joch gebeugt hatte, nahmen eine drohende Stellung an, entschlossen, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis sie sich im Blut ihrer Unterdrücker bis auf die Erinnerung ihrer vergangenen Schmach rein gewaschen hätten.

Zurückgekehrt vom Kirchhofe, wo sie die leiblichen Ueberreste ihrer Märtyrer verscharrt hatten, breiteten sie sich, schreckliche Drohungen ausstoßend, in der Stadt aus. Alle Häuser waren erleuchtet, alle Bürger gingen bewaffnet aus; Bekannte, die sich früher mieden, suchten sich wieder auf und schwuren sich gegenseitige Beschützung; es herrschte eine allgemeine Erhebung, ein unbeschreiblicher Rausch. Die immer weiter sich wälzende Menge riß, wie ein Strom, Alles mit sich fort, was sie auf ihrem Wege fand; Weiber, Kinder, Greise, Alles gab dem allgemeinen Gefühle nach; der Enthusiasmus war auf dem höchsten Gipfel.

Fanfaren kündigten die Ankunft der Zünfte auf dem Marktplatze an; sie reihten sich der Rathstreppe gegenüber und ihre Gegenwart wurde mit allgemeinem Beifallsruf begrüßt. Einige hatten an ihre Banner eine zweite Fahne geheftet, auf welchen man las: Nieder mit der Inquisition! Tod Jamolet und den Verräthern. Die Straßen, wo man seit langer Zeit nur die Psalmgesänge gehört hatte, welche die zum Scheiterhaufen geführten Opfer begleiteten, hallten jetzt von dem alten, aus tausend Kehlen erschallenden, Lütticher Feldgeschrei wieder: St. Lambert! St. Lambert!

Das Murren dieser erbitterten Menge, die ihrem Hasse in fürchterlichen Flüchen Luft machte, hielt Heinrich von Jemeppe einen Augenblick auf. — Wenn ich als Opfer eines Lauerers fallen sollte, dachte er, wer soll dann meinen Bruder rächen?... und, wenn ich zaudere, was soll aus Margareten werden?... Er stellte sie sich in

diesem Augenblicke vor, wie sie, vor ihrem Räuber auf den Knieen liegend um Gnade und Hülfe rufe, und dieser schauderhafte Gedanke raubte ihm fast alle seine Geistesgegenwart; er durchrannte hastig die dichten Reihen des Volkes und eilte nach dem Palais zu. Die Weisungen, die der Soldat ihm gegeben hatte, waren ganz richtig; er überzeugte sich, ob sein Dolch noch an seinem Orte stecke, zog seinen Degen und öffnete vorsichtig die Thür; darauf holte er eine kleine Laterne hervor, die er in den Falten seines Mantels verborgen hatte und suchte sich zu orientiren. Vor ihm lagen zwei Treppen; welche sollte er einschlagen? In Gottes Namen denn, sagte er, indem er auf die zur Rechten losging. Nachdem er jedoch einige Stufen zurückgelegt hatte, stand er still; es dünkte ihm, als höre er den Tritt eines Menschen; er zog seine Laterne hervor, allein die Strahlen derselben ließen ihm nichts unterscheiden. — Vorwärts! sagte er zu sich selbst und faßte den Griff seines Degens fester, es ist ein Geräusch von draußen oder der Widerhall dieses Gewölbes. — Nachdem er ungefähr noch dreißig Stufen zurückgelegt hatte, bemerkte er eine zweite Thüre, und es war ihm, als höre er Stimmen, die sich eifrig mit einander unterhielten. Er besann sich abermals und in der tiefsten Stille weiter gehend, war er endlich nahe genug, daß er Alles hören konnte, was im Zimmer gesprochen wurde.

— Also, Herr Oberältester, es ist abgemacht, sagte Jemand, Sie nehmen von Rechtswegen den Posten des Bürgermeisters Pivon ein, für den wir eine höhere Stelle auswählen werden, weil er seit dem Bestehen seines Grundsatzes, diese Bewegung nicht zu unterdrücken wußte.

— Ja wohl, erwiederte Methonet, denn er war es selbst; aber glauben Sie, daß es leicht sei, jetzt dahin zu gelangen?

— Ohne allen Zweifel, weil sie keinen Anführer haben werden, antwortete der Andere mit Zuversicht; denn, Dank den Aufschlüssen, die Sie uns so eben über die Wohnung dessen, den sie sich gewählt, gegeben haben, ich hoffe, daß diese wesentliche Bedingung ihnen mangeln wird; kein Anderer als Heinrich von Jemeppe würde es wagen, eine solche Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen.

— Er ist muthvoll, und die Aussicht, Diejenige, welche er liebt, retten zu können, wird ihn veranlassen, Alles zu unternehmen. Er

weiß nicht, zu welcher Hochzeit er sich begibt, setzte der Oberälteste lachend hinzu.

— Ich werde seine Braut auf diesen Besuch vorbereiten, sagte der Andere in gleichem Tone. Was es mir für ein Vergnügen machen wird, dieses hochmüthige Frauenzimmer verzweifeln zu sehen, der ich nur Schrecken einflößen konnte; sie wird wohl nachgeben müssen, wenn sie glaubt, daß das Leben ihres Heinrich davon abhängt. Ueberdies werde ich ihn ihren Leichnam tragen lassen; ist das nicht eine meiner würdige Rache, Meister Jean?

Der Oberälteste schauderte.

Schon als er die ersten Worte von dem Complotte hörte, das diese Bösewichter anzettelten, konnte Heinrich die Stimme des Inquisitors nicht verkennen: er hätte sich bald durch das heftige Pochen seines Herzens verrathen. Allein seinen Zorn zurückhaltend, sah er wohl, daß er allein diese Boshaften an der Ausführung ihres Verbrechens nicht hindern konnte; er ging eiligst wieder hinunter, um Beistand herbei zu holen. Jedoch seine Hastigkeit machte, daß er stolperte — das Geräusch seines Falles erregte die Aufmerksamkeit der Satelliten Jamolets, welche Befehl hatten, ihn oben an der linken Treppe zu erwarten. Sie kamen herzu, stürzten sich auf ihn und würden ihn unfehlbar ermordet haben, hätte sie Andreas und seines Gefährten Ankunft nicht daran verhindert. Der Lärm dieses Kampfes drang zum Glück nicht bis zu den Ohren des Inquisitors. Andreas noch ganz außer Athem und schweißbedeckt, ließ, um nicht den Argwohn der vier Elenden zu erregen, den Grafen knebeln und ihm den Mund verstopfen; dann zog er jene bei Seite und sagte leise: Da nehmt, das ist die versprochene Belohnung; erwartet mich in der Kathedrale und geht nicht eher aus derselben, als bis ich es Euch erlaubt habe.

Als sie fortgegangen waren, warf Lambert, der, wie Andreas, eine Mönchskutte angezogen hatte, seine Kapuze zurück und hielt eine Laterne gegen sein Gesicht, damit sein Herr ihn erkennen möge. — Still, sagte er zu ihm, die Augenblicke sind kostbar.... Stricke und Knebel wurden sogleich durchgeschnitten und Heinrich sah sich frei und in den Armen seines alten Dieners.

— Wie geht das zu? fragte ihn der Graf, und warf einen mißtrauischen Blick auf den andern verstellten Mönch, welcher be-

schäftigt war, die Thür zur linken Treppe zu verschließen; ist das nicht der Bote?...

— Das werde ich Ihnen nachher erklären; hören Sie nicht das Getümmel des Volks, das Sie zu seinem Oberhaupt ausruft? zeigen Sie sich eiligst seinen Augen.

— Aber Margarethe!... wir können Sie noch retten, wenn wir uns des Räubers bemächtigen, der sich nur ein paar Schritte von uns befindet, sagte Heinrich, indem er auf die Treppen zur Rechten wies.

— Sie wären jetzt ermordet, wenn Sie jene Treppe eingeschlagen hätten, erwiederte Andreas. indem er ihn zurückhielt und mit dem Finger nach der linken Seite des Kellers zeigte; jetzt versuchen Sie die Vorsehung nicht weiter, das hieße nur, Ihr Leben ohne Nutzen gefährden. Der ganze Palast ist voll Adliger und Priester, denen Jamolet nur ein Wort zu sagen brauchte, und Sie wären verloren. Jetzt wollen wir lieber hören, was diese beschlossen haben, denn das kann uns in der Folge nützlich sein. Sie näherten sich vorsichtig der Thür, an welcher Heinrich einige Minuten vorher schon gestanden hatte.

— Hören Sie dieses Geschrei? sprach der Oberälteste voller Schrecken; der Graf von Jemeppe ist sicherlich unter ihnen; unser Plan wäre verfehlt, wenn sie das Palais stürmten.

— Wissen Sie, Meister Mathonet, erwiderte der Mönch höhnisch, daß Sie einen sehr guten Bürgermeister spielen würden; was Sie für kaltes Blut haben...

— Fürchten Sie nicht, fuhr der Kleine fort, ohne daß er den Spott seines würdigen Helfershelfer zu verstehen schien, fürchten Sie nicht, daß der Fürst durch diese wüthenden Massen sich einschüchtern läßt und daß er darein willigt, Sie denselben auszuliefern, um nur selbst ihrer Rache zu entgehen?

— Das ist er wohl im Stande, meinte der Dominicaner mit bitterm Lächeln, ich weiß, daß schon die Rede davon gewesen ist....

— Und was werden Sie dann machen? fiel der Zunftälteste ein, der immerfort auf den sich mehrenden Lärm draußen horchte, und dessen ganze Gestalt seine innere Angst verrieth.

— Was kümmern Sie sich darum? ich habe mich darauf schon vorgesehen, entgegnete der Mönch düster.

In diesem Augenblicke wurden sie durch einen Diener des Fürsten unterbrochen.

— Gut, gut, sagte Jamolet, nachdem er mit widrigem Lächeln die leise Mittheilung des Neuangekommenen angehört hatte; Sagt dem Fürsten, er solle sich beruhigen; sein Uebel rührt blos von einer leichten Indigestion her, ich werde ihm sogleich seinen Arzt senden. Indessen mag er drei Tropfen von diesem Elixir einnehmen, (hier zog er vorsichtig ein kleines Fläschchen aus dem Busen) und sein Herzdrücken wird augenblicklich nachlassen. Sollte es die Noth erheischen, so werde ich mit dem Rathe unterreden und seine Ansicht befolgen.

Als der Bote das Zimmer verlassen hatte, näherte sich Jamolet der Thür, öffnete sie ein wenig und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hinaus. Nach einem Augenblicke hörte man einen langen Seufzer; der Mönch trat sogleich zurück und rief mit teuflischer Freude: Endlich bin ich gerettet. Jetzt mögen sie diesen Palast ausplündern und niederbrennen; in ein paar Tagen werden sie es theuer bezahlen müssen. Dann hüllte er sich in seinen Mantel und sagte zu Meister Mathonet: Folgen Sie mir!

— Wohin wollen Sie mich führen, fragte dieser, der wohl gern das Palais verlassen wollte, sich aber doch fürchtete, seinen furchtbaren Verbündeten zu begleiten.

— Ich bin edeln Damen einen Besuch schuldig, antwortete ironisch der Inquisitor, und Sie haben nicht nöthig, mich zu begleiten, wenn Sie es zufrieden sind, sich in diesem Zimmer einschließen zu lassen.

— Nein, nein, erwiderte schnell der Oberälteste, ich will lieber mit Ihnen gehen.

— Das ist Ihr Glück, sagte der Dominicaner, indem er stille stand und die Andern in's Gesicht faßte; ich habe zwar Andreas noch nicht wieder gesehen, aber Ihr Entschluß mich zu begleiten, beweist mir, daß Sie mich nicht betrogen haben. Um so besser; denn nur das mindeste Zaudern, und Sie hätten Bekanntschaft mit der Länge meines Dolches gemacht. Jetzt da wir uns durch jene aufgereizte Menge drängen müssen, gilt es Vorsicht und Klugheit.

VII.

Die Erbitterung der auf allen öffentlichen Plätzen und in allen Straßen, die zum Rathhause oder zum Palais führten, versammelten Bürger stieg immer höher und höher. Der Widerschein der Fackeln, welche die Handwerker in die Luft schwangen, und die prächtige Erleuchtung, mit der jedes Haus geschmückt war, breitete über dieses Meer von Köpfen eine Helle aus, die den Ausdruck der Gesichter nur noch fürchterlicher machte. Nur das Palais war finster wie ein Grab, man sah nicht ein einziges Licht in demselben; die Wachen, welche vorher vor dem Hauptthore auf- und abgegangen waren, hatten sich klüglich in das Innere desselben zurückgezogen, wo die größte Verwirrung herrschte. Der durch ein paar Laternen nur matt erhellte Hof war voller Soldaten, Mönche und Edelleute, die fast alle vor Furcht bebten. Einige der muthigern schlugen zwar vor einen Ausfall zu machen; aber das Lächerliche eines solchen Gedankens sprang in die Augen. Andere meinten, man solle Alles, was das Volk verlangte, bewilligen; denn man könne ja später sein Wort wieder zurücknehmen. Die Dominicaner, die sich in einen Winkel versammelt hatten, hielten dafür, daß man dem Fürsten Bericht erstatten müsse, und daß seine bloße Gegenwart das Volk zerstreuen werde.

Heinrich welcher begleitet von Andreas und seinem Diener, die ihre Mönchskutten bei Seite gelegt hatten, aus der Straße hinter dem Palais kam, suchte durch die Menschenmenge auf dem Markte hindurchzudringen. Er scheute die Nebenstehenden nicht; aber ein Mensch, den er eben ziemlich unsanft gestoßen hatte, drehte sich herum und wollte ihn ohne Zweifel auf rohe Weise zu Rede setzen, als er beim Scheine der Fackel, die er trug und an der colossalen Gestalt des jungen Mannes ihn erkannte und mit Enthusiasmus ausrief: Das ist Graf Jemeppe unser erwähltes Oberhaupt! Viele umringten alsbald ihren jungen Führer und bezeigten um so größere Freude, da sie einen Augenblick gefürchtet hatten, er sei in irgend eine Schlinge gefallen; die ganze versammelte Menge wiederholte ihren Freudenruf. Alles wich, um ihn in's Rathhaus eintreten zu lassen.

Heinrich, noch sehr aufgeregt, nahm den Präsidentenstuhl an zu welchem ihm die Innungsältesten sogleich führten. Noch war nichts Bestimmtes beschlossen worden. Ohne Zeitverlust entwarf der

junge Graf ein Verzeichniß der Hauptbeschwerden der Stadt. Er verlangte die Aufrechterhaltung der Vorrechte und Freiheiten des Landes, die Abschaffung der Inquisition, den Tod Jamolets und seiner Genossen und einige Punkte von geringerer Wichtigkeit.

Diese Bedingungen, welchen der neue Rath einmüthig beistimmte und die man mit lauter Stimme vom Balkon des Stadthauses herab verlas, erhielten den Beifall aller Bürger. — Zum Palais! zum Palais! schrie man von allen Seiten.

Allein eine solche Bittschrift dem Fürsten zu überreichen, jetzt, wo er noch nicht das geringste Verlangen bezeigt hatte, mit seinen Unterthanen zu unterhandeln, — dem, der die Stadt noch immer befehligte, Bedingungen aufzuerlegen und ihn unter Drohungen zu zwingen, dieselben zu unterschreiben, das war eine gefährliche Gesandtschaft. Auch erbot sich Niemand, sie zu unternehmen, ausgenommen ein junger Mann, Namens Meunier, welcher zu dem neuen Rathe gehörte. Ich will gehen, sagte er, entschlossen hervortretend, ich schätze mich glücklich, mein Leben in einer so schönen Sache wagen zu können.

Heinrich drückte die Hand seines jungen Collegen. Dann wandte er sich zu den übrigen Rathsmitgliedern und sagte: Werthe Herren und gute Bürger, die Bedingungen, deren Erfüllung wir das Recht haben vom Fürsten zu fordern, will ich ihm selbst überbringen; ich verlange daher, daß mich der Rath ermächtige, dies zu können.

Diese Erklärung wurde mit beifälligem Gemurmel aufgenommen.

Der bischöfliche Palast zeigte damals nicht wie heut zu Tage das Aeußere eines großen modernen Gebäudes. Das Portal war ein Meisterstück der spanischen Baukunst, vier ganz frei stehende Säulen, die sich auf drei weit vorspringenden Façaden dem Blicke zeigten, stützten dasselbe. Der Eingang wurde von einem gezinnten Thurm vertheidigt, zu dessen beiden Seiten zwei andere kleinere standen. Unter der dritten Fensterreihe befand sich eine Platform, hinter welcher man ein viertes Stockwerk sah, dessen Stil dem der drei unteren nicht völlig entsprach. Diese letzte Etage ging weit in die Ursulastraße hinein und bildete einen der Hauptflügel dieser wahrhaft königlichen Wohnung.

Am Palais angekommen, trat Heinrich mit einer weißen Fahne in der Hand hervor. Es währte einige Minuten, ehe man sich entschloß, ihm zu öffnen. Endlich trat er durch das Hauptthor ein und eine Stimme murmelte ihm zu: Wenn Sie in zehn Minuten nicht zurückgekehrt sind, werden Sie einen Rächer haben! Der junge Graf drehte sich herum; es war Meunier.

Als sich Heinrich näherte, äußerten einige Herren spöttisch: Seht die Feiglinge, Sie bitten schon um Gnade.

— Glauben Sie das nicht, meinte der Herr von Schwarzenberg, der ihr Befehlshaber zu sein schien, ich bin schon bei mehr als einer Volksbewegung gewesen, und der, den man uns sendet, hat gar nicht das Ansehen eines Bittenden.

Heinrich schritt auch in der That entschlossen bis in die Mitte des Hofes, dort verlangte er dem Fürsten vorgestellt zu sein.

— Der Fürst ist krank und läßt Niemand vor sich, erwiederte man ihm trocken.

— Ich muß ihn dennoch sprechen, sagte der Graf mit Heftigkeit.

— Und mit welchem Rechte wollen Sie den Fürsten nöthigen, Sie zu empfangen?

— Mit dem Rechte, welches das Volk hat, sich gegen den auszusprechen, der es vertritt, entgegnete Heinrich, den Frager mit den Augen vom Fuß bis zum Kopf messend.

— Deine Sprache klingt sehr stolz, mein Freund, sagte der Herr von Schwarzenberg.

— Sie kommt freien Menschen zu, antwortete Heinrich mit Würde. Aber ich bin nicht beauftragt, mit Dienern zu unterhandeln. Kann ich mit euerm Herrn sprechen oder nicht...

— Wir sind nicht gewohnt, auf solche Fragen zu antworten Freund, erwiederten verächtlich die Offiziere.

Das wird Euch schlimme Früchte bringen, doch das thut nichts, Ihr habt es so gewollt. Obwohl Niemand meine Botschaft beim Fürsten übernehmen will, so werde ich dennoch nicht eher von hinnen gehen, als bis ich die Bedingungen bekannt gemacht habe, unter welchen der Rath der Stadt den Frieden unterzeichnen will. Er entrollte das Pergament und las mit lauter verständlicher Stimme alle Bedingungen, die es enthielt. Als er geendigt, sah er um sich und bemerkte nichts als erzürnte Gesichter... er entfaltete seine Fahne

und wollte sich wieder entfernen, allein eine doppelte Reihe von Mönchen und Soldaten hinderte ihn daran.

— Alle Arbeit muß ihren Lohn haben, meinte einer derselben, und Du kannst nicht hieher gekommen sein, Dich heiser zu reden, ohne Belohnung zu erwarten...

— Es ist das Haupt der Schufte, sagte ein Anderer, der Heinrich erkannte, laßt uns ihn an den Balken hängen mit einer Fackel in jeder Hand, das wird zum Abschreckungsmittel für diejenigen dienen, die Aehnliches wagen wollten...

— Wir wollen lieber Jamolet erwarten, ergriff wieder ein Anderer das Wort, in solchen Sachen weiß Niemand besser Rath als er.

— Er hätte schon lange hier sein sollen, murmelte ein Dominikaner.

— Da der Fürst unwohl ist, wird er ihn wohl bei sich behalten haben, meinte der erste Sprecher; laßt uns jedenfalls diesen jungen Burschen ergreifen und an jenen Pfeiler binden; ich weiß, unser Vorgesetzter hält es für eine Hauptsache, sich seiner zu bemächtigen.

Heinrich ward jetzt geknebelt und wie ein Thier an eine der Säulen gebunden, wo man ihn allein ließ, um über sein Schicksal zu entscheiden. Aber draußen waren Aller Augen auf das Palais gerichtet und bezeigten die Unruhe, welche die lange Abwesenheit des Grafen erregte. Meunier, treu seinem Versprechen, redete die ungeduldige Menge an und ihrem Ungestüm nachgebend, schritt er an das Thor des Palastes, um den Parlementair zurückzufordern; zwei Innungsälteste und zwei Rathsmitglieder begleiteten ihn.

Als sie an dem Thore ankamen, empfing man sie mit einem Hagel von Geschossen. Um so wüthender ertönte jetzt von allen Seiten der Ruf: Zu den Waffen, zu den Waffen, Bürger von Lüttich! ...Drauf auf die Verräther! Vorwärts! gebt kein Quartier! Und Meunier stürzte zuerst, eine Axt in der Hand, auf das Thor des Palastes los.

Bis jetzt hatten die im Palast eingeschlossenen Dominikaner, Edelleute und Soldaten geglaubt, daß die Wohnung des Fürsten sie genugsam vor der Rache Volkes schützen werde; als sie jedoch die Menge mit solcher Wuth auf das Gebäude losstürmen sahen, als sie das drohende Geschrei derselben hörten, und alle mit Fackeln und Werkzeugen zum Sprengen der Palastthore bewaffnet sahen, da sahen

sie wohl ein, daß es ihnen ans Leben ginge. Die Meisten rannten in die Zimmer des Erzbischofs, indem sie ihn mit lauter Stimme riefen, allein sie erhielten keine Antwort. Die Herren von Schwarzenberg und von Berlo, die vermöge ihres Amtes das Vorrecht hatten, zu jeder Stunde des Tages sich dem Fürsten zu nahen, wagten sich bis zu ihm selbst, um mit ihm über zweckmäßige Maßregeln unter so gefährlichen Umständen zu rathschlagen.

Sie öffneten die Thür, welche zu seinem Zimmer führte; da sie keinen Diener bemerkten und ihnen das Schweigen auffiel, das hier herrschte, glaubten sie, der Fürst sei geflohen; sie drangen nun, sich davon zu überzeugen, bis in das Schlafzimmer des Fürsten, zogen die Vorhänge des Bettes aus einander und wichen voll Schreck zurück.

— Der Fürst ist todt, rief der Herr von Schwarzenberg.

— O Himmel, vergiftet, sagte der Graf von Berlo mit Abscheu im Tone.

— Ohne allen Zweifel, erwiederte Herr von Schwarzenberg, und Jamolets Verschwinden zeigt uns ziemlich deutlich, daß er der Urheber des Verbrechens sei.

— Bösewicht, rief Graf Berlo, und griff mit der Hand nach seinem Gürtel, wenn ich ihn treffe, an der Spitze meines Dolches...

— Still! sagte Herr von Schwarzenberg ganz leise, indem er seine volle Kaltblütigkeit wieder gewann, wenn man diese Neuigkeit im Palais erfährt, so sind wir verloren, Keiner wird nur den Arm erheben, um sich zu vertheidigen.

— Wohl wahr! erwiederte Berlo mit Kopfschütteln; horchen Sie — es kommen Leute — bleiben Sie einige Minuten hier, ich will im Namen des Fürsten zu dieser Mönchsschaar und zu unsern Leuten sprechen; unterdessen sehen Sie darauf, daß Niemand in das Zimmer komme.

— Still — rief Herr von Berlo im Vorzimmer den dort schon in Menge Versammelten zu, auf deren Gesichtern Schrecken thronte; obschon der Fürst höchst unpäßlich ist, so wird er doch nicht lange auf sich warten lassen, inzwischen hat er mich, so wie den Herrn von Schwarzenberg, der jetzt noch seine letzten Befehle erhält, beauftragt, alles zur Vertheidigung des Palastes und zur Vernichtung dieser Krähenschaar vorzubereiten, welche die Stille desselben durch ihr Geschrei zu stören wagt.

— Und Jamolet? fragten die Dominicaner.

— Er wird in einigen Augenblicken mit dem Fürsten erscheinen, antwortete Berlo mit Zuversicht. Bewaffnet Euch auf's Schnellste, so lautet sein Befehl, und vertheidigt um jeden Preis den besondern Eingang der Zimmer.

Diese Anrede verfehlte ihre Wirkung nicht; alle begaben sich auf die ihnen angewiesenen Posten.

Es war auch hohe Zeit dazu. Die in Colonnen getheilte Volksmasse griff den Palast auf den zwei Punkten an, welche Graf Berlo nur eben besetzt hatte; er ließ eiligst alles, was von Mobilien im Gebäude aufzutreiben war, herbeischaffen und machte eine ziemlich feste Barricade daraus. Allein was vermochte diese gegen eine lebendige Mauer, welche die hinteren Massen unwiderstehlich vor sich herschoben; über Todte und Verwundete schritt man immer weiter vor. Das große Thor wich bald den vereinten Hieben; es stürzte mit Getöse zusammen und verstärkte durch seine Ueberreste den schützenden Wall der Soldaten Berlos, die sich mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigten. Von allen in der vordersten Reihe, die den Eingang erstürmten, war nur Meunier auf den Füßen geblieben; seine Axt schwingend stürzte er sich wie ein wüthender Löwe auf Herrn v. Berlo; St. Lambert! St. Lambert! indem er fürchterliche Streiche nach ihm führte.

— Lüttich und mein Fürst! erwiederte der Graf, indem er mannhaft Widerstand leistete.

— Und den Verräthern, schrie Meunier von Neuem, während seine Hiebe hageldicht fielen; bei dem letzten Streiche auf den Panzer des Grafen flog seine Axt in Splitter. Sogleich ergriff er sein Schwert und durchschnitt dem Niedergestürzten die Kehle. — Schade, sagte er, das war ein Tapfrer.

Als die Soldaten ihren Führer fallen sahen, flohen sie nach allen Seiten und suchten sich wieder bei den Mönchen zu sammeln, die den ihnen anvertrauten Posten noch immer hitzig vertheidigten. Die durch nichts mehr aufgehaltene Menge stürzte sich wie ein Strom in den Hof des Palastes. Heinrich, durch einen der Seinen befreit, eilte in die Mitte der Kämpfenden.

Als die Menge auf keinen fernern Widerstand traf, so theilten sie sich; die eine Hälfte ging die Armbrustschützen von der Platform

zu vertreiben, und zwang sie auf das Straßenpflaster hinabzustürzen; die andern zerstreuten sich in die Gemächer und machten alles nieder, was sich dahin geflüchtet hatte. Mit Verachtung sahen alle auf die Reichthümer, die sie erblickten; dieses Gold konnte die Erinnerung der Uebel, die sie erlitten, nicht vertilgen, diese Schätze hätten ihre Rache nicht befriedigt, und diese war ihr gemeinschaftliches Ziel.

Sie wollten eben in das Zimmer des Fürsten dringen, als Heinrich sich auf die Schwelle stellte, und mit Zuversicht im Blicke zu ihnen sagte: Mir, Eurem Führer gehört es, vom Fürsten die Genugthuung zu verlangen, die ein Volk für alle vergangenen Schmerzen fordert. Und mit einer Handbewegung gebot er der Menge, einzuhalten, Alle gehorchten.

Nach wenig Augenblicken kam Heinrich mit Meunier zurück; sein Blick verrieth Aufregung, und mit bewegter Stimme sagte er zu der schweigenden Menge: der Himmel hat unsere Rache auf sich genommen... Evard de la Marck ist nicht mehr!!

VIII.

Das Haus, in welchem Jamolet seinen rohen Leidenschaften fröhnte, wird noch heute von den Bewohnern Lüttichs den Fremden gezeigt. Es hatte zwei Ausgänge, den einen nach der Kirche St. Denis, den andern nach dem Flusse zu. Der hintere Theil dieser Wohnung war in zwei Abtheilungen geschieden, die mittelst einer ziemlich engen Platform verbunden waren. Am untern Theil konnte man weiter nichts als eine kleine Thür bemerken, an welcher sich einige steinerne Stufen befanden, die zum Flußufer führten. Durch diese Thüre, vermittelst eines Kahnes und in der Verkleidung eines armen Fischers, begab sich der Inquisitor gewöhnlich in das Gebäude. Fast alle Fenster waren mit starken Eisengittern versehen und konnten im Fall eines Angriffs schon einige Zeit widerstehen.

Als Jamolet das Palais in Gefahr sah, hatte er Margarete und deren Tante durch einige Diener, deren Treue er kannte, eiligst fort und in dieses Haus bringen lassen. Ueber das Schicksal seiner beiden Opfer beruhigt, suchte er, wie wir gesehen haben, mittelst Mathonets Heinrich in seine Gewalt zu bekommen, dessen Gegenwart, nach seiner Ansicht, die Hartnäckigkeit Margaretens beugen

mußte; sie würde sich, dachte er, glücklich schätzen, das Leben ihres Geliebten zu retten, indem sie sich selbst opferte. Aber die Vorsehung machte die Hoffnung dieser beiden Niederträchtigen zu Nichte. Es gelang ihnen, jedoch nicht ohne Mühe, durch die Menge zu dringen, welche alle Straßen in der Nähe der vor dem Palast liegenden Kathedrale füllte; allein bei der hölzernen Brücke wurden sie von einem Trupp bewaffneter und mit Laternen versehener Bürger angehalten. — Wer da? riefen diese, als sie zwei Männer geheimnißvoll am Ufer hinschleichen sahen.

— Antwortet, antwortet schnell! raunte Jamolet seinem Gefährten zu, indem er ihn am Arme drückte, daß er schrie.

Meister Jean Mathonet, Innungs-Oberältester, antwortete der Kleine, vor Furcht bebend, in welcher Gesellschaft man ihn entdecken könne. — Ei, und was zum Teufel machen Sie da, Herr, fragte der Anführer der Patrouille weiter.

— Man sagte uns, erwiederte Jamolet, das Wort ergreifend, daß der Inquisitor aus dem Palais entwischt sei, und daß er sich hier herumtreibe, wir sind im Begriff, ihn zu suchen.

— Ja, setzte der Oberälteste noch hinzu, ihr werdet bei der Inselbrücke noch mehr finden, die auch ihn aufsuchen.

Hierauf entfernten sie sich, da sie Meister Jean für einen äußerst wackern Bürger hielten. Nachdem sie verschwunden, stiegen Jamolet und sein Gefährte in den Kahn und hatten bald das andere Ufer erreicht.

Freilich war es ganz wider seinen Willen, daß Meister Mathonet dem Inquisitor folgte. Als er die Gährung des Volkes sah, ließ ihm sein Scharfsinn leicht errathen, auf welche Seite der Sieg sich neigen würde; er bereute bitter, nicht seinen ersten Plan verfolgt zu haben und suchte nur ein Mittel, diesen Fehler wieder gut zu machen. Obgleich er sich indeß wohl hütete, seine Gedanken merken zu lassen, so hatte er es doch mit einem gar zu arglistigen Menschen zu thun. Als er sich in dem Hause befand, ließ ihn Jamolet in ein großes Gemach eintreten, worin ein Bett stand. Gute Nacht, Herr Bürgermeister, sagte er spöttisch zu ihm, morgen bin ich neugierig, zu erfahren, wer von uns beiden die beste Nacht gehabt hat. Ohne jedoch auf Antwort zu warten, schloß er den Kleinen sorgfältig ein.

Die Fenster des Zimmer, wo der überraschte Oberälteste sich

jetzt befand, gingen nach dem Flusse, und waren deshalb nicht wie die andern, mit Eisengittern versehen. Plötzlich stieg ein Gedanke in ihm auf: Wenn ich mich bis aufs Ufer hinablassen könnte, dachte er; die Nacht ist stockfinster, ich kann leicht über den Fluß schwimmen und in einem Augenblick kann ich dann dem Grafen von Jameppe Kunde geben von dem Orte, wo sich die Damen befinden, die er sucht... Ach! wenn das gelänge, dann wäre meine Wahl gesichert. Muth, Meister Mathonet, sagte er händereibend zu sich selbst, man muß an nichts verzweifeln... ei, ei, werther Herr Jamolet, Ihr spielt ein recht hübsches Spiel... noch einen Augenblick, und ich habe die Parthie noch nicht verloren... In diesem Augenblicke hörte er vor seiner Zimmerthür Geräusch, und unterschied deutlich die Schritte eines Bewaffneten, er zitterte und bebte. Ein paar Worte, die er deutlich vernehmen konnte, überzeugten ihn, daß eine Schildwache für ihn bestellt worden war. Dies kam ihm etwas in die Quere und mäßigte seine Freude; doch suchte er so gut als möglich gute Laune zu zeigen, um keinen Argwohn zu erwecken, und warf sich ein Liedchen trillend auf sein Bett.

Dies Mittel gelang ihm ziemlich. Es war kaum eine Stunde vergangen, als das Schnarchen der an seiner Thür lehnend eingeschlafenen Soldaten ihn erinnerte, daß es Zeit sei, an die Flucht zu denken. Er öffnete also mit der größten Vorsicht das Fenster, band sein Bettuch an den Mittelpfeiler fest, und nachdem er sich überzeugt, daß man ihn nicht gehört hatte, ließ er sich so sachte als möglich hinab. Die Nacht war so dunkel, daß er nicht hatte erkennen können, ob die zwei zusammengebundenen Betttücher ihn bis zur Erde hinabkommen lassen würden; es überraschte ihn daher höchst unangenehm, als er bemerkte, daß sie kurz waren. So in der Luft schwebend, wurden seine Arme immer matter, und da er überhaupt nicht sehr kraftvoll war, so war es ihm gänzlich unmöglich, wieder hinaufzuklettern, überdies hätte auch das Geräusch die Aufmerksamkeit im Innern des Hauses wecken können. Endlich, da er nicht mehr zu wählen hatte, ließ er sich ins Wasser fallen, das er zu seinen Füßen rauschen hörte. An der Stelle, wo er hineinfiel, war der Fluß nicht sehr tief, allein in geringer Entfernung befand sich eine tiefe Stelle; doch darum kümmerte sich der Oberälteste nicht, er folgte dem Strome, indem er sich so wenig als möglich bewegte. Als er

am andern Ufer angekommen war, erfaßte ihn neuer Schrecken, nur in geringer Entfernung von sich hörte er sprechen, schnell duckte er sich in das Gesträuch und wagte kaum zu athmen.

— War dir's nicht, sagte nur ein paar Schritte von ihm eine Stimme, als wenn ein Körper in den Fluß gefallen wäre?

— Ja, gerade so, entgegnete eine andere Stimme, indem sie sich dem Ufer näherten, aber wenn es ein lebendes Wesen war, so hätte es um Hülfe geschrien; laß uns horchen, die Nacht ist so dunkel, daß man gar nichts unterscheiden kann.

So plaudernd kamen die beiden Sprechenden bis dem Hause Jamolets gegenüber; der eine kam sogar so nahe an Jamolet vorbei, daß er diesem fast die Hand zertrat. Meister Mathonet enthielt sich nur mit Mühe eines Schreis.

— Der Kahn ist nicht mehr da, bemerkte eine ernste Stimme, die bisher noch nicht gesprochen hatte; ohne Zweifel ist er da. Es gilt nur Aufmerksamkeit, Streel, Ihr müßt Eure Maraudeurs an den Ufern längs hin aufstellen, damit Niemand auf dieser Seite unbemerkt fortgehen könne. Lambert und ich wollen versuchen, mit den übrigen Eurer Leute in dieses Haus zu kommen. Beobachtet vorzüglich das tiefste Schweigen, damit Niemand Eure Gegenwart hier wahrnehme. Die Unterhaltung wurde so leise fortgesetzt, daß der Oberälteste nichts weiter verstehen konnte. Teufel, sagte er zu sich selbst, ich bin so langsam, meine Nachrichten werden wohl zu spät kommen. Er waffnete sich jetzt mit Muth und rutschte auf Händen und Füßen ungefähr zwanzig Schritt weit. Als er glaubte, nicht mehr gehört zu werden, richtete er seine Schritte eiligst nach dem Palaste, auf welches gerade jetzt der Angriff ausgeführt wurde. Trotz seiner Anstrengungen den Grafen von Jameppe aufzufinden, konnte er ihn nicht eher treffen, als gerade in dem Augenblicke, wo Heinrich, erschöpft von den doppelten Obliegenheiten eines Soldaten und einer obrigkeitlichen Person, welche beide Aemter er diese Nacht zu versehen hatte, aus dem Rathhause trat; er hatte so eben daselbst die ehrenvolle Stelle eines Bürgermeisters ausgeschlagen; allein sein Einfluß und seine Schilderung von Meuniers Benehmen bewirkten, daß dieser als Bürgermeister ausgerufen wurde. Die andern Gewalten organisirten sich nach den Vorschriften der Gemeinde von Neuem.

Begierig auf Nachrichten von Margareten, suchte Heinrich sich

den Beglückwünschungen zu entziehen, welche seine Uneigennützigkeit für ihn hervorrief, um eiligst in seine Behausung zu gelangen, wo er seinen alten Diener wiederzufinden hoffte, von dem er auf dem Marktplatze so plötzlich getrennt worden war. Allein wie groß war sein Erstaunen, als er die letzten Stufen des Rathhauses überschritten hatte, und sich Meister Mathonet gegenüber sah.

— Hält der Graf von Jameppe so sein Versprechen, sagte der Oberälteste mit Wuth im Blicke zu ihm; hören Sie den Ruf: Es lebe Meunier, es lebe unser vielgeliebter Bürgermeister!

Heinrich war einen Augenblick ganz erstaunt über die Kühnheit des Verräthers. — Antworte mir erst auf meine Frage! rief er, ihn beim Kragen fassend, wo habt Ihr die Damen von Bierset gelassen?

Bei dieser unerwarteten Frage schien der Oberälteste wie vom Donner gerührt, doch bald wieder die arglistigste Miene annehmend, erwiederte er, indem er sich die Stirn abwischte: Meine Anstrengungen sind bis jetzt erfolglos geblieben, ich habe aber keineswegs Mühe und Opfer gespart...

— Meineidiger, fuhr Heinrich zornroth fort, indem er ihm die Gurgel zusammendrückte: wohin hast Du Dich diese Nacht mit Jamolet begeben? — Gnade, Gnade! schrie der Oberälteste kläglich, als er sich entdeckt sah, man hatte mich dazu gezwungen.

— Gezwungen, sagst Du? und wer zwang Dich, meinen Aufenthaltsort zu verrathen? fragte Heinrich weiter, der sich kaum mäßigen konnte, und schüttelte den Elenden hin und her. Warst Du auch genöthigt, mich durch Auflauerer ermorden zu lassen, denen ich nur durch ein Wunder entging, warum freust Du Dich nicht, wenn Du daran denkst; es war aber wirklich recht drollig...

— Erbarmen, Erbarmen! schrie der Oberälteste mit jammervollem Tone.

— Tod dem Meineidigen... laßt uns den Verräther aufhängen, schrie das Volk, und suchte sich des Opfers zu bemächtigen, aber der Oberälteste klammerte sich an den Grafen, wie ein Schiffbrüchiger an das rettende Bret. Im Namen Margaretens bat er mit gefalteten Händen und in der höchsten Angst, retten Sie mir das Leben.

Du sollst ihren Namen nicht vergebens angerufen haben, erwiederte Heinrich, indem er überlegte, daß die Nachweisungen dieses

Menschen für die Befreiung der Gräfin Margarete von Nutzen sein könnten. — Wo hast Du sie gelassen?

In der Nähe des Flusses, bei der hölzernen Brücke hinter St. Denis, das erste Haus zur Rechten, antwortete der Kleine, an allen Gliedern zitternd.

Heinrich ergriff eine an seinem Halse hängende Pfeife, auf welcher er einen schrillenden Ton blies, und im Augenblicke sah er sich von seinen Maraudeurs umgeben.

— Bewacht diesen Menschen hier, rief er, indem er auf den mehr todten als lebenden Oberältesten zeigte, und folgt mir so schnell als möglich.

Die Nachricht, daß man dem Inquisitor auf der Spur sei, verbreitete sich mit Blitzesschnelle und alle Bürger richteten ihre Schritte eiligst nach dem Orte, den Meister Jean Mathonet bezeichnet hatte.

IX.

Die beiden Männer, welche der Oberälteste auf seiner Flucht getroffen hatte, waren Lambert und Andreas gewesen. Getrennt vom Grafen, den die jubelnde Menge im Triumph in den Rathssaal trug, hatten sie beschlossen, den Inquisitor aufzusuchen. Streel, der gerade bei ihnen war, stimmte ihnen ebenfalls bei, und nachdem er die muthigsten aus seinen Truppen ausgewählt, suchten sie nicht ohne Mühe bis in die St. Ursulastraße. Andreas führte sie in alle Häuser, in welchen, wie er wußte, die geheimen Ausgänge des Palastes ausliefen. Endlich wagte er sich allein vor in die Keller des Palastes, wo er irgend eine Spur von den Damen oder von dem zu finden hoffte, welchen er jetzt mit unversöhnlichem Hasse verfolgte; allein umsonst, wenn sein Geist sich mit etwas anderem, als mit seiner Rache zu beschäftigen fähig gewesen wäre, so hätte er sehr viel zur Einnahme des Palastes beitragen können. Streel suchte ihn auch auf alle Weise dazu zu veranlassen, aber Andreas weigerte sich hartnäckig dies zu thun.

— Euer Oberhaupt sinnt im jetzigen Augenblicke nur über Euer künftiges Glück nach, sagte er nachdrucksvoll, sinnt also auch auf das seine. Noch ist nicht alle Hoffnung verloren, so viel ich bemerken konnte, zweifle ich jetzt nicht mehr, daß die Damen aus dem Palast

geschafft worden sind. Folgt mir, ich müßte mich sehr irren, wenn ich ihnen nicht auf der Spur wäre.

Die ersten Nachsuchungen und die Schwierigkeit, durch die Straßen zu gelangen, hatten ihnen fast zwei Stunden Zeit gekostet. In dem Augenblicke, als sie an der Kathedrale vorübergingen, um nach der hölzernen Brücke zu kommen, wurde das Palais grade erstürmt. — O, daß wir nicht dabei sein können, meinten die Maraudeurs und blickten neidisch auf die mit Fackeln und Aexten zum Sturme eilenden Bürger. Vorwärts! rief ihnen Andreas zu, wir haben leider schon zu lange gesäumt.

Sie blieben gerade einige Schritte vor der Brücke, die sie suchten, stehen, als der Fall des Oberältesten ihre Aufmerksamkeit erregte, doch beruhigten sie sich bald, als sie kein weiteres Geräusch hörten. Nachdem sie das Haus hatten umstellen lassen, schwammen Andreas und Lambert von einigen Maraudeurs begleitet durch den Fluß, durchschnitten das Seil, das den Kahn am andern Ufer hielt und ließen diesen nach der Meuse hintreiben. Während sie die Thür des Hauses mittelst einer Blendlaterne suchten, entdeckten sie die Betttücher, mit Hülfe deren der Oberälteste entflohen war.

— Soll mich Satan gleich zerdrücken, wenn er sich nicht gerettet hat, fluchte Andreas, den der bloße Gedanke, seine Beute zu verfehlen, wüthend machte.

— Was sagt Ihr da? fragte Lambert erstaunt über die Aufregung seines Gefährten.

— Seht hier, erwiederte Andreas nach dem offenen Fenster zeigend, das Geräusch, das wir vor einem Augenblicke gehört haben, kam sicherlich von hier.

— Aber wozu müßte er denn aus dem Fenster herabsteigen, wenn er die Thür öffnen konnte? gegenredete Lambert.

Das hat Euch Gott eingegeben, erwiederte Andreas, dem dieser Gedanke neues Leben gab. Er hatte noch nicht ausgesprochen, als ein erstickter Schrei aus dem linken Theile des Gebäudes erscholl.

— Das ist eine Frauenstimme, rief Lambert voll Entsetzen.

— Still! still! Horcht, wisperte Andreas und ergriff Lamberts Arm. Das Murmeln einer Männerstimme schien dem Schrei zu folgen.

— Er ist noch da, setzte er mit von wilder Freude funkelnden

Augen hinzu. Der Weiberschrei wiederholte sich schärfer, herzzerreißender, als vorher.

Lambert schauderte.

— Hilf mir dies weiße Tuch erreichen, sagte Andreas zu einem seiner kräftigen Marodeurs, der ungeduldig seine Befehle erwartete. Dieser that, wie ihm geheißen war. Andreas gelangte nun mit Hilfe seiner Hände und Zähne glücklich bis ans Fenster; Lambert folgte seinem Beispiele, und bald befanden sich ihrer acht in dem Zimmer, welches der Oberälteste nur vor einigen Minuten noch inne gehabt hatte.

Das Schnarchen der Schildwache vor der Thür hatte noch nicht aufgehört, Andreas leuchtete mit der Laterne an das Schloß, sah daß es abgeschlossen war und der Schlüssel von außen stak.

— Ich kenne das Haus, sagte er leise; Jamolet bewohnt die Mitte der linken Abtheilung des Hauses. Nun merkt wohl auf, ich werde durch das Kamin in das obere Stockwerk klettern. Die Wachen scheinen alle zu schlafen; ich werde daher mit ihnen leicht fertig und mache Euch die Thüre auf. Wenn Ihr mich um Hülfe rufen hört, so stoßt die Thür ein und steht mir bei.

Seinen Dolch in der Hand und die Laterne im Munde verschwand er jetzt im Kamin.

Lambert und seine Gefährten lauschten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Sie hörten Andreas in dem obern Stockwerke vorsichtig nach der Treppe schleichen, das Schnarchen dauerte fort — plötzlich hörte es auf, und ein langer Seufzer wurde hörbar.

— Jetzt wacht er auf, meinte Lambert mit der Hand an den Degen fahrend.

— Das wird er wohl nicht wieder, antwortete Andreas, indem er von Blut und Schweiß triefend, die Thür öffnete, ohne sich aufzuhalten, stieß er den Leichnam mit dem Fuße zur Seite.

Das Zimmer, in welchem sich in diesem Augenblicke Jamolet befand, hatte die Gestalt eines Halbkreises und in jedem der beiden Winkel desselben befand sich eine Thür; es hatte nur ein Fenster, das nach dem Flusse ging. Andreas erklärte seinen Gefährten dies alles genau, ehe sie dahin aufbrachen. Ihr greift ihn alle von einer Seite an, war seine Anordnung, während ich ihm die andere verschließen werde. Andreas hatte sich die Thür zur Rechten gewählt,

weil sie zu andern Zimmern führte, und da er voraussetzte, daß sein Feind, bei der Verfolgung sich dahin zurückziehen werde, so versprach er sich die Genugthuung, Mann gegen Mann mit ihm zu fechten, ein Gedanke, der ihm ein grimmiges Lächeln entlockte. Nachdem so alle Andern getroffen waren, rückten sie Alle bis vor die Thür des Zimmers, das sich vor dem des Inquisitors befand und wo sie hören konnten, wie einige Soldaten mit Würfeln darin spielten.

Gleich nach seiner Ankunft hatte sich Jamolet in ein unteres Zimmer begeben, wo die Gräfin und Margarete eingesperrt waren. Als er aber dem Letztern ihm zu folgen befahl, erwiederten sie, daß nichts in der Welt sie dazu bewegen könne.

— Wirklich? meinte der Inquisitor ironisch, wobei er sich jedoch nicht enthalten konnte, die Jungfrau zu bewundern, welche der Muth nur noch reizender machte; nun, das wollen wir sehen. Er gab ein Zeichen, zwei Männer erschienen und stellten sich bereit zur Ausführung der Befehle, die sie erhalten würden.

— Warum zwingen Sie mich, Gewalt zu brauchen, da Sie doch wissen, daß ich Sie wie meinen Augapfel halten werde, bat der heuchlerische Jamolet.

— Unwürdiger Priester! rief die Gräfin und schloß ihre Nichte in ihre Arme, fürchtest Du nicht, daß die Hölle sich öffne, Dich zu verschlingen?

— Ueber das alberne Geschwätz! sagte voll Ungeduld der Inquisitor, bringt dieses reizende Geschöpf weg und beschwichtigt die alte Närrin, fuhr er zu seinen Satelliten gewandt fort, und zeigte nach den beiden Frauen, die sich in einen Winkel geflüchtet hatten.

Jetzt fand zwischen Margarete und ihrer Tante eine erschütternde Scene statt. Jamolet hatte früher befohlen, daß man gegen die junge Dame alle möglichen Rücksichten nehme; deshalb wandten sie nicht gewaltsame Mittel an, um die beiden Frauen zu trennen, sie ließen es, daß diese sich immer von Neuem in die Arme schlossen. Die Unglücklichen weinten, baten, drohten und schluchzten, daß auch der Härteste erweicht worden wäre, allein der Inquisitor zuckte mit keinem Auge.

Die Kraft der beiden schwachen Frauen unterlag endlich in dem ungleichen Kampfe; Margarete, mit aufgelöstem Haar, ward ergriffen und trotz ihres hartnäckigen Widerstandes hinweggeführt. Die Gräfin

wollte ihr nachfolgen, sie warf sich zu Jamolets Füßen und flehte um Gnade, er stieß sie heftig mit dem Fuße zurück, und die Frau von Bierset fiel mit dem Kopf auf den Boden des Kellers, wo sie in Blut gebadet liegen blieb.

Margarete war halb todt vor Entsetzen auf einen Thronsessel in ein zierliches, hell erleuchtetes Zimmer getragen, ihr Gesicht war überaus blaß, ihre durch so viele Thränen geschwächten Augen vermochte sie kaum zu öffnen; die langen schwarzen über den Alabasterhals wogenden Locken hoben ihr zartes Antlitz nur noch mehr hervor, alles an ihr drückte die äußerste Abspannung aus, und man hätte sie aller Bewegung unfähig halten mögen. Jamolet öffnete Fenster und Laden, um durch die Nachtkühle das Antlitz derjenigen, die er schon mit den Augen verschlang, zu erfrischen. Margarete sah nichts, sie hörte nichts, immer blieb sie unbeweglich. Der Dominikaner näherte sich ihr jetzt und betrachtete sie voll trunkener Freude, dann ergriff er ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

Diese Entheiligung weckte die Jungfrau aus ihrer Betäubung. sie heftete die erstaunten Augen auf den Inquisitor, den sie zu ihren Füßen liegen sah, und welcher sie in seine Arme zu ziehen suchte. Plötzlich kam ihr die Erinnerung wieder — sie stürzte in die Mitte des Zimmers und stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. — Gott im Himmel! rief sie ganz außer sich, indem sie auf die Kniee fiel, wer schützt mich denn? wer rettet mich?

— Niemand in der Welt, erwiederte Jamolet mit wilder Freude, und streckte die Hand aus, um sie zu ergreifen.

— Du lügst, Bösewicht! schrie eine starke Stimme nicht weit von ihm.

In demselben Augenblicke stürzte eine der Thüren in Trümmer zusammen und ein Mann, den Jamolet in seiner Ueberraschung nicht sogleich erkannte, erschien auf der Schwelle. Beide Gegner maßen sich einen Augenblick mit den Augen und beide erkannten zugleich, daß sie keine Gnade von einander hoffen könnten. Beider Wuth war ohne Grenzen; der eine sah sich seine Beute entführen, der andere erblickte den Mörder seiner Tochter vor sich.

— Du lügst, wiederholte Andreas mit Nachdruck, indem er ihm grimmige Blicke zuschleuderte. Unwürdiger Priester! — mörderischer

Mönch. — Ich werde sie retten und Dich noch heute die Verbrechen büßen lassen, von denen Deine Seele befleckt ist.

— Du bist es, der lügt, rief der Inquisitor, zu seinen Waffen greifend; in zehn Minuten sollen die Hunde Dein Herz verschlingen, das ich ihnen vorwerfen will!

Ein fürchterlicher Kampf begann jetzt zwischen ihnen. Beide Männer waren an Kraft und Gewandtheit sich gleich; beide griffen sich mit gleichem Ungestüm, mit gleichem Grimme an, ihre Augen schossen Blitze auf einander und bei jedem Streiche stießen sie schauderhafte Flüche hervor.

— Kehr wieder zur Hölle, die Dich ausgespieen, schrie Andreas seinen Feind mehr und mehr in die Enge treibend; endlich versetzte er ihm mit der Axt einen Hieb auf den rechten Arm, der ihn kampfunfähig machte, allein jetzt öffnete sich die Thüre, die Soldaten aus dem andern Zimmer kamen ihrem Oberhaupte zu Hülfe und Andreas sank von vielen Stichen durchbohrt nieder.

— Fluch! rief er zähneknirschend, die Hölle triumphirt.

Jamolet stürzte auf Margarete los, ergreift sie mit seiner Linken bei den Haaren und als Lambert mit seinen Begleitern an den beiden Thüren erschien, zeigt er diesen die ohnmächtige Jungfrau. — Naht einen Schritt, schrie er, und ich erdolche sie vor Euren Augen!

Die Marodeurs, starr über solche Kühnheit, sahen einander an und regten sich nicht. In diesem Augenblicke des Zauderns sammelte Jamolet seine Energie wieder, er strengte sich noch einmal aufs Aeußerste an, hub Margarete empor und stürzte sich unter höllischem Lachen mit ihr in den Fluß.

Die Soldaten, nicht mehr durch die Gegenwart des Inquisitors unterstützt, baten feig um Gnade, die ihnen verweigert ward, und bald litten sie in grimmer Todespein die Strafe für ihre Verbrechen.

X.

Während sich dies im Innern zutrug, hatte Streel, auf seinen Degen gestützt, am Ufer gewartet und kein Auge von dem Hause verwandt, in welches seine Freunde eingedrungen waren. Als das Gefecht begann, stieg seine Ungeduld aufs höchste. Er hätte sich sicher mit ihnen vereinigt, wenn der dumpfe Lärm der Volksmassen,

die sich mit dem Grafen von Jameppe näherten, nicht an sein Ohr gedrungen wäre. Bald sah er, wie sich die Menge über die Altmarktbrücke drängte; einige der eifrigsten, unter denen man Heinrich erkannte, wagten sich ans Ufer und folgten dem Laufe des Wassers bis zu dem Orte, wo Streel und seine Gefährten sich aufgestellt hatten. Sie waren noch nicht völlig bis dahin gekommen, als der Fall eines schweren Körpers in den Fluß ihre Aufmerksamkeit erregte.

— Tod dem Inquisitor! — Rettet die Jungfrau! schrieen mehrere Marodeurs zum Fenster heraus.

Heinrich zweifelte keinen Augenblick, daß dies Margarete sei und mit Blitzesschnelle flog er zu ihrem Beistande herbei — es war die höchste Zeit. Jamolet war es in seinem jetzigen Zustande unmöglich, etwas zu seiner Rettung zu thun; als er sich in den Fluß stürzte, hatte er nur einen Gedanken, nämlich den, seine Feinde durch einen Selbstmord um ihre Rache zu bringen, und die Jungfrau zugleich mit sich selbst zu tödten. Auch machte er keineswegs einen Versuch zum Schwimmen, sondern strengte sich vielmehr an, unter Wasser zu bleiben.

Heinrich sah beide verschwinden, als er zur Stelle kam; eiligst stürzte er ihnen nach und es gelang ihm, Margarete am Arm zu erfassen. Allein er konnte die eine nicht ohne den andern retten; Jamolets Finger hatten sich im Haar der Jungfrau so fest gegriffen, daß es unmöglich war, sie los zu machen. Streel, der seinem Herrn nachgesprungen war, kam gerade zur rechten Zeit, um ihm die schon alles Bewußtseins Beraubte über Wasser halten zu helfen. Ihre Lage war jetzt schrecklich; das Ufer bot keine Stelle zum Anlanden und der Strom wurde immer reißender, je weiter sie hinabkamen; er trieb gerade nach einer Mühle hin, die sich immer schneller zu bewegen schien, um sie an sich zu ziehen. Die Gefahr war unabwendbar. Zum Glück waren jedoch einige Bürger in die Häuser gedrungen, deren Fenster nach dem Flusse gingen, und von hier aus hielten sie Seile, Stangen und was ihnen sonst Aehnliches zur Hand lag, den Schwimmenden entgegen, diese klammerten sich daran fest, und wirklich erhielten sie sich so lange, bis man die Mühle angehalten hatte und ihnen zur Hülfe kommen konnte.

Die Verzweiflung des jungen Grafen war aufs Höchste gestiegen. Margarete gab kein Lebenszeichen mehr von sich; um sie vom Inqui-

sitor zu trennen, hatte man einen Theil ihres Haares abschneiden müssen, den dieser nicht losgelassen hatte. Nachdem sie hierauf wieder in das Zimmer, aus welchem sie entführt wurde, gebracht worden war, blieb sie daselbst lange Zeit besinnungslos liegen. Endlich gab sie jedoch Zeichen des wiederkehrenden Lebens. Aller Herzen erfüllte neue Hoffnung. Sie schlug die Augen auf und schien überrascht, mehrere Frauen im Zimmer zu sehen, von welchen die eine, deren Gesicht von Beulen und Quetschungen bedeckt war, laut schluchzte. Neben sich sah sie einen jungen Mann auf den Knieen liegen, der ängstlich alle Bewegungen der Jungfrau beobachtete und mit Ungeduld ihres ersten Blickes harrte.

— Margarete! rief er ihr zu, und suchte sie durch seine Küsse wieder zu beleben, Margarete! — erkennst Du mich nicht? ich bin es! Heinrich! Die Jungfrau neigte den Kopf zu dem Sprechenden hin, allein ihr Blick war matt und glanzlos.

— Zum Scheiterhaufen! zum Scheiterhaufen! schrie draußen das Volk, zum Scheiterhaufen mit dem Mönche!

— Warum weinst Du, fuhr Margarete zu Heinrich gewendet fort; hörst Du nicht die Freudenrufe unserer Bauern; sie harren ungeduldig der feierlichen Handlung entgegen — wartet doch einen Augenblick — ich will so schön als möglich sein — und sie griff mit der Hand nach dem Kopfe, als wollte sie eine Blume oder ein Band in Ordnung bringen.

— Zum Scheiterhaufen! zum Scheiterhaufen! brüllte die Volksmenge immer ärger; Tod dem Inquisitor!

Der Tumult wurde lauter und dies kündigte an, daß etwas Ungewöhnliches draußen vor sich ginge; allein Keiner von allen, welche sich im Zimmer befanden, bezeigte die geringste Neugier; die Aufmerksamkeit, die Gedanken aller richteten sich auf Margarete, deren Zustand ihnen Entsetzen einflößte. Ihre Züge, obwohl mit fürchterlicher Blässe überzogen, waren äußerst erregt und färbten sich bei der mindesten Bewegung, aber ihre Augen gaben keinen ihrer Gedanken wieder und diese unveränderliche Starrheit hatte etwas Ergreifendes, was selbst die Gleichgültigsten erbarmt hätte. Heinrich vermochte nicht seinem Schmerze Worte zu leihen.

Die Jungfrau erholte sich etwas, eine Thräne glänzte in ihrem Auge. — O Mutter, Mutter! wiederholte sie mehrere Male mit bewegter

Stimme, warum ist es mir denn nicht vergönnt, diese glücklichen Thränen an Deinem Busen zu weinen. — Segne Deine Tochter vom Himmel herab — segne meinen Heinrich — ach, wir werden so glücklich sein. — Ach, wie ich leide, sagte sie voll Mattigkeit und konnte sich kaum aufrecht erhalten.

Thränen flossen über aller Anwesenden Wangen. Still, sprach sie nach einem Augenblick der Ruhe, indem sie den Finger an den Mund legte, sie sah aus, als wolle sie sich vergewissern, daß sie allein sei. Dann öffnete sie ein Medaillon, das sie auf ihrem Herzen trug, und nahm eine Blume heraus, die mit unnennbarem Vergnügen zu betrachten schien. — Er wird sie sicherlich wiedererkennen, es ist die, welche er mir am Tage seiner Abreise auf dem Berge gab. — Seine Abreise — aber was will denn dieser Bote da? fragte sie plötzlich voller Schrecken, indem sie sich zur Gräfin flüchtete und auf eine Seite des Zimmers wies, wo sich Niemand befand — Julian — verhaftet, sagt Ihr? Unglücklicher, — lauft geschwind nach Lüttich — rettet ihn. — Leb wohl, Heinrich, leb wohl —

In demselben Augenblicke erhob sich am Ufer von Neuem lärmendes Geschrei, und Flammen schlugen zum Himmel empor. Zwei Männer, auf alle Weise vom Volke bewacht, schritten zum Scheiterhaufen hin; der eine ging voll Stolz einher, seine verächtlich verzogene Unterlippe bekundete seine Verachtung des Volkszornes, dem er so oft getrotzt; er stieg festen Schrittes zum Richtplatz hinauf und richtete die Augen auf das offen gebliebene Fenster des Zimmers, als wenn er eine Leiche dort suche. — Sie ist ohne Zweifel todt, sagte er mit Höllenlächeln und teuflische Freude spiegelte sich auf seinem Gesichte.

Sein Gefährte hingegen, von der Menge fortgeschleppt, bat flehentlich um Gnade und klammerte sich an alles an, um den Augenblick des Todes zu verzögern.

Keine Gnade den Verräthern, schrieen die Zunftleute, welche ihre Innung von der Schande reinigen wollten, die durch ihren Oberältesten über sie gekommen war. Ohne Erbarmen band man den Kleinen neben Jamolet fest, welchem der Schmerz auch nicht einen Laut entlockte, bald prasselten auf allen Seiten die Flammen empor und erhellten die erdfahlen Gesichter der beiden Opfer.

Die Todesrufe draußen weckten Margaretens Aufmerksamkeit,

ihr Gesicht belebte sich wieder, eine entsetzliche Erinnerung stieg vor ihrer Seele auf. — Julian ermordet! rief sie schaudernd. Schnell lief sie ans Fenster, ihr Auge sah in die wogende Menge hinab und traf auf den Blick des Inquisitors, der seine Augen starr auf sie heftete, wie an dem Tage, als er ihr den Tod ihres Bruders verkündigt hatte. — Der Mönch! stieß sie voll Entsetzen aus, zurückweichend und mit einem herzzerreißenden Schrei fiel sie bewußtlos in Heinrichs Arme.

Schluß.

Vierzehn Tage nach den Ereignissen, die wir so eben erzählt haben, und welche in der Nacht vom funfzehnten zum sechszehnten Februar im Jahre 1538 statt fanden, wurde mit allen Glocken der Stadt geläutet; eine ungeheure Menschenmenge wälzte sich in die Kathedrale St. Lambert, deren Inneres mit den unschätzbaren Reichthümern ausgeschmückt war, welche diese Kirche damals besaß; die Lütticher Banner wehten vom Hauptthurme herab majestätisch im Winde; Trompeten riefen mit schmetternden Tönen die Handwerker herbei, welchen man überall in Festkleidern begegnete und die sich singend unter ihre Fahnen reihten; die lebendigste Heiterkeit herrschte auf allen Gesichtern. Die Häuser der Bürger waren mit Blumengewinden geschmückt, zu den Fenstern hingen prächtige Teppiche heraus, auf welche muntere rothwangige Mädchen sich stützten, um mit Wohlgefallen die laue Luft der ersten Frühlingstage einzuathmen. Aus der Ferne erschollen Kirchenlieder; das Volk theilte sich. Das ganze Kapitel im priesterlichen Amtsschmucke, unter dem Vorschritte von Untergeistlichen, deren silberne Becken die Luft mit ihren Wohlgerüchen erfüllen, kam aus der Kathedrale und schritt durch die Straßen, die man mit Teppichen belegt hatte; diesem folgten in ruhiger Ordnung die Handwerksinnungen und die Wache der Zehn, hinter welcher Meunier, im Bürgermeisterkleide, würdevoll einherging, und ein Sammtkissen trägt, auf welchen man die Schlüssel der Stadt bemerkt; Reiter in glänzenden Rüstungen auf prächtig aufgeschirrten Rossen schlossen den Zug.

Wohin gehen denn diese Leute, mit Lächeln auf den Lippen und Freude im Herzen?

Wenn Du an einen der Bürger diese Frage gethan hättest, so würde er Dir höflich zur Antwort gegeben haben, daß sie dem neuen Bischof, Cornelius von Berg, entgegenzogen, der an diesem Tage seinen feierlichen Einzug in seine gute Stadt hielt.

Während in Lüttich zur Feier dieser glücklichen Begebenheit die Töne der Trompeten die Luft durchbebten, hörte man auf Jemeppe von Weitem die trüben Klänge der Todtenglocke.

In einem Zimmer des Schlosses Jemeppe lag auf einem Prachtbette eine Frau, deren Hagerkeit vergangene schwere Leiden beurkundeten; nur ein einziges Organ schien an ihr noch zu leben, das Gesicht; sie blickte wechselsweise eine Jungfrau und einen Jüngling an, die sich an ihrer Seite befanden.

— Gieb mir Deine Hand, Heinrich, sagte die Kranke mit so schwacher Stimme, daß man sie kaum verstehen konnte, und Du auch, Margarete — so — gut so, setzte sie hinzu, als sie Beider Hände in der ihrigen vereinigt sah, „es däucht mir, daß ich so nicht sterben kann.“

— Mutter! — bat die Jungfrau, indem sie ihre Tante mit feuchtem Auge anblickte; warum an den Tod denken? Du wirst noch lange zu unserm Glücke leben.

— Euer Glück, Kind — o ja, ich muß mich sputen, wenn ich noch Zeuge davon sein will. Ich denke davon — Deine Mutter giebt mir dies ein. — Ja, setzte die Gräfin hinzu, indem sie einen Gedanken zu verfolgen schien. Heinrich, der ehrwürdige Pater ist hier, nicht wahr?

— Ja, gute Tante, erwiederte der Jüngling und wandte sich ab, um seine Bewegung zu verbergen.

— Um so besser, sprach die Gräfin weiter; meine Kinder, ich wünsche, daß Eure Hände, die ich in diesem Augenblicke vereinigt fühle, auch durch den Priester vereinigt werden, bevor ich sterbe.

— Denkst Du an das, meine gute Mutter? sagte die Jungfrau erröthend; darein können wir nicht willigen, so lange Du krank bist; in acht Tagen wirst Du viel besser sein, verspricht uns der Arzt, den Du hier gegenwärtig siehst.

— Indessen können wir über das Alles weitläufig plaudern. Und bei diesen Worten zwang sich Margarete zu einem Lächeln.

— Glaube nicht, daß Du mich über meinen Zustand täuschen

kannst, entgegnete die Gräfin; ich habe aufs Höchste noch eine Stunde zu leben, und wenn Du mir widersprichst, gutes Kind, dann wird aus dieser Stunde vielleicht nur eine Minute.

Der Arzt gab ein Zeichen der Beistimmung von sich, welches nur Margarete und Heinrich bemerken konnten.

Ach, laß mich die Nachricht von Deinem Glücke Deiner Mutter überbringen, setzte die Gräfin sie umarmend noch hinzu.

— Nun, gute Mutter, antwortete Margarete, indem sie ihre Thränen verbarg, um Deinen Geist zu beruhigen, will ich Deinem Wunsche folgen; das ist eine Bedingung, die der Arzt zu Deiner Genesung für nöthig hält.

— Du willigst auch darein, Heinrich?

— Sie wissen, daß Ihr Wille stets der meinige ist, sagte der Jüngling mit scheinbarer Ruhe.

Ein Blitz des Glückes glänzte in den Augen der Sterbenden.

Der ehrwürdige Priester, welchem der Arzt den letzten Wunsch der Gräfin mitgetheilt hatte, näherte sich Heinrich und Margareten, die er beide von Kind auf gekannt hatte und gegen welche er die Liebe eines Vaters hegte. Er ließ sie niederknieen, dann sprach er, nach einer kurzen Rede, welche die Umstände und die Majestät des Priesters nur um so eindringlicher machten, die heilige Formel aus und das junge Paar war vereint.

Eine Thräne entrollte den Augen der Gräfin. O! Dank Dir, Gott! sagte sie, ihre Kinder in die Arme schließend, jetzt kann ich sterben — — und ihre Seele floh gen Himmel.

Der König und sein Narr.

Novelle.

Von

Ernst Dronke.

Es war im September des Jahres 1525. Auf dem Söller eines Gartenpavillons an der Straße von Madrid nach Valencia stand ein Mädchen von ungefähr 15—16 Jahren, das still und sinnend, den Kopf auf die Hand gestützt, über die Balustrade hinabschaute. Ein leiser Windhauch spielte mit ihren langen schwarzen Flechten und die Zweige eines Orangenbaumes beugten sich wie zum Kuß über ihren blendenden Nacken. Alles war ruhig. Nur die Mandoline gab zuweilen bei einer unwillkürlichen Berührung der kleinen Finger einen zitternden, weichen Klang. Drunten zogen Spaziergänger und einsame Wandrer langsam einher, mancher blieb stehen und betrachtete mit Bewunderung das schlanke, schöne Gebild mit den blühenden Wangen und den großen, dunklen Augen; aber das Mädchen bemerkte sie nicht, ihr Blick hing träumerisch an den fernen blauen Sierren. Plötzlich wandte sie sich ab und wandelte durch die blühende Reihe von Granatbäumen, welche auf dem flachen Belvedere aufgestellt waren. Ganz im Hintergrund saß eine ältliche Dame in dunkelfarbenen Gewändern, die emsig in einem großen Gebetbuche las. Nicht weit von ihr blieb das Mädchen stehen.

„Manuela", sagte sie halblaut, wie in Betrachtung versunken, „ist es in Frankreich drüben schöner, als bei uns?"

fern auf dem Tajo flimmerten Lichter und eine Serenade von sonorer, männlicher Stimme klang leise durch die Stille herüber. Es war eine Romanze aus dem Cid. Das Mädchen lauschte den wehmüthigen, weichen Akkorden, die in der Nacht verschwammen, — eine süße, rührende Klage verborgener Liebe, es war, als tönten diese Worte aus ihrem eignen Herzen. Sinnend ließ sie ihr Haupt tiefer auf die Brust sinken....

Plötzlich fuhr sie erschreckt von einem Geräusch unter den Fenstern zurück, die Granatblüthe, die sie in der Hand gehalten, fiel zur Erde. Ein Schatten, wie von einem Knaben, huschte an dem Hause vorüber. Das Mädchen hatte ihn nicht gesehen; als sie aber Nichts mehr hörte und auf den hellen, vom Mond beleuchteten Marmor vor dem Pavillon niedersah, war die Granate verschwunden.

An dem Thore eines weitläuftigen, rings von hohen Mauern umzogenen Palastes hielt ein Reiterzug. Die Fenster verschiedener Flügel wurden mit einem Male von Lichtern erhellt, die ebenso schnell wieder verschwanden, auf dem Hof wurde es von Pagen und Dienern lebendig. Mehrere der Jäger waren schon abgesessen und drängten sich um einen schlanken, hochgewachsenen Reiter, um ihm vom Pferde zu helfen. Die meisten trugen einfache, dunkle Kleidung, ohne allen Schmuck, nur der geschmackvolle Schnitt, der die schönen Formen hervorhob, verrieth den Rang der Cavalcade; ein einziger zeichnete sich durch eine weiße Reiherfeder am Hute aus. Die Uebrigen, auffallend von diesem durch die Tracht unterschieden, wie sie damals am spanischen Hofe Sitte war, harrten indessen, bis die Diener ihnen die Pferde hielten.

„Ich danke Dir, Graffy," sagte der Mann mit dem weißen Federhut in französischer Sprache zu einem seiner dienstfertigen Begleiter. „Meine Gelenke sind, Gottlob, in diesem langweiligen Lande noch nicht so ganz vertrocknet, daß ich mir nicht vom Pferde helfen könnte."

„Messieurs," wandte er sich höflich zu den steifen, düstern Gestalten, die eben abgestiegen waren, „wollt Ihr mein geringes Nachtmahl theilen, so seid willkommen."

Während er sprach, hatte er leicht das Haupt entblößt, aber man wußte nicht, war es aus Achtung gegen die Angeredeten, oder blos, um mit der Hand die kurzgeschornen Haare zu ordnen. Unter seinen Begleitern entstand ein leises Gelächter.

„Schade," warf er leicht auf die ablehnenden Entschuldigungen der Spanier hin, „recht Schade! Ich hätte so gern etwas von dem hübschen Mädchen gehört, das auf dem Pavillon hinter den Orangen stand. Ihr habt sie doch auch gesehen, Don Arteña?"

„Señor," erwiederte eine tiefe, ernste Stimme, „ich blicke nicht nach jedem Pavillon, ob vielleicht die Augen einer Dame hinter den Bäumen hervorschauen."

„Pah! Als ich noch drüben in meinem fröhlichen Frankreich war, da durftet Ihr mir keine hübsche Dirne zeigen, die ich nicht mit Namen genannt hätte. N'est-ce pas, Graffy? — Gott befohlen, Señores!"

Lachend nahm er den Arm seines Begleiters und schritt mit dem Gefolge dem Innern des Gebäudes zu. Die Diener leuchteten ehrfurchtsvoll voran und das volle Licht der Fackeln fiel auf die schöne, majestätische Gestalt des Jägers, den die übrigen Alle mit solcher Auszeichnung behandelten. Stolze, scharfgeschnittene Züge traten aus dem noch jugendlichen, aber blassen Antlitz hervor, die großen dunklen Augen schienen durchbohrend, von einem rastlosen Feuer durchdrungen zu sein und der Zug eines Lächelns, wie von kaltem Hohn, lag über den feinen, zusammengepreßten Lippen; die Wangen und der untere Theil des Gesichtes waren zum größten Theil von einem mächtigen Bart überschattet. Dieser Mann war ein Gefangener Kaiser Karl V., seine Begleiter sämmtlich Söhne aus den edelsten Geschlechtern Frankreichs, welche freiwillig seine Haft theilten. Es war König Franz I., der leichtsinnigste und ritterlichste Fürst, der je den französischen Thron besessen.

„Diese übermüthigen Teufel!" sagte Graffy, während sie eine große Marmortreppe hinauf den obern Gemächern zuschritten. „Wie kalt sie ihre Entschuldigung vorbrachten, als ob sie eine unterthänigere Einladung erwarteten. Saint-Denis! Meine besten Güter an der Loire gäbe ich darum, einem dieser bocksledernen Bursche in ehrlichem Zweikampf gegenüber zu stehen!"

„Und hast Du diese Blicke gesehen, Henry," lachte ein junger

Digitized by Google

Edelmann mit blondem Haare und hellen blauen Augen, „als der König sie nach dem Mädchen aus dem Pavillon fragte? Bei Gott, die Eifersucht scheint hier Landestracht zu sein, und wir können uns hüten, daß wir nicht für einen unschuldigen Kuß mit Dolchstößen bezahlt werden."

„Das hatte nun seine Gründe, mein kleiner Bonnivet," antwortete der König, „denn einer dieser bocksledernen Bursche, wie sie Henry nennt, ist ein Onkel oder Vetter, oder Gott weiß, was sonst für ein Verwandter des Mädchens, das seinen Namen trägt und Chimene d'Infantado heißt."

„Und er wird wohl nicht mit solcher Blindheit geschlagen sein, daß er nicht die Blicke bemerkt hätte, die seine kleine Anverwandte auf Ew. Majestät geworfen. Wahrhaftig, ich beneide Euch, Sire, um Eure Siege in diesem siegreichen Lande."

„Nein, nein, Graffy," lachte der König, „mit Deinem Neid bleibe mir zu Hause, es wäre das erste Mal nicht, daß er mir gefährlich würde. Indeß," fuhr er plötzlich ernster fort, „bei der Krone des heiligen Ludwig, jenes Mädchen ist eine Blume, des kostbarsten Preises werth."

In dem Saal fanden sie die Tafeln schon reichlich besetzt von dampfenden Schüsseln und den französischen Weinen, mit denen Luise von Savoyen den Tisch ihres gefangenen Sohnes versorgt hatte. Man merkte hier Nichts mehr von der drückenden Haft, mit der Karl V. das stolze Herz, das sich voll ritterlicher Hoffnung ihm selbst in die Arme geworfen, umgeben hatte.

„Aber zum Teufel," rief der König plötzlich, seine Umgebung musternd, „wo steckt denn wieder der Narr? Schon seit einer Woche läuft er stets auswärts herum und läßt den Kopf hängen, wie ein Sperling in der Mause."

„Vielleicht geht er auf Liebeswegen," meinte Bonnivet.

„Haha, Triboulet verliebt!" lachte Franz. Meiner Treu, dieser Gedanke ist prächtig. Meine Herren, was gäbt Ihr um die Mondscheinscene, Triboulet zu den Füßen einer schwarzen Andalusierin zu sehen?"

Schallendes Gelächter erhob sich, und Jeder suchte mit schärferem Spott über den Abwesenden herzufallen. Allmälig that der Wein seine Wirkung. Alte, heimliche Liebesabenteuer aus der Hei-

math wurden ans Licht gezogen, Toaste ausgebracht, und das Gelage bekam den Anstrich einer vollkommnen Orgie.

Es war tief in der Nacht, als sie sich trennten. Die Lichter waren herabgebrannt und warfen einen trüben, unheimlichen Schein über das Ganze.

Franz saß allein, in Träumen versunken, noch an seinem Platze. Seine Hand kritzelte bewußtlos mit dem Messer einen Namen auf den Teller.

„Morgen, morgen," murmelte er vor sich hin ... Ich muß sie sehen, und wenn es mein Tod wäre!"

Dann fuhr er mit der Hand über Stirn und Augen und erhob sich. Ein leises Geräusch in der Saalecke ließ ihn sich umdrehen und sein Blick fiel auf eine dunkle, zusammengekauerte Gestalt.

„Triboulet! Wie? Wo steckst Du, wie kommst Du hierher!"

„Allein und zu Fuß, Vetter," antwortete eine rauhe, mißtönende Stimme, „mein Pferd zog es vor, noch einen Spaziergang zu machen."

Franz hatte sich wieder gesetzt und starrte in das Licht.

„Es ist gut, daß Du da bist, Narr. Ich habe mit Dir zu sprechen. — Tritt näher!"

Triboulet kam langsam aus seiner Ecke und blieb einen Schritt vor ihm stehen. Eine kleine verwachsene Gestalt, in der der Ausbund von Häßlichkeit vereinigt zu sein schien. Ein ungeheurer Kopf mit wilden, struppigen Haaren saß tief in den Schultern, beinahe auf dem Höcker; kleine graue Augen blinzten unter buschigen Brauen aus den tiefen Höhlen, und ein breiter aufgeworfener Mund voll unregelmäßiger Zähne vollendete das Bild eines von der Natur höchst stiefmütterlich bedachten Geschöpfes. Dies war der Spaßmacher des Königs.

„Triboulet," sagte Franz langsam und noch sinnend, „ich brauche Jemand, der mich morgen von der Jagd heimlich wohin begleitet.—"

„Ich will es dem Stallmeister sagen," erwiederte der Narr mürrisch, als Franz inne hielt.

„Nein, nein!" rief dieser schnell. „Graffy nicht! Behüte! Ein Anderer ... Du selbst mußt es sein, Narr, und — Nun, was soll's? Näher!" —

Mit einem ungeduldigen Griff hatte er ihn an der Brust ge-

packt und zog ihn herbei. Von der Gewalt aber zerriß eine Schnur und das Collet dehnte sich aus einander. Eine Granatblüthe fiel zu Boden.

Bei diesem Anblick gerieth Franz mit einem Male wieder in seine angeborene Lustigkeit.

„Hahaha! Seht mir Einer den glücklichen Ritter! Welche süße Schöne hat Dir diese Liebesblume geschenkt, mein unwiderstehlicher Adonis? Saint-Denis! Ich lasse sie zur Königin der Weisheit erklären für ihre himmlische Wahl!“

Ein neues anhaltendes Gelächter quoll aus der Brust des Königs, bis er sich zuletzt die Thränen aus den Augen wischte. Hätte er in diesem Augenblick den Narren betrachtet, er würde vielleicht Manches in dessen Zügen gelesen haben. So aber gewann der Ueberraschte Zeit.

„Ja wohl, Vetter!“ erwiederte er mit einem boshaften Grinsen, „thu' das! Sie verdient es wahrhaftig! Ich habe diese Blumen für Dich von der Königin von Portugal bekommen.“

„Still!“ donnerte Franz, wild auffahrend. „Still! Keine Späße hiervon!“

Eine Pause entstand.

„Triboulet,“ begann der König zuletzt mit kaltem, befehlendem Stolz, „Du wirst morgen mit unsern Pferden am Abhang des Berges harren, bis ich komme. Niemand soll erfahren, wo wir gewesen, — verstehst Du? Niemand! Du allein begleitest mich!“

Mit diesen Worten klingelte er einem Kammerdiener und verließ den Saal.

„Wieder ein galantes Abenteuer,“ murmelte der Narr, ihm düster nachschauend. „Graffy soll ihm nicht in's Gehege kommen. Er denkt noch an die Geschichte mit der Chateaubriand.“

Aus einem Garten tönten die Klänge einer Mandoline, und der Abendwind trug den Gesang einer weiblichen Stimme weich in die Ferne. Die Nachtigall schwieg im Busche und lauschte den schwermüthigen Klagen der Romanze, die Blumen mit ihren halbgeschlossenen Kelchen blickten wie im Traume auf, Alles war ruhig,

feierlich, nur die Wipfel der Bäume säuselten im Wind und von Ferne rauschte ein Brunnen. Hinter der Mauer stand ein Mann, unruhig, wie nach einem Entschluß ringend, es war, als ob ihn Etwas nach der Stimme hinzöge und doch wieder abhielte. Jetzt reckte er sich leise empor, neugierig ragte der Kopf in den Garten, dann schwang er sich ganz auf die Mauer. Der Gesang drinnen schwieg. Das Mädchen saß allein, abgewendeten Gesichts, den Arm auf die Kniee gestützt, da; die Mandoline lehnte noch daneben und die Zipfel der langen dunklen Haarflechten fielen auf die lispelnden Saiten. Ein rascher Schritt weckte sie aus ihrem Sinnen. War es Täuschung? Ein Traum, ein lebendiges Gebild ihrer Phantasie? Vor ihr stand ein Mann .... Er, Er! nach dem sie verstohlen, voll zitternder Wonne, hinter ihren Blumen schaute, wenn er mit seinem stolzen Gefolge vorbeiflog, auf dessen Anblick sie Tage lang wie ein Kind sich freute, dessen verklärtes Bild allnächtlich ihr jungfräuliches Lager umschwebte — Er! Er!

Schreck, Ueberraschung und Freude malten sich in ihren Zügen.

„Madre di Dios! Flieht, flieht! Wenn Manuela .... wenn der Pater ...“

„Chimene! Süßes, geliebtes Mädchen!“ flüsterte es mit bittendem Tone.

Es war, als ob der Klang dieser Stimme plötzlich die Besorgnisse der Ueberraschten zerstreute. Ihre Augen senkten sich zu Boden, halb abwehrend streckte sie den Arm ihm entgegen.

„Chimene!“ bat Franz leise, indem er die kleine, weiße Hand ergriff und beinahe zitternd die schlanke Gestalt umfaßte, „Dich, nur Dich habe ich gesucht, und Du willst mich von Dir stoßen?“

Näher und dichter hatte er sich über sie gebeugt. Der Hauch seines Athems streifte ihre erglühenden Wangen und bewegte ein Löckchen an der Schläfe. Chimene bebte bei seiner Berührung, ihr Herz klopfte hörbar.

„Nein, nein!“ sagte sie schnell, und indem sie hocherröthend sich loszuwinden suchte, fügte sie leise hinzu: „aber die Gefahr ... die Entdeckung ...“

„Nein, nein, ich lasse Dich nicht! Nicht so! Du willst fliehen, wendest Deine Augen ab, und wer weiß, wann ich Dich wiedersehe!“ —

Das Mädchen schlug die großen, frommen Augen zu ihm auf, ihre Lippen bewegten sich wie zum Sprechen, aber sie schwieg, ... still und träumerisch hing ihr Blick an seinen Zügen.

— Chimene! Chimene!" scholl es plötzlich aus der Ferne.

— Fort, fort!" drängte sie ängstlich. „Um der Jungfrau willen, flieht, flieht, ehe sie kommen!"

— Nicht, bevor Du mir sagst, wann ich Dich wiedersehe."

— Morgen — morgen nach Sonnenuntergang, — dort in dem Gartensaal — eile, eile!" —

Ein heißer, glühender Kuß schloß ihr den Mund, und im nächsten Moment war der König über der Mauer verschwunden. Die Freude beflügelte seine Füße, und wie ein Pfeil eilte er quer über Wiesen und Felder einem Thalgrund am Fuße des Gebirges zu. Dort saß ein Mann, eine kleine gebückte Gestalt, den Kopf in die Arme vergraben, auf einem Stein; in der Ferne weideten zwei Rosse.

— Triboulet! Triboulet! Ich glaube, Du schläfst, statt auf die Pferde zu achten!

Der Narr fuhr auf und eilte an dem König vorüber, indem er den Kopf nach einer andern Seite wendete. Als er das Roß vorführte, bückte er sich wie zufällig, um das Gesicht zu verbergen. Dies war unnöthig. Franz schwang sich in den Sattel und flog dahin, ohne auch nur einen Blick auf seinen Spaßmacher zu werfen, in seinem Busen tobte und jubelte es, und sein Mund wiederholte tausend Mal die Worte:

— Morgen, — morgen nach Sonnenuntergang!

Einen Augenblick lang blieb Chimene stumm und lauschend mit zurückgehaltenem Athem stehn, — so lange, bis sie ihn sicher wußte vor Entdeckung. Da aber brach ihr Entzücken hervor.

— Er liebt mich! Er ist mein! Madre di Dios! Mein! Mein!

Alle ihre Wünsche, ihre goldensten Träume waren erfüllt, ihr Herz voll zum Zerspringen. Es war ihr, als müßten die Blumen, die ganze Natur einstimmen in den Jubel ihrer Seele. Aber der Abend lag kalt und stille darüber, nur die Nachtigall schlug wieder im Busche, wehmüthig, klagend.

Die Sonne war längst hinter den Gebirgen versunken. Blauer Duft umzog schon die fernen, dunklen Riesenhäupter, nur zuweilen von einem hellen Wachtfeuer durchbrochen, die Abendglocken verhallten allmälig in der Runde, um den stilleren Klängen der Mandolinen und Gesänge Raum zu geben. Es war eine Nacht der Serenaden, feierlich, bewegt, wie sie nur unter dem südlichen Himmel lagert. Die Granaten dufteten, aus den Kastanien rauschte es wie von heimlichen Liedern, und der einsame, silberne Mond blickte neugierig nach den Geheimnissen der Balkone und der verschwiegenen Barken, die darunter vorbeischwammen.

In einem kleinen verborgenen Gartensaal brannte ein Licht. Das Fenster war geöffnet, daß die leise, nachtkühle Luft hineinziehen konnte; der Vorhang bewegte sich schwerfällig und eine Rose, die dahinter stand, nickte wie im Traum in das Gemach. Dort saß jetzt der gefangene König von Frankreich, und vor ihm lag ein Mädchen, fast noch Kind, voll der reinsten, wunderbarsten Schönheit, Chimene d'Infantado.

— Mein König! Ach, ich kann es noch immer nicht fassen. Immer fürchte ich aus meiner Täuschung, aus meinem süßen Traum zu erwachen.

Und sie verbarg das Gesicht in die kleinen weißen Hände.

— Nicht so! flüsterte Franz und suchte die Knieende an sich zu ziehen. Nicht so! Laß mich Deine Augen, in die schönen, schwarzen Augen sehen. Weißt Du, daß ich um ihretwillen allein Dich schon liebte?

— Ach, die Augen, die bösen Augen! sagte sie erröthend und immer noch knieend. Wie bald wirst Du sie vergessen haben, wenn Du zurück nach Frankreich kommst, und dort die stolzen, schönen Frauen wiedersiehst.

Der König beugte sich nieder, während er mit den Händen über ihr glänzendes, seidnes Haar strich, und drückte einen Kuß auf den weißen Nacken des Mädchens.

— Nein, nein, Chimene! denke nicht daran! Du bist mein, mein geliebtes, süßes Mädchen, und mein sollst Du bleiben, so lange noch ein Tropfen Blut in meinem Herzen fließt.

— Dein! Dein! lispelte sie wie in Träumen, und schaute still mit

tiefen vollen Augen zu ihm empor. „Ja, ich will es auch bleiben, wenn Du fern von mir bist und mich längst, längst vergessen hast.

— Sprich nicht so, jetzt nicht! sagte Franz leidenschaftlich. „Warum willst Du diese Stunden, die einzigen, die meinem Herzen ungetrübt gehören, verbittern durch die Gedanken von Trennung. Tausend Mal lieber in der Gefangenschaft sterben, als leben ohne Dich!

— Trennen? Nein, das soll auch nicht sein. Aber wenn Du frei bist und in Dein Land zurück gehst, dann will ich Dir folgen, heimlich Dich überall begleiten. Siehst Du, ich kann reiten, ein Pferd zäumen, schießen. Ich will Dir dienen, Dein Page sein, Alles, Alles, nur bei Dir bleiben, Dich sehn. Nicht wahr, Du verläßest mich nicht, ich darf mit Dir, immer, überall.

Franz hatte sich erhoben, da flog sie in seine Arme. Er umschlang den zarten, hohen Leib, der sich an ihn schmiegte, und drückte ihn fest, innig an die Brust. Beide fühlten den Schlag ihrer Herzen. Einen Augenblick lang blickte er in das weiche Antlitz, das voll Liebe an ihm hing .... das Licht fiel auf die schönen, frommen Züge, keine Muskel, keine Bewegung verrieth Leben ... ein Augenblick stummer, beredter Betrachtung, es war, als ob sie in den Blicken tief aus der Seele sprächen ... und ein langer, glühender Kuß besiegelte den Bund der Herzen. —

Die Nacht sank und der Morgen graute schon durch die Herbstnebel der Höhen, als ein Reiter in wilder Jagd über die Straße nach Madrid hinflog. Seine Brust war voll von den Träumen einer heißen, innigen Liebe und vergessen lagen die für ein unruhvolles ritterliches Herz so bittern Leiden der Gefangenschaft.

Als Franz I. bei Pavia Schlacht und Freiheit verloren hatte, schrieb er an seine Mutter die weltbekannten Worte: „Tout est perdu, fors l'honneur!“ Das war die Wahrheit, aber bitterer, als er selbst geglaubt. In Franzens Brust loderte noch der edle ritterliche Sinn, den das schwindende Mittelalter schon mit sich zu Grabe getragen, und er meinte in Andern denselben Sinn zu finden. Aber die Andern dachten nicht mehr so, die Zeit war aufgeklärter geworden. Franz verlangte vom Vicekönig an Karl V. ausgeliefert zu

werden, und wie sehr er auf die Großmuth seines Feindes baute, geht daraus hervor, daß er unterwegs die zu seiner Befreiung herbeieilenden Galeeren Andreas Doria's zurückwies. In Spanien erwachte er aus seinen Trugbildern. Karl V., der sich rühmte, daß die Sonne seine Lande nie verlasse, rieb sich die Hände, als er seinen unruhigen, ehrgeizigen Nebenbuhler in Gewahrsam wußte, er dachte nicht an die jugendlichen Träume von Großmuth und Edelsinn, in seiner Brust herrschte die Politik. Franz ward Anfangs in strengem Gewahrsam gehalten, von mündlichen Unterhandlungen mit Karl war gar nicht die Rede, und erst spät erhielt er die Bedingungen seiner Freiheit: Aufhebung aller Feindseligkeiten, Rückgabe der streitigen Länder in Italien und Burgund, und zur Befestigung des neuen Verhältnisses Ehebund mit des Kaisers Schwester, Eleonoren von Portugal. Der stolze König knirschte vor Wuth, als er den, in seinen Augen schimpflichen Vertrag überlas, und er schwur bei allen Fürsten des Himmels und der Unterwelt, eher Hungers zu sterben, als um diesen Preis seine Freiheit zu erkaufen. Aber Karl kehrte sich nicht daran; die Haft wurde um Nichts verändert. Ein großer Theil des Adels mißbilligte zwar die Schritte Karl's und meinte wohl, er hätte Vertrauen mit Vertrauen erwiedern sollen, indeß waren sie weit entfernt, Etwas für den Gefangenen zu thun. Franz ärgerte sie auch empfindlich, und sie ihn nicht minder. Als die auf ihre Privilegien so eitlen Granden bemerkten, daß Franz die herkömmlichen Formen ihrer Etikette nicht beobachtete, ließen sie ihre Thüren niedriger machen, um ihn beim Eintritt zu einer Verbeugung zu zwingen, — Franz aber trat nun rückwärts in den Saal. So war fortwährender Hader. Des Königs einzige Vergnügung blieb die Jagd. Sein treuer Adel war ihm gefolgt und leistete ihm Ersatz für manche Widerwärtigkeiten der Gefangenschaft. Fröhliche, oft tolle Gelage, Erinnerungen an die Heimath füllten die Abende aus, der Tag war für die Jagd und öffentliche Belustigung bestimmt. So standen die Dinge, als Franz zum ersten Male Chimenen d'Infantado erblickt und sich plötzlich eine Reihe von Wochen lang von den alten Nachtgelagen zurückgezogen hatte.

In der abendlichen Dämmerung schritt ein Mann an den Ufern des Tajo hinauf. Um den Arm hatte er den Zaum seines Pferdes geschlungen, das träge hinter seinem langsamen Führer über

dem steinigten, unsichern Boden herging. Als er an die Straße, die nach Madrid führt, gelangte, hüllte er sich dichter in den Mantel und schlug einen Fußpfad ein, der neben dem Hauptwege in weiten Krümmungen sich herschlängelte. Nichts unterbrach die tiefe Stille der Gegend, über welche die unheimlich kleine, vermummte Gestalt des Reiters, einem Kobold gleich, sich hinbewegte, nur wenn das müde Pferd an einen Stein stieß, drang es wie Knurren aus der Kaputze des Mantels und ein zorniger Ruck an dem Zaum schien dem Thiere Achtung befehlen zu wollen. Jetzt traten die grauen Formen eines Landhauses aus dem Nebel, das einsam an der Straße lag; der Reiter hielt einen Augenblick an, ohne jedoch seinen Fußpfad zu verlassen. Sein Kopf lehnte sich müde an einen Baum, den er mit seinem Arm umfaßte, und das Auge haftete träumend an dem dunklen, grabesstillen Gebäude. Der Mantel ließ langsam und allmälig von der frühern Umhüllung nach, und ein helles, plötzliches Licht, das aus den obern Fenstern des Pavillons drang, beleuchtete grell die häßlichen Züge und die mißgestalteten Formen Triboulet's. Der Narr fuhr in die Höhe und starrte entsetzt auf die Flammen, die mit Windeseile aus dem Dach brachen, dann sprang er über den Graben und eilte auf das Haus.

— Auf! Auf! schrie er mit Macht, als die verschlossene Pforte seinem Andrang widerstand. „Macht auf, Ihr verbrennt!

Und mit eiserner Kraft schlug er an das Thor, daß es dröhnte und zitterte, aber es blieb still und nur droben das Knistern der Flammen antwortete seiner Angst.

— Saint-Denis! murmelte er wild. „Es ist umsonst. Sie schlafen, während der Tod auf ihrem Nacken sitzt!

Plötzlich fiel ihm der Weg ein, den sein Herr einstmals hier genommen, — wie ein gehetztes Thier flog er an dem Pavillon vorüber ... über die Gartenmauer ... nach dem hintern Theile des Gebäudes. Unter dem Balkon stand er still. Es däuchte ihm, als schlüge von da oben ein Hilferuf, schwach und ersterbend, an sein Ohr. Gleich einer Katze begann er an der schroffen, hohen Mauer emporzuklettern, das Blut quoll aus seinen Nägeln, aber er fühlte es nicht, es war, als ob Leben und Seligkeit von seiner Hilfe hier abhinge. Jetzt war er oben. Dichter Qualm drang ihm entgegen, die Flamme sengte ihm die struppigen Haare und ein Theil des Ge-

täfels prasselte zu Boden, als er ins Zimmer stürzte. Das erste Gemach war leer, in dem zweiten lag bleich und bewußtlos Chimene d'Infantado. Der Narr hob sie leicht wie eine Feder empor, und eilte gegen eine Thür ... sie ist verschlossen ... zurück den Weg kann er mit seiner Bürde nicht nehmen ... es vergeht ein Augenblick dumpfen, rathlosen Harrens ... dann lehnt er die Ohnmächtige an einen Stuhl und stürmt gegen die Thür. Sie wankt ... ein zweiter Anlauf und krachend fällt sie in einen weiten, offenen Gang. Hier hat das Feuer noch nicht gewüthet, und leicht gelangt er durch das Erdgeschoß in den Garten. Ueber die Züge Triboulet's flog ein Grinsen der Freude, als er seine Rettung gelungen sah, aber fast schien es, als ob ihn die übermenschlichen Kräfte, die er bis dahin gezeigt, mit einem Male jetzt verließen, seine Brust wogte und der Arm begann ihm zu zittern, als Chimene in halbem Erwachen ihn krampfhaft umfaßte. Es war ein eignes Bild, die Beiden im hellen Glanz der Flammen; Triboulet, der arme, mißgeschaffene Narr und daneben die weiche, wunderliebliche Gestalt der Spanierin. Leise hatte er sie niedergelegt, nur ihr Kopf mit dem langen aufgelös'ten Haar ruhte auf seinem Arm, und er kniete daneben, über sie gebeugt, lauschend auf die Schläge ihres Herzens. Das Mädchen schlug jetzt langsam die Augen auf, ihr Blick fiel auf das häßliche, wilde Gesicht vor ihrem Busen ... dahinter die Flammen ... entsetzt schloß sie die Augen wieder und mit einem schwachen Schrei aus der geängstigten Brust suchte sie sich von der unheimlichen Gestalt zu befreien. Triboulet hatte den Blick bemerkt, ihre Gedanken errathen; das Unglück sieht scharf, weil es empfindlich und mißtrauisch ist bei jeder Begegnung. Der Narr stand auf und schaute mit starrem Ausdruck in die brennenden Mauern, — — eine Thräne rollte langsam über seine Wange.

In diesem Augenblick hallte der Hufschlag von Pferden in wilder Eile die Landstraße herauf, und eine wohlbekannte Stimme drang laut und verzweifelnd durch das Prasseln der stürzenden Balken:

— Chimene! Chimene! Rettet sie! Helft!

Bei den ersten Klängen dieses Tones hatte Triboulet die Ohnmächtige ergriffen und blieb unschlüssig eine Minute stehen; dann aber sagte er fest in sich hinein:

— Nein, es ist besser so!

Und er eilte im Schatten der Bäume entlang über die Haide. König Franz kam nur, um die letzten Trümmer des brennenden Gebäudes sinken zu sehen; von Chimenen erblickte er Nichts.

Don Juan d'Infantado war ein Mann von strengem, entschlossenem Charakter. Früh schon, als jüngerer Sohn des Hauses dem geistlichen Stande bestimmt, hegte er gleichwohl die größte Abneigung gegen seinen Beruf, und erst spät, als er glaubte, daß auch hier seinem Ehrgeiz die Schranken geöffnet werden dürften, gab er sich scheinbar dem frommen, betrachtenden Leben hin. In der That aber verfolgte sein berechnender, intriguenvoller Kopf fortwährend die stolzen Wünsche seines Herzens. Mitten aus solchen weitgreifenden Planen ward er eben so plötzlich als unerwartet durch den rasch auf einander folgenden Tod seiner beiden ältern Brüder gerissen, und der büßende stille Novize vertauschte nun die Mauern seines Klosters mit den reichen Stammgütern seines alten, berühmten Geschlechts. Daß dieses Leben seinem hochfliegenden Sinn weit besser zusagte, war natürlich. Dennoch aber war er auch jetzt mit seiner Lage noch nicht so ganz zufrieden, und zwar wegen der Hinterlassenschaft des ältesten Bruders, Don Sebastian. Dieser hatte ihm zwar das Majorat des Hauses und die ziemlich bedeutenden, hiermit verbundenen Güter übermacht, allein sein eignes, beinah unermeßliches Privatvermögen ging auf das einzige Kind, welches ihm ein angebetetes Weib während einer kurzen, trüben Ehe geschenkt, über. Nur in dem Fall, daß das Mädchen unverheirathet sterben würde, sollte er, der jetzige Vormund, der Erbe seiner Nichte werden. Don Juan aber, dessen Augen sehnsüchtig auf dem reichen Nachlaß seines Schützlings ruhten, fürchtete mit Recht, daß dieser sowohl als auch die wunderbare Schönheit Chimenens selbst schon bald ein starker Magnet für die jungen Adligen des spanischen Hofes sein würde. Der nächste Plan auf seine Sicherheit deshalb ward nun auf eine verborgene und eben so tief eingreifende Weise verfolgt. Chimene wurde der doppelten Obhut einer wachsamen Dueña und eines verschmitzten, ränkevollen Mönches übergeben, den Don Juan in jenem Kloster kennen gelernt hatte, und der Vormund selbst schlug seinen Wohnsitz ganz in der Nähe auf einem seiner Landhäuser auf. Der Pater

hatte die gemessensten Vorschriften, den Sinn des jungen, unerfahrenen Kindes auf ein stilles Leben zu leiten und in ihr wo möglich den Beruf zum Kloster zu erwecken. Bei der Dueña war ein solcher Befehl nicht nöthig; von der Natur sehr stiefmütterlich behandelt, war ihr in den Tagen der Jugend nirgends die erwärmende Flamme der Liebe genaht, und so hatte sie sich, wie es fast immer in derlei Fällen geschieht, dem himmlischen Bräutigam gewidmet, — sie war eine Betschwester geworden. Am meisten conversirte sie mit dem Pater; befand sie sich mit Chimenen allein, so mußte diese der Alten fromme Legenden lesen. Der Pater fing indeß bald an, sich der Fortschritte bei seiner jugendlichen Schülerin zu brüsten, und selbst der mißtrauische Grande schien, wenn er von Woche zu Woche nachforschte, mit der Sache zufrieden zu sein: und doch hatte plötzlich und unbemerkt, wie Nächtens der Thau vom Himmel fällt und Keiner an den frischduftenden Blumen und Blüthen des heimlichen Segens mehr gewahrt, die Liebe sich in das stille, heilige Asyl ihres Herzens gesenkt und die tausendfältigen Blüthen wucherten bereits darin in voller Saat.

Eines Abends, als Don Juan nach einigen entfernt gelegenen Anlagen geritten war und nicht auf dem gewöhnlichen Wege von seiner Villa kam, glaubte er jenseit der Gartenmauer in dem riesigen Schatten der untergehenden Sonne einen Mann zu erblicken. Vorsichtig stieg er ab und schlich an's Ende der Mauer, wo ihn der Stamm einer alten Kastanie den Blicken Jenes verbergen konnte. Ein unerwartetes Schauspiel bot sich ihm dar. Oben an dem flachen Rand der Mauer saß seine Nichte und sprach leise herab zu einem schlanken, jugendlichen Pagen, dem sie zugleich ein feingefaltetes Pergament reichte. Mehrere Male schon wollte sich der Knabe entfernen, immer aber rief ihn Chimene wieder zurück, gleich als ob sie ihm etwas zu sagen vergessen, bis Jener sich endlich ehrfurchtsvoll verbeugend entfernte und Chimene in den Garten zurücksprang. Don Juan hatte auf den ersten Blick an Kleidung und Sprache einen Lieblingspagen des Königs von Frankreich erkannt, und zu gleicher Zeit durchschoß ihn die Erinnerung an eine frühere Frage des Königs, als sie von der Jagd zurückkehrten: ob Don Arteña die schöne Dame in einem der Pavillons gesehen? Der Zusammenhang war einfach. Als Don Juan ihn gefunden zu haben glaubte,

stampfte er vor Wuth auf den Boden und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn. Von dem leichtsinnigen, genußsüchtigen Franz fürchtete er Alles. Sein ganzer schöner Plan war mit einem Male zernichtet, er sah schon im Geist Chimenen auf den Festen von Fontainebleau schimmern, — seine Sinne wollten sich verwirren, er wußte nicht mehr, was er dachte. Erst als er in seinem Gemach finster auf und nieder ging, kam ihm die Ueberlegung, und er suchte Entschlüsse zu fassen. Tausend Mal entworfen, dünkten sie ihm eben so oft wieder unhaltbar, — zuletzt schickte er nach dem Pater. Dieser war nicht wenig entsetzt, in einem Augenblick, da er sich so nah seinem Ziele und der Belohnung sicher geglaubt hatte, die Mittheilung solch unerwarteter Gefahren zu erhalten; indeß stimmte er nicht für offne Schritte. Chimene, meinte er, müsse allerdings von hier fortgebracht werden, doch so, daß sie dem König keine Nachricht geben könne und selbst keinen Verdacht gegen den Vormund schöpfe. Dies hielt auch Don Juan für das Beste, und so ward denn verabredet, daß Chimene in spätestens drei Tagen mit dem Pater und der Dueña nach dem Landgut des Onkels reiten sollte, wo dieser dann unter irgend einem freundlichen Vorwand sie sämmtlich den Rest des Herbstes bei sich behalten würde. Noch in derselben Nacht hatte Don Juan Gelegenheit, sich von der Richtigkeit seiner Vermuthungen zu überzeugen, und dies bestimmte ihn, schon den darauf folgenden Tag zu der Ausführung zu wählen. Chimene, als ihr Onkel sie auf seiner Villa behalten zu wollen erklärte, ahnte in ihrem unschuldsvollen kindlichen Herzen Nichts von seinen verrätherischen Absichten, und sie willigte ein; da sie aber heute zu einer ungewöhnlich späten Stunde den Besuch ihres königlichen Geliebten erwartete, so schlich sie leise von der Seite der schnarchenden Dueña, nahm den Schlüssel der Gartenpforte und eilte wie ein Reh quer über die Felder ihrer alten Wohnung zu. Als sie ankam, war es noch eine Stunde vor Mitternacht, der Zeit, wo Franz, aufgehalten durch ein Essen seiner spanischen Wächter, bei ihr erscheinen wollte. Sie ging hinauf in den Saal und öffnete ein Fenster nach der Gegend zu, wo sie den herannahenden Hufschlag des Königs vernehmen mußte, dann warf sie sich in einen Stuhl und starrte in die weiche Nacht, wo ihr gaukelnde Bilder von dem süßen Traum ihrer Erstlingsliebe entgegenstiegen, ... mit einem sonderbaren, heimlichen

Gefühl schloß sie die Augen und bald sank sie in leichten Schlummer. Wie lange sie geschlafen, wußte sie nicht; als sie jedoch erwachte, geschah es in Folge eines betäubenden Geruchs, und Rauchwolken umwirbelten das geöffnete Fenster, an welchem sie saß. Ob auf Befehl Don Juan's oder aus eigner Unbesonnenheit, ist unbekannt geblieben, genug, ein Diener hatte Nachmittags beim Auszug der Inwohner das Feuer aus dem Kamin auf den Boden umher gestreut, und das Haus mit seinem leichten, dünnen Getäfel stand, als das Feuer in der Nacht um sich griff, urplötzlich in weiten, hellen Flammen, gleich als wolle es im Sterben noch seiner unglücklichen Herrin ein stolzes, leuchtendes Grab bereiten. Chimene eilte in das vordere Gemach, um von dort in den Corridor zu gelangen; aber der heiße Dampf trieb sie zurück und mit einem bangen, wimmernden Laut sank sie zu Boden.

Als Triboulet mit seiner Beute vor der Stimme des Königs entfloh, hatte er zuerst keinen festen Plan. Sein Kopf war von den Schrecknissen der Nacht und tausend wirren Gedanken, wie zermalmt, seine Stirn glühte, — der arme Narr war der Verzweiflung nahe. Die kühle Nachtluft that ihm wohl. Manchmal war es ihm, als müsse er sterben, und dann legte er die leblose Gestalt des Mädchens unter einen Baum, warf sich daneben und raufte sich wie wüthend sein struppiges Haar; dann aber lief er gleich einem Wahnsinnigen gerade aus, als wäre ihm ein Gespenst auf den Fersen, bis er gegen einen Baum rannte und niedersank. Plötzlich ward er ruhig, es fiel ihm ein, daß in der Nähe ein Landgut von Chimenens Onkel gelegen sei, wovor ihn Franz bei seinen Botengängen und Wachen immer gewarnt, und er nahm von Neuem seine Bürde, um den Weg dorthin einzuschlagen.

In dem Gebäude brannte noch ein Licht. Auf den Ruf Triboulet's, zu öffnen, zeigte sich an den Scheiben der Schatten eines Mannes, und gleich darauf fragte eine barsche Stimme nach seinem Begehr.

—Oeffnet die Thür! rief der Narr heiser und mürrisch. „Drinnen könnt Ihr Alles hören!

— Guter Freund, suche Dir einen andern Ort für nächtliche Späße, ehe ich Dir meine Knechte hinunterschicke.

Mit diesen Worten wollte der Mann das Fenster wieder schließen.

— Halt! Hört mich an! Ihr seid Don Juan d'Infantado? schrie Triboulet.

— Caraygos! Niemand zweifelt daran!

— Nun denn, wollt Ihr Eure sterbende Nichte hier vor der Thüre liegen lassen, schrie Triboulet, wüthend über das Zögerniß, mit lauterer Stimme, so schleppt eure abgelebten Gebeine nur in Euer seidnes Bett, ich werde ihr dann ein ander Unterkommen suchen.

Don Juan blickte jetzt schärfer hinaus, und das allmälig an die Dunkelheit sich gewöhnende Auge bemerkte wirklich neben den unbestimmten Umrissen der zwergähnlichen Gestalt ein weißes weibliches Gewand. Geängstigt durch die trotzigen Reden des Fremden nahm er ein Licht und eilte hinab; beim Oeffnen der Thüre aber löschte ein Windzug sein Licht aus und er sah sich, fröstelnd und unheimlich bewegt, in einer dunklen stillen Nacht. Nicht lange, so gewahrte er, daß er nicht allein sei. Ein Paar glühende Augen waren starr auf seine Gestalt gerichtet, und dieselbe rauhe Stimme, die ihn vorhin gestört, rief:

— Nun?!

— Aber, mein Freund, sagte Don Juan, begütigend, Ihr werdet doch einsehen, daß ich sie nicht allein tragen kann. Helft mir sie hinaufbringen.

Triboulet, der neben dem Mädchen gekniet hatte, erhob sich und nahm sie leicht in den Arm. Don Juan ging voraus, ihm Winke über den Weg gebend, bis er die Thüre des hell erleuchteten Saales öffnete, den er so eben verlassen. Hier ließ er Chimenen auf ein Ruhebett legen und befahl dem Narren, ihm in ein Nebenzimmer zu folgen. Nachdem er ihn durch mehrere Gemächer geführt, stellte er in einem kleinen Erker das Licht auf den Tisch und hieß ihn daselbst auf seine Rückkehr harren. Beim Weggehen schloß er die Thüre ab.

Nun erst weckte er die Dueña und den Pater, um mit ihrer Hilfe Chimenen ins Leben zurückzurufen. Nach Verlauf einer halben Stunde schlug das Mädchen aus ihrer tiefen Ohnmacht die

Augen wieder auf, und ihre erste Frage war, wo sie sei. Dann, als ob plötzlich die Erinnerung sie überkäme, bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen und seufzte leise:

— O mein Kopf! Mein Kopf!

Don Juan schickte die Andern fort und blieb allein bei seiner Nichte. Was er hier mit derselben verhandelt, hat nie Jemand erfahren, und selbst der Pater ahnte später die Sache nur dunkel aus einem räthselhaften Zusammentreffen.

Zwei Stunden waren verflossen, als Don Juan endlich aus dem Zimmer trat und sich nach dem Gefängniß Triboulet's begab. Der Narr saß in einer Ecke, düster, in sich gekehrt, das Licht war herabgebrannt und sein unheimlicher, flackernder Schein fiel auf die mißgeschaffne Gestalt. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, zu entfliehen, denn das Fenster war nicht vergittert und ein Sprung aus demselben kein Wagestück, allein er hatte nicht daran gedacht. Der Spanier winkte ihm jetzt zu folgen und führte ihn wieder in das Kabinet, wo sie zuvor die Ohnmächtige verlassen.

— Chimene saß bleich wie eine Lilie, die gerötheten Augenlider geschlossen, zurückgelehnt in einem Sessel. Don Juan wies dem Narren einen Stuhl ihr gegenüber an.

Chimene, sagte er, da das Mädchen in ihrer Stellung verharrte, Chimene, hier ist der Mann.

Chimene schlug ihre weichen, dunklen Augen auf und heftete ihren Blick auf das häßliche, mißgestalte Geschöpf, das ihr Entsetzen einzuflößen schien.

Ich habe gehört, sagte sie langsam, Du bist ein vertrauter Diener von . . . ., des Königs von Frankreich. Gewiß hast Du ihn auf allen . . . Schritten begleitet und ich erwarte daher, von Dir Wahrheit zu vernehmen.

Triboulet blickte schüchtern in das weiße, reine Antlitz der Sprecherin, — er hatte sicher eine ganz andre Anrede erwartet, vielleicht einen Dank für ihre Rettung, allein Chimene schien hiervon gar Nichts zu wissen.

— Sage mir also, aber aufrichtig und ohne Hehl, fuhr sie fort, was kennst Du von seiner . . . . von seinen . . Abenteuern mit der Gräfin Chateaubriand, mit der Estampes und der armen Anna de Pisseleu?

Statt aller Antwort erhob sich der Narr und warf einen glühenden Blick voll Haß und Wuth auf Don Juan, seine Fäuste ballten sich und ein tiefes zorniges Brummen rang sich aus seiner Brust. In diesem Augenblick glich er einem gereizten wilden Thiere, ehe es auf sein sicheres Opfer losstürzt. Der Spanier suchte mit der Hand nach dem Degen. Allein Chimene trat dazwischen und sagte mit stolzem Ton:

—Nun, Du mißgeschaffner Elender, bist Du taub oder stumm? Verstehst Du nicht, was ich Dich frage?

Bei dem Klang ihrer Stimme schien es, als ob er Alles vergessen habe, und schweigend sah er zu ihr auf.

—Jene Frauen, die ich Dir nannte, sie . . . waren die . . . . Geliebten des Königs, und er hat sie Alle verlassen . . . wie er . . . mich verlassen haben würde?

Triboulet starrte einer Thräne nach, die langsam über die schneeige Wange Chimenens lief, und wiederholte dann mit einem seltsamen Ton in seiner rauhen Stimme:

—Er hat sie Alle verlassen, wie er Dich verlassen haben würde.

Chimene stöhnte laut, und das Gesicht in die Hände vergrabend, warf sie sich in ihren Sessel zurück. Dann aber plötzlich aufspringend, faßte sie krampfhaft Triboulet's Arm und rief:

— Lügner! Es ist nicht wahr! Du wagst Deinen Herren zu verleumden, Elender! Nimmer vermag er das zu thun! Du bist ein Lügner! Es ist nicht wahr!

Als die kleinen weißen Händchen Chimenens ihn berührten, war Triboulet zitternd zusammengezuckt, langsam glitt er auf den Stuhl, der Kopf sank ihm auf die Brust.

—Ich bin ein Lügner! Es ist nicht wahr!

Chimene trat einen Schritt zurück und betrachtete ihn einen Augenblick ernsthaft.

—Was ist das? Du betheuerst und verläugnest Deine Aussagen in *einem* Athemzuge? Bist du verrückt, oder glaubst Du, ich scherze mit Dir? — Aber geh! Verlaß mich! Ich habe genug gehört, mehr als genug! Geh! Befreie mich von Deinem elenden Anblick.

Don Juan führte Triboulet hinaus. In dem Vorzimmer drückte er ihm eine Börse in die Hand; allein der Narr warf sie ihm mit

solcher Wucht an die Brust, daß der Spanier einen Schritt zurücktaumelte. Dann verließ er das Haus.

Chimene, als ihr Vormund wiederkam, verlangte allein zu sein, da sie sich aus Müdigkeit niederlegen wollte. Den Rest der Nacht und die Hälfte des darauf folgenden Tages blieb sie einsam in ihrem Kloset, in die weichen Kissen ihres Bettes schluchzend und wimmernd wie ein Kind, das seinen ersten, trüben Verlust beweint. Der Mittag kam und mit ihm der Pater, welcher bei ihr blieb bis zum Abend. Als der Mönch hierauf zu Don Juan ging, geschah es mit stolzer triumphirender Miene, und beim Abschied erhielt er eine glänzende, mehr als fürstliche Belohnung.

Monate sind vorübergegangen. Die Zeit heilt Vieles, Hoffnung noch mehr. Alle Nachforschungen, die Franz nach der verlorenen Geliebten anstellen ließ, waren umsonst, die Meisten glaubten sie todt, etwas Gewisses wußte ihm Niemand zu sagen. Der Einzige, der es vielleicht konnte, blieb stumm und betrachtete theilnahmlos den Schmerz seines Königs. Franz verfiel in eine Krankheit. Er hatte das Mädchen wirklich und wahrhaft geliebt, seine Verzweiflung über ihren Verlust, über das Ungewisse ihres Schicksals war Anfangs ohne Grenzen. Allmälig gewöhnte er sich an den Gedanken ihres Todes, die Gefangenschaft schien ihm jetzt drückender, quälender, als je, und er sehnte sich still, aber glühend, hinüber nach seiner fernen, geliebten Heimath. Seine Gestalt fiel zusammen, die Aerzte begannen für sein Leben zu fürchten. Jetzt gab Karl V. von seinen Forderungen nach; mit dem Tode des Gefangenen kam der Vortheil mit einmal wieder aus seinen Händen, nur der Lebende konnte ihm nützen. Die Hoffnungen, die Zustimmungen, die man ihm machte, die Gewißheit, sein Vaterland wiederzusehn, waren Balsam in das wunde Herz des Königs, der nun binnen Kurzem von seinem schleichenden, tiefliegenden Uebel genas. Aber es zeigte sich bald, daß er zu viel den bloßen Vorspiegelungen seiner Feinde getraut hatte. Als er die Bedingungen des Vertrags verlangte, wurde Karl wieder zurückhaltender, die Forderungen waren beinahe gänzlich die früheren, Franz aber war zu stolz, auch nur einen Schritt weit entgegenzukommen. Mitten in diesen Wirren erschien bei dem Gefangnen plötzlich und ganz unge-

heim ein päpstlicher Nuntius, mit der ausgedehntesten Vollmacht, im Voraus den Vertrag als einen abgezwungenen für null und nichtig zu erklären.

Bei dem trüben Schein einer Lampe saß Franz einsam und mit Lesen von Briefen beschäftigt in seinem Kabinet. Das Licht fiel auf die bleichen, von der Krankheit noch eingefallnen Züge, die durch seine schwarze französische Kleidung noch bleicher schienen, und das Auge starrte zuweilen matt und sinnend vor sich hin. Vor ihm lagen Briefe aus Frankreich, Briefe seiner Mutter, jener einfachen savoyischen Prinzessin, die mit solcher Innigkeit und Liebe an ihrem Sohne hing. Franz dachte an seine Heimath, er träumte von seinen alten goldenen Zeiten, er erblickte in Gedanken seine schöne, reiche Provence mit ihren Schlössern und Bergen, er hörte das Rauschen der Loire, an deren Ufern ein Herz treu und ungetheilt für ihn schlug . . . . es war, als ob tausend Stimmen, tausend Erinnerungen mit einemmal von da drüben ihm riefen. Leise trat er ans Fenster. Die Nacht hauchte ihm frisch und kühl in's Antlitz, aus der Ferne hallten leise, helle Glockentöne. Franz lehnte den Kopf an die Scheiben, sein Herz war voll von weichen wehmüthigen Gefühlen.

Drüben, da drüben hinter den Bergen, murmelte er für sich und schaute nach den nebelgrauen Höhen am Horizont, wer dort jetzt wäre, und nur einen Blick, einen Gruß in die Heimath! Aber gefangen, gefangen und fern von den Seinen! . .

Der Mond schaute ihm hell und groß in die Augen, aus denen eine Thräne blinkte.

Adieu patrie,
Ma France, adieu!

seufzte er leise und starrte hinauf in den funkelnden, sternenbesä'ten Himmel, um die Thränen zu unterdrücken. —

Als er an den Tisch zurücktrat, fiel sein Blick auf ein Papier, das unter den Briefen hervorsah. Seine Hand zitterte, da er es aufnahm, wie im Zweifel hielt er es einen Augenblick fest, dann warf er es unentschlossen hin. Er selbst sank in den Sessel und verhüllte sein Gesicht. Das Papier war eine Abschrift des Vertrags, der Bedingungen seiner Freiheit. Noch verschmähte er es immer, die Hand zu der beabsichtigten Umgehung zu bieten, sein Herz

war zu edel gesinnt, um selbst den Feind in dieser Weise zu täuschen, aber die Versuchung war auf der andern Seite zu lockend, und er schwankte. Als er die Hände von den Augen zog, und das Licht wieder in sein Antlitz fiel, schien es noch bleicher, geisterhafter, als zuvor.

— Ich kann nicht mehr! rief er, aufspringend und mit großen Schritten das Zimmer messend. Wer darf mich tadeln, wenn ich diesen letzten, einzigen Ausweg ergreife? Ewig gefangen! Es ist nicht zu ertragen! Lieber verzweifeln!

Noch ein Mal nahm er die Schrift, entfaltete sie und ergriff eine Feder. Zögernd, noch immer schwankend blickte er hinein ... plötzlich unterschrieb er mit einem raschen, festen Zug Unwillkürlich schrack er zusammen, als er das entscheidende Wort betrachtete, wie ein kaltes Grauen überlief es ihn. Aber es war nur kurz, er reckte sich auf, gleichsam von einer drückenden Last plötzlich befreit, und zog die Glocke.

— Gaston, sagte er zu dem eintretenden Pagen, laß dieses Papier von Bonnivet augenblicklich in den Palast Sr. spanischen Majestät befördern. Sage Graffy, er soll Couriere bereit halten, die heute Nacht noch nach Frankreich müssen. — Eile!

Der Page flog fort, die Freudenpost den französischen Edlen zu überbringen, die sich längst wieder aus dem steifen, trocknen Spanien in ihre fröhliche Heimath sehnten. Der König trat sinnend ans Fenster. —

Mag die Welt urtheilen, was sie will, redete er leise in die Nacht. Frei! ... Frei! ... Ich werde sie wiedersehen ... meine Mutter, — mein Vaterland! —

Vierzehn Tage darauf, nachdem Franz eine lange persönliche Unterredung mit Karl, dem Kaiser von Deutschland und König von Spanien, gehabt, läuteten die Glocken der großen Kathedrale zu einem festlichen Hochamt, und der Bischof von Madrid verkündete von der Kanzel herab feierlich die Verlobung Franz I., Königs von Frankreich, mit Eleonore Marie, der verwittweten Königin von Portugal.

An einem Gitterfenster des Klosters della misericordia, auf einem Hügel dicht bei Madrid, stand eine junge Nonne. Das kurzgeschnittene Haar ließ noch deutlich das einstige blendende Schwarz der Locken erkennen und nur mühsam verhüllte das graue Gewand die schlanken, weichen Formen des Körpers. Das Gesicht war bleich und von außerordentlicher Schönheit. Eine hohe, reine Stirn lehnte an den Scheiben, durch die das feuchte schwarze Auge träumend in die fernen frühlingsgrünen Berge und Thäler hinausschaute; auf den Lippen lag ein Zug des Schmerzes, und die Hände ruhten, wie zum Gebet gefaltet, in der Fensternische. So stand sie da, ein Bild der Trauer, des Scheidens von aller Freude.

Hinter ihr stand die Aebtissin, eine hohe, majestätische Gestalt, die unbemerkt in ihre Zelle getreten war.

— Chimene, sagte sie und legte leise ihre Hand auf die Schulter der Novize, Du findest Dich noch nicht in die Stille, den Frieden des Klosters.

Das Mädchen erhob den ruhigen, schwimmenden Blick zu der Fragenden und sagte in einfachem Tone:

— Nein, sie thut mir wohl, diese Stille — sie lehrt vergessen, setzte sie leiser hinzu und wendete das blasse Antlitz wieder nach der Ferne.

— Du hast recht, mein Kind. Nicht plötzlich, auf ein Mal vermag sich das Herz von alten Gedanken und Erinnerungen loszureißen. Die Zeit wirkt nur allmälig.

Ein leiser Seufzer war die Antwort Chimenens. Sie senkte ihr Haupt tiefer an die Scheiben, um ihre Thränen zu verbergen.

In diesem Augenblick erscholl die Glocke an der Klosterpforte mit einer Macht, daß es rings durch die Hallen bis in die entlegensten Zellen dröhnte. Die Aebtissin horchte auf und öffnete halb die Thüre. Stimmen wurden laut, Tritte hallten über die Gänge; jetzt kam eine Nonne athemlos herbeigeeilt.

— Was gibt's? Was bedeutet dieser Lärm, Franziska? fragte die Aebtissin ernst. Wer stört auf solche Weise den Frieden gottgeweihter Orte?

— Ach, ach! drunten steht ein Reiter, dessen Pferd zusammengestürzt ist, ... er will durchaus in's Kloster dringen ... und droht und flucht, wenn wir ihn nicht einließen, um ... um ..

Mehr hörte Chimene nicht, die Aebtissin war mit der Schließerin hinunter nach dem Fremden gegangen. Das Herz der jungen Novize zitterte vor Erregung, vor banger, sehnsüchtiger Hoffnung.

Zwei Tage vorher hatte sie ein Kästchen an Franz gesendet. Es lagen darin die langen schwarzen Haare und ein Brief, dessen Inhalt, halb von Thränen verlöscht, folgender war:

„Ich wußte, daß es so kommen würde; Du wirst nun glücklich sein und meiner vielleicht zuweilen noch denken. Ich werde Dich nie wiedersehn, auch nicht im Traume, denn die Gedanken einer Nonne gehören Gott allein. Aber im Gebet will ich Dich nimmer vergessen; es ist das Einzige, wann ich bei Dir sein darf. Lebe wohl und sei glücklich, ... glücklicher als

Ch.

Zitternd stand sie nun da. Konnte er es, mußte er es nicht sein? Mußte er nicht kommen, sie noch ein Mal zu sehen, Abschied, den letzten Abschied von ihr zu nehmen? Ihr Herz schwärmte schon in dem kurzen, freudigen Wiedersehn vor ewiger Trennung. Aber die Aebtissin redete bei ihrer Rückkunft kein Wort von dem Fremden, umsonst mühte sich Chimene, in ihren Zügen, aus ihren Worten Etwas zu lesen. Kalte Lehren und Ermahnungen über Verhalten im Kloster bildeten den Grund ihrer langen Gespräche und erst spät am Abend verließ sie die Novize. Bis dahin hatte das Mädchen mit aller Kraft und Anstrengung ihren Muth behauptet, jetzt aber, wo sie sich allein sah, ergriff sie eine Verzweiflung, jener wilde Schmerz der Trostlosigkeit, der auch das Letzte, die Hoffnung, verloren weiß, ... und sie knickte zusammen. Lange lag sie da, schluchzend vor Weh,

den Kopf in die Arme vergraben, die Lampe erlosch und noch die ersten Morgenstrahlen fanden sie dort so, aufgelöst in ihrem Leide.

Und unterdessen stand der stolze König Franz, nachdem er ein Pferd auf dem Wege zu Tode gejagt, vor der Klosterpforte, bittend und flehend, ihn nur einen Augenblick, nur ein Wort mit der Geliebten reden zu lassen. Ein kalter Bescheid, daß sie ihn nicht mehr sehen wolle, ... und Franz sank weinend auf einen Stein, um mit seinen Thränen die letzte Erinnerung an sie, jene schönen dunklen Haarflechten zu benetzen, die er so oft in glücklichen Zeiten in verborgener Seligkeit und Freude geküßt.

— —

Beinahe zwei Jahre sind verflossen. Chimene war unter dem Namen der Schwester Dolores in der ganzen Umgegend durch ihre Frömmigkeit bekannt. Wenn sie mit dem weichen, blutleeren Gesicht und dem gesenkten Blick durch die Menge schritt, wichen ihr Alle ehrfurchtsvoll zur Seite, manche küßten wohl den Saum ihres rauhen Gewandes und die Mütter priesen sich im Innern, wenn die Hand der Nonne das Haupt ihrer Kinder gesegnet hatte. Unter den Bettlern des Klosters befand sich einer, der vorzugsweis an sie gefesselt schien. Das Aeußere dieses Menschen war abschreckend, fast widerlich; eine kleine, verwachsene Gestalt, struppiges Bart- und Haupthaar, und ein Paar wilde, unter buschigen Brauen rollende Augen; eine Hülle von Lumpen, so ärmlich, wie sie keiner der Uebrigen trug — und doch schien er es immer zu verschmähen, nur im Geringsten sich ihnen zu nähern. Niemand kannte ihn, aus der Gegend war er nicht, vielmehr verrieth sein gebrochenes, seltsam accentuirtes Spanisch eine fremde, vielleicht ferne Heimath. Manche hatten ihn für blödsinnig gehalten, weil er stets so ohne Theilnahme für sich allein blieb, und fingen bald an, ihn zur Zielscheibe ihres Spottes zu wählen, allein ein wilder Blick und eine heftige, furchtbare Drohung, die er einst ausstieß, machten schnell ihren Späßen ein Ende. Seit der Zeit hielten sie sich fern, und er wandelte wieder, wie früher, allein mit seinem finsteren Trübsinn. Nur wenn er die

Nonne sah, wie sie still und langsam über den Chor schritt, war er mit einem Male umgeschaffen. In seinen rohen Zügen malte sich dann Etwas wie Freude oder Rührung, das Auge verlor seinen wilden Glanz, Einige wollten sogar schon Thränen darin gesehen haben, immer aber schaute er ihr stumm, wehmüthig nach, bis sie seinen Blicken entschwunden war. Schwester Dolores bemerkte von All dem Nichts. Wenn sie ihr ruhiges Auge erhob, geschah es nur nach dem Bilde der heiligen Jungfrau.

Es war am achten Januar des Jahres 1527, als das Sterbeglöckchen des Klosters den Tod einer Nonne einläutete. Das Landvolk kam in Strömen herbei, um bei der Verstorbenen, die der Sitte gemäß in der Kapelle ausgestellt war, seine Gebete zu sprechen. Schwester Dolores war bei ihrem Leben schon wie eine Heilige hochgehalten worden, Niemand wollte nun bei den letzten Ehrenbezeigungen fehlen. An dem Tage vor der Bestattung faßte die kleine Kirche kaum das Gedränge, die Betenden knieten dort bis spät in den Abend. Es war eine kalte Nacht, überhaupt vermochten die ältesten Leute sich keines strengeren Winters zu entsinnen. Der Sturmwind rasselte an den hohen Fenstern, durch deren Ritze die Luft scharf und schneidend hereinzog, auf dem Dache drehten sich die metallnen Wetterfahnen unruhig knarrend in ihren Fugen, und ein dumpfer Ton wie von leiser Bewegung der Glocke dröhnte bisweilen oben aus dem Thurm. In dem Kloster war Alles still, die Inwohner hatten vor der Kälte Schutz und Ruhe gesucht. Die Uhr schlug Mitternacht. Plötzlich schien es, als hätten die Stürme Eingang gefunden, ein Fenster schlug an die Wand und die Scheiben klirrten auf den Boden. Einen Augenblick war es ruhig; dann aber blickte ein Kopf vorsichtig durch die Oeffnung und eine zwergähnliche, gebückte Gestalt huschte in die Kapelle.

In der Mitte des Kreuzgangs stand eine Art offenen Sarkophags, dorthin wendete sich der Eindringling. Die Ampel am Hochaltar bewegte sich unheimlich, und ihr zitterndes rothes Licht schwebte über die weißen Züge der Todten, die in dem härenen Kleid ihres Ordens, das Krucifix in den starren Händen, hier lag. Der Fremde zitterte — vor Frost oder vor Erregung. Alte zerrissene Lumpen

bedeckten seinen krüppelhaften Körper, das Gesicht war bleich und eingefallen von Entbehrungen, die Augen tief in die Höhlen zurückgetreten, die Lippen blau vor Kälte. Als er in das kalte, noch im Tode so wunderliebliche Antlitz der Nonne sah, wankten seine Kniee und er ließ das Haupt auf die Brust sinken .... er weinte. Dann ergriff er leise die eine Hand der Verstorbenen, die er von dem Kruzifix löste, sein Gesicht beugte sich darüber hin und bedeckte sie mit Küssen und Thränen .... die Kniee sanken auf die großen, eisigkalten Steine. Eine Zeitlang noch Schluchzen und laute Seufzer, dann war es allmälig still, nur das offene Fenster schlug zuweilen, vom Sturm bewegt, an die Wände.

Am andern Morgen hinterbrachten die entsetzten Nonnen der Aebtissin, man habe an dem Sarg der Schwester Dolores die Leiche eines im Kloster bekannten Bettlers gefunden, dessen Hand in der der Verstorbenen ruhte. Lange wurde geforscht und untersucht ... Der Krüppel war vor Kälte erstarrt, er war erfroren, das lag am Tage. Allein wie kam er an diesen Platz, was war der Zweck seines Einbruches! Niemand wußte davon zu sagen.

Schwester Dolores wurde an demselben Tag mit einem Pompe begraben, wie es dem Ruf ihrer Frömmigkeit nur immer entsprach. Ein Kreuz von weißem Marmor steht auf dem Hügel und noch Jahre lang wallfahrteten die Landleute nach ihrem Grabe. Die Meisten verehrten sie wie eine Heilige, ihr Schicksal kannte Keiner. König Franz erfuhr nie von ihrem Tod. Bis in seine spätesten Tage noch hat ihn ihr Bild begleitet, dies Bild seiner ersten und einzigen wahren Liebe. Oft saß er da in der Heimath, auf seinen stolzen, neugeschaffenen Schlössern, einsam, voll trüber Wehmuth, und sein Geist war dort in dem Land, wo er so lange gelitten und so kurz in einem süßen Traume geschwelgt hatte, dort wo ein Herz voll Treue und edler Aufopferung für ihn brach.

Nicht weit von ihr, aber außerhalb des Kirchhofs, steht ein einfacher, grauer Stein zum Andenken Eines, der um Mitternacht still und heimlich hier verscharrt wurde. Unter dem Volk gingen seltsame

Gerüchte darüber. Man erzählte von verkappten Franzosen, von beabsichtigtem Raub der Klosterschätze, und wie die fromme Nonne noch im Tode die Heiligthümer beschützt und den Frevler bestraft. Der rechtgläubige Spanier aber spuckt aus bei diesem Denkmal eines Kirchenschänders.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sandewalde.

Reise-Novelle von Julius Krebs.

Weniger bekannt, als sie es verdient, ist die rechte Oderseite Mittelschlesiens, wo das slavische mit dem germanischen Element sich zu vermählen beginnt. Mit den von Laubwald überzogenen Hügelketten bei Trebnitz und Dalkau ersterben zwar des Landes letzte Gebirgsreize, womit die Natur in den Sudeten einen großen Abschied des süd- und nordöstlichen Europas feiert und bezeichnet; aber ein anderes geistiges Interesse umfängt den denkenden und forschenden Wanderer. Die Geister der Vorzeit empfangen und umwehen ihn hier ungestörter und bedeutungsvoller, wo die sinnlichen Eindrücke reizloser werden. Die Geschichte deutet in zahlreichen Merkmalen auf das Vor- und Urchristenthum Schlesiens zurück, und an diesen alten Zeugen des Menschenthums erhebt sich vielfach die geflügelte Sage in phantastischer Wundergestaltung aus dem historischen Nebelmeere, das hie und da nur in schwachen Umrissen ein einzelnes bestimmtes Bild aus seinem schweigenden grauen Schooße auftauchen läßt. Ich habe dabei namentlich jenen Höhenzug im Auge, welcher das Gebiet der aus dem Posenschen kommenden Bartsch südlich begrenzt und bei Köben über die Oder tritt. Kranzartig umgibt diese Hügelkette Groß-Glogau auf der linken Oderseite und trägt eine bedeutende Anzahl massiver Kirchen, deren Geschichte sich zuweilen bis zur Einführung des Christenthums zurückführen läßt. Vor einem Jahre deutete ein ehrenwerther Antiquar und Historiograph Schlesiens in einer dortigen Zeitschrift auf die wenig bekannte

fruchtbare Bartschniederung hin und bezeichnete hier mit dem Resultate seiner Forschungen als den interessantesten Punkt das jetzige kleine Kirchdorf Sandewalde. Die Geschichte des Orts reicht in die graue Vorzeit hinauf; schon im zwölften Jahrhunderte war seine Burg der Sitz eines Kastellans oder Burggrafen, wie aus einer Bulle Adrian's IV. hervorgeht, und Lutko von Habedank überlieferte hier 1293 seinen von Breslau entführten Herrn, Herzog Heinrich V., an Heinrich III. von Glogau, der ihn dann auf der Burg in schmählicher Gefangenschaft hielt. Der Umstand erinnert an die Zeit der Unabhängigkeit Schlesiens unter seinen eigenen, sich selbst verrathenden und vernichtenden Herzögen, welche dem Lande ein ähnliches Schicksal der allmäligen Zerstückelung und fremden Herrschaft bereiteten, wie es ungefähr ein halb Jahrtausend später sein Stammreich Polen traf. Außer jenem historischen Acte weiß man indeß nichts Bedeutsames mehr von Sandewalde, und doch wird der Ort in älteren Nachrichten und auf einem Zettel in seinem Kirchenarchive als eine ansehnliche befestigte Stadt bezeichnet, wofür noch heute eine Menge Umstände sprechen. Der merkwürdigste derselben aber deutet auf die geheimnißvolle und furchtbare, wahrscheinlich plötzliche Zerstörung dieser Stadt hin.

Jener wandernde Forscher erzählt nämlich, daß man bei zufälligen Nachgrabungen in dem Orte selbst, wie in den umliegenden fruchtbaren Aeckern, überall auf ganze Schichten von Menschengerippen stoße, deren Schädel vollständige Zähne in den Kinnladen enthalten und daraus schließen lassen, daß der Tod die hier ruhenden Männer in noch kräftigen Jahren überraschte. Einer dunkeln Sage nach sollen es die Ueberreste erschlagener Schweden sein; aber geschichtlich sicher ist Nichts vorhanden über den großen grauenvollen Act, der diese Menschenmenge vernichtete und vielleicht den Ort in seiner Blüthe zerstörte, der jetzt eine so seltsame allgemeine Grundlage hat. Auch das Gotteshaus nebst den nahen Wiedmuthsgebäuden ruht auf ganzen Schichten von Gerippen, und mächtige Knochenhaufen hinderten vor etwa 80 Jahren den damaligen Geistlichen, Spargelbeete an dem Häuschen anzulegen, das in der Nähe des jetzigen hübschen Pfarrgebäudes steht.

Magisch zog es mich nach dem räthselhaften Dorfe hin, das der geschäftige Phantasus mit vielbewegten, wild romantischen Scenen

der Vorzeit mir ausmalte, und ich nahm den Weg über Herrnstadt, polnisch Wazelorz, Schlangenstadt genannt. Es war ein märchenhaft schöner Frühlingsabend, wie geschaffen zu wunderbaren Gesichten; der Mond stand hell über der Gegend, in den trägen Fluthen der fischreichen Bartsch sich spiegelnd, als ich in Sandewalde anlangte; und bei dem Gedanken, daß ich hier überall auf einem Leichenfelde wandle, mahnte es mich an jenes Gesicht des Propheten Hesekiel, wo das mit Todtengebeinen übersäete Gefild sich belebt. An einem Pfeiler der Elisabethkirche zu Breslau sah ich einst im Gemälde diese Scene mit so eindringlicher Wahrheit, als sie nur in einer Malerphantasie entstehen konnte, und seitdem steht das Bild sogleich mit entsetzlicher Lebensbewegung mir selbst wieder vor der Seele, so oft ich über ein altes Schlachtfeld hinziehe.

Vor mir lag das Dorf und dort in einiger Entfernung die von dem Reisenden beschriebene alte mächtige Erdschanze, welche auf dem rechten Ufer der Bartsch durch vier flankirende Vorsprünge die Krümmungen des Flusses beherrschte und jetzt im weiten Kessel des Wallringes schöne Baumpartien enthält. Ihm gegenüber erhebt sich auf dem andern Ufer der Schloßberg, wo früher die Burg stand. Bald wanderte ich durch die einzige Straße des Dörfchens, die Judengasse, und über den Kirchplatz, welcher der Ring heißt, wie in den schlesischen Städten allgemein der Marktplatz, als der er höchst wahrscheinlich auch hier diente, und auf die ehemalige städtische Bedeutsamkeit Sandewaldes hindeutet, durch dessen geheimnißvolle Räume gespenstige Schatten zu schlüpfen schienen. Es gibt in diesen Odergegenden übrigens noch einige Sagen solcher gefallener Ortsgröße. Unfern ist das Dorf Rützen, welches auch eine Stadt und im eilften Jahrhunderte dreizehn Jahre lang der Sitz des schlesischen Bisthums gewesen sein soll; indessen hat der unermüdliche Archivar Stenzel nachgewiesen, daß sich diese Angabe wahrscheinlich auf Ritschen, im Kreise Brieg, beziehe. In der Nähe des Dorfes Groß-Laskowitz im Walde gegen Groß-Dupine hin, soll ehemals die von den Hussiten zerstörte Stadt Lassow gestanden haben, deren Spuren noch in einzelnen Pflasterstrecken aufgefunden werden. Gewiß haben die Stürme des Hussiten- und dreißigjährigen Krieges, wie keiner der spätern mehr, viele frühere Ortsverhältnisse Schlesiens mächtig verändert. —

Verloren in die Träume einer längst versunkenen Zeit, welche auf Sandewaldens Stätten vor mir hergaukelten, trat ich endlich in den Kretscham, wie das schlesische Dorfwirthshaus überall heißt. Einige Bauern lärmten bei der Bastankarte und dem Branntweinglase, eingehüllt in die Dampfwogen ihres schlechten Tabaks, der mit den Dünsten der überwarmen weiten Stube sich vermählte. Zwei dünne Lichter auf dem Schankverschlage und dem Spieltische warfen dabei einen düstern Schein auf die schmutzigen Wände und ärmlichen Gegenstände und zeigten, daß hier nur selten ein Reisender von besserem Tone weilt, wiewohl im ganzen flachen Theile Niederschlesiens die dörfliche Gasthauscultur noch auf einer äußerst niedrigen Stufe steht und gegen Polen nur wenig voraus hat.

Auf der Bank an dem riesenhaften Kachelofen saß eine ehrwürdige Greisesgestalt, in schlechtem städtischem Anzuge. Der Mann erschien wie ein wahrhaftiger Repräsentant der Vergangenheit; die größere Hälfte seines Lebens gehörte auch wohl dem vorigen Jahrhundert an, und doch glänzten seine schwarzen Augen so jugendfrisch in die Gegenwart hinein, als überblickte er von hier aus noch ein weites, hoffnungsgrünes Saatfeld der Zukunft. Eine stille Heiterkeit lag auf dem schönen Gesichte, das malerisch ein grauer kurzer Backenbart umkränzte, der mit dem spärlichen Haupthaar an den Schläfen zusammenlief. Eine gewisse Hoheit thronte auf der kahlen Stirn; ein kräftiger, abgeschlossener Wille, das Resultat langer Erfahrung, sprach aus den ehernen zweifellosen Zügen, und zufrieden sah er bisweilen auf einen starken schwarzen Ring an seinem Finger nieder.

Ich näherte mich der antiken Gestalt und suchte ein Gespräch anzuknüpfen. Freundlich lud er mich neben sich auf die Bank, war aber ziemlich wortkarg auf meine einleitenden Fragen über Ort und Gegend, welche ihn wahrscheinlich in heitern Träumen störten. Auf die Bemerkung jedoch, daß Sandewalde angeblich auf einem großen Friedhofe erbaut sei, sah er mich betroffen an, seufzte und schwieg, worauf ein seltsames verklärendes Lächeln über seine Züge glitt. Den Ring an die Brust drückend, sagte er endlich: Der Herr hat Recht; dies Dorf steht nur wie ein Leichenstein auf einem alten Gottesacker; denn die hier unter uns ruhen, ruhen schon recht lange. —

— Und wißt Ihr mir nichts Näheres über die Art und Weise ihres

plötzlichen Todes zu sagen? fragte ich hastig, indem ich ihm die Gründe angab, die einen solchen vermuthen ließen.

Er sah mich wieder und lange an, wahrscheinlich um zu erforschen, ob ich ein Spötter sei. Ich sah ihm aber so ehrlich und ernst in die Augen, daß er nach einer Weile zu Mittheilungen entschlossen schien.

— Wenn Sie nicht bloße Neugier zu der Frage treibt, lieber Herr, — sagte er dann, meine Hand fassend, so will ich nicht läugnen, ich bin freilich der Rechte, an den Sie sich in der Gegend und überall wegen der Bewandniß mit unsern Todten wenden können; denn ich bin der Einzige, der Auskunft geben kann. Und ich will es thun. Sie werden zwar aus meiner Erzählung nur eine alte Lehre nehmen, aber es gibt Wahrheiten, die beständig so in Ohr und Auge fallen, als würden sie von den Thürmen geblasen und wären mit Fäusten zu greifen, und doch handeln die Menschen, als wären sie nur taub und blind. Gefällt es Ihnen, so setzen wir uns auf die Bank vor dem Hause, es erzählt sich in freier Luft und im klaren Himmelsanblick besser, als in dumpfer Stube, da kann sich mein altes Herz recht ausdehnen in seiner großen Gottesfreude; außerdem aber taugt mein altes Geheimniß auch nicht für die rohen neugierigen Ohren des Bauernvolks hier.

Ich war gern mit dem Vorschlag zufrieden, und wir gingen hinaus. — Wie freundliche Nachtgeister umflatterten lichte Wolkengestalten den Mond, und er blickte aus ihrem Kranze so traut auf uns herab, als wäre er ein nothwendiger dritter Zuhörer des Alten, der sich behaglich neben mir niederließ und folgendermaßen begann. —

Es sind jetzt 600 Jahre gewesen, lieber Herr, wie Sie aus Büchern wissen werden, daß unter Peta-Chan die wilden Tatarenhorden von Asien her dies Land überschwemmten und verwüsteten, und in diese Zeit reicht meine Erzählung hinaus. Damals hauste drüben auf der längst verschwundenen stattlichen Burg von Sandewalde der Kastellan Wlotko, dessen Geschlechtsnamen ich nicht anzugeben weiß. Er war ein mächtiger, aber auch stolzer Herr, vor dem die Stadt, welche jetzt nur noch ein so kleines Kirchdorf ist, in tiefer Ehrfurcht sich neigte. Er sann Tag und Nacht nur darauf, wie er seine Macht und Sicherheit vergrößern könne, und von ihm

soll jene mächtige Erdschanze über der Bartsch und alle Befestigung der Stadt herrühren, von der man noch manche Spuren erblickt.

Kein anderes Recht war ihm heilig, als das der Faustgewalt, welche überhaupt in jener Zeit regierte. Er pflegte bei dem kleinsten Widerspruche sogleich an sein Schwert zu schlagen und herrschte über die Stadt und ihre Umgegend wie ein kleiner König. Endlos waren daher auch die Fehden und Schäden, welche sie seinetwegen auskämpfen und erdulden mußte. Als er sich eben eines Tages in der Stadt befand, wollte er ein neues Schwert kaufen und begab sich eben deshalb zu dem Waffenschmied Henzko, der wohlgefällig seinen reichen und prächtigen Vorrath vor ihm ausbreitete. Lange war Wlotko in der Wahl unschlüssig. Sein starker Arm versuchte eine Klinge nach der andern; aber wo die Güte des Stahles ihn vorzüglich befriedigte, da waren ihm Griff und Scheide nicht schön und kostbar genug, und er meinte: die Wehr des Ritters sei ein Sinnbild seiner Macht in Güte und Strenge, daher müsse dem sichern, scharfen Stahle auch ein anmuthiges oder versöhnendes Bildwerk am Gefäße nicht fehlen, wie etwa der Kopf eines Engels oder einer Heiligen.

Henzko dachte daran, wie wenig des Ritters eigenes Wesen die Strenge mit der Milde verband, und gern hätte er laut bemerkt, wie wenig deshalb in seiner Hand ein solches Sinnbild passen würde. Da trat, des hohen Besuches nicht gewärtig, seine Tochter Armgard herein, erschrocken wich sie wieder zurück, als sie den Burgherrn erblickte; dieser aber, wunderbar getroffen vom Strahle ihres tiefblauen Auges, befahl ihr zu bleiben und betrachtete mit steigendem Wohlgefallen die weilende reizende Mädchengestalt.

— Die Sage hat nicht gelogen, Meister, welche Eure Dirne mir als die schönste in der Gegend rühmte, sagte dann Wlotko, gnädig lächelnd. — Diese Purpurscham der Wange, dies gesenkte Flammenauge, dies dunkelgoldne Haar, der ganze reiche Zauber Eures Kindes ist wohl dem eines Engels gleich und Eurem Handwerk ein solcher Schmuck der Schönheit, wie ich ihn mir in bildlichem Sinne auf den Schwertknauf wünsche.

— Ihr seid sehr gnädig mit Eurem Lobe, hoher Herr, antwortete der Waffenschmied, in finsterer Besorgniß auf sein Mädchen blickend; — doch erlaubt, es steht ja nur bei Euch, ein ebenbürtiges Weib

in Eure Burg zu führen, und die Macht durch ihres Körpers und Herzens Schönheit zu schmücken und mit der Euch beneidenden Schwachheit zu versöhnen.

— Meint Ihr, Henzko! Ich habe noch nicht daran gedacht, auch fand ich noch kein Weib, wie Eure Tochter. Doch ich will mir's überlegen. — Und zu der Jungfrau gewendet, sprach er nach kurzer Pause: Wähle für mich ein Schwert, mein Kind, hier aus Deines Vaters Lager. Ich selbst konnte nicht mit mir einig werden, welcher Griff am schönsten verziert sei; aus Deiner Hand will ich nehmen, was Du reichst.

Armgard trat gehorsam zu den Waffen, prüfte sie alle und sagte dann schüchtern, auf einen Schwertknopf zeigend: Gefällt Euch nicht diese Rose im Ringe?

— Eine gefesselte Rose! rief Wlotko, mit bedeutsamer Gluth sie anblickend. — Der Sinn des Bildes ist mir neu; aber er gefällt mir wohl. Gib mir das Schwert; steck' es mir selbst ins Wehrgehäng!

Armgard gehorchte. — Hab' Dank und lebe wohl. Denk an diese Stunde! sagte der Ritter und murmelte: Möcht ich Dich, Rose, fesseln können! — Lebt wohl, Meister! rief er noch und ging sinnend hinaus und nach seinem Rosse, das ihn nach der Burg trug.

Besorgt sah Meister Henzko auf die kommenden Tage; denn des Kastellans Wohlgefallen an Armgard lag ihm wie Blei auf dem Vaterherzen. Allein er hatte Unrecht mit seiner Furcht vor irgend einem ritterlichen Bubenstücke Wlotko's. Dieser war zu stolz, um Etwas auf andere Weise, als durch das Recht seiner Macht zu besitzen, welches ja auf Armgard nicht ausgedehnt werden konnte. Er war wirklich ein Edelstein der Ritterschaft, wenn auch ein roher, und so fühlte er doch, daß hier über seinen Wunsch eine andere Macht, als die seiner Faust zu entscheiden habe: Die Macht der Persönlichkeit.

Nach einigen Tagen trat er entschlossen wieder in des Meisters Werkstätte. — Ruf Deine Tochter, Henzko; ich habe mit Euch beiden ein wichtig Wort zu reden! sagte er freundlich.

Der Alte ging und kehrte bald mit Armgard zurück. Lange betrachtete er die Erglühende; dann sprach er sanft: Jungfrau, Du

bist die Rose, welche ich fesseln will. Deine Schönheit will ich mit meiner Macht umgürten; Du sollst mein Weib werden. Willst Du es?

Bestürzt sahen Vater und Tochter einander an. Henzko gewann endlich Worte und stammelte: Mein hoher Herr, bedenkt —

— Es ist bedacht, wie Ihr Euch denken könnt, unterbrach Wlotko finster. — Auch hab' ich Nichts weiter zu bedenken, als was ich eben will, während Ihr vielleicht meint, es handle sich noch um anderer Leute Bedenken, weil Euere Dirne niederer Abkunft ist. Ich aber bin so mächtig durch innere und äußere Kraft, daß ich nur mich und keinen Andern fragen darf. Wer kann sich auch der kleinsten Macht rühmen, die nicht zunächst in ihm selbst beruht! Also noch einmal, Armgard, willst Du mein Weib werden, und habt Ihr, Henzko, gegen mich selbst, gegen den Mann, was einzuwenden?

— Ei, keinesweges, Herr, wenn Euer Antrag wirklich Ernst ist, antwortete der Meister; und Armgard sah mit verstohlenem Wohlgefallen auf die stattliche Rittergestalt, während ihr der Gedanke künftiger Pracht und Hoheit den Busen schwellte. Der Kastellan faßte ihre Hand und fragte zum dritten Male, und sie sagte: Ja!

Da zog er einen eisernen Reif vom Finger und steckte ihn an Armgard's. — Hiemit begrüß' ich Dich als meine Braut, sprach er. — Nur von Eisen ist der Ring; er soll Dich an die niedere Geburt und damit an die Demuth erinnern, in der Du mir so reizend erschienst, daß ich Dich zu mir emporhob; aber auch an die eiserne Treue, zu der Dich seine Annahme verpflichtet hat. Gelobe mir, seine Doppelbedeutung stets im Auge zu behalten, oder gib ihn mir zurück.

Die Jungfrau gelobte, und der Ritter schloß sie nun in seine Arme. — Bewährst Du Deine Tugend wie dieses Erz, so soll ein goldener Reif zuletzt statt seiner ihr Sinnbild werden. Doch glühend laß ich ihn an Deinem Finger machen, wenn Du mit Meineid mein Vertrauen vergiltst, das schwöre ich Dir mit hohem Eide! Damit schied er. Bald darauf wurde Armgard sein Weib, und Edelfräulein und Bürger-Dirne sahen neidisch hinauf zu der glücklichen Herrin.

Auch Henzko pries das seltene Loos seines Kindes; bisweilen wollte es ihm doch fast unheimlich werden bei dem Gedanken, daß Ungleichartiges in der Elementarwelt wie in der menschlichen, sich

ohne das rechte Bindemittel nicht vereinen und durchdringen könne, und dies schien ihm zwischen Wlotko und seiner Armgard nicht vorhanden gewesen.

Jener wollte nur ihre Schönheit, Diese nur seine Macht, um sich darin noch reizender wiederstrahlen zu sehen. Ohne daß er es dem sonst scharfen Verstande klar machen konnte, sagte ihm sein Gefühl, daß hier der Geist der Liebe als das vermittelnde Element gefehlt habe, und dieser dürfe in voller Freiheit nirgend und niemals fehlen, wo von einer gesunden innern Lebensentfaltung die Rede sein solle.

Fast bereuete er sogar, seine Einwilligung zu der glänzenden Heirath gegeben zu haben. Wenn er aber wieder bedachte, daß diese doch nach Armgard's entschiedenem Willen geschehen, und daß er zu dessen Beschränkung nach seinen Grundsätzen kein Recht hätte, so blieb ihm Nichts übrig, als das Gebet; seine finstern Ahnungen möchten nicht in Erfüllung gehen.

Armgard war durch einen Schwur zu Treue und Demuth verpflichtet, aber sie hatte von dem Gatten, außer dem kirchlichen, kein anderes Gegengelöbniß empfangen, als das der furchtbaren Meineidsstrafe. Das fiel ihr in mancher einsamen Stunde schwer aufs Herz, und solcher Stunden hatte sie viele. Sie fürchtete, Wlotko, der oft Wochen lang nicht daheim war, habe sie nur um des Sinnengenusses Willen zum Weibe genommen, und schweife nun in stolzer Unverantwortlichkeit nach andern Genüssen umher, während der eiserne Ring am Finger sie selbst an Demuth und Treue mahnte. Die Demuth ward ihr schwer, denn diese stand ja im Widerspruche mit der Hoheit, welche sie durch ihre Selbsttäuschung erkauft hatte. Sie fühlte sich nur als Magd mit dem Namen einer Gattin. Ihre Treue aber war noch ungeprüft und deshalb kein Begriff. Der wahre moralische derselben aber konnte bei ihr auch gar nicht stattfinden, weil ihr die Liebe zu Wlotko fehlte, und ohne diese gleicht die Treue einem Schatten ohne Sonne, während sie als eine unbedingte Nothwendigkeit, nicht als Tugend, der Liebe sich von selbst und als wesentlich mit dieser versteht. —

Verwundert sah ich auf den Erzähler, der für seinen Rock philosophisch genug sprach; er aber fuhr fort: Es ist ungewiß, ob Wlotko wirklich die eheliche Treue moralisch oder physisch verletzte

sicher aber zähmte weder die wahre Liebe zu Armgard noch zu einer Andern seinen wilden Sinn, denn er kannte und übte wie früher beständig nur Recht und Pflicht nach den rohen und ausgedehnten Begriffen seiner Zeit.

Inzwischen hatte Armgard eine zärtliche Regung für einen jungen Mann, der von weiten Reisen heimgekehrt und in Sandewalde Bürger geworden war, empfunden und gehegt. Sie lernte ihn gelegentlich in der Begleitung ihres Vaters kennen, und es lag für sie jenes unerklärliche Etwas in seinem Wesen, welches gewöhnlich in die Eigenschaften der Schönheit und verschiedener allgemeiner Tugenden zersetzt wird, um daraus die Liebe bequem zu erklären, während diese nur als Flamme des zündenden Himmelsfunkens, nicht in der Natur des wahlverwandten Zündstoffes selbst, sich offenbart. Auch Armgard suchte nach der Ursache der großen Wirkung, welche Kasimir auf ihr innerstes Leben gemacht hatte. Sie glaubte sie in der männlich schönen Gestalt, in dem braunen ehrlichen Auge, in dem wunderbaren Schmelze von Kraftgefühl und Besonnenheit, das daraus leuchtete, in seiner Beredsamkeit und persönlichen Gewandtheit und endlich in dem reichen Schatze von Weltkenntnissen, den er prunklos mittheilte, zu finden. Wirklich hatte auch der bürgerliche Kasimir ein weit edleres männliches Naturell, als der Edelmann Wlotko. Der angeborne Herrschergeist desselben war in jenem wohl durch das Können, nicht aber durch das Wollen ausgedrückt; denn die reichen Kräfte seines Wesens waren gefesselt durch Selbstbeherrschung und gesänftigt vom durchsichtigen Zauberflore der Sitte. Er schritt wie ein König einher und war doch trotz der flammenden Blicke sanft wie ein Mädchen. Man glaubte ihm die That aufs Wort, ohne sie gehört oder gesehen zu haben. In dieser Harmonie des scheinbaren Widerspruchs seiner männlichen Kraft und That, worin sich ein für jene Zeit so seltener sittlicher Werth äußerte, fühlte Armgard, neben Kasimir's äußern Vorzügen, gleichsam den Nervengeist ihrer Liebe enthalten, dabei aber immer noch nicht das Geheimniß des erweckenden und belebenden Princips der Flamme gelöst, welche ihren Busen zu verzehren drohte.

Ich will Sie nicht mit einer Liebesgeschichte ermüden, werther Herr; nur andeuten wollt' ich, daß wirklich wahre, Alles opfernde und wagende Leidenschaft die Freifrau ihr eheliches Verhältniß und

ihre Schwüre vergessen lassen konnte. Ja, der Heroismus ihrer Liebe wuchs bei dem ihr widerstrebenden Pflichtzwange; denn der Mensch begreift erst die Freiheit, sobald er die Gewohnheit als Kette fühlen lernt. Kasimir theilte die zärtlichen Triebe des schönen Weibes, und in dieser Wechselgluth verdoppelte sich das Altarfeuer der einzelnen Herzen beider. Sie verständigten sich, sie warfen sich zu Vater Henzko's Füßen, und er hörte mit Entsetzen, daß sie nicht ohne einander zu leben vermöchten, daß sie sich angehören müßten, und sollten sie zu den Wölfen in die nahen Wälder fliehen.

Sie hätten es vielleicht sogleich gethan, doch Armgard kannte ihres Vaters unendliche Liebe zu ihr, sein, über das Zeitalter hinausreichendes Verständniß des menschlichen Herzens; und sie hoffte nicht nur Verzeihung, sondern auch Hilfe. Sie hatte sich nicht verrechnet. Henzko übersah alsbald, daß Vorwürfe hier abgeschmackt wären und eigentlich auf ihn selbst zurückfallen müßten, da er bei der Bewerbung Wlotko's die Tochter rathlos ließ. Eben so unnütz war nach seiner Ansicht jetzt der Rath an sie, von dem Manne ihrer Seele abzustehen. Es war denkbar, durch ein großes Geldopfer den Papst zur Aufhebung der Ehe zu bewegen, und Alles sollte versucht, zunächst aber Armgard vor Wlotko's Rache gesichert werden.

Dieser hatte sich indessen den Haß der Bürgerschaft Sandewaldes durch allerlei Gewaltthaten und Bedrückungen zugezogen, welche er in seinem vermeintlichen Herrenrechte ausübte. Die wilde Gährung des Entschlusses, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, traf zusammen mit dem Entschlusse Armgard's und Kasimir's, für ihre Liebe das Aeußerste zu wagen, und ein finsteres Verhängniß bedrohte hier Wlotko's Ehre, wie dort seine Macht. Schon hatte übrigens der Verrath die Liebenden umgarnt. Noch am selben Abende, als diese sich dem Vater entdeckten, erfuhr der Ritter ihren Umgang und damit seine Schmach, nachdem er von der Jagd zurückgekehrt war und die Burgfrau nicht fand.

Da riß er schäumend vor Wuth das Schwert heraus, das sie auf sein Geheiß einst für ihn gewählt, betrachtete den Knauf und rief: Gefesselte Rose, Du bist genossen und magst nun zu Asche werden! — Damit stürmte er, zweien Knechten zur Folge winkend, von der Herrenburg hinab in die Stadt und in des Waffenschmieds Haus, während einige aufmerksam gewordene Bürger dem Wüthenden folgten.

Wie ein Gespenst trat er plötzlich vor die Ehebrecherin, welche im seligen Vergessen mit dem Buhlen Mund an Mund und Aug' an Auge hing. Rasch ergriff er Armgard's Rechte, und sie ihr unter die Augen haltend, bebte es von seinen Lippen: Kennst Du dieses Zeichen? Fort mit Dir zu der Strafe, die ich für den Meineid Dir gelobte!

Er wollte sie umfassen, doch Kasimir riß ihn riesenstark hinweg, umschlang ihn blitzschnell und trug ihn hinaus zu den harrenden Knechten, die jetzt die Wehren zogen, aber alsbald von den Bürgern entwaffnet wurden. Nur mit Mühe entrannen sie mit ihrem Herrn den gegen sie selbst gerichteten Klingen; seiner kaum mächtig, eilte Wlotko zur Burg zurück, und hingerafft vom ungeheuren Zorne, sank er dort kraftlos zusammen.

Vor Henzko's Hause wuchs indessen der Bürgerhaufe und frug unter Verwünschungen gegen den Kastellan nach dem Zusammenhange des Vorfalls. Henzko und Kasimir erkannten, es sei der Zeitpunkt gekommen, um mit einer kühnen That Alles zu gewinnen oder zu verlieren. Gewalt war die Losung. Es galt, die zum Widerstande geneigte Stimmung der Bürger zu offenem Aufruhr gegen den Kastellan zu entflammen und mit dem Kampfe für die allgemeine Sache den für die eigene zu verbinden. Da zeigte sich plötzlich Kasimir's thatkräftiger Geist. Er erklärte, daß ein Mißverständniß in Henzko's Hause des Kastellans ganze Wuth geweckt und zu thätlicher Verletzung des Hausfriedens verleitet habe; die Faust des Tyrannen wäre mit der eigenen Faust abgewehrt worden, und es stehe nun zu erwarten, daß er seine Krieger zur Rache gegen die Stadt führen werde.

Dem Aufrufe zur Bewaffnung gegen sie folgte wildes Beifallsgeschrei. Die Gruppen zerstreuten sich, und Kasimir entwarf indeß mit Henzko den Plan, den Kastellan so schnell als möglich in seiner Herrenburg selbst anzugreifen. Bald zogen wohlgerüstete Bürgerschaaren auf dem Ringe zusammen; einstimmig verlangten sie die Anführung des besonnenen und muthigen Kasimir, der die Macht der Persönlichkeit längst unwillkürlich unter ihnen geltend gemacht hatte, und er zeigte sich bereit. Er wußte durch Armgard, daß die Burg so eben zufällig nur geringe Streitkräfte enthalte. Dieser Umstand mußte benutzt und Alles rasch entschieden werden.

Noch hatte Wlotko, bei der Schwäche seiner Mannschaft, über die Art des Angriffs und der Züchtigung der verrätherischen Stadt nicht mit sich einig werden können. Die Kunde von den unruhigen Bewegungen der Bürgerschaft ließ entnehmen, daß diese mit dem ehebrecherischen Paare gemeinschaftliche Sache gemacht und mit dem Vorfalle in Henzko's Hause eine willkommene Veranlassung zum Aufstande gegen ihn gefunden habe. Der wilde Zorn, der mit seiner zurückkehrenden Kraft wieder aufloderte, wollte wie ein Wetter Gottes über den Häuptern der Schuldigen rücksichtslos ausbrechen; allein er wich, bei den Vorstellungen seiner nächsten Freunde von der Lage der Dinge, allmälig der klugen Ueberlegung.

Kaum hatte er hierauf mit dem besonnenen Kriegsrathe die Hauptpunkte des Operationsplanes festgestellt, als der Anzug der Bürgerschaft gemeldet wurde, und, betroffen von der nicht geahnten Keckheit der Aufrührer, blieb ihm jetzt nur noch Zeit, die Anstalten zunächst für die Gegenwehr, statt für den Angriff selbst, zu treffen.

Allein der Kampf war dennoch vergebens, die geringe Burgmannschaft vermochte nicht lange, dem von allen Seiten wild heranstürmenden Haufen zu widerstehen; bald hatte dieser sich der wichtigsten Zugänge bemächtigt und drang mit siegtrunkenem Geschrei ins Innere der Feste, als unumschränkten Herrn derselben sich begrüßend. Dann wurde der Kastellan aufgesucht, um ihn für die erlittenen Unbilden vor das Volksgericht zu stellen; er war jedoch nirgend zu finden. Durch einen geheimen Ausgang, an dem es für solche Fälle den mittelalterlichen Rittersitzen selten fehlte, hatte Wlotko sich vor dem drohenden ärgsten Verhängnisse zu retten gewußt und eilte verkleidet in ohnmächtiger Wuth dem Walde zu, ohne zu ahnen, welche furchtbare Macht für diese ihm bald dienstbar werden würde.

Die Sieger beschlossen die Zerstörung der Zwingburg, und nach einigen Tagen lag sie wirklich in Asche. Unter Kasimir's Einflusse bildete sich dann in Sandewalde eine republikanische Verfassung, zu deren Wächter und Consul der junge Mann gewählt ward, und seine erste Amtssorge war die Befestigung der Stadt gegen innere und äußere Feinde, wobei alle irgend fähigen Kräfte gleichzeitig thätig sein mußten. Kaum war das Werk auf den Hauptpunkten vollendet, als durch zerstreute Flüchtlinge die Nachricht kam, ein ungeheures morgenländisches Kriegsheer sei von Polen her im Anzuge

und bezeichne seinen Weg mit Blut- und Brandstätten. Entsetzt hörte die Bürgerschaft die Neuigkeit, woraus begreiflich wurde, weshalb sie bisher ungestört und ungestraft gegen die herzogliche Oberherrschaft sich rüsten und die Früchte ihrer Empörung genießen konnte, denn alle Kraftanstrengung wandte sich der Abwehr des eingedrungenen äußern Feindes zu.

Nach einigen Tagen, in denen Sandewalde selbst von den barbarischen Gästen unberührt blieb, erzählte eine neue Kunde, die Tatarn wären vor Breslau gezogen und hätten nach dem Brande der Stadt die dortige Burg, jedoch vergebens belagert, da auf das Gebet eines frommen Dominikanermönchs der Himmel selbst sich öffnete und durch ein herabströmendes Flammenmeer die heidnischen Schaaren abtrieb und zum Theile vernichtete.

Nur um so emsiger ließ Kasimir an der Vollendung der Festungswerke arbeiten, denn es war immer noch denkbar, daß eine der asiatischen Horden auch die Bartschgegenden heimsuchte, obschon sie von dem linken Oderufer abwärts nach dem Innern des Landes sich ausgebreitet haben sollten.

Inzwischen war gegen die Tatarn am 9. April jene welthistorische Schlacht bei Liegnitz, wo heute der Ort Wahlstadt steht, geliefert worden, worin der fromme Herzog Heinrich II. und seine Ritterschaar die Heldenbrust zum Schilde für das Herz Deutschlands machten und bekanntlich als ein Opfer der großen Sache fielen. Entscheidend genug war für die übermächtigen asiatischen Sieger das Treffen, um sie südostwärts zum Rückzuge zu bestimmen. Auch Wlotko hatte bei Liegnitz mitgekämpft und war von einigen feindlichen Streifzüglern gefangen worden.

Da flüsterte sein böser Engel ihm in's Ohr: wie leicht ihm jetzt die heißersehnte Rache an dem verrätherischen Sandewalde und dem treulosen Weibe, wie zugleich seine eigene Befreiung ihm werden würde, wenn er den ansehnlichen Tatarnhaufen, dem er folgte, unter der Aussicht auf reiche Beute zu einem Ueberfalle der Stadt vermögen könnte. Es gelang ihm wirklich, durch große Vorspiegelungen den Anführer der Horde dazu zu veranlassen. Man versprach ihm die Freiheit, wenn er auf kurzen sichern Wegen die Krieger zu der reichen Stadt führen wolle, und frohlockend stellte er sich an die Spitze des heidnischen Zuges zum Untergange seiner christlichen Brüder.

Es war eine Mondnacht, wie heute, als die wilden Schaaren in der Gegend Sandewaldes ankamen. Angstvoll hatte Kasimir ihre Annäherung vernommen, welche er nach den letzten Nachrichten von Liegnitz her nicht mehr erwartete. Die Stadt war, wie er selbst auf den kräftigsten Empfang der feindlichen Gäste vorbereitet; er sehnte sich sogar nach einer großen Gelegenheit, das Vertrauen der Mitbürger zu seiner Obergewalt aufs Neue durch eine Heldenthat zu rechtfertigen; aber Armgard hatte sich heute mit dem Vater zu einem Einsiedler bei Tschillasen begeben und war noch nicht zurückgekehrt. Vergebens sandte er Boten nach ihr aus; während er selbst, verwirrt durch die Angst der besorgten Liebe, die letzten nöthigen Anordnungen für den herannahenden Kampf traf.

Bald darauf schlossen die Tatarn die Stadt ein und rüsteten sich zum Sturme, den die Bürgerschaft muthig auf den Wällen erwartete. Es begann die entscheidende blutige Nachtscene, über welche der Mond sein Friedenslicht wie einen stillen Widerspruch des Himmels ausgoß. Fest wie ihr Glaube standen die Streiter von Sandewalde gegen die morgenländischen Würgengel. Ihr Pfeilregen verfinsterte die Luft, prallte aber meist wirkungslos ab von der eisernen Rüstung der Belagerten, während an deren Lanzenreihen fortdauernd die kühnen Stürmer sich den Tod holten. Plötzlich lähmte ein grauenvoller Anblick die Streitkräfte der bedrängten Städter. In der Tiefe der Laufgräben erhob sich, einem offenen Höllenrachen gleich, jenes flammenspeiende riesige Menschenhaupt, welches zur mongolischen Kriegskunst oder dem Feldgötzendienste gehörte, und woran der abendländische Heldenmuth bei Liegnitz schon zu Schanden geworden war. Niemand dachte an die Möglichkeit eines Blendwerks; mit dem Fürsten der Finsterniß selbst glaubte Jeder die Asiaten im Bunde, sobald er die stinkende Höllenlohe zum reinen Mondhimmel aufqualmen sah, und warf entsetzt, von der Fruchtlosigkeit aller Gegenwehr überzeugt, die Waffen weg. In wenig Minuten waren Bestürzung und wilde Flucht von den Wällen allgemein. Kasimir, dem Einflusse des bösen Zaubers auf ihn selbst mit aller Geisteskraft widerstrebend, eilte vergebens hier und dorthin, die bewußt- und thatlos gewordenen Haufen aufzuhalten und zum Kampfe gegen die brüllenden Sieger zurückzuführen. Alles stürzte in die Stadt zurück,

in dem augenblicklichen Wahne, sich dort vor der übermenschlichen Streitmacht verbergen und schützen zu können.

Die nachdringenden Tatarn waren alsbald Meister der Wälle und der Stadt selbst, wo sie sich mordend und plündernd zerstreuten. Es begann ein fürchterliches Blutbad auf den Straßen und in den Häusern, und die wehrfähigen Männer wurden bei ihrer gebrochenen moralischen Kraft so wehrlos hingewürgt, wie Greise, Weiber und Kinder, welche physisch kraftlos waren. Wlotko sah einen Augenblick mit Wonne auf die große Mordscene. Der Tatarnführer hatte ihm schwören müssen, keine Seele der Stadt leben zu lassen und diese dann gänzlich zu zerstören. Nur in Henzko's Hause sollte nach seinem besondern Befehle von ihm selbst Gericht gehalten werden, und dorthin stürzte er jetzt, wie ein Tiger auf die Beute mit weiten Sprüngen, von einem Tatarn gefolgt. Kasimir empfing ihn mit seinem guten Schwerte, vielleicht als der Einzige, der noch zuletzt die Heldenkraft gegen das wunderbar feindliche Schicksal zu versuchen wagte; doch nach kurzem Kampfe lag auch er niedergestreckt, wie die Tausende seiner kraftvollen Mitbürger.

Ueberall suchte nun Wlotko nach seinem ehebrecherischen Weibe, um zuvörderst, seinem Schwure gemäß, den eisernen Ring an ihrem Finger zur Strafe ihres Meineids glühend zu machen und sie dann als vornehmstes Opfer unter andern Qualen langsam verschmachten zu lassen. Mit ihrem Tode sollte das gräßliche Vernichtungsloos Sandewaldes in dieser Nacht sich vollenden, und die nächste Morgensonne nur noch Leichen und Trümmer überstrahlen. Allein Armgard war nirgend zu finden, das Haus wie ausgestorben, und Wlotko's unbefriedigte Wuth steigerte sich fast zum Wahnsinn. —

Da zog er aus einem Versteck die ihm wohlbekannte treue Hausmagd Paulowna hervor und entpreßte der Zitternden unter Androhung namenloser Qualen das Geständniß, Frau Armgard sei am Morgen schon mit ihrem Vater nach Tschillasen zu dem Einsiedler zur Beichte gewandert. — Ich will ihr die Absolution bringen! schäumte er, allein im Schenkel wurde ihm plötzlich ein Schmerz so heftig, daß er fast davon zusammensank und jetzt erst dort die tiefe, klaffende Wunde gewahrte. Mit starkem Willen dem Schmerze gebietend, raffte er sich indeß bald wieder empor, wankte vor das Haus und

fand dort ein kleines Fuhrwerk, das er zur Rachefahrt anzuspannen befahl, weil ihm ein rascher Ritt durch die Schenkelwunde unmöglich geworden schien.

Bald jagte er in der Mitte eines Tatarenschwarmes auf der Straße nach Tschillasen hin, und der auflodernde Stadtbrand stritt dabei mit dem Monde, wie das Licht von Himmel und Hölle um den Vorrang, seinen Pfad zu beleuchten. Aber der Wille Gottes ließ ihn sein Ziel nicht erreichen. So heimlich und plötzlich er auch den Ueberfall Sandewaldes veranstaltet hatte, war die Nachricht davon doch bald durch die Gegend gedrungen, und das Landvolk entfloh nach allen Seiten hin abwärts von der unglücklichen Stadt. Auch Henzko und Armgard waren bei dem kranken Waldbruder noch früh genug von der Warnung erreicht worden, um ihrem heranstürmenden Schicksale unter Wlotko's Marterfaust zu entfliehen. Dieser forderte ungestüm von dem todnahen steinalten Greise die Spur der Verfolgten, indem er ihm erzählte, auf welche Weise Armgard an Sandewaldes Untergange, den er herbeigeführt hatte, schuldig geworden wäre.

— Ich habe nur noch wenige Stunden zu leben; höre also auf die Worte eines Sterbenden, sagte Jener. — Was Armgard verschuldet hat, büßt sie jetzt als heimathlos und unstätt, allein ihre Schuld ist menschlich und fällt nicht so schwer in die Waagschale des Bösen, wie Du es wähnst. Deine Schuld, Wlotko, ist dagegen teuflisch und von furchtbarem Gewichte für Dich hier und dort. Zieh nach Rom zu dem heiligen Vater und bitt' ihn fußfällig, Dir den Vergebungs- und Trostquell der Kirche für die Riesensünde zu öffnen, welche die Welt Dir nicht vergeben kann. Nimm dazu meinen Segen auf den Weg; es ist der letzte, aber auch der nöthigste, den ich je ausgesprochen habe.

Der Einsiedler war verschieden, und Wlotko stand einige Minuten tief erschüttert, die kurze Rede des Sterbenden hatte in ihren einzelnen Sätzen wie mit langen Blitzstreifen der Wahrheit die Abgrundsnacht seiner Seele durchleuchtet, doch rasch verdrängten die Nebelbilder der Lüge eifersüchtig wieder das schwache Licht der Selbsterkenntniß. Trotzig schlug er an sein Schwert und rief dann mit wilder Geberde dem für immer verstummten Strafredner nach: Die entflohene Schlange, Alter, hatte Dir mit ihrer Schönheit den Kopf

verwirrt, sonst konntest Du nicht so kindisch sprechen. So lange es ein Recht auf Erden geben wird, muß es auch für seine Verletzung eine Genugthuung geben, und wer die Macht dazu hat, ist ein Thor, wenn er die ihm verweigerte sich nicht selbst nimmt. Armgard wäre schuldloser als ich! Die Ursache schuldloser als die Wirkung! Du bist mit einer Lüge oder mit einer Thorheit aus der Welt gegangen, Alter.

Und fort stürmte er, zurück nach Sandewalde, über dessen Leichen und rauchenden Brandruinen eben die Sonne aufging. Der Fluch seiner Rache hatte sich buchstäblich an der unglücklichen Stadt erfüllt. Er weidete sich eine Weile an ihrem großen qualmenden Grabe und schlug dann waldwärts und planlos einen Pfad in die Zukunft ein. — Der Anführer der Tatarenhorde hatte übrigens die gemachte Beute weit unter seiner Erwartung gefunden, forschte zürnend nach dem trügerischen Christen, dem er so streng Wort gehalten, und befahl seine Aufsuchung. Sie geschah vergebens. Geschützt vom Waldesdunkel, irrte Wlotko einige Tage darin umher und entfloh dann aus den deutschen Ländern, als das Gefühl seines entsetzlichen Verraths an der Vaterlandssache immer greller in sein Bewußtsein trat.

In Italien soll er nach vielem Umherirren endlich seinen Tod gefunden haben. — Auch Henzko und die unglückliche liebende Armgard zogen weit umher, ehe sie in Baiern eine bleibende Stätte fanden. In reiferm Alter verheirathete sich die Freifrau noch einmal, nachdem sie beim päpstlichen Stuhle die Trennung der Ehe von ihrem verschollenen Gemahle nachgesucht und erhalten hatte. Ueber ihr früheres Leben beschlossen Vater und Tochter ein tiefes Schweigen. Nur erst auf ihrem Todbette vertraute Armgard ihrem ältesten Sohne die ganze Leidenssumme ihrer Liebe, welche sie mit dem verhängnißvollen ehernen Ringe hier an meiner Hand als erbliches Geheimniß nur immer auf das älteste Familienglied unter dem Eide der Verschwiegenheit wollte übergehen wissen. Nun kennen Sie, lieber Herr, das auf diesen Räumen ruhende traurige Geheimniß. Mord und Zerstörung gingen hier so plötzlich und geschäftig Hand in Hand, daß Niemand übrig blieb, der nähere Kunde von jener entsetzlichen Nacht geben konnte und der Brand auch die kleinste schriftliche Urkunde der frühern Orts-Größe vernichtete. Die Furcht

vertrieb dabei so rasch jede lebende Seele aus dem Umkreise des Schreckens, daß von den Umwohnern der Stadt Sandewalde Keiner mehr von ihr wußte, als daß ihre Trümmer zugleich das Grabmonument aller ihrer Bürger geworden waren. Mancher dachte dabei auch wohl an ein unbegreifliches Strafgericht Gottes und schlug fromm ein Kreuz, wenn er durch die verödete Gegend zog, wo erst in späterer Zeit durch einzelne Ansiedelungen das jetzige Dörfchen entstand. Hier will der Landmann jetzt in mondhellen Frühlingsnächten oft den Geist des alten Burggrafen, der im Süden starb, polternd auf der Straße nach Tschillasen hinfahren sehen. Es ist der Geist des rachedürstenden Wlotko, dem einst Mond und Stadtbrand den Weg beleuchteten.

— Und wie sind Sie selbst, alter Mann, zu dem grauenvollen Geheimniß dieser unheimlichen Stätte und dem bedeutsamen Ringe gekommen? frug ich nach einer Weile.

— Ich bin kein Schlesier, wie Sie aus meinem Dialekt entnommen haben werden, antwortete er. — Ich bin ein Baier, aus der Gegend von Augsburg, und der letzte Sprößling aus Henzko's und Armgard's Geschlecht; denn Weib und Kinder starben längst rings um mich her, und ich selbst gleiche mit der erlöschenden Lebenskraft einem absterbenden silbergrauen Baume auf einer Gebirgshöhe, wo die klimatischen Verhältnisse sich verändert haben, seit er seine Wurzeln schlug. Hören Sie, was mich nach Schlesien trieb.

In der letzten Neujahrsnacht lag ich schlaflos auf meinem ärmlichen Lager und erbat von Gott, er möchte mich mit meinen hundert Jahren von dieser Erde abrufen, wo ich des eigenen Schicksalsdrucks und der allgemeinen Verkehrtheit so müde geworden. Da erschien mir, halb als Traumbild und doch auch wieder in der schärfsten Ausprägung der Wirklichkeit, die edle unglückliche Armgard, meine Urmutter. Die lichtumflossene, jugendschöne Gestalt trat dicht vor mich hin, und die selige Ruhe in ihren verklärten Blicken verbannte in mir jenes unheimliche Gefühl, das sonst die Menschenbrust bei der Ahnung der Geisternähe beengt.

Bald werden sechs Jahrhunderte sich vollenden, seit ich, als eine Tochter der Erde, dort im fernen Lande Schlesien Entsetzliches erlebte und die Schuld der Liebe lange in einem unstäten, ver-

wurfsvollen Wanderleben abbüßte, sprach die Erscheinung. — Du, der Letzte meines Stammes, weißt ja Alles. In Dir vollendet sich das Schicksal unsers Geschlechts, aber sinnbildlich auch eine ganze Periode der Menschheit, und ich komme, Dir eine bedeutsamere Lehre daraus mitzutheilen, als der gewöhnliche Menschenverstand begreift, der nur vereinzelt die Ereignisse selbst, nicht ihre symbolische oder organische Weltbeziehung aufsucht. Schlesien, das adoptirte Tochterländchen Deutschlands, das untergegangene Sandewalde mit den räthselhaften Todtenspuren des Dörfchens, das sich auf seiner Stätte erhob, und endlich mein eigenes tiefschmerzliches Schicksal können Dir das deutsche Schicksal der letzten sechs Jahrhunderte treffend veranschaulichen.

In jener Zeit, wo ich lebte, herrschte das Faustrecht. Das christliche Deutschland war in körperlicher Kraft ein Mann, in geistigem Bewußtsein ein Kind, aber ein trotziges, verzogenes Kind, wie jener Wlotko. Die Priesterzungen hatten ihm, wie Millionen seines Gleichen, den Lebenszweck so auf die Spitze gestellt, eine so verkehrte Gottes- und Weltanschauung aufgeschwatzt, daß nur noch die Kirche, nicht die Menschheit, dabei gewinnen konnte. In der frechen, rohen Habgier, welche der Grundzug seines Zeitalters war, warb Wlotko um meine Hand und glaubte sehr edel zu handeln, daß er somit auch nach dem Rechte meiner Persönlichkeit fragte, während er meine Schönheit genießen wollte.

Ich gab ihm in dem anerzogenen Demuthsgefühle des Weibes um so lieber die Hand, da er diese auch von meiner Eitelkeit erkaufte; denn die Liebe kannte ich noch nicht. Als aber ihre allmächtige Flamme mein armes Herz durchwogte, als ich dabei seines Reichthums bewußt wurde, sah ich den leichtsinnigen Handel mit ihm ein; allein es war zu spät und nach dem religiösen Zuschnitte der Zeitbegriffe ein Frevel, den Irrthum der Ehe thatsächlich in die Wahrheit der Liebe zu meinem Kasimir aufzulösen. Die lange, traurige Buße für die Unklarheit des Herzens, in der ich den Bund mit Wlotko schloß, hätte die herzlose Kirche nicht einmal als Tugend, sondern als unbedingte Pflichterfüllung angesehen, wenn sie wirklich geschehen wäre; denn ihre strenge Satzung gestattet ja keine Ehescheidung zu Gunsten eines neuen Bundes. Während selbst die Elementarwelt bisweilen von den großen Naturgesetzen abirrt, soll

das weiche Menschenherz, dies räthselhafte Phänomen, menschlichen, statt göttlichen Gesetzen unterworfen sein, indem jene für diese untergeschoben werden. In meinem Naturell offenbarte sich der göttliche Zorn über die unterdrückte Freiheit, wobei der Irrthum der geschlossenen Ehe nicht zum Glück der Erkenntniß, sondern nur zur Buße oder zum Fluche derselben führen kann. Schwer empfand ich die ganze unwürdige Lage des Weibes in den vielen fratzenhaften Spinnweben der sogenannten Schicklichkeit, welche die Entwickelung seines kargen, naturgemäß schon eingeschränkten Erdenglücks durch Lichtentziehung und Verwirrung hindern und mit der Schmach der öffentlichen Meinung bestrafen, sobald die nach dem winkenden Glücke greifende Hand sie kühn zerreißt. Ich achtete nicht diese Schmach, ich verlangte muthig meine Freiheit, welche ich ohne das Bewußtsein ihres Werthes verschleuderte, ohne Strafe meines Irrthums zurück, indem ich auf das Naturrecht meines Herzens pochte; und da ich wohl wußte, daß meine Forderung von keinem menschlichen Gerichte erfüllt werden würde, löste ich eigenmächtig die unselige Gemeinschaft mit Wlotko, mit dem Stolze wahrer Liebe der Höhe entsagend, zu der mich der Stolz auf seine Macht in der Nichtachtung der öffentlichen Meinung wegen seiner Misheirath erhoben hatte. Indem ich somit den Irrthum als menschliches Recht und Erbtheil für mich in Anspruch nahm und mich eines Eides ledig erklärte, der für das stets unmündige Herz nicht giltig sein kann, gerieth ich mit den bestehenden verkehrten Sittengesetzen auf der einen Seite in Widerspruch, wie Wlotko auf der andern durch die Schmach, welche ich ihm dadurch bereitete.

Das eben ist der Fluch der Unnatur, daß sie überall wieder unnatürliche Früchte bringt, und noch heute ist es der große Widerspruch im Leben der Völker, wie in der einzelnen Menschenbrust, daß dieses stets von außen her angekünstelt wurde, statt von innen heraus seinen sittlichen Inhalt zu empfangen. Er besteht in dem ewigen geistigen Liebesstrome Gottes, der durch das Menschenherz geht, und der Verstand hat mit seinen Gesetzen nur für Uferdämme zu sorgen, welche den natürlichen Stromlauf zusammenhalten, ohne seine Freiheit zu beschränken. Bisher aber ward ihm diese Freiheit auf alle Weise verkümmert, bisher herrschte Form und Name über das Wesen der menschlichen Dinge, und das elastische gutmüthige Herz

fügte sich stets auch in die widersinnigsten Formen. Das ist die Bedeutung des ehernen Ringes, den ich von Wlotko annahm.

Revolutionen sind Heilversuche der historisch kranken Menschennatur. Die Krankheit behaftet jedoch nicht, wie im physischen Leben, in verschiedenen Uebelstoffen den einen und andern Organismus, sondern jeder Einzelne ist der Träger der vollen historischen Sünden- und Leidenssumme, welche sich bis in sein Zeitalter hinaufgehäuft hat. Von der Individualität ist er ausgegangen, aber diese durchbricht auch mit ihrer Lebenskraft bisweilen wieder die zähen Schleimhäute, welche den Krankheitsstoff fesselten, und indem sie ihn zu entfernen strebt, wird auch gleichzeitig der moralische Organismus der Menschheit, die ihn mittheilte, dazu angeregt. So ist im Guten wie im Bösen, moralisch und physisch, zwischen ihr und der Individualität eine ewige Wechselwirkung. Wer sich selbst eine Wohlthat erzeigt oder an sich sündigt, hat es auch auf nicht zu berechnende Weise an der Welt gethan; denn die einzelne Menschenthat gleicht der Schneeflocke, die zur Lawine wird. Zur Geschichte werden freilich nur die augenfällig entscheidenden Thaten. Ich wollte die Wahrheit meiner Liebe auch in der äußern Freiheit darstellen und wurde die Veranlassung, daß die Bürgerschaft Sandewaldes, um ihre natürliche Freiheit auch politisch wahr zu machen, das Herrenrecht vernichtete, welches die geistige Schwäche ihrer kriegerischen Vorfahren dem Anführer, dem Vordersten, dem Fürsten einräumte, und das die Erbsünde der Gewohnheit erblich werden ließ. Schwer wird der Masse der Gedanke, schwerer noch das ihn mittheilende Wort, am schwersten aber die ihm consequente That. Das Unglück meiner Liebe war die Schneeflocke, welche im Herzen des Vaters und Kasimir's sich zum Ball vergrößerte und in dem Aufstande ihrer Mitbürger zur Lawine wurde. Statt meinen Irrthum des Herzens als menschlich anzusehen und zu verschmerzen, suchte Wlotko ihn als Meineid zu rächen und lud damit eine teuflische Schuld auf sich. Die christlichen Tugendbegriffe, von der Liebe als Wahrheit ausgehend, müssen auch die Liebe zur nothwendigen Folge haben, umgekehrt aber den Haß, der in Wlotko sich so grimmig entwickelte und so weit vergaß, daß er die Heiden zum Verderben der christlichen Brüder herbeirief. Somit deuten die Trümmer Sandewaldes auf die gräßlichste Ironie des wahren christlichen Geistes, den freilich der Buchstabenmensch

nicht begreift, sondern mit den Bibelbuchstaben sogar in argem Widerspruche findet. Der stets geschäftige historische Lügengeist wußte den christlichen Cultus bequem zum Götzendienste und dabei das geschriebene Wort zur Schmähung des Menschenthums statt zu seiner Erhebung auszubeuten, wo es dem Priesterthume irgend vortheilhaft erschien. Die Reformation brachte dann alle die zersetzenden und wildkreisenden Wirren, welche unzulängliche Heilmittel bewirken, indem sie den Krankheitsstoff aufstören, aber nicht auszustoßen vermögen; und erst jetzt beginnt in der angebrochenen Dämmerung wahrer Philosophie der christliche Glaube sich durch Erkenntniß des Wissens zu verklären.

Wie Wlotko's Verrath Sandewaldes Untergang durch die östlichen Barbaren plötzlich herbeiführte, so verrieth Schlesien allmälig seine Unabhängigkeit an die Nachbarländer, so wird Deutschland, dessen heutige politische Zerstückelung der damaligen des Tochterländchens gleicht, sich einst an den Osten verrathen, wenn es seine Verhältnisse nicht richtiger würdigen lernt, als in der einseitigen Furcht vor dem Westen, wo ihm das freie, geistige Licht aufgegangen ist. Es geht übrigens in Schlesien die Sage, daß nach dem großartigen fürstlichen Schloßbau zu Kamenz von Ost und West Feinde herbeiziehen und das Land verwüsten würden. Viel Blut wird um die Feste strömen, der Sieg aber den Heiden bleiben, und somit nach 600 Jahren ein neuer Streitversuch Asiens um die Herrschaft über Europa erfolgreicher erfüllt sein.

Mein Geisterauge sieht die Ereignisse unklar in gigantischen Bewegungen heranstürmen, allein ich kann sie Dir nicht näher bezeichnen, denn der scharfe Blick in die sich gestaltende Zukunft ist nur dem Auge Gottes eigen. Soviel aber kann ich aus den bestehenden Verhältnissen beurtheilen: Du stehst am Abende Deines Wanderlebens, scheidend an der Pforte einer neuen Zeit. Versöhnt ist der Fluch der alten, den der in das Christenthum eingeschlichene Lügengeist über sie brachte, vorüber ist die Zeit der gebrochenen Herzen und unfreien Geister, und daran war die Erlösung der halb zürnenden, halb büßenden Schatten Wlotko's, Kasimir's und all der Erschlagenen geknüpft, welche ihr angehörten und in der Mondnacht des 13. April in Sandewaldes Räumen stets lebendig wurden, um das Schicksal ihrer Stadt und der Menschheit in der eigenen

Schuld zu beklagen. Auch ich bin zur Ruhe gegangen, mein Sohn Valentin, sobald die Mitternacht des 13. April vorüber sein wird und Du in meinem ehernen Ringe an Deiner Hand, dem Sinnbilde der rohen, aber geheiligten Gewalt, welche die entwickelnden Naturtriebe des menschlichen Herzens und Geistes fesselt, einen Sprung bemerkst. Dann ist die große Kette der Menschheit zerbrochen, dann juble über dies Zeichen des Weltgeistes und lege Dich unter den Strahlen der neuen Sonne ins Grab.

Den Ring und seine Geschichte aber gib nicht etwa einem gewöhnlichen Antiquar, sondern einem Manne, der daran die sechshundertjährige Verbindungslinie zwischen der alten und neuen Menschheit aufzufinden und dieser in thatkräftig fördernder Gesinnung zu dienen strebt. So lebe wie bisher, und stirb wie Du gelebt, in der Anbetung der göttlichen Vernunft!

Bei diesen Worten zerfloß die holde Erscheinung und mir war unaussprechlich wohl, ich möchte sagen: sterbensselig. Nur ein Wunsch rang dabei aus dem wünscheleeren alten Herzensraum sich empor, die Mitternacht des 13. April auf dem großen merkwürdigen Grabe Sandewaldes hinzubringen und darauf zu sterben. Ich bin ein armer Volksschullehrer, Herr. Mehr darf ich Ihnen wohl nicht sagen, als daß nur die sichere Todeshoffnung den Entschluß und die Mittel zu der weiten Reise möglich machen konnte. Sie wissen, was Deutschland für seines Volkes Erzieher thut. Nachdem ich zum Lehrer zu alt geworden, verdoppelte sich das Maß der gewöhnten Entbehrung; ein karges Almosen fristete mir das dunkle, müde Leben. Auch dies verlor ich mit der Entfernung von der Heimath; aber ich hatte ja nur noch einen Wunsch, eine Hoffnung, und siehe da, die Kräfte stählten sich wunderbar zu deren Erfüllung. Mit geringer Baarschaft wanderte ich getrost von dannen und kam glücklich einige Tage vor der verhängnißvollen Mitternacht hier an. Es war blendender Mondschein, wie heute, als ich auf dieser Bank saß, und jeden Augenblick dachte ich, das große gemeinschaftliche Grab würde sich öffnen, und der erlöste Geisterchor, nach der historischen Kreuzigung, selig daraus auferstehen. Erschien ich mir doch in diesen Erlösungsträumen selbst schon als ein seliger Geist, welcher der Menschheit die Abschiedsworte zuruft: Friede sei mit Dir nach so viel Leiden! Mitternacht ging ruhig vorüber; kein Lüftchen regte

sich; nur ein Käuzchen ließ sich bisweilen vom Kirchthurm hören. Stunde auf Stunde verrann, und es schlug zwei Uhr. Ich war ein wenig eingeschlummert, als seltsame Töne mich weckten. Es war ein leises Geräusch, wie von kleinem heranschwebendem Vogelfluge; dazwischen klang es bisweilen wie fernes Glockengeläut, und nahe Seufzer schnitten durch die Stille, wie wenn Jemand einer schweren Bürde plötzlich ledig geworden ist. Dann schien es sich neben mir freundlich zu regen, und das ungewisse, zwischen lichten Wölkchen durchgaukelnde Mondlicht ließ mich bisweilen glauben, es wimmele in dem Raume und ringe nach Gestaltung. Vielleicht war auch Alles nur ein verschwimmender, halbwacher Traum; denn Ohr und Auge waren mir so befangen, daß ich Nichts bestimmt unterscheiden konnte, und tiefe Ruhe lag bald wieder über dem Dörfchen. Mein Wunsch, in dieser Nacht zu sterben, ist dabei nicht erfüllt worden, wie Sie sehen, wohl aber Armgard's Hoffnung. Als ich am Morgen den Ring betrachtete, hatte er wirklich einen leichten Sprung.

— Gib mir den Ring, alter Mann! sagte ich dreist. — Die sich daranknüpfende Bedeutung verstehe ich so zu würdigen, wie Deine Urmutter nur es wünschen konnte.

Rings um die Ruine der Vergangenheit seh' ich den Epheu der neuen Zeit immer dichter in grüner Lebensfrische aufstreben. Manch kühner Geist erklimmt sogar die höchste verfallene Thurmzinne, um dort von der Schlingpflanze moderner Ideen sich einen Kranz zu holen, und ich selbst bin zwar an der Kraft des Vollbringens, nicht aber an der des Willens der letzte unter den Nachstrebenden. Wohl hatte Deine Armgard, diese Gestalt des mißhandelten Menschenherzens, mit dem Schicksalsgleichnisse Sandewaldes Recht. Wie dort der Bürger die rohe politische Faustgewalt, so sucht der Sohn der Gegenwart die alte Zwingherrschaft versteinter trostloser Ideen zu zerbrechen, und es wird gelingen, wenn nicht der Verrath auch zu unserm Untergange einen Tatarenhaufen herbeiführt. Dann wird vielleicht, wie hier das kleine Kirchdorf Sandewalde, eine späte Ansiedelung des sich wiedergebärenden Deutschen Geistes das Grabmonument unsers vergeblichen Strebens sein; aber die Erlösung kommt gewiß, wenn auch nach der Verzögerung von Jahrhunderten, wie sie jetzt für die Geister der hier Erschlagenen geschehen

ist. Was ist ein Jahrhundert im ewigen Leben der Völker! rief, wenn ich nicht irre, Heine aus, als er noch den Politiker spielte. Das Weltschicksal ruht in der Hand des Weltgeistes; unser ist nur das Streben nach Erkenntniß und That, die nächste Schicksalsphase in freier größtmöglicher Entwickelung des Menschengeistes zur Vollendung zu bringen.

— So nehmen Sie den Ring und damit meinen Segen für Sie selbst und die neue Zeit, deren Morgendämmerung, wie der Riß eines nächtlichen Wolkenflors, sein Sprung bedeutet, antwortete der Alte, mir das antiquarische Kleinod überreichend, indem er mit der andern Hand die meinige drückte.

— Und was werden Sie nun beginnen, Valentin? frug ich.

— Sterben, Herr; Nichts weiter, erwiederte er lächelnd. — Zwar sterb' ich schon seit vier Wochen einen seligen Tod, und das ganze Leben ist ja von der Wiege bis zum Grabe Nichts weiter, als ein langes Sterben; allein es war vielleicht des Schicksals Wille, daß ich in Ihnen einen würdigen Erben meines Ringes finden sollte. Jetzt aber fühl' ich, daß es mit mir wirklich zum letzten baldigen Ende geht. Bis dahin bin ich unsers Wirthes kostenfreier Gast, wie er mir es gerührt anbot, als ich ihm erzählte, ich hätte die weite Reise aus Baiern hieher nur wegen eines Grabbesuches gemacht.

Ich bat ihn, für heute wenigstens mein Gast zu sein; er sagte es zu, und wir kehrten in die Wirthsstube zurück, wo wir nach einem einfachen Abendmahle uns neben einander auf dem Strohlager zur Nachtruhe niederließen.

Lange konnte ich nicht schlafen. Gleich Trauermänteln aus dem Puppensarge waren bisher einzelne dunkle Zeitgedanken in mir aufgeflattert und hatten die Verwandlung in träge Raupen und todte Puppen oft wiederholt, wie jene Schmetterlinge. Mit Valentin's Erzählung feierten sie nun in langer zusammenhängender Reihe gleichsam bildlich eine gemeinschaftliche verklärende Auferstehung. Es war ein harmonischer, knospen-, blüthen- und tonreicher Gedankenfrühling in mir, wie draußen in der verjüngten Natur. Unbekannte seltsame Vögel wiegten sich auf den neuen Laubschleiern des alten Lebensbaumes; aber ihre verschiedenen Gesänge vereinigten sich wunderbar zu einer großen freudigen Geistesmelodie. Turteltäubchen schnäbelten sich so harmlos wieder, wie vormals im Paradiese, kei-

nen hinterlistigen Jäger fürchtend, auf einer Rosenlaube und große Glockenblumen umher sahen mit den klugen Augen in vergnügtem Schweigen zu, während sie selbst die Morgenluft zärtlich zu bewegen suchte. Die kleinern Blumen hoben neidlos und anmuthig neben ihnen die zarten Häupter, wie wohlerzogene verständige Kinder, welche versprochenerweise an Geist und Körper zu wachsen hoffen. Dies ganze Gartenbild der Welt, hinter dessen blühenden Zäunen der herausgeschaffte Unrath und Moder der Jahrhunderte aufgehäuft und verdeckt lag, durchdrang eine große einige Gottesfreude, und beseelt von ihr drückte der Phantasus dem schlummernden Valentin einen Epheukranz auf des Ehrenhauptes Silberlocken, als Vermählungszeichen alter und neuer Zeit.

Da lag der Greis mit seinen hundert Jahren, voll Fried' und Freude, Sturm und Schmerz, in seliger Verklärungsruhe! Auf seinem edelschönen Gesichte zuckten des Mondes Streiflichter, gespenstigen Schatten gleich, umher und schienen mir die Bilder des Irrthums, welche auch über die reinste Lebensfläche gleiten; Valentin selbst aber war mir die edle Gestalt der scheidenden alten Zeit, welche in der neuen sich ergänzt und versöhnt sieht. Die Thurmglocke schlug zwei Uhr; die Stirn glühte mir von dem mehrstündigen phantastischen Treiben und ich raffte mich auf, öffnete das Fenster und badete Gesicht und Brust in der kühlen Nachtluft. Ein unheimliches Zwielicht lag auf der Scene. Riesige zerrissene Wolkengestalten jagten durch den Horizont, und verhüllten von Zeit zu Zeit den Mond. Nicht traulich wie sonst, sondern heimtückisch, wie Samiels linkes Auge aus dem Astloche eines Eibenbaumes, schielte er jetzt aus dem dunkeln Kranze des Gewölks herab auf den großen geheimnißvollen Kirchhof Sandewaldes, und die biblische Vision des Hesekiel gewann wieder grauenvolles Leben in mir.

Mit Gebeinen übersäet sah ich die Räume; hier und dorthin schlüpften Schatten, und bald wimmelten sie in lautloser Geschäftigkeit durch einander. Wie der Gedanke das entsprechende Bild, so suchten hier die Geister nach den Resten ihrer abgelegten Hüllen, um wieder darin zu wohnen. Ein Knochengebäude nach dem andern richtete sich auf und bekleidete sich mit Fleisch; und als die gemordeten Tausende mit dem neuen Leibe fertig waren, faßten sie sich an den Händen und hielten zur Feier ihrer Auferstehung einen

Kettentanz auf dem alten Grabe. Er stellte den Kreislauf der Dinge in Geist und Materie dar, wie sie im Ocean der Unendlichkeit zu neuer Gestaltung sich binden und wieder lösen. Endlich war der Todtentanz zerronnen; der Mond blickte wieder frei in holder Klarheit nieder; die Hähne krähten, und grüßend strich mir Morgenluft an die Wange. Da seufzte es hinter mir leise auf; — Valentin war todt!

Dienst und Gegendienst.

Novelle von M. Moleri.

I.

An einem schönen Frühlingsmorgen des Jahres 1773 schritt ein Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren munter auf der Straße von Orleans nach Paris dahin. Das grobe Tuch seines Reisekleides, seine schweren, dreifach mit Nägeln beschlagenen Schuhe und der geringe Umfang seines Ränzels waren unzweideutige Zeugen seiner bescheidenen Glücksumstände, aber der feurige Blick seiner großen schwarzen Augen, die wenig gebogene Nase und die feinen Züge um den frischen Mund gaben ihm ein gewisses distinguirtes Ansehn, das durch seinen schlanken Wuchs und seine leichten Bewegungen noch gehoben wurde.

In Croix de Berny angekommen, nahm er vor einem Wirthshaus an einem Tische Platz und ließ sich eine Flasche Wein und Brot und Käse bringen. Hier im hellen Sonnenschein rastend, auf der einen Seite ein kleines Vogelhaus, in dem ein halbes Dutzend Kanarienvögel und Distelfinken zwitscherten, auf der andern Seite einen Rosenstrauch, der über die glänzend weiße Mauer seine vielen blüthenreichen Zweige ausbreitete, wollte er sein bescheidenes Mahl mit einem, durch den Marsch und die frische Morgenluft geschärften Appetite verzehren.

Der Weg von Choisy, der hier die Straße von Orleans durchschneidet, war damals nicht so öde und verlassen, wie jetzt. Mit großen Kosten zu dem einzigen Zweck erbaut, eine schnelle und sichere Verbindung zwischen Choisy und Versailles zu bilden, war sie stets mit

— Ich müßte mich sehr täuschen, junger Herr, wenn Sie nicht von höherem Stande wären, als man nach der bescheidenen Art, mit der Sie reisen, schließen sollte.

— Diese Bemerkung ist zu schmeichelhaft für mich, als daß ich nicht meinen Dank dafür aussprechen müßte.

— Sie sind Cavalier; Ihre Sprache und Ihr Benehmen lassen mich das nicht bezweifeln.

— Allerdings, mein Herr, bin ich von einer alten Familie aus der Bretagne, und ich muß gestehen, wenn der Name Lesneven, dessen einziger Besitzer ich jetzt bin, je einigen Glanz besaß, so verdankt er diesen weniger dem Glück, als alten und treuen Diensten. Darf ich dagegen, ohne zudringlich zu erscheinen, fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?

— Ich bin der Chevalier de Lussan und dem Hause des Herzogs von .... attachirt, einem der reichsten und mächtigsten Herrn, die den Thron unsers gnädigen Monarchen umgeben.

Lesneven verbeugte sich; der Chevalier erwiederte dieses Zeichen der Achtung mit einer leutseligen Protectormiene, die ganz im Einklang mit der Wichtigkeit stand, welche er sich in den Augen des Fragenden gegeben hatte.

— Sie wollen nach Paris? frug er nach kurzem Schweigen weiter. —

— Ich muß wohl, entgegnete Lesneven. Da das Glück es verschmäht, uns in der Verborgenheit unserer Provinz aufzusuchen, was bleibt uns da anders übrig, als nach Paris zu gehen und es selbst zu suchen?

— Gewiß; ich erinnere mich recht gut, welch traurige Figur ich selbst in Ihrem Alter spielte. Jetzt bin ich zehn Jahr bei Hofe und ich befinde mich nicht ganz schlecht. Aber ich muß Ihnen sagen, daß man, um ein solches Ziel zu erreichen, einen festen Willen und eine unermüdliche Ausdauer besitzen muß, denn der Weg dahin ist voller Hindernisse und Schwierigkeiten.

— O, was das betrifft, bin ich ganz ruhig; die Hindernisse und Schwierigkeiten werden mir nicht viel zu schaffen machen.

— Glauben Sie das?

— Ich bin dessen gewiß.

— Dann wünsche ich Ihnen Glück. Sie sind gewiß im Besitz eines Talismans von unwiderstehlicher Kraft.

— Sie werden einsehen, sagte Lesneven mit einer etwas wichtigen Miene, daß ich ohne den nie auf den Einfall gekommen wäre, auf mein bescheidenes Besitzthum die letzte nur mögliche Anleihe aufzunehmen und eine so lange Reise zu Fuß zu machen. So jung ich auch bin, liegt es doch nicht in meinem Charakter, solche Thorheiten zu begehen.

— Davon bin ich überzeugt; aber dieser kostbare Talisman? ... Verzeihen Sie; meine Neugier beleidigt Sie vielleicht?

— Durchaus nicht, ich versichere es Ihnen; o mein Gott, ich mache gar kein Geheimniß daraus; es handelt sich ganz einfach um einen Empfehlungsbrief.

— Das ist manchmal Viel und manchmal weniger als Nichts.

— Ich sage Ihnen aber, daß der meinige seinen Zweck gewiß nicht verfehlen wird.

— Das hängt von dem ab, der Sie empfiehlt.

— Er ist von meinem Vater.

— Ah! ah! ... Und an wen ist der Brief gerichtet?

— An den König.

— Diable!

Der Chevalier that sein Möglichstes, um einen heftigen Reiz zum Lachen zu unterdrücken. Lesneven bemerkte es.

— Ich will nicht glauben, mein Herr, sagte er mit etwas gemessenem Tone, daß in meinen Worten Etwas liegt, was Sie berechtigen könnte, auf meine Kosten sich lustig zu machen.

— O, nein, gewiß nicht. Aber, mein junger Freund, ich will aufrichtig gegen Sie sein, weil Sie mir Theilnahme einflößen, und ich mir ein Gewissen daraus mache, Sie noch länger bei Ihren Illusionen zu lassen.

Aber Lesneven war verletzt; er richtete sich stolz in die Höhe und fuhr fort, indem er jedes seiner Worte mit einer gewissen Emphase aussprach:

— Wissen Sie, mein Herr Chevalier, daß ich der Erbe eines reinen, ehrenvollen Namens bin, und daß ich von Niemandem einen Flecken darauf werfen lassen werde, selbst nicht vom Könige. Mein Vater war von seinem zwanzigsten Jahre an einer der tapfersten

Offiziere der Armee. Villars und Coigny zeichneten ihn in dem Feldzug im Mailändischen aus; vor Prag gab ihm der Marschall von Sachsen seinen eigenen Degen, um den zu ersetzen, den er in einem Handgemenge zerbrochen hatte; Ludwig XV. belobte selbst zweimal seine Tapferkeit; das erstemal bei Fontenoi, das zweitemal bei Lumfeld, und erst nach Beendigung des Feldzugs in Westphalen, nachdem er dreißig Jahre gedient und zahllose ruhmvolle Wunden davongetragen hatte, verließ er nicht ohne Bedauern die Laufbahn, in der er so glorreich gekämpft hatte. Darauf, mein Herr, zog er sich in die Bretagne zurück, ohne auf die geringste Belohnung Anspruch zu machen, um dort in stiller Zurückgezogenheit von dem Ueberreste eines Vermögens zu leben, dessen größeren Theil er im Dienste seines Königs ausgegeben hatte. Und Sie glauben, daß ein Brief, von einem solchen Manne auf dem Todtenbette geschrieben, eines von jenen Papieren sei, die man zerreißt und wegwirft, ohne sie zu lesen? Und wenn dieser Brief für ein ganzes hingeopfertes Leben von dem Könige keine andere Gunst verlangt, als die, den Degen des Vaters in die Hände seines Sohnes zu legen, lachen Sie über mein Vertrauen und nennen es ein Hirngespinnst? Ich sage es Ihnen ohne Furcht, mein Herr, Sie verleumden den König.

— Ich glaubte durchaus nicht, sagte der Chevalier, daß Sie die Sache so ernst nehmen würden. Ich bedauere aufrichtig, Ihnen weh gethan zu haben, und bitte Sie, mir zu verzeihen. Sein Sie versichert, daß ich weder die Gerechtigkeit Ihrer Ansprüche, noch den guten Willen unsers hochverehrten Monarchen in Zweifel ziehe; ich wünschte nur in Ihrem eigenen Interesse, daß Sie, wenn auch nicht gerade eine gewichtigere Empfehlung, doch wenigstens auch einige Freunde hätten, hoch genug gestellt, um fähig zu sein, Ihr Anliegen kräftig und mit Erfolg zu unterstützen.

— Das, glaube ich, ist ganz unnöthig. Ich weiß, daß der König in den Tuilerien wohnt, und Jedermann kann mir den Weg dahin zeigen.

Der Chevalier fühlte zum zweiten Male in sich eine leise Lust zum Lachen sich regen; aber diesmal war er klug genug, sie ganz zu unterdrücken.

— So gedenken Sie also, sich selbst dem König vorzustellen? frug er, sich in die Lippen beißend.

— Allerdings, und ich werde nicht im Geringsten verlegen werden, das schwöre ich Ihnen. Was ich ihm sagen werde, ist ganz einfach: Sire, mein Vater hat dreißig Jahre für Sie mit Ehren gekämpft; ich will seinem Beispiele folgen. Leider bin ich nicht reich genug, um mir eine Compagnie zu kaufen, und ich bitte Sie daher, mir eine zu geben.

— Mein Herr Capitain, empfangen Sie im Voraus meinen Glückwunsch. Ich zweifle nicht, daß Sie nach einem solchen Anfang Ihr Glück machen werden.

— Wie jeder Andre, mein Herr Chevalier.

— Es fehlt Ihnen dann weiter Nichts mehr zu Ihrem Glück, als eine gute Heirath.

— Eine Heirath! Ich gestehe Ihnen ganz offen, daß ich daran noch mit keiner Silbe gedacht habe.

— Wie! Ihr Herz hat keine zarte Erinnerung an irgend eine schöne und reiche Herzenskönigin mit nach Paris gebracht?

— Mein Herz ist vollkommen frei.

— Das ist eine Freiheit, deren Grund zu erfahren sich jede unserer jungen Erbinnen auf das eifrigste angelegen lassen sein wird.

— In diesem Falle, erwiederte lachend Lesneven, fürchte ich, sehr bald in dem Kampfe zu unterliegen.

— O, o, diese Furcht überrascht mich außerordentlich bei einem jungen Manne, der den Verführungen der Bretagne zu widerstehen gewußt hat. Gibt es keine hübschen Frauen in der Bretagne?

— O, gewiß; aber, mein Herr, wer kann es wagen, sie mit den Schönheiten der Hauptstadt zu vergleichen?

— Sie hegen eine sehr schmeichelhafte Meinung von ihnen; vielleicht wäre es besser für sie, wenn Ihre Phantasie ihnen weniger Reize zuschriebe.

— Meine Phantasie! Habe ich sie nicht mit meinen eigenen Augen gesehen? Eine ganze Stunde lang habe ich hier gesessen und mehr als hundert Damen in ihren leichten Wagen hier vorübergleiten sehen, wie die Erscheinungen eines Traumes; keine einzige ist meinen Blicken entgangen. Ach, Herr Chevalier, welches Feuer brennt in ihren Augen, wie bezaubernd ist ihr Lächeln! Wie reizend ist ihr

Wuchs und wie geschmackvoll ihr Putz! Um den Besitz eines solchen Engels könnte ich mich mit einer ganzen Armee schlagen!

— Peste! welche Begeisterung! Ich sehe schon, wenn Ihr Herz bis jetzt geschwiegen hat, wird es die verlorene Zeit schon einzubringen wissen. Viel Glück in der Liebe, junger Herr.

Der Chevalier stand auf; seine Kleider waren trocken geworden, und die Bürste hatte bald die letzten Spuren seines Sturzes weggeschafft, so daß er sich allenfalls wieder in feiner Gesellschaft sehen lassen konnte. Als er gehen wollte, schien ihm plötzlich ein Gedanke einzufallen; er trat wieder zu Lesneven und sagte:

— Sie wollen sich auf einem Meere einschiffen, wo ein guter Lootse zuweilen etwas sehr Wünschenswerthes ist, und es wird mich freuen, Ihnen dienen zu können. Wo gedenken Sie in Paris zu wohnen?

— In dem ersten Gasthaus, das ich finde.

— Es ist nicht vorsichtig, dies dem Zufall zu überlassen. Um unser Wiederzusammentreffen möglich zu machen, erlauben Sie mir wohl, Ihnen ein Haus zu nennen, wo Sie so billige und so gute Bedienung finden werden, als Sie nur wünschen können.

— Ich werde Ihnen für Ihre Gefälligkeit sehr dankbar sein.

— Nun, so lassen Sie sich nach der Straße Deux Ecus in dem Puits qui parle bringen. Ich werde Sie nicht lange auf einen Besuch warten lassen.

Der Chevalier gab seinem Pferde die Sporen und verschwand auf der Straße nach Choisy. Lesneven machte sich wieder auf den Weg. Einige Stunden später befand er sich im Puits qui parle in einem bescheidenen, aber reinlichen Zimmer, welches den für einen Provinzbewohner unschätzbaren Vorzug hatte, ein Fenster nach der Straße hinaus zu haben.

Der Tag war schon zu weit vorgerückt, um ernstliche Schritte zur Förderung seiner Angelegenheiten zu thun. Aber unser Bretagner, eben so ungeduldig wie unerfahren, ließ sich von diesem Hinderniß nicht stören. Er öffnete sein Ränzel und langte mit der größten Sorgfalt erst einen chocolatenbraunen Rock mit großen Stahlknöpfen heraus, dann eine Hose von schwarzem Atlas, dessen Glanz etwas gelitten hatte, und dann eine weiße Weste mit großen Blumen, welche in frühern Zeiten gewiß von sehr lebhafter Farbe gewesen waren.

Lesneven verweilte einige Augenblicke mit einer gewissen religiösen Scheu bei dem Anblick dieser Kleidungsstücke, mit denen sein würdiger Vater vor Zeiten und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten die Bewohner seines kleinen Dorfes in sprachloses Staunen versetzt hatte; dann, nachdem er sie angezogen hatte, was zum ersten Male geschah, nahm er den kleinen Spiegel von der Wand und hielt ihn bald hoch, bald tiefer an sich, um sich von Kopf bis zu den Füßen zu betrachten. Nachdem diese Untersuchung zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war, schnallte er einen langen Degen um, ebenfalls ein Erbstück von seinem Vater, vertheilte in die beiden Taschen seiner Weste die fünfundzwanzig Louisd'ors, die sein ganzes Vermögen ausmachten, und stieg, nachdem er noch einen letzten selbstzufriedenen Blick auf seine weißen Strümpfe und die Schuhe mit den versilberten Schnallen geworfen hatte, die Treppe hinab zu seinem Wirth, den er nach dem Weg zu den Tuilerien frug.

Da dieser sich in eine Menge von „erst rechts und dann links" verwickelte, wurde Lesneven ungeduldig und sagte:

— Bitte, machen Sie schnell, Herr Wirth; es wird schon spät und Sie werden Schuld daran sein, daß ich heute den König nicht sehen kann.

— O, wenn Sie den König sehen wollen, müssen Sie nach Versailles gehen.

— Nach Versailles?

— Ja, dort ist der Hof, und Seine Majestät, welche anfängt alt zu werden, geht nur noch aus, um nach Choisy oder auf die Jagd zu gehen. Daher, mein junger Herr, kann ich Ihnen bei so später Stunde nichts Besseres rathen, als bis morgen zu warten. Aber obgleich der König nicht in der Stadt ist, hat Paris doch Merkwürdigkeiten genug, die Ihrer Aufmerksamkeit werth sind. Wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen einen unterrichteten Führer besorgen, der Ihnen alles Sehenswerthe zeigen soll.

Aber Lesneven, ärgerlich, daß ihm gleich die erste Erwartung fehlschlagen mußte, nahm das Anerbieten seines Wirthes nicht an; er stieg wieder in sein Zimmer hinauf und lehnte sich, um die Zeit zu tödten, in das Fenster, dem lebendigen Treiben auf der Straße zuschauend.

Er war ganz in das interessante Schauspiel versunken, als plötzlich ihm ganz neue Klänge sein Ohr trafen. Er blickte auf; in dem Hause gegenüber ließ ihn ein offenes Fenster eine Dame sehen, die, nachdem sie erst auf einer Harfe präludirt hatte, die Töne derselben mit einer reinen, frischen Stimme begleitete. Es würde unmöglich sein, das Entzücken Lesneven's zu beschreiben, der in seinem Leben keine andere Musik gehört hatte, als die einförmigen, melancholischen Lieder der Bauern seiner Heimath oder die Töne des Serpents, wenn es die heisern Stimmen der Sänger in der Kirche begleitete. Ihm war, als sei er in die himmlischen Sphären versetzt, inmitten der Seraphim, als ob er die Harfe Davids höre, von der er in dem alten Testament so viele Wunder gelesen hatte.

Der Gesang war verklungen, die Saiten der Harfe schwiegen, aber Lesneven hörte immer noch zu, das Auge fest auf die reizende Sängerin geheftet. Sie stand auf und trat einen Augenblick an das Fenster. Sie schien ungefähr siebzehn Jahr alt zu sein; die blendende Weiße ihres Gesichts hob das lebhafte Roth ihrer Lippen noch mehr hervor, und ihre Augen, von langen schwarzen Wimpern beschattet, schienen Feuer auszustrahlen.

Einige Augenblicke darauf schloß sie das Fenster und verschwand. Aber Lesneven glaubte gewiß, sie immer noch vor sich zu sehen, denn er blieb stehen und wandte seine Augen nicht weg. Erst spät Abends, als alle Lichter ausgelöscht waren und kein Tritt sich mehr auf der Straße hören ließ, dachte er daran, sich zu Bett zu legen; aber die ganze Nacht hindurch sah er einen Engelskopf um sich schweben, und hörte sanfte Harfentöne in seine Ohren klingen.

Am andern Morgen um eilf Uhr war Lesneven in Versailles, überall, wo eine Thür offen stand, verlangend, zum König geführt zu werden und überall mit einem stummen Erstaunen angehört, welches zuweilen von einem spöttischen Lachen begleitet wurde. Endlich war seine Geduld erschöpft, und als ihm ein Bedienter in großer Livrée, nachdem er ihn von oben bis unten angesehen, stumm den Rücken zukehrte, rief er:

— Freund, Ihr seid unverschämt; wenn ich den König sehe, werde ich ihm sagen, wie die Leute, die in seinem Dienste stehen, Fremde behandeln.

— Der Herr hat Recht, sagte ein alter Mann, der durch das

Schloß nach dem Park ging; es ist einem Fremden erlaubt, nicht zu wissen, wie man zu dem König gelangt, aber nicht einem Bedienten, eine Impertinenz zu begehen, die sich der König nicht gegen den geringsten seiner Unterthanen gestatten würde.

Dann sagte er zu Lesneven:

— Mein Herr, Sie scheinen mir mit den Gebräuchen dieses Landes wenig bekannt zu sein. Was Sie verlangen, ist eine Unmöglichkeit, wenn Sie nicht zum Eintritt berechtigt sind, oder wenn Sie nicht durch Hilfe eines Herrn vom Hofe Seine Majestät erwarten können, wenn er sich in die Kapelle verfügt.

— Aber es handelt sich um eine Bittschrift, die ich dem König selbst übergeben möchte und ich kenne Niemand vom Hofe.

— Dann weiß ich nur ein Mittel — Sie müssen den Augenblick abwarten, wo Seine Majestät in den Wagen steigt, um auf die Jagd zu fahren. Morgen ist gerade Jagd; verlieren Sie ja diese Gelegenheit nicht.

Lesneven ging nach Paris zurück, ziemlich verdrießlich über den schlechten Erfolg seiner ersten Reise. Aber je näher er seinem Gasthause kam, desto mehr wich sein Verdruß Gedanken anderer Art. Seine Stirn glättete sich und seine Schritte wurden schneller, als ob er der Erfüllung all seiner Hoffnungen entgegenginge.

Als er in sein Zimmer trat, waren alle Spuren der Verdrießlichkeit verschwunden; das Fenster der schönen Sängerin stand offen, und wie gestern bot sie, als sie ihren Gesang beendigt, ihr reizendes Gesicht den sehnsuchtsvollen Blicken des Jünglings dar.

Die Hitze war drückend und so wurde für heute das Fenster nicht zugemacht, und Lesneven, geschützt von der Dunkelheit, konnte mit Muße das Zimmer seiner Nachbarin betrachten, welches durch eine Kerze erleuchtet war, deren Flamme nicht einmal von der ruhigen Abendluft bewegt wurde. Das schöne Kind stand vor einem Spiegel und versuchte fünf oder sechs verschiedene Coiffuren; als sie die gefunden hatte, die ihr am Besten stand, ging sie im Zimmer herum, begrüßte jeden Stuhl mit einer tiefen Verbeugung und tanzte in der Mitte des Zimmers eine Gavotte mit der bezaubernden Gewandtheit einer Sylphide.

Es versteht sich von selbst, daß Lesneven die ganze Nacht von weiter Nichts, als von Coiffuren und Gavotten träumte.

Ludwig XV. wollte eben in den Wagen steigen, als unser junger Freund am nächsten Tage in den Hof des Schlosses von Versailles trat. Lesneven stürzte sich kühn in das dichte Gedränge, schob die bei Seite, die ihm im Wege standen, und hielt nicht eher still, als bis er sich vor dem Monarchen befand, den Brief seines Vaters in der ausgestreckten Hand. Er machte sich eben fertig, die Rede zu halten, wovon er schon dem Chevalier de Lussan eine Probe gegeben hatte, und fing mit fester Stimme an:

— Sire, mein Vater hat dreißig Jahre...

Aber ein Diensthuender hatte sich bereits des Briefes bemächtigt; Louis XV. war, ohne auf ihn zu achten, in den Wagen gestiegen, und Lesneven sah ganz verblüfft dem Wagen nach, der rasch davon fuhr.

— Sein Sie ruhig, sagte einer der Umstehenden, Ihre Bittschrift wird früh oder spät an ihre Adresse gelangen.

— Aber die Antwort? Wo soll ich die bekommen? Wer hat mir die zu geben?

— Das hängt von dem ab, was Sie wünschen.

— Ich halte um eine Compagnie an.

— Dann haben Sie sich die Antwort vom Kriegsminister zu holen. Aber Sie werden gut thun, Ihre Angelegenheit in den Bureaux mit Eifer zu betreiben; es würde selbst gerathen sein, sich jeden Tag bei der Audienz des Ministers einzufinden, bis Sie Gelegenheit finden, ihn selbst zu sprechen; sonst könnte Ihre Bittschrift wohl ein Plätzchen finden, von dem sie eben so wenig wieder an das Tageslicht kommt, als wenn sie in der Gruft läge.

Lesneven fing jetzt an, das Lächeln des Chevaliers de Lussan zu begreifen. Doch, da er jetzt wußte, wo er sich Abends für das Mißgeschick des Morgens trösten konnte, machte er sich mit einer Art Resignation wieder auf den Weg nach Paris. Aber dieser Tag schien dazu bestimmt zu sein, schwarz in seinem Kalender angestrichen zu werden. Vergebens eilte er diesmal auf seinen gewohnten Posten: zwei neidische, dichtverschlossene Jalousien verwehrten seinen sehnsüchtigen Blicken hartnäckig den Eingang; er seufzte, er hustete, er schneuzte sich — Alles vergebens. Seine Unbekannte war gewiß ausgegangen; er beschloß ihre Rückkehr zu erwarten — aber die Nacht fand ihn noch unbefriedigt auf seinem Posten. Er wollte ihn

eben verlassen, als es in dem Zimmer gegenüber plötzlich hell wurde die Schärfe, mit der sich das Licht auf der einen Hälfte der schiefgestellten Latten der Jalousien abzeichnete, ließ leicht erkennen, daß das Fenster hinter ihnen offen sei. Ein Schatten, der bald größer, bald kleiner wurde, zeigte ihm das Gehen und Kommen einer Person an, deren Augen wohl manchmal durch die Spalten der Jalousien forschen mochten, was draußen vorgehe. Je nachdem sich der Schatten näherte oder entfernte, ging Lesneven aus Unruhe in Hoffnung, aus Hoffnung in Zorn über; ihm war es, als raube man ihm ein wohlerworbenes Recht, indem man ihm den Einblick in das Zimmer verwehrte. Voller Zorn schlug er mit der Faust auf den Fenstersims, dann wieder den Kopf auf beide Hände gestützt, warf er bittende Blicke auf die Jalousien; aber sein stummes Flehen blieb wie sein stummer Zorn gleich erfolglos. Endlich ward das Fenster geschlossen und das Geräusch traf sein Herz wie ein Dolchstich; das Auslöschen des Lichts zeigte ihm gleich darauf, daß ferneres Warten vergeblich sei.

Lesneven konnte sich nicht entschließen, sich niederzulegen; der Morgen überraschte ihn noch auf demselben Platze, die Augen immer noch auf die verhängnißvollen Jalousien geheftet, die Seele von den entmuthigendsten Gedanken erfüllt. Er sah seine Hoffnungen gescheitert, seine Zukunft vernichtet, sein Herz für immer gebrochen durch eine Erinnerung, von der er sich nicht losmachen konnte. Seine Seele, aufgeregt durch eine angstvoll durchwachte Nacht, wurde von den überspanntesten Gedanken bewegt; dann aber gewann die Ermüdung die Oberhand und er fühlte sich von dumpfer Verzweiflung niedergedrückt. Da erhellte plötzlich ein Strahl der Freude seine Züge; die Jalousien öffneten sich, dann das Fenster, und die schöne Nachbarin zeigte sich seinen Blicken in einem Morgenanzug, welcher ihrer lieblichen Gestalt neue Reize gab. Der Anblick Lesneven's schien sie zu überraschen; sie schlug die Augen nieder und spielte zerstreut mit einem kleinen Buche, das sie in der Hand hielt, was sie aber nicht abhielt, von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf den Jüngling zu werfen, aus dessen abgespannten Zügen und ungeordnetem Anzug sie wahrscheinlich errieth, wie er die Nacht zugebracht hatte, denn sie erröthete und ein leichtes Lächeln der Zufriedenheit flog über ihre Züge.

Lesneven berauschte sich in vollen Zügen an dem heißersehnten Anblick und hatte alle Leiden der vergangenen Nacht vergessen, als das Mädchen sich umdrehte, als sei sie von ihrem Zimmer aus gerufen worden, schnell aufstand und das Buch auf die Straße fallen ließ. Die Thür öffnen, die Treppe hinunter und auf die Straße stürzen, das Buch aufheben und wieder in sein Zimmer eilen, war für Lesneven nur die Handlung eines Augenblickes. Vor Freude zitternd, schloß er das Fenster, zog die Vorhänge zu mit der Vorsicht eines Diebes, der entdeckt zu werden fürchtet, und bedeckte den kostbaren Raub mit wahnsinnigen Küssen. Es waren die Gedichte Lafares. Als er sie durchblätterte, fand er den Namen Aglaje auf die erste Seite geschrieben.

— Aglaje! rief er, welch schöner Name! Es muß der ihrige sein.

Als er es durchblättert und jedes Blatt des kleinen Bändchens, in dem sich eine kleine goldene Agraffe befand, geküßt hatte, gab er ihm einen Platz auf seinem Herzen, als ob es ein Talisman wäre; dann ordnete er seinen Anzug und machte sich fröhlich auf den Weg nach Versailles. Alles erschien ihm im rosenfarbensten Lichte, ganz anders wie gestern, wo ihm Alles schwarz erschien. Schlimm wäre der angekommen, der den mindesten Zweifel über den Erfolg seiner Pläne gegen ihn ausgedrückt hätte.

In dem Vorzimmer des Ministers angekommen, schritt er zwei oder dreimal mit der selbstbewußten Ruhe eines Marquis durch das Gedräng der Wartenden, beschaute sich in allen Spiegeln und warf sich, vor Aufregung fast zitternd, mit strahlendem Angesicht in einen Sessel.

Das Glück macht redselig; Lesneven zögerte nicht, eine Unterhaltung mit einem alten Bittsteller anzuknüpfen, welcher neben ihm saß und ebenfalls durch ein Gespräch die Langeweile des Wartens zu kürzen wünschte.

— Wer ist der junge Mann? frug Lesneven, auf einen großgewachsenen Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren zeigend, welcher mit hochaufgerichtetem Kopfe und strahlendem Gesicht aus dem Cabinet des Ministers trat.

— Ich weiß Ihnen von seiner Herkunft oder seinen Verdiensten Nichts zu sagen, aber er hat vor wenigen Tagen das Glück gehabt,

Madame Dubarry einen Papagei, den sie schon für verloren hielt, wieder zuzuführen. Ein Wort der Favorite genügte, ihm eine Dragonercompagnie anstatt eines Lieutenantspatentes zu verschaffen.

Lesneven glaubte, sein Nachbar wolle ihn zum Besten haben; er sah ihn mit einem Blick an, der ihm zu verstehen geben sollte, er sei nicht der Mann, der dies ungestraft geschehen lasse; aber der Alte hatte eine so ernste Miene, daß sie jeden Gedanken an Scherz zu Nichte machte.

— Und dieser dicke Herr, dem der Bediente eben mit so ausserordentlicher Höflichkeit die Thür öffnet?

— Dieser dicke Herr ist ein alter Diener der Gräfin Dubarry.

— Er kann doch nicht um ein Hauptmanns- oder Lieutenantspatent anhalten?

— Wahrscheinlich wird man ihm etwas Besseres geben.

— Wie so?

— Eine große Lieferung für die Armee; das ist eine Sache von einigen Millionen. O, die Favoritin weiß ihre Diener schön zu belohnen.

Der Alte ließ auf diese Weise alle Bittsteller die Musterung passiren. Jener erhielt ein Gouvernement für ein geschicktes Manöver. Eines Tages hatte er bei dem Lever der Madame Dubarry sich mit großer Geschicklichkeit eines Pantoffels zu bemächtigen gewußt, und ihn mit großer Galanterie dem Fuße der königlichen Geliebten dargeboten. Der Andere erhielt einen wichtigen Gesandtschaftsposten zum Dank für die herrlichen Entrechats und Pirouetten seines Vetters, des ersten Tänzers bei der großen Oper. Jener Dritte bekam die Oberstenepauletten für ein schlechtes Madrigal, worin er geschickt die Aurora anzubringen gewußt hatte, die Tithon die Unsterblichkeit geschenkt.

Lesneven konnte vor Erstaunen kaum wieder zu sich kommen.

— Die offenen Stellen, dachte er, müssen doch ziemlich zahlreich und der Anhaltenden sehr wenig sein, daß so kleine Verdienste so glänzend belohnt werden. Und ich brauche über den Erfolg meiner Bitte nicht unruhig zu sein, ich, dessen Vater dreißig Jahre für den König auf dem Schlachtfelde gekämpft hat! Der Minister wird erfreut sein, daß sich ihm eine Gelegenheit darbietet, so große

Verdienste zu belohnen. Ehe eine Stunde vergeht, werde ich eine Compagnie haben.

Als er so dachte und sich in froher Vorahnung die Hände rieb, kündigte ein Diener den Wartenden an, daß die Audienz für heute geschlossen sei, da Monseigneur von einer wichtigen und dringenden Arbeit in Anspruch genommen werde.

— Unglückseliger Zufall! dachte Lesneven, dessen Gesicht sich doch etwas verlängerte; doch, es handelt sich ja nur um einen Tag; morgen werde ich früher kommen, um mich unter die Ersten einschreiben zu lassen, und nicht noch einmal umsonst kommen.

Als er sich wieder in seinem Zimmer befand, richtete er seinen ersten Blick nach Aglaje's Fenster; es stand offen und das junge Mädchen schien mit Entzücken den Duft eines Jasmins einzusaugen, den sie eben begoß. Lesneven, den ersten Augenblick ergreifend, wo Aglaje's schöne Augen nach ihm herüberschauten, zog das Buch aus dem Busen und zeigte es ihr; sie bewies das größte Erstaunen, es in seiner Hand zu erblicken und machte eine Handbewegung, die man leicht als einen Wunsch deuten konnte, es wieder zu besitzen. Er aber schüttelte einige Mal den Kopf, drückte das Buch an seine Lippen, steckte es dann wieder in den Busen und gab seinem Gesicht einen Ausdruck, welcher sagen sollte:

— Es wird mich nie wieder verlassen!

Aglaje machte eine schmollende Miene, die bald in ein holdes Lächeln überging, woraus Lesneven ohne zu viel Eitelkeit schließen konnte, daß es mit ihrem Zürnen nicht so ernstlich gemeint sei. Plötzlich dann zu einer Kühnheit übergehend, deren er sich früher nie für fähig gehalten hatte, unterstützte er seine Augensprache mit Pantomimen. Eine Hand auf dem Herzen, die andere auf den Lippen, als wollte er ihr einen Kuß zuwerfen, heftete er auf Aglaje einen Blick voll bretagnischer Beredsamkeit. Die Folge dieses kühnen Schrittes war, daß das Mädchen schnell das Fenster schloß, welches sich auch für diesen Abend nicht wieder öffnete.

Sechs Wochen verflossen auf diese Weise, während deren Lesneven seinen Vormittag in dem Vorzimmer des Ministers in Versailles und die Abende an seinem Fenster mit der Ausbildung seiner Talente für die Geberdensprache zubrachte, ohne daß hier oder dort seine Angelegenheiten auch nur einen Schritt vorwärts gegan-

gen wären. Von Ungeduld und von Liebe verzehrt, hatte sein Aeußeres bald jenen Anstrich der Gesundheit und der heitern Sorglosigkeit verloren, welche ihm seine Jugend und das Leben in der Provinz gegeben. Seine Züge nahmen täglich einen düsterern Ausdruck an; sein Mund hatte verlernt zu lächeln, seine Wangen wurden bleich und hager, sein Gang unsicher; er verwelkte zusehends. —

Endlich kam der Tag, wo sich auch ihm die Thüre zu dem Cabinet des Ministers öffnete, und das Herz schlug ihm voll Hoffnung, endlich an das Ziel seiner Leiden gekommen zu sein.

— Mein Herr, sagte seine Excellenz, ich habe mir über die Bittschrift, die Sie dem König überreicht haben, Bericht erstatten lassen. Ich ersehe daraus, daß Ihr Vater dem Staate lange und ehrenvoll gedient hat, und daß er stets als einer der tapfersten und besten Offiziere Sr. Majestät betrachtet worden ist. Es freut mich, sagen zu können, daß der Sohn eines solchen Mannes alle Ansprüche auf das Wohlwollen Sr. Majestät besitzt, und daß es sehr zu bedauern wäre, wenn er keine Gelegenheit hätte, eine Laufbahn zu verfolgen, auf der ihm sein Vater als ein so vortreffliches Muster vorleuchtet.

— Ich habe mein Patent, dachte Lesneven.

— Aber, fuhr der Minister fort, indem er nachlässig mit einem elfenbeinernen Papiermesser spielte, es gibt noch so viele alte und treue Diener, denen der König die Schuld seiner Dankbarkeit noch nicht abgetragen hat, und wir haben über eine so geringe Anzahl von Stellen zu verfügen, daß es uns leider unmöglich ist, allen Anforderungen zu genügen. Verlassen Sie sich jedoch auf meinen guten Willen; so bald sich eine günstige Gelegenheit zeigt, werde ich mich beeilen, sie zu ergreifen. In Ihrem Alter kann man zwei oder drei Jahre kaum als einen Verzug betrachten.

Und ohne Lesneven Zeit zu lassen, sich von dem plötzlichen Zusammensturz seiner Pläne zu erholen, schellte er dem Diener, welcher einen andern Bittsteller eintreten ließ.

Ich mag nicht versuchen, wiederzugeben, was in der Seele unsers jungen Bretagners vorging. Man wird es ohne Mühe errathen, wenn man bedenkt, daß diese Antwort die einzige Frucht eines vierzigtägigen Antichambrirens war. Auf dem ganzen Heim-

wege sprach und gesticulirte er so heftig, daß er den mit ihm Fahrenden Furcht einflößte. Auf dem Wege vom Thore bis in sein Gasthaus zogen seine lauten Ausrufungen die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden auf sich, die ihn für wahnsinnig hielten. Endlich in seinem Zimmer angekommen, machte sich sein Zorn auf so ungestüme Weise Luft, daß der Wirth fürchtete, er sei krank und einige Mal heraufkam, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Eine allgemeine Abspannung folgte diesem Paroxysmus, bis er endlich, ruhiger geworden, seine Lage überschaute.

Ein eisiger Frost überlief ihn, als er nach Durchsuchung all seiner Taschen sich überzeugt hatte, daß sein ganzes Vermögen noch aus vier Louisd'ors bestehe. Es blieb ihm nur Eines übrig, — nach der Bretagne zurückzukehren.

Aber Aglaje? Er sollte sie nie wieder sehen! Er sollte diesem Austausch von freundlichen und glühenden Blicken, die seit sechs Wochen für ihn die Quelle so süßer Freuden gewesen, auf immer entsagen! Er sollte zwischen sich und sein Glück eine unübersteigliche Schranke aufrichten! Der Tod dünkte ihm weniger schrecklich, als dieser Gedanke.

Lesneven war tief in diese traurigen Gedanken versunken, als sich die Thür öffnete. Der Chevalier de Lussan trat herein.

2.

— Pardon, mein Freund, Sie werden mich für sehr vergeßlich halten!

— Ich hoffte wirklich nicht, Sie wiederzusehen.

— Ich glaubte dasselbe. Ich kam nur, um mein Gewissen zu beruhigen; ich fürchtete, Sie schon abgereist zu finden, um in Ihre Compagnie einzutreten.

— In meine Compagnie!

Lesneven ließ einen tiefen Seufzer hören, der zu jeder andern Zeit die Heiterkeit des Chevaliers geweckt haben würde; aber er nahm sich diesmal wohl in Acht und sagte mit einer Miene der Theilnahme, die ihm ganz das Vertrauen des jungen Mannes erwarb: —

— Wie ich sehe, mein lieber Lesneven, sind Ihre Angelegenheiten nicht so schnell vorwärts gegangen, wie Sie glaubten.

— Durchaus nicht, Chevalier; sie stehen ganz verzweifelt.

— Nicht möglich! In Ihrem Alter und bei Ihren Ansprüchen muß man nicht sogleich verzweifeln. Haben Sie dem König den Brief Ihres Vaters überreicht?

— Ich habe ihn dem König überreicht, — oder vielmehr nicht dem König — ich weiß eigentlich selbst nicht, wem — denn in dem Augenblick, wo ich meine Hand ausstreckte, griff plötzlich eine andere, aber nicht die Louis' **XV.**, darnach, und Se. Majestät geruhte nicht einmal, die kleine Rede anzuhören, auf die ich mich vorbereitet hatte. Ich habe sogar einigen Grund zu glauben, daß dem König nicht einmal die Bittschrift, die doch eigentlich nur an ihn gerichtet war, vor die Augen gekommen ist.

— Das ist wohl möglich. Nun, hat dieser erste Schritt einen Erfolg gehabt?

— Ja, man hat mich zum Minister geschickt.

— Das ist der gewöhnliche Weg bei solchen Sachen.

— Und der Minister hat mich auf unbestimmte Zeit vertröstet.

Der Chevalier schien von edler Entrüstung durchglüht.

— Darf man wohl, fuhr Lesneven fort, so den alten und tapfern Adel des Königreichs behandeln, während man täglich Schaaren von Elenden für schmachvolle Dienste mit Staatsstellen und Staatsgeld belohnt sieht? Das ist unwürdig! das ist infam!

Der Chevalier drückte Lesneven die Hand zum Zeichen, daß er ganz seiner Meinung sei.

— Nun, was wollen Sie jetzt thun? sagte de Lussan nach einigen Augenblicken des Schweigens.

— Ich weiß nicht.

— Vielleicht fühlt der Minister einige Gewissensbisse und erkennt die Gerechtigkeit Ihrer Ansprüche an.

— Darauf rechne ich nicht im Geringsten.

— Es wäre doch besser, es abzuwarten.

— Warten! Wie kann ich das? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß mehr Schulden auf meiner Besitzung haften, als sie werth ist? Und daß mir von dem Gelde, das ich nach Paris gebracht habe, kaum so viel bleibt, um nach der Bretagne zurückkehren zu können.

— Und was wollen Sie dort machen?

— Zum Spaten und Pflug greifen, Chevalier. Die Erde ist dankbarer, als der König; sie gibt das zurück, was man ihr schenkt, und mehr.

— Es darf nicht dabei bleiben, bei Gott, rief der Chevalier, oder ich müßte alle Kraft verloren haben, einem Freunde zu dienen. —

Der Ertrinkende greift selbst nach einem Strohhalme. Lesneven glaubte sich schon gerettet, als er diesen Ausruf des Chevaliers hörte.

— Mein lieber Lesneven, fuhr dieser fort, Sie haben von dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft meine Theilnahme erweckt; von jenem Tage an habe ich oft an Sie gedacht, denn meine Erfahrung ließ mich Ihr Schicksal vorhersehen. Jetzt fühle ich mich mehr als je gedrungen, Ihnen zu dienen, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich es thun werde, so weit es meine Mittel und mein Einfluß erlauben. Es ist wahr, meine Mittel sind beschränkt; aber ich habe mächtige Freunde, die auf meine Empfehlung es sich zur Pflicht machen werden, einen jungen würdigen Mann zu unterstützen und das Unrecht des Hofes wieder gut zu machen. Fassen Sie Muth und verlassen Sie sich auf mich; ich verlange blos zwei bis drei Tage Aufschub. —

Lesneven hatte zwar auf seine Kosten gelernt, wie fest man auf die Dankbarkeit und die Gerechtigkeit der Großen bauen könne, aber über die Dienstanerbietungen und die Aufrichtigkeit der Freundschaft waren seine Illusionen noch nicht zerstört. So zweifelte er natürlich auch nicht einen Augenblick an der Aufrichtigkeit des Eifers, den de Lussan für ihn an den Tag legte. Es fiel ihm nicht einmal ein, daß dieser Eifer selbstsüchtige Beweggründe haben könnte, und er gab sich sogleich bereitwillig der Hoffnung hin. Von einem Extrem zu dem andern übergehend, vergaß er alle seine Täuschungen, um sich mit ganzer Seele in die unbegrenzten Regionen der Luftschlösser zu werfen. Seine Phantasie erhitzte sich; er sah sich schon auf der höchsten Stufe der Leiter stehen und zu Aglaje's Füßen, ihr seinen Ruhm und seine Größe darbringend.

Der Gedanke an Aglaje erinnerte ihn, daß er sie den ganzen Tag noch nicht gesehen hatte; er warf einen unruhigen Blick auf die Jalousien, die noch nicht geöffnet waren, obgleich der Tag

schon weit vorgerückt war! Das war seit dem Abenteuer mit dem Buche das erste Mal wieder. Wie war das zu erklären? War Aglaje vielleicht krank?

Diese Vermuthung war ihm kaum aufgestoßen, als er auch schon hinuntereilte, von einer düstern Ahnung durchdrungen. Er fragte den Wirth, die Dienerschaft, und erfuhr endlich, daß sie während seiner Abwesenheit in Versailles ausgezogen sei, und daß das Haus leer stehe.

Diese Nachricht traf den armen Lesneven wie ein Donnerschlag, er ließ sie sich mehrere Male wiederholen, ehe er daran glauben konnte, und als die Sache durchaus keinen Zweifel mehr zuließ, überließ er sich den seltsamsten und unwahrscheinlichsten Vermuthungen über die Ursache dieses plötzlichen Verschwindens. Nachdem er sich lange genug in dem Gebiete der Unmöglichkeiten herumgetrieben hatte, fand er das endlich ganz natürlich, worüber er sich so sehr den Kopf zerbrochen hatte. Wenn er von diesem Wohnungswechsel Nichts erfahren hatte, wenn er Aglaje's neuen Aufenthaltsort nicht wußte, so mußte er sich selbst alle Schuld geben, da er während sechs Wochen seine Bewerbungen stets in den bescheidenen Schranken der Augensprache gehalten hatte. Er machte sich tausend Vorwürfe über seine Blödigkeit, seine Einfalt, und sein Schmerz verwandelte sich in Zorn gegen sich selbst.

Welche Mittel sollte er aber nun anwenden, um Aglaje wiederzufinden? Das war in einer Stadt, wie Paris, keine leichte Sache; aber für Verliebte gibt es keine Unmöglichkeit, und die Natur hat sie mit einer Ausdauer ausgerüstet, die ganz besonders zur Ausführung der ausschweifendsten Pläne geschaffen ist. Der, den Lesneven erwählte, war, um die Stunde, wo Aglaje gewöhnlich die Harfe spielte und das Fenster öffnete, alle Straßen seines Viertels zu durchlaufen, und wenn das fehlschlagen sollte, seine Nachforschungen über die ganze Stadt auszudehnen.

Zwei Tage lang waren schon seine Nachforschungen fruchtlos, und er wollte sich eben am dritten abermals auf den Weg machen, als der Chevalier mit triumphirender Miene in sein Zimmer trat:

— Victoria! gute Nachrichten! rief er ihm entgegen.

— Ist es möglich? Sie haben sie wiedergefunden! rief Lesneven plötzlich aufspringend und vor den Chevalier tretend.

— Wiedergefunden? Wen?

— Ach, es ist wahr; Sie können nicht wissen ... Verzeihen Sie, Chevalier, und haben Sie Mitleid mit einem halb von Sinnen Gekommenen.

— O, Sie werden Ihren Verstand schon wieder finden, wenn Sie die Freude ihn nur nicht wieder verlieren macht.

— Die Freude! Ich fürchte sehr, daß dieses Wort für mich nicht mehr vorhanden sein wird.

— Hören Sie mich doch bis zu Ende. Dies unglückliche Gesicht paßt gar nicht mehr für Sie, sage ich Ihnen. Hören Sie den Erfolg meiner Schritte. Der Herzog von ..., dem ich erzählt habe, wie Sie von dem Minister behandelt worden sind, hat sich sehr darüber entrüstet und hat Sie unter seinen Schutz genommen.

— So werde ich meine Compagnie bekommen?

— Ach was! mehr, viel mehr ... wenigstens, wenn Sie nicht aus der Provinz Vorurtheile mitgebracht haben, die dem ganz und gar entgegentreten, was ich Ihnen heute vorschlagen soll.

— Ich gebe nicht zu, sagte Lesneven, daß alle Vorurtheile gleich achtbar sind, und einige gibt es, die mir nie zur Richtschnur dienen.

— Was würden Sie z. B. von der Heirath eines Adligen mit einer einfachen Bürgerstochter denken?

— Was ich davon denken würde? Ich würde den Adligen für glücklich halten, der Jugend und Schönheit für seinen bloßen Namen eintauschen könnte.

— Vortrefflich, mein lieber Lesneven; Sie sind gerade der Mann, den wir brauchen.

— Ich verstehe Sie nicht.

— Denken Sie sich als Adligen, welcher eine junge und reizende Bürgerstochter fände, die nur auf Ihre Einwilligung wartet, um auf ihren Wagen das Wappen der Lesneven malen zu lassen.

— In diesem Falle, Herr Chevalier, erkenne ich Ihr Anerbieten mit Dank an, muß es aber zurückweisen.

— Sie weisen es zurück! sagte der Chevalier mit dem größten Erstaunen. Nach den von Ihnen eben geäußerten Grundsätzen

werden Sie mir zugeben, daß sich der Grund dieser Weigerung schwer errathen lassen wird.

— Der Grund ist sehr einfach: mein Herz ist nicht mehr frei.

Diese Antwort schien den Chevalier in Verlegenheit zu setzen.

— Teufel! sagte er, sich hinter den Ohren kratzend, das Hinderniß hatte ich nicht vorhergesehen. Es ist aber doch Schade! Solche Gelegenheiten bieten sich nicht zweimal, ich rathe Ihnen, die Sache ernstlich zu überlegen.

— Ich habe Nichts mehr zu überlegen.

— Es ist nicht möglich, daß Sie so viele Vortheile auf einmal zurückweisen können — eine glückliche, unabhängige Stellung; zwölftausend Livres Pension...

— Das Glück besteht nicht darin.

— Siebzehn Jahr alt, die Gestalt einer Hebe, und Augen! Es soll mir keiner welche finden, die würdig wären, mit den ihrigen verglichen zu werden.

— Ich habe schönere gesehen.

— Und welcher Geist! Lebhaft, reizend, liebenswürdig, launenhaft, voller Trotz, der ganz zu dem lieblichen Namen Aglaje paßt....

— Aglaje! unterbrach ihn Lesneven; Sie sagten Aglaje?

— Aglaje, so heißt sie, sagte de Lussan; aber, was hilft das? Ihr Herz ist schon versagt; all mein Reden würde umsonst sein; ich kann damit nicht Verlangen, nicht einmal Bedauern in Ihnen wecken; sprechen wir nicht mehr davon.

— Chevalier, sagte Lesneven mit flehender Stimme und die Hände faltend, im Namen des Himmels, lassen Sie mich diese Aglaje sehen.

— Parbleu! Sie werden mir verzeihn, daß ich diesen Wunsch etwas seltsam finde. Uebrigens sollte ich doch meinen, Sie hätten Augen, es ist ganz unnütz, Ihnen Jemand zu zeigen, den Sie so gut kennen müssen, wie ich.

— Ich soll sie kennen!

— Sie bewohnte noch vor einigen Tagen das Haus Ihnen gegenüber.

De Lussan hatte kaum ausgesprochen, als sich Lesneven an

seine Brust warf und ihn mit dem Feuer einer fast wahnsinnigen Freude umarmte.

— Sie erdrücken mich! rief der Chevalier, indem er versuchte, sich aus den Armen des Jünglings zu befreien! Mein Gott! mäßigen Sie Ihr Entzücken, das mir eben so unerklärlich ist, wie vorhin Ihre Weigerung. Es ist ja, als ob Sie den Verstand verloren hätten.

— Ja, mein theurer, mein einziger Freund, ich bin verrückt, wahnsinnig — aber es ist das Glück der Liebe! O, wenn Sie wüßten, was ich gelitten, wie ich geweint habe! Wenn Sie wüßten, wie schrecklich meine Tage, wie entsetzlich meine Nächte gewesen waren, seit wir uns nicht gesehen haben! O Aglaje, himmlisches Mädchen! Ich wollte sie aufsuchen, und sterben, wenn ich sie nicht wiederfände. — Und jetzt kommen Sie, um sie mir zuzuführen, und mir den Besitz eines Schatzes anzubieten, nach dem ich kaum zu trachten wagte, selbst nicht in meinen Träumen!

— Wie! die Liebe, welche Sie so viele Vortheile zurückzuweisen zwang, hatte Aglaje Ihnen eingeflößt! Auf Ehre, ich kann von meinem Erstaunen kaum zurückkommen! Der Zufall geht doch zuweilen wunderbare Wege!

Wenn Lesneven geschickter gewesen wäre, in den Gesichtszügen zu lesen, würde er vielleicht bemerkt haben, daß das Staunen des Chevaliers nicht so ganz natürlich war.

— Nun, fing de Lussan wieder an, jetzt sind wir wohl einig; oder haben Sie noch eine Einwendung zu machen?

— Eine Einwendung! ich! Nur um eins flehe ich Sie an, theuerster Freund, mich zu Aglaje zu führen, damit ich zu ihren Füßen ihr mein Entzücken und meinen Dank ausdrücken kann.

— Zu meinem größten Schmerz bin ich außer Stande, Ihre so natürliche Ungeduld zu befriedigen. Aglaje wird das Kloster, in dem sie sich seit drei Tagen befindet, nur verlassen, um vor den Altar zu treten.

— So bewerkstelligen Sie, daß das gleich geschehe; jede Stunde Verzug dünkt mir ein Jahrhundert zu sein.

— Ein Einfall, den nur ein Liebender haben kann, der nicht an die zur Hochzeit nöthigen Vorbereitungen denkt. Sie müssen ja dazu auch noch Zeit haben.

— Ich?

— Gewiß; der Rock, den Sie jetzt tragen, paßt ganz gut für einen Bittsteller; aber bei einer solchen Gelegenheit muß Ihre Kleidung Ihrem Range und dem Vermögen Ihrer Zukünftigen angemessen sein.

— Ach, sagte Lesneven mit trauriger Miene, habe ich Ihnen nicht bereits gesagt, daß meine Casse ganz erschöpft ist?

— Auch daran haben wir gedacht, sagte de Lussan; hier ist ein Vorschuß, den der Herzog von . . . Sie anzunehmen bittet.

Der Chevalier zog aus seiner Tasche eine ziemlich gutgefüllte Börse, legte sie in Lesneven's Hand und entfernte sich mit den Worten:

— Verlieren Sie keine Minute; machen Sie Ihre Einkäufe, drängen Sie Ihre Schneider und sorgen Sie, daß Sie in fünf Tagen bereit sind; ich werde Sie dann um sechs Uhr Abends abholen.

Es war für Lesneven eine angenehme Nothwendigkeit, Einkäufe zu seiner Hochzeitstoilette machen zu müssen. Wenn seine Ungeduld nicht von der Sorge für diese wichtige Angelegenheit beschäftigt worden wäre, würde er kaum den nothwendigen Verzug ausgehalten haben. Aber von allen Stunden, die er zu warten hatte, erschien ihm keine so lang, so qualvoll, wie die letzte.

In einen prächtigen Rock von himmelblauem Sammet gekleidet, mit einer weißseidenen, silberbrodirten Weste, auf der sich ein kostbares Jabot von Brüsseler Spitzen ausbreitete, feinen Schuhen mit versilberten Schnallen, und den dreieckigen Hut mit goldenen Tressen unter dem Arme, durchschritt er ungeduldig sein Zimmer der Länge, der Breite und der Quere. Er legte sich zum Fenster hinaus, um zu sehen, ob der Chevalier noch nicht käme; bei dem leisesten Geräusch auf der Treppe legte er das Ohr an die Thür; seine Augen blickten jede Minute nach der Wanduhr, deren Zeiger er im Verdacht des Stillstehens hatte. Dann fing er plötzlich an zu glauben, ob er nicht vielleicht das Opfer einer Mystification sei. Endlich schlug es sechs, und Lesneven, an das Fenster gelockt von dem Rollen eines Wagens, aus dem er den Chevalier steigen sah, konnte jetzt an die Wirklichkeit seines Glückes glauben.

Der Chevalier war von einem Notar begleitet. Dieser las einen Contract vor, dessen Hauptartikel, der eine vollkommene Trennung des Eigenthums beider Gatten aussprach, Lesneven eben so gerecht

als natürlich erschien; aber als er die Klausel vernahm, die ihm eine Pension von 12000 Livres, zahlbar von den Zinsen von Aglaje's Vermögen, aussetzte, vergoß er fast Thränen der Rührung. Mußte er nicht in dieser zarten und edlen Fürsorge erkennen, wie tief und aufrichtig die Liebe war, die er ihr eingeflößt hatte? Wenn er allein gewesen wäre, würde er trunken vor Entzücken, den Namen Aglaje's geküßt haben, der schon unter dem Documente stand; aber die Gegenwart des Notars legte seinen Gefühlen einen Zaum an, und er beschränkte sich darauf, seinen Namen dem ihren hinzuzufügen. Dann folgte er mit leichten Schritten dem Chevalier, der ihn neben sich in dem Wagen sitzen ließ und dann, sich seiner Ungeduld erbarmend, im Galopp nach der Kirche zu fahren befahl.

Am Fuße des Altars fand er Aglajen. Ihr Anblick brachte ihn vor Entzücken fast außer sich. Noch nie war ihm ihre Schönheit, ihr ganzes Wesen so glänzend erschienen. In seiner Verwirrung bemerkte er weder den Priester, noch die Trauzeugen; er sah Nichts außer Aglaje; er hörte Nichts außer ihrer sanften Stimme, als sie den Eid der Treue und des Gehorsams aussprach.

Nachdem er den Segen des Priesters im Verein mit seiner jungen Gattin empfangen hatte, ließ er sich vom Chevalier unter den Arm fassen, dem er halb bewußtlos zu dem Wagen folgte, der sie hergeführt hatte. Er kam nicht eher von seiner Verwirrung zurück, bis der Wagen an seiner Wohnung anhielt, wo man ihn zum Aussteigen nöthigte. De Lussan blieb im Wagen sitzen; aber er legte Lesneven eine Börse mit 3000 Livres in die Hand und sagte mit einem ironischen Lächeln:

— Hier, mein theurer Freund, ist das erste Vierteljahr Ihrer Pension; alle drei Monate wird Ihnen die gleiche Summe geschickt werden, wo Sie sich auch aufhalten mögen. Leben Sie so fröhlich, wie es Ihnen gefällt, und fürchten Sie nicht, daß Ihre Gemahlin Sie jemals in Ihrem Vergnügen stören wird.

De Lussan schloß die Wagenthür; der Wagen entfernte sich, so schnell die Pferde laufen konnten, und Lesneven stand in der Mitte der Straße in einer Verwirrung, die so groß war, daß er eine volle Stunde brauchte, um seine Gedanken wieder in eine leidliche Ordnung zu bringen.

Aber was war zu thun? Wo konnte er de Lussan wieder tref=

fen? Wo sollte er Aglaje aufsuchen? Welcher Notar hatte den Heirathscontract aufgesetzt? Nicht einmal die Kirche wußte er zu finden, in der er getraut worden war. Und er hatte Niemanden, an den er sich wenden konnte! Nicht der Schein einer Möglichkeit, Auskunft zu erhalten!

Als Lesneven in sein Gasthaus trat, übergab ihm der Wirth ein Papier; es war ein Befehl, Paris in vierundzwanzig Stunden zu verlassen, und sich einen Aufenthaltsort in einer Entfernung von mindestens fünfzig Meilen von der Hauptstadt zu wählen.

3.

Dreiviertel Jahr waren seit der Trauung Lesneven's verflossen. Um den Verlegenheiten zu entgehen, in die er sich stets verwickeln mußte, wenn man nach der Ursache der plötzlichen Veränderung seiner Glücksumstände geforscht hätte, hatte er sich wohl gehütet, nach der Bretagne zurückzukehren, und hatte Paris zu seinem Aufenthaltsorte gewählt. Hier führte er ein ziemlich trostloses Leben, bald seinem Verdruß in der Einsamkeit nachhängend, bald Zerstreuung in der Aufregung des Spiels suchend und abmühend, um das Wort des Räthsels zu finden, mit dem man so hinterlistig seinen Frieden gestört hatte. Wozu diese Hochzeit? Wozu diese Trennung? Wozu diese Verbannung? Es war ein Geheimniß, zum wahnsinnig werden.

Zu dieser Marter des Verstandes kam noch ein Schmerz der Seele. Denn diese Frau, die seinen Namen trug, ohne daß sie ihm angehörte, diese Frau, die zugleich seine Gattin und seine Wittwe war, war ihm nicht unbekannt, nicht gleichgiltig. Es war dieselbe Aglaje, die er während seiner ganzen Anwesenheit in Paris bewundert und angebetet hatte, und die er noch mit der ganzen Glut der ersten Leidenschaft liebte.

Uebrigens erhielt er sein Jahrgehalt mit der größten Regelmäßigkeit, aber stets auf indirectem Wege, so daß er durchaus keine Hoffnung hegen konnte, je die Wahrheit zu entdecken. Nur der Zufall konnte das Geheimniß enthüllen, dessen Schleier er mit so heißer Sehnsucht zu lüften begehrte; und zum Unglück für ihn ließ dieser Zufall nicht lange auf sich warten.

Eines Abends, als er gerade an einer Partie Lanzknecht theilnahm, befand sich unter den Spielern auch ein junger Mann, der

eben von Paris angekommen war und den Namen Lesneven mit einigem Erstaunen aussprechen hörte.

— Sind Sie vielleicht ein Verwandter der Gräfin Lesneven? frug er unsern Bretagner.

Dieser, der noch nicht wußte, wie leicht es sei, für Geld einen Titel zu seinem Namen zu finden, erwiederte:

— Wohl nicht, da ich keine Gräfin in meiner Familie kenne.

— So wünsche ich Ihnen Glück, sagte Jener.

Diese Worte und das sie begleitende Lächeln reizten Lesneven's Neugier.

— Ich verstehe, sagte er; die Gräfin, von der Sie reden, ist eine alte, von der Natur nichts weniger, als begünstigte Wittwe.

— Alt und häßlich! Die Gräfin Lesneven! Denken Sie sich in ihr im Gegentheil ein Wesen, so verführerisch, reizend und schön, als Sie nur auf der Welt eines finden können; ein himmlisches Geschöpf, ein Engel, wenn der Teufel nicht ihre Seele geschaffen hätte. Uebrigens eine vollkommene Weltdame und die unzertrennliche Gefährtin der Madame Dubarry. Hier sieht man das Sprichwort verwirklicht: Gleich und gleich gesellt sich gern! Beide Favoritinnen, die eine die eines Königs, die andere die eines Herzogs: beide aus der untersten Classe des Bürgerstandes hervorgegangen . . . .

— Die Gräfin Lesneven ist ein Bürgermädchen! rief Lesneven, sind Sie dessen gewiß, was Sie da sagen, mein Herr?

-- Ob ich dessen gewiß bin! Ganz Paris hat sich vierzehn Tage lang mit einer köstlichen Geschichte, die damit in Berührung steht, und die ich aus guter Quelle weiß, amüsirt. Wenn Sie sie nicht kennen, werde ich mir ein wirkliches Vergnügen daraus machen, Sie damit zu ergötzen.

— Erzählen Sie, mein Herr, rief Lesneven, von einer stets wachsenden Angst beengt.

— Ich muß Ihnen vor allen Dingen sagen, daß das Glück der Madame Dubarry die Köpfe unserer modernen Lais ganz und gar verdreht hat. Sie wollen alle ein Hotel und Wappenschilder; das sind kostbare, schwer zu befriedigende Launen; aber die Macht dieser Welt ist so groß! Kein Seigneur, nicht einmal ein Finanzmann wagt diesen Launen zu trotzen. Was am schwersten herbeizuschaffen ist, ist nicht das Hotel, sondern das Wappen, der hohe

Name, der an der Thür stehen soll, und hören Sie, wie man sich den zu verschaffen gewußt hat. Man suchte einen ruinirten Adligen auf; Gott sei Dank, die Provinz läßt diese Sorte Menschen in Paris nicht ausgehen. Man ließ ihn mit der Dame trauen, und schickte ihn dann wieder fort, um ihn in gehöriger Entfernung von der Hauptstadt den Ertrag dieses Geschäftes verzehren zu lassen. Und das Ergötzlichste bei der Geschichte der Gräfin Lesneven ist, daß die ganze Sache von einem Chevalier de Lussan mit solcher Geschicklichkeit geleitet worden ist, daß der Gatte mit größter Arglosigkeit in das Netz gegangen ist. Man erzählt sogar von einer höchst geschickt eingeleiteten Liebschaft, die vollkommen würdig ist, in einer Idylle zu glänzen. Und während nun Madame in Paris auf das Glänzendste in einem der schönsten Hotels in der Rue Grenelle lebt, und dort die Honneurs ihres prächtigen Salons für den Herzog von ... macht, zerbricht sich Monsieur wahrscheinlich den Kopf in seiner Verbannung, und hält sich für das Opfer einer geheimnißvollen Staatsintrigue.

Während die andern Spieler diese unterhaltende Geschichte mit schallendem Gelächter anhörten, versuchte Lesneven, auf dessen Gesichte die Farbe im schnellsten Wechsel kam und ging, vergebens, seinen Zorn zu verbergen. Aber endlich gewann er die Oberhand über die Scham. Er sprang auf und rief mit einer Stimme, die der Heiterkeit der Zuhörer plötzlich ein Ziel steckte.

— Ich sehe durchaus nichts Ergötzliches an dieser Geschichte. Man hat auf niederträchtige Weise die Arglosigkeit eines jungen Mannes mißbraucht, um einen Flecken auf seinen reinen Namen zu bringen; aber für Männer von Herz, meine Herrn, scheint mir dabei mehr Stoff zur Entrüstung, wie zum Lachen zu liegen.

Dann sich zum Erzähler wendend, fügte er hinzu:

— Ihnen, mein Herr, bin ich zu aufrichtigen Dank schuldig, um daran zu denken, Sie wegen der Leichtfertigkeit Ihrer Worte zur Verantwortung zu ziehen. Ich schwöre Ihnen, der gutmüthige Provinzbewohner, über den Sie sich so ergötzt haben, wird Ihnen nicht wieder Stoff zur Heiterkeit geben, und wenn ihm auch in dieser Angelegenheit die Augen gefehlt haben, so wird ihm der Arm nicht fehlen zur Rache.

Lesneven eilte hinaus und ließ seine Freunde in sprachlosem

Staunen zurück. Eine Stunde später jagte er mit verhängtem Zügel nach Paris.

Seine erste Sorge nach seiner Ankunft war, nach der Rue de Grenelle zu eilen; die zwei Tage, die er unterwegs zugebracht hatte, waren nicht im Stande gewesen, seine Wuth zu mäßigen; aber er hatte Zeit gehabt, über die Mittel nachzudenken, die er zur Befriedigung seiner Rache ergreifen müsse. So hatte er schon seinen bestimmten Plan entworfen, als er das Hotel aufsuchte. Bald auch hatte er ein Thor entdeckt, über dem der Name Lesneven mit goldenen Buchstaben auf einer Marmorplatte glänzte. Obgleich er auf diesen Anblick gefaßt war, fühlte er doch von Neuem einen so heftigen Zorn in sich auflodern, daß er nur mit der größten Mühe seiner Bewegung Herr werden konnte. Aber er fühlte, daß ein Ausbruch seines Zornes auf offener Straße seine Rache nur vereiteln würde. Nachdem er, um sich zu beruhigen, einige Mal die Straße auf und abgegangen war, redete er einen Bedienten an, der sich auf einer steinernen Bank neben der Pforte des Hotels sonnte, und dessen einzige Beschäftigung zu sein schien, die glänzende Livrée seiner Herrin von den Vorübergehenden bewundern zu lassen.

— Mein Freund, sagte er, ich habe Euch wichtige Sachen anzuvertrauen, folgt mir und Ihr sollt nicht Ursache haben, Eure Bereitwilligkeit zu bedauern.

Der Bediente musterte einen Augenblick den, der ihn so anredete; und als er in ihm einen jungen und hübschen Mann sah, lächelte er mit einer Miene des Einverständnisses und folgte Lesneven, der ihn in ein benachbartes Wirthshaus führte, wo er sich ein besonderes Zimmer geben ließ.

Während Picard, so hieß der Bediente, ohne sich's besonders heißen zu lassen, eine Flasche Beaune entkorkte und ein Glas bis an den Rand füllte, ging Lesneven ohne Umschweife auf sein Ziel los.

— Du stehst im Dienste der Gräfin Lesneven?

— Ja, mein Herr.

— Bist Du geneigt, mir einen guten Dienst zu erweisen?

— Nun, es kommt darauf an.

— Ich verstehe; sei ruhig — ich verlange Nichts umsonst.

— Ach so; aber ich muß Ihnen vorher sagen, daß kein Tag

vergeht, wo ich nicht zwei bis drei Unterredungen der Art habe. Die Gelegenheiten, mich nützlich zu machen, mangeln mir durchaus nicht; ich habe die Auswahl, und so ist es natürlich, daß ich mich an die besten und leichtesten in der Ausführung halte.

— Was ich will, wirst Du gewiß nicht ahnen; es gibt nichts Einfacheres — Du sollst mich blos heute Nacht ungesehen in das Zimmer Deiner Herrin bringen.

— Peste, das nennen Sie etwas ganz Einfaches! Ich ließe mir die Zumuthung gefallen, ein Billetdoux mit Gewandtheit auf die Toilette der gnädigen Frau zu practiziren; das bringt mir einen Louisd'or von der einen Seite, und von der andern compromittirt es mich nicht und bringt mir selbst zuweilen einen zweiten Louisd'or ein, begleitet von einem gnädigen Blicke. Aber wenn ich mich mit dem befasse, was Sie verlangen, würde meine sicherste Belohnung sein, zum Hotel hinausgeworfen zu werden.

— Nun, so suchst Du eine andere Stelle.

— Es ist nicht so leicht, eine wieder zu finden, wo die Billetsdoux in solchem Ueberfluß regnen und häufig mit solcher Dankbarkeit empfangen werden.

— Aber um den Schuldigen zu bestrafen, muß man ihn kennen; wer soll wissen, daß Du es gewesen bist?

— Man wird uns Alle in's Verhör nehmen, verlassen Sie sich darauf.

— Du läugnest.

— Das ist's gerade nicht, was mich in Verlegenheit setzt. Was bieten Sie?

— Hundert Louisd'or.

— Hundert Louis'!

— Funfzig an der Thür des Hotels, funfzig in dem Zimmer der Gräfin.

— Warten Sie — es fällt mir eben ein, daß eigentlich Nichts einfacher ist. Ich weiß sogar ein kleines Cabinet, worin Sie warten können, bis Sie für gut halten, zu erscheinen.

— Du nimmst mein Anerbieten an?

— Die Sache ist abgemacht, gnädiger Herr. Ich muß Sie übrigens noch darauf aufmerksam machen, daß der Herzog oft die Gräfin nach Hause begleitet und dann erst sehr spät sie verläßt.

— Das ist meine Sache.

Aber diesen Abend gerade ging die Gräfin nicht aus; Lesneven hatte seine ganze Beredsamkeit nöthig, um Picard dahin zu bringen, nicht von der Ausführung seines Planes abzustehen, der durch diesen Umstand viel schwerer durchzuführen wurde.

Seit ihrer Heirath war dies das erste Mal, daß die Gräfin sich weigerte, die Oper zu besuchen. Der Herzog hatte Bitten und Gründe bis auf die letzten erschöpft. Er hatte an ihre Eitelkeit zu appelliren versucht, indem er ihr vorstellte, daß ein einziges Versäumniß das Scepter der Mode ihrer Hand entwinden könne; sie antwortete ihm mit einem stolzen Lächeln des Mitleids.

Er hatte versucht, Mitleid für sich selbst zu erwecken, indem er ihr vorstellte, wie er sich vor der Welt blosstellen würde, und daß seine Neider aussprengen würden, er sei bei ihr in Ungnade gefallen, habe wenigstens einen Zank mit ihr gehabt. Auf alle diese Vorstellungen hatte die Unbeugsame nur mit entschiedenem Tone geantwortet. —

— Sie kennen meine Bedingungen, mein Herr, und nichts Anderes wird mich erweichen. Sie sagen, es liege Ihnen viel daran, mit mir heute in der Oper zu erscheinen. Beweisen Sie es. Wenn man Etwas wirklich wünscht, spricht man nicht, man handelt.

Der arme Herzog, der schon aus Erfahrung wußte, daß geduldige Ergebung in sein Schicksal hier das Klügste sei, hatte sich entfernt, ohne ein Wort zur Entgegnung zu wagen; aber man konnte deutlich genug in seinen Blicken lesen, daß er nicht wenig in Verlegenheit war.

Um zu wissen, welche Laune diesem seltsamen Entschluß der Gräfin zu Grunde lag, müssen wir einen Augenblick den Herzog bei einem Besuche, den er der Marquise ... machte, begleiten.

Diese war eben bei der Toilette.

— O, mein lieber Herzog, rief sie ihm entgegen, wie glücklich muß ich mich nennen, Sie bei mir zu sehen! Sie machen sich bei Ihren Freunden so selten, daß ich gar keine Worte finden kann, um Ihnen meinen Dank zu bezeugen, daß Sie sich meiner noch erinnern.

— Mäßigen Sie sich in Ihrer Dankbarkeit, antwortete der

Herzog mit verdrießlichem Gesicht. Ich muß zu meiner Schmach gestehen, daß mein Besuch heut eigennützige Gründe hat.

— Ich stehe ganz zu Ihren Diensten; um was handelt es sich?

— Ach, ich wage es kaum zu sagen.

— Sie erschrecken mich.

— Aber Sie sind so gut, so mitleidig!

— Sprechen Sie, sprechen Sie, mein Herr! Gewiß gilt es, eine Unglückliche zu retten.

— Vielleicht vom Tode.

— O, mein Gott! meine Dienerschaft, mein Haus, meine Börse, Alles steht Ihnen zu Diensten.

— Es bedarf dessen nicht, Madame...

— Nun, sprechen Sie sich aus, was soll ich thun?

Der Herzog zog sein Taschentuch heraus, hustete einigemal — die Zunge schien ihm ihre Dienste zu versagen.

— Verzeihen Sie, Madame, ...; ich fühle eine außerordentliche Verlegenheit, fast Beschämung ...

— Wahrhaftig, Sie machen mich sehr neugierig.

— Ich habe eine so seltsame Bitte an Sie . . .

— Sprechen Sie nur.

— Ich bitte Sie nicht zu vergessen, daß mich die Laune einer Sterbenden hierherführt,

— Und das ist eine heilige Sache, Herr Herzog.

— Sie machen mir wieder Muth. —

— Nun. —

— Sie besitzen einen sehr schönen Papagei. —

— Was hör ich! mein Papagei! mein Favori! Sie können ein solches Opfer verlangen? Nie, nie, mein Herr!

— Beruhigen Sie sich, ich will blos einen ganz kleinen Theil.

— Wie, einen Theil von Favori?

— Eine Feder, eine einzige Feder, aber eine schöne.

— O, schweigen Sie; das arme Thier zu martern, das mich so lieb hat, das meinen Namen von Früh bis Abend ruft, das nur aus meiner Hand Zucker nimmt! —

— Aber für eine Sterbende, Madame?

— Ihre Sterbende, Herzog, ist wahnsinnig.

Digitized by Google

Jetzt entspann sich zwischen dem Herzog und der Marquise ein Kampf von Bitten und Thränen, bis sich endlich der Sieg für den Herzog entschied. Die Marquise nahm Favori zwischen ihre schönen Hände und wandte das Gesicht ab; der Herzog zog ihm so zart als möglich eine Feder aus, die er sorgfältig in ein klein Kästchen verschloß. Dann wischte er sich den Schweiß ab, der in großen Tropfen auf seiner Stirne stand, stattete der Herzogin einen Dank ab und eilte zu einer neuen Eroberung weiter.

Diese Scene wiederholte sich an demselben Tage bei allen Herzoginnen, Marquisinen und Gräfinnen des Hofes.

Die Erklärung dieses mühsamen Feldzugs liegt in einer Laune Aglajes. Sie, Königin der Mode, war müde geworden, jede neue Erfindung, mit der sie sich schmückte, am andern Tage von allen Damen nachgeahmt zu sehen, und hatte geschworen, sich einen Putz zu zu erfinden, den Keine nachahmen könnte. Nach vielen, dem Nachdenken gewidmeten Tagen, nach zahlreichen Berathungen mit ihren Kammerfrauen war sie endlich auf den Einfall gekommen, sich ein Kleid, mit einer Guirlande von Papageienfedern besetzt, machen zu lassen. Dieser Einfall hatte den anderen erzeugt, alle Damen des Hofes zu dem Putz beisteuern zu lassen, der sie in Verzweiflung setzen sollte.

Aber der ganze Tag war verflossen, ohne daß der Herzog sich hätte sehen lassen. Die Gräfin, als sie den Abend nahe sah, fing an ungeduldig zu werden. Sie durchirrte ihre Zimmer wie ein ruheloser Geist, ging aus dem Boudoir in den Salon, aus dem Salon in das Schlafzimmer. Sie horchte an der Thüre, blickte zum Fenster hinaus, nahm ein Buch in die Hand, um es sogleich wieder zornig wegzuwerfen, klingelte die Dienerschaft herbei und zankte sie um Nachlässigkeiten aus, um die sie sich sonst nie bekümmert hatte. Auf die Ungeduld der Erwartung folgte bald Unruhe und Besorgniß. Wenn es dem Herzog nicht gelungen wäre? Dieser einzige Gedanke versetzte sie in die heftigste Aufregung. Jemehr sie an dem Erfolg zu zweifeln anfing, desto mehr erschien er ihr unzertrennlich von dem Glück ihres Lebens.

— Ha, rief sie, mit dem Fuß auf die Erde stampfend, wenn der Herzog mir nicht bringt, was ich wünsche, soll er mich nie wiedersehen!

Aber der Herzog hütete sich sehr, mit leeren Händen ihr vor die Augen zu treten. Es war zehn Uhr als er endlich kam, das Kästchen unter dem Arm, und auf dem Angesicht alle Spuren eines mühevollen Tages.

— Aglaje, sagte er, indem er sich erschöpft auf ein Sopha fallen ließ, Ihre tollen Launen werden mich noch umbringen.

— Ein Wort nur, ein einziges Wort, und keine Predigt; haben Sie die Federn?

— Meine armen Pferde stürzen fast nieder, und ich selbst. . . .

— Haben Sie die Federn?

— Ich habe sie, aber . . .

— Ach, gehen Sie mit Ihrem Aber! Die Federn will ich haben; geben Sie sie mir; ich muß sie sogleich sehen.

Dann das Kästchen ergreifend, welches der Herzog immer noch unter dem Arme hatte, öffnete sie es und brach in einen Freudenruf aus.

— So ist es recht! ganz wie ich es wünschte! Herr Herzog, Sie sind ein lieber, anbetungswürdiger Mann!

— Und todtmüde!

— Sehen Sie nur, rief sie, indem sie einige der Federn auf ihrem Kleide nebeneinander hielt, sehen Sie nur, wie herrlich es aussieht!

— Sie haben mir gewiß mehr Aufwand von List und Diplomatie gekostet, als nöthig wäre, die Vermählung des Dauphins zu negociren.

— Ich habe genug zu drei Guirlanden! Das ist wunderschön! Es fehlt nur noch etwas.

— O, mein Gott! was denn? rief der Herzog entsetzt.

— Auf jeder Feder der Name der Dame, die sie beigesteuert hat.

— Zum Beispiel!

— Aber das wäre doch zu weit gegangen, und ich gebe es auf.

— Welches Glück; dachte der Herzog, der schon zu zittern anfing.

Da die Gräfin, vertieft in das Anschauen ihres Schatzes, keinen Blick mehr für ihn zu haben schien, begann er mit bittender Stimme:

— Aglaje, es ist erst zehn Uhr; wollen wir nicht nach der Oper gehen?

— Mein Gott, was Sie für Eile haben. Uebrigens verdienen Sie heute, daß man Ihnen keinen Gefallen thut. Sie sehen, ich bin bereit zu gehen. — Aber wahrhaftig, Sie machen mit mir, was Sie wollen.

Aber in dem Augenblick, wo sie gehen wollten, öffnete sich die Thür eines Cabinets; ein Mann trat heraus und vertrat ihnen den Weg; es war Lesneven.

Sein Zorn verwandelte sich plötzlich in Erstaunen; er hatte erwartet, einen jungen Mann zu finden, und sah einen Greis vor sich.

Als die Gräfin ihren Gatten erkannte, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus; der Herzog wollte nach der Klingel greifen.

— Rufen Sie Niemand herbei; sagte Lesneven.

Der Herzog stand wie versteinert; er hatte in der Hand seines Gegners zwei Pistolen erblickt.

— Um des Himmels willen, mein Herr, keinen Eclat! sagte die Gräfin, die Hände faltend.

— Sie haben Recht, Madame; Zeugen sind unnütz, und ich will Ihre Schande nicht vergrößern. Es ist besser, wir machen diese Sache unter uns Dreien ab.

— Wer ist der Mensch, frug der Herzog mit zitternder Stimme.

— Es ist Herr de Lesneven, antwortete die Gräfin, die Augen niederschlagend.

— Meine Anwesenheit setzt Sie in Erstaunen, mein Herr? sagte Lesneven; nach den Maßregeln, welche Ihnen Ihre Klugheit ergreifen hieß, erwarteten Sie wohl nicht, mich so bald wieder zu sehen?

— Nun, was wollen Sie? frug der Herzog und versuchte, gefaßt zu erscheinen.

— Was ich will? Mein Degen sollte es Ihnen sagen, Herr Herzog. Diese Pistolen hier sind nur bestimmt, mich gegen Ihre Leute zu vertheidigen. Uebrigens, fügte er mit einem verächtlichen Blick auf ihn hinzu, bin ich wohl gezwungen, unserer Erklärung eine andere Wendung zu geben. Sie haben ja nicht einmal die Kraft, Ihre Waffe mit der meinigen zu kreuzen.

Der Herzog fand nicht für gut, ihm das Gegentheil zu beweisen.

— Was ich will! Das wagen Sie mich zu fragen, Sie, der durch einen niederträchtigen Kniff meinen Namen beschimpft, befleckt, entehrt hat! Weil Ihr Alter Sie vor einer gerechten Rache schützt,

weil in Ihren Adern nicht so viel Blut fließt, um eine Beleidigung zu sühnen, glauben Sie, wir seien quitt und wir hätten keine Rechnung zwischen uns in's Klare zu bringen?

Der Herzog, der Lesneven's letzte Worte auf seine Weise auslegte, fühlte seinen Schrecken plötzlich schwinden.

— O, mein Herr, sagte er mit einem Lächeln, in dem der ganze schmutzige Egoismus seiner Seele lag, warum erklärten Sie sich nicht gleich? Sie stürzen in unsre Mitte wie eine Bombe, setzen uns das Pistol auf die Brust, daß Madame fast vor Schrecken sterben könnte, schreien laut von Schande und Schmach. Aber das ist ganz nutzlos, unter vernünftigen Leuten endigt sich so etwas doch mit einer freundschaftlichen Ausgleichung. Sprechen wir die Sache mit Ruhe durch; Ihre Pension reicht nicht zu? Nun, so wollen wir sie verdoppeln.

— Elender!

— Das ist noch nicht genug? Nun, so verschaffen wir Ihnen eine gute Stelle in der Armee, beim Finanzfach, oder wo Sie sonst wollen.

— Schweigen Sie, Herr, schweigen Sie; rief Lesneven, oder ich kann nicht für die Folgen meines Zornes stehen!

— Dieser Mensch ist unersättlich, dachte der Herzog; er richtet mich zu Grunde.

— Madame, fuhr Lesneven zur Gräfin gewendet fort; ich habe noch mit Ihnen zu sprechen; denn ich verlange Genugthuung, und werde nicht eher von hier fortgehen, bis ich sie habe.

— Ich bin bereit, Sie zu hören, sagte die Gräfin, welche unterdessen Zeit gehabt hatte, sich zu fassen, und deren stolzer Blick den Entschluß zeigte, dem Sturm zu trotzen.

Aber als Lesneven die Augen auf das schöne Antlitz wendete, das ihm in seinen Liebesträumen wie von einem Heiligenscheine himmlischer Tugenden umgeben erschienen war, fühlte er, wie sein Zorn zu schwinden begann. Mit einer schlechtverhehlten Bewegung sagte er:

— Begreifen Sie wohl, Madame, die ganze Unwürdigkeit der Rolle, die man Sie hat spielen lassen? Denn ich kann nicht glauben, daß Sie aus eigner Wahl schuldig wären. Nein, als Ihre Reize sich meinen Augen so kunstlos und rein zeigten, als Ihre Blicke die meinen suchten, und eine niegekannte Unruhe in meinem

Herzen erregten, konnte es nicht mit dem vorgefaßten Plane geschehen, einen Menschen der Schmach zu weihen, der Ihnen nie etwas gethan hatte. Nein, Sie wußten nicht, daß diese Trauung nur zum Zweck hatte, eine Gräfin statt einer einfachen Bürgerstochter in die Arme eines elenden Wüstlings zu werfen. Eine so schmachvolle Berechnung kann nur in einer im Laster verhärteten Seele entstehen. Sie haben nichts davon gewußt. Und jetzt, da Ihnen die Augen geöffnet sind, sind Sie gewiß entsetzt über die Größe des Verbrechens, dem Sie als argloses Werkzeug gedient haben? Ja, Madame, wenn es auch nicht möglich ist, die Wunde ganz zu heilen, so läßt sich doch vielleicht ihr Schmerz lindern, und das liegt in Ihrer Macht. Ich verlange nicht so viel, als ich wohl das Recht hätte. Geben Sie mir blos die Genugthuung, welche ich verlange, und ich verspreche Ihnen dagegen, Sie in Zukunft mit meiner Gegenwart und meinen Vorwürfen zu verschonen.

Die Züge der Gräfin verriethen nicht die mindeste Bewegung. Sie schien zu überlegen und sagte nach einigen Augenblicken des Schweigens:

— Was sind Ihre Bedingungen, mein Herr?

Durch diesen Beweis gänzlicher Gleichgültigkeit wieder besonnen geworden, erwiederte Lesneven mit festerem Tone:

— Sie verlassen Morgen dies Hotel; ich bringe Sie dann nach einem von Paris entfernt liegenden Kloster, wo Sie bleiben werden, bis man das Geschehene vergessen hat, und Sie wieder in der Welt erscheinen können.

Die Gräfin hörte diese Vorschläge mit einer Miene an, in der Erstaunen und Ironie stritten.

— Ich erwarte Ihre Antwort, Madame, sagte Lesneven mit einer Bewegung der Ungeduld.

— Ich weiß keine auf solche Thorheiten, erwiederte die Gräfin trocken.

— Aha, rief Lesneven, Ihr Mitschuldiger ist Ihnen lieb! Sie sind Beide Elende! Sie wollen blosgestellt sein? Gut, ich will Ihren Wunsch befriedigen. Gott sei Dank, es gibt noch Gerichte! Ich werde Alles aufbieten, um mir Gerechtigkeit zu verschaffen. Ich werde Ihnen den Namen zu entreißen wissen, den Sie gestohlen haben, um ihn in den Koth zu ziehen, den Sie sich nicht geschämt

haben, über Ihr Thor als ein Aushängeschild der Prostitution zu setzen!

— Dann aber, einem neuen Gedanken folgend, der eben in ihm aufstieg, wandte er sich wieder an den Herzog.

— Folgen Sie mir.

— Mein Herr....

— Versuchen Sie keinen Widerstand, er wäre unnütz. Und wenn Sie Ihr Leben lieb haben, so hüten Sie sich wohl, Beistand herbeizurufen.

Der Herzog hielt es für das Klügste, zu gehorchen.

Lesneven ergriff ihn beim Arm, stieg die geheime Treppe hinab, durch die er hereingelangt war, ging über den Hof und zu der Pforte hinaus, welche Picard, wie sie es ausgemacht, offen gelassen hatte, und sagte hier zum Herzog, auf das Schild zeigend, auf dem sein Name im Schimmer des Mondes glänzte:

— Ich will nicht, daß dieser Name einen Tag länger dem Hohne und der Verachtung der Vorübergehenden zum Ziel diene. Sie sind Ursache, daß er dort steht; es ist nur recht, daß Sie Sorge tragen, ihn wegzulöschen.

— Sie verlangen eine Unmöglichkeit von mir, wie wollen Sie ...

Eine drohende Bewegung von Lesnevens Pistolen machte seinen Einwendungen sogleich ein Ende; derselbe Talisman ließ ihn bald eine Leiter und einen Hammer auffinden, und nach einer halbstündigen und mühevollen Arbeit hatte er die Marmorplatte losgemacht, die auf dem Pflaster in tausend Stücke zersprang.

— Wir werden uns wiedersehen, Herr Herzog, rief Lesneven im Forteilen; aber vor Gericht.

Am andern Morgen, als Lesneven eben zu einem Advokaten gehen wollte, wurde er festgenommen und nach der Bastille gebracht.

4.

Einundzwanzig Jahre nach den eben erzählten Ereignissen befanden sich zwei Männer und eine Frau in einem einfach gezierten Salon. Die Frau, in Lumpen gehüllt, der Haltung und Gestalt nach alt, obgleich sie nicht älter als achtunddreißig Jahr sein konnte, stand bescheiden im Hintergrund, und hörte schweigend, aber mit

einer lebhaften Theilnahme, die sich in den vor niedriger Gier leuchtenden Augen zeigte, den beiden Andern zu. Eine lange und zuweilen sehr lebhafte Erörterung hatte zwischen den beiden Männern stattgefunden, von denen der eine ungefähr vierzig Jahr alt sein mochte und eine Generalsuniform trug, und der Andere, gegen funfzig Jahr alt, in seiner bürgerlichen Tracht eine fast ins Lächerliche übertriebene Pracht zeigte. Ehe wir jedoch einer Unterredung zuhören, die vielleicht nicht ohne Interesse ist, möchte es gut sein, einen Blick auf die veränderte Lage der Handelnden zu werfen.

Der Herzog von ... war kurze Zeit nach Lesneven's Verhaftung bei der Catastrophe umgekommen, die Marie Antoinetten's Einzug in Paris begleitete. Er war in dem Augenblick vom Pferde gestürzt, als er neben Aglaje's Wagen herparadirte, und die Räder derselben Karosse, die er seiner unersättlichen Geliebten zu dem Feste geschenkt, hatten ihn zerschmettert.

Aglaje hatte von der Freigebigkeit des Herzogs keinen andern Vortheil, als den, die glänzendste Dame der Welt zu sein, so lange er in ihren Banden schmachtete. Auch ließ sie sich nicht so plötzlich von dem Throne stürzen, den sie eingenommen, ihr Geist und ihre Schönheit erhielten sie noch einige Jahre darauf. Auf ihr Glück vertrauend und in dem Wahne befangen, ihre Jugend sei eine unvergängliche Blüthe, lebte sie sorglos fort, unbekümmert um die Zukunft, bis der Tag erschien, wo die gebieterische Stimme ihrer Laune den ersten Widerstand fand. Von diesem Tage an wandelte sie auf einem Abhange, den sie um so schneller herabstürzen mußte, da ihr die Umsicht und die Berechnung fehlte, diesen Sturz aufzuhalten oder wenigstens zu verzögern. Anstatt vor sich zu blicken und mit der Vergangenheit zu berechnen, hoffte sie von jedem neuen Tage, daß er den vergangenen gleichen werde. So fielen nach und nach ihr Hotel, ihr Wagen, ihre Pferde, ihre Juwelen den Wucherern in die Hände, bis sie auch ihr letztes Hülfsmittel erschöpft hatte, und die Noth sich in das Gesicht starren sah. Jetzt entwickelten sich die niedrigsten Leidenschaften in ihrem Herzen, denen sie bald ganz zur Beute wurde. Die reizenden Züge ihres Gesichtes verwandelten sich unter dem erniedrigenden Einfluß des Lasters und der Gemeinheit; sie wurde ein Gegenstand des Abscheues für dieselben Männer, die

früher ihr ganzes Vermögen, selbst ihr Leben für ein Lächeln ihres Mundes hingegeben hätten.

Lesneven schmachtete sieben Jahr in der Bastille, obgleich der Herzog todt war; man hatte ihn vergessen. Aber mit einer beispiellosen Kühnheit war es ihm gelungen, sich zu befreien und nach Amerika zu entkommen. Hier hatte er den Namen Renaud angenommen und kämpfte mit Auszeichnung in den Reihen der Amerikaner. Doch die Sehnsucht nach dem Vaterlande ließ ihn hier kein Glück finden. Da eröffnete ihm die französische Revolution eine neue Zukunft. Glühend begeistert für die Freiheit seines Vaterlandes eilte er dorthin zurück, und nahm an dem Ruhm der republikanischen Armeen Theil. Er stieg von Stufe zu Stufe, und als das Directorium seine Regierung antrat, war er General, doch immer noch unter dem Namen Renaud.

Als er zur Organisation seiner Division auf längere Zeit nach Paris zurückgekehrt war, hatte er durch Zufall die ehemalige Gräfin Lesneven gefunden, durch Betteln ihr Leben fristend. Ihr Anblick erinnerte den General, daß er noch eine Schmach aus seinem frühern Leben wegzuwischen habe. Es gelang ihm auch bald, durch die Aussetzung einer mäßigen Rente Aglaje's Einwilligung zur Scheidung zu gewinnen.

Den Chevalier de Lussan finden wir unter dem Namen Guibert und in sehr glänzenden Vermögensumständen wieder. Er hatte sich mit Eifer dem Dienste der Republik gewidmet, nicht um ihr zu dienen, sondern um sie zu bestehlen. Sein Geheimniß bestand darin, ganz ruhig die Millionen in die Tasche zu stecken, welche bestimmt waren, den barfuß und zerlumpt kämpfenden Soldaten der Republik Schuhe und Kleider zu kaufen. Niemand wußte besser als er, Pappdeckel als Leder, Werg als Leinen zu verkaufen. Jetzt hatte er die Lieferungen für Lesnevens Division übernommen.

Die drei Personen, von denen wir zu Anfang dieses Abschnitts sprachen, waren der General Renaud, der Lieferant Guibert und die ehemalige Gräfin Lesneven.

— Ich habe Sie rufen lassen, Bürger Guibert, sagte der General, um mit Ihnen über Ihre Lieferungen zu sprechen.

— Ich bin bereit, General, Ihnen über alle Fragen Auskunft zu geben.

— Es soll mich freuen, wenn Sie meinem Wunsch vollkommen genügen können. Wie weit sind Sie mit Ihren Lieferungen?

— Sie sind beendigt, General, und ich werde Ihnen die Rechnungen vorlegen, sobald Sie es wünschen.

— Ich habe Ihnen also keine Vorwürfe über Mangel an Thätigkeit zu machen.

— Und ich hoffe, daß Sie auch an der Qualität der gelieferten Waaren Nichts auszusetzen haben werden.

— Das werden wir untersuchen. Sie werden begreifen, Bürger Guibert, daß ich auf eine derartige Untersuchung ein großes Gewicht legen muß. Wenn auch ein General seinen Soldaten nicht alle wünschenswerthe Bequemlichkeiten verschaffen kann, so ist es doch wenigstens seine Schuldigkeit, darauf zu sehen, daß das, was man ihnen liefert, mit den Opfern im Verhältniß steht, welche das Land bringt.

— Ohne allen Zweifel.

— Ich bestreite nicht dem Lieferanten seinen Anspruch auf einen mäßigen und rechtlichen Gewinn....

— Der auch durch die Concurenz so mäßig geworden ist, daß man ihn fast als Nichts betrachten könnte.

— Nun, ich kenne doch Leute, die dieses Nichts wie durch einen Zauber in Millionen verwandelt haben.

— Ich will nicht behaupten, daß alle Lieferanten rechtschaffene Leute seien.

— Und Sie rechnen sich wahrscheinlich unter die ehrlichen, Bürger Guibert?

— Sie legen einen eigenthümlichen Nachdruck darauf, General, als ob Sie daran zweifelten.

— Nein, Bürger, sagte Lesneven, indem er den Lieferanten fest anschaute, ich zweifle nicht mehr daran; im Gegentheil weiß ich vollkommen, woran ich mich zu halten habe.

— Ich verstehe Sie nicht, erwiederte Guibert mit unzerstörlicher Kaltblütigkeit.

— Das wird sich noch finden, Bürger Guibert. Ich werde übrigens selbst das Magazin besuchen.

— Ich wage mir zu schmeicheln, daß Sie alle von mir gelieferten Waaren ganz den eingerichteten Proben gemäß finden werden.

— Dem Anschein nach; das ist wahr.

— General, Ihre Worte sind ebensoviel Anspielungen, die meine Ehre und mein Zartgefühl beleidigen.

— Das thut mir leid Ihretwegen, sagte Lesneven mit strengem Tone; aber ich spreche nach dem, was ich selbst gesehen habe, und das hat mir alle Beweise einer niederträchtigen Betrügerei gegeben.

— Sie benutzen Ihre Stellung, um mich zu beleidigen? rief de Lussan, die Augen vor Zorn glühend.

— Nun, wie soll ich ein Geschäft nennen, erwiederte Lesneven ruhig, bei dem alle gelieferten Gegenstände nicht das Viertel des angeblichen Werthes haben?

— Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, General, daß die Inspektion der Lieferung nicht Ihr Amt ist; das der Minister dazu einen Inspektor ernannt hat, dessen Bericht allein entscheidend ist. Sie werden mir daher gestatten, mich auf ihn zu beziehen, und eine so aufregende Unterhaltung abzubrechen.

Der Bürger Guibert wollte aufstehen; aber eine gebieterische Geberde des Generals hielt ihn auf seinen Stuhl zurück.

— Ich habe Ihnen zu bemerken, sagte er, daß der Minister auf meinen Vorschlag den Inspektor, der Ihnen so viel Vertrauen einflößt, abberufen hat.

De Lussan erbleichte.

— Damit Sie sich über Ihre Stellung klar machen können, füge ich noch hinzu, daß ich beauftragt bin, einen Inspektor zu ernennen. —

Diese letzten Worte waren für de Lussan ein Donnerschlag. Die Sicherheit und Kaltblütigkeit, die er eben noch gezeigt, verließen ihn plötzlich. Er senkte den Kopf stotterte einige Worte ohne Sinn und Zusammenhang. Dann aber, wie von einer plötzlichen Inspiration erleuchtet, beugte er sich zum General hin und sagte mit leiser Stimme:

— Mein Gott, Sie haben mich schön erschreckt! O, ich verstehe vollkommen. Es ist besser, wir machen die Sache unter uns Beiden ab. Ich gestehe, es ist mir viel schmeichelhafter, mit einem General als mit einem Inspektor zu unterhandeln. Gestatten Sie mir blos die Zeit, meine Berechnungen zu machen, und diesen Abend werde ich Ihnen meine Vorschläge vorlegen.

Der General stand auf und sagte mit einem verächtlichen Blicke.

— Sie sind ein Elender, Herr Chevalier de Lussan!

Der Lieferant war wie vom Donner getroffen, als er seinen alten Namen nennen hörte.

Sie sehen, daß ich Sie hinreichend kenne, fuhr der General fort; Ihr heutiges Benehmen entspricht ganz Ihrem früheren, und der Bürger Guibert setzt den Chevalier de Lussan würdig fort. Immer noch dasselbe Laster, dieselbe Habgier; nur, daß Sie nach den Zeiten auch die Mittel geändert haben. Erst waren Sie der gefällige Söldner des reichen Adels; jetzt bestehlen Sie die Republik. Sie müssen eine Seele haben, die der Reue unzugänglich ist! Ist es Ihnen nie eingefallen, daß in einer Zeit, wo Menschen und Verhältnisse so schrecklich sich verändern, der Zufall Sie einem Ihrer frühern Opfer gegenüberstellen, und die Rollen vertauschen machen könnte?

— Wer sind Sie? frug de Lussan mit bebender Stimme.

— Sieben Jahre in der Bastille und eben so viel in der Verbannung können schon ein Gesicht verändern, nicht wahr, Herr Chevalier? und die Züge eines Mannes, der im Leid alle seine Illusionen, eine nach der andern, hat schwinden sehen, erinnern nur schwer an das offene und arglose Gesicht des Jünglings, der sich auf dem Wege nach Choisy, vor sich Herren und Damen vom Hofe in ihrem vollsten Glanze, an glühenden Zukunftträumen ergötzte?

— Herr de Lesneven! rief de Lussan.

— Jetzt General Renaud durch dieselbe Laune des Geschicks, die Sie zum Lieferanten Guibert machte.

— Ich bin verloren!

— Vielleicht.

— Ach, mein Herr, rief de Lussan mit Bitterkeit, wozu dieses Vielleicht, welches mir eine Hoffnung zu lassen scheint? Ich weiß zu gut, daß Sie nach Rache dürsten, und unerbittlich sein werden.

— Das hängt von Ihnen ab. Wie Sie eben sagten, die Sache kann unter uns zweien abgemacht werden. Ich bin einem Arrangement nicht abgeneigt.

— Ist es möglich?

— Es kommt ganz darauf an, wie Sie meine Worte nehmen.

— Sie willigen ein, zu schweigen, und auf mich nicht die Strenge des Gesetzes herabzurufen?

— Ja; unter drei Bedingungen.

— Und diese sind?

— Die Republik darf nicht bestohlen werden; die Armee darf nicht darben, während Sie sich für das zu ihrer Kleidung und Nahrung bestimmte Geld Paläste bauen. Sie tragen daher Sorge, daß binnen hier und einem Monat unsere Magazine mit allem Nöthigen versehen sind. Sehen Sie genau darauf, daß Alles den gelieferten Proben gemäß sei, denn ich werde es selbst untersuchen. Das ist meine erste Bedingung.

— Aber bei den Preisen ist das unmöglich, General.

— Dann hätten Sie zu diesen Preisen nicht abschließen sollen.

— Aber ich habe ungeheure Trinkgelder bezahlt, die mir verloren gehen.

— Das ist recht; ich werde es immer so machen, daß die Nichts gewinnen, die sie empfangen.

— Ich verliere wenigstens eine Million baares Geld dabei.

— Das ist nicht meine Sache. Die zweite Bedingung werde ich Ihnen sogleich nennen. Nachdem das Unrecht gut gemacht ist, was dem Staate geschehen, darf ich an meine Privatrache denken.

Lesneven ergriff den Chevalier beim Arme und führte ihn zu Aglaje, welche bis zu diesem Augenblicke nicht begriffen hatte, was sie bei dieser Erklärung für eine Rolle spielen solle.

— Erkennen Sie Madame wieder?

— Zu gut! antwortete de Lussan, indem er die Augen schloß, als ob ihr Anblick ihm unaussprechlichen Widerwillen einflöße.

— Diese Frau, fuhr der General fort, war früher Gräfin Lesneven; ich habe nicht nöthig, Sie zu erinnern, wie das kam. Sie ist jetzt frei, vollkommen frei, und ich verlange, daß sie für den Namen, den sie jetzt verliert, in Zukunft den der Bürgerin Guibert trage. Sie haben mich früher verheirathet; jetzt ist an mir die Reihe — Maß für Maß.

Die matten Augen Aglaje's glühten plötzlich in neuem Feuer. Ein gräßliches Lachen zuckte um ihre Lippen. Sie glich einer Hyäne, der der Zufall nach langem Darben einen neuen Raub zuführt. —

De Lussan trat zurück und rief:

— Ich willige nie ein!

— Gut, sagte Lesneven, morgen tritt Ihr neuer Inspector sein Amt an.

Der Chevalier hatte einen langen Kampf mit sich zu bestehen. Aber sein Vermögen, seine Freiheit, vielleicht sein Kopf stand auf dem Spiele. Er mußte sich fügen.

Endlich sagte er mit ganz entmuthigter Stimme und niedergeschlagenen Augen:

— Ihre dritte Bedingung, General?

— Ich behalte von Ihrer betrügerischen Lieferung alle Beweise, die ich für wichtig halte; sie sind für mich eine Bürgschaft, daß Sie Madame gut behandeln werden.

Lesnevens Forderungen wurden erfüllt; seine Rache war vollkommen. Nach einer fünfjährigen stürmischen Ehe waren die beiden Guibert bis zu Portiers herabgesunken. Der Mann brachte seine Tage in der Schenke zu; die Frau versetzte ein Stück der Wirthschaft nach dem andern um Ternen im Lotto zu besetzen.

Digitized by Google

Julia.

Novelle von J. Ruben.

In einer der entlegenern, aber anständigern, Straßen Berlins treten wir in dem dritten Stock eines Hauses in die Wohnung der Frau oder vielmehr Madame Lindemann, wenn wir ihr den Titel geben wollen, der ihrem Ohr am meisten schmeichelt. Sie ist eine ehemalige Putzhändlerin, die sich seit einigen Jahren aus dem Geschäft zurückgezogen hat. Erst treten wir in ein kleines Speisezimmer, welches zugleich als Vorzimmer dient, dann in ein zweites Zimmer, welches Frau Lindemann ihren Salon nennt, ohne einen andern Grund zu dieser poetischen Uebertreibung zu haben, als die geheimnißvolle Existenz eines Alkovens, welcher jeden Morgen sorgfältig verschlossen und jeden Abend geöffnet wird, sobald Frau Lindemann ihre bestimmten vier Kapitel in dem Roman des Tages gelesen hat, worauf sie sich in jenen Alkoven zur Ruhe begibt.

Wie andere berühmte Schriftsteller könnte ich jetzt ein ganz interessantes Kapitel mit der Beschreibung von Frau Lindemann's Mobiliar füllen, könnte bei dem Sopha anfangen und bei den tausend Kleinigkeiten des Nippestischchens endigen; da ich aber blos eine Geschichte und keinen Roman erzähle, muß ich mich auf das Nothwendigste beschränken. Wenn sich aus dem Meublement eines Zimmers auf den Charakter des Bewohners desselben zurückschließen läßt, so müssen wir hier ein anspruchsvolles Streben nach Glanz, aber eine vollkommene Unmöglichkeit, es zu befriedigen, erblicken. Mahagonimöbel, Porzellan, Vergoldung und Gemälde füllen das

— Mein Name ist Gustav, antwortete der Gefragte, indem er auf das Meublement des Salons einen bewundernden Blick warf, welcher für den Stolz der Frau Lindemann außerordentlich schmeichelhaft war.

— Gustav ist ein ganz allerliebster Name; ich selbst habe in meiner Zeit viel Gustave gekannt; aber das ist doch kein ganzer Name.

— Kann ich Fräulein Julie sprechen oder nicht? fragte zum zweiten Mal der Unbekannte mit sehr herrischem Tone.

Frau Lindemann rief nochmals ihre Tochter und besah sich den Fremden, dessen entschiedenes Benehmen ihr eine gewisse Achtung einflößte.

Es war ein junger Mann von 25—28 Jahren, von vornehmer Haltung und einnehmendem Aeußern. Er hatte sich mit einer gewissen Einfachheit gekleidet, welche sich für Nachlässigkeit ausgeben wollte, aber Frau Lindemann ließ sich dadurch nicht täuschen. In ihrem frühern Gewerbe hatte sie Studien gemacht, die ihr in solchen Sachen den Scharfblick eines Lavater gaben.

— Das ist ein verkleideter Liebhaber oder ein reicher Mann, der einen guten Kunden geben wird, dachte die Frau.

In diesem Augenblick hörte man auf der Treppe den Ton eines leichten Schrittes, dann öffnete sich eine kleine Thür neben der größern des Alkovens, und ein junges Mädchen trat herein. Es war Julie Lindemann.

Julie war achtzehn Jahr alt; sie war schlank, blond und bleich, wie alle Mädchen großer Städte, die ihr Brot durch ein sitzendes Leben verdienen. Sie war Porzellanmalerin.

Ihr ganzer Anzug war nicht drei Thaler werth, und doch sah sie ganz reizend darin aus.

Sie hatte ein blousenartiges Ueberkleid von braunem Lustrine an, über der Taille von einem himmelblauen Bande zusammengehalten; ihre Haare, oben mit einem einfachen Hornkamme zierlich zusammengefaßt, fielen in schönen, regelmäßigen Locken auf die Wangen herab. Ihre kleinen Füße schienen sich in den Schuhen fast zu verlieren, die für ein zehnjähriges Kind fast zu klein waren.

— Meine Tochter, mein Herr, sagte Frau Lindemann selbstzufrieden. Entschuldigen Sie, daß sie in ihrem Arbeitskleid geht. Wenn man arbeiten muß —

Der Fremde verbeugte sich achtungsvoll; Julie erwiederte seinen Gruß mit einer kalten Verneigung.

— Der Herr hier will eine große Bestellung bei Dir machen, fuhr die Mutter fort.

— Ich bedaure recht sehr, antwortete das Mädchen; aber ich bin in diesem Augenblick zu sehr beschäftigt, um eine neue Arbeit übernehmen zu können.

Sie wollte sich wieder entfernen.

— Was, zu sehr beschäftigt! rief Frau Lindemann; daran ist ja gar nicht zu denken! Heute Morgen erst hast Du mir gesagt, Du würdest bald Alles aufgearbeitet haben. Von der Luft werden wir nicht leben können.

Julie schwieg. Der Fremde schien ärgerlich.

— Mein Fräulein, sagte er, ich bedaure unendlich, daß Ihre Gefälligkeit nicht so groß wie Ihr Talent ist.

— Mein Herr, ich arbeite nicht aus Gefälligkeit, antwortete Julie. Ich bin ein armes Mädchen, welche durch ihre Arbeit ihr Brot und das ihrer Mutter verdienen muß. Aber ich nehme blos Bestellungen von Personen an, die ich kenne, oder die an mich adressirt werden.

— Du bist keine Arbeiterin, sagte die Mutter entrüstet, Du bist eine Künstlerin. Das ist ein großer Unterschied. Den Herrn hier kannst Du auch nicht einen Unbekannten nennen, denn er heißt Gustav; und außerdem, hast Du nicht oft Arbeit von der alten Dame unter den Linden angenommen, von der wir Nichts als den Namen wissen? Entschuldigen Sie sie, mein Herr; meine Tochter hat zuweilen solche Einfälle — sie ist noch jung — achtzehn Jahr nächsten zweiten August, am Geburtstage meines Seligen.

Frau Lindemann wischte sich mit dem einen Ende ihres voreinst orangegelben Crêpeshawls eine vermeintliche Thräne aus dem Auge.

— Es bedarf keiner Entschuldigung, sagte der Fremde mit etwas beleidigter Miene; ich muß mich an Jemand anders wenden.

Im Fortgehen warf er Julien einen zürnenden Blick zu.

— Bist Du eine Närrin! rief die Mutter aus, als sie sich mit ihrer Tochter allein sah. Du weist die Arbeit zurück, und Du hast mir erst heute früh gesagt, Du hättest Nichts mehr zu thun, sobald Du die zwei Vasen für die Frau Oberappellationsräthin abgeliefert

hast. Wovon sollen wir leben und unsre Miethe bezahlen, die in vier Tagen fällig ist?

— Sie werden mir gewiß Recht geben, liebe Mutter, wenn ich Ihnen meine Gründe gesagt habe.

— Hast Du vielleicht erfahren, er sei ein schlechter Zahler?

— Im Gegentheil, ich glaube, er ist sehr reich; denn er hat Pferde und Wagen.

— Und Du willst nicht für einen Herrn arbeiten, der eine Equipage hat?

— Aber wenn er keine ehrlichen Absichten hat?

— Was geht das Dich an? Sein Geld ist so gut, wie das anderer Leute.

— Ich will Dir nicht widersprechen, liebe Mutter; aber wenn ich seine Bestellung angenommen hätte, würde er alle Tage hergekommen sein, Sie würden ihn in mein Atelier gewiesen haben, und das eben wünschte ich zu vermeiden.

— Und warum? Es scheint ein sehr feiner Herr zu sein; hast Du gesehen, wie er beim Fortgehen grüßte?

— An Höflichkeit fehlt es ihm nicht; aber ich fürchte, er hat unredliche Absichten.

— Immer diese Grillen! Wenn das so fortgeht, werden wir bald unsre Möbel verkaufen müssen, und das wäre doch gar zu Schade.

— Ich hoffe, sagte Julie schluchzend, daß wir nie so weit kommen werden. Ich werde Tag und Nacht arbeiten, liebe Mutter, um das zu verhüten.

— Aber wie willst Du arbeiten, wenn Du Bestellungen aus bloßer Laune zurückweisest? Denn ich kann mir es schon denken, Du willst blos nicht für den Herrn arbeiten, weil er Dir einmal auf der Straße gesagt hat, Du wärest ein schönes Mädchen.

— Es ist wahr, sagte die Tochter erröthend.

— Nun, ist das ein Verbrechen? Das macht dem Geschmack des Herrn Ehre; vielleicht will er Dich heirathen.

— Ich passe nicht für ihn, und deswegen weise ich seine Schmeicheleien wie seine Bestellungen zurück. Ich will Ihnen Alles sagen: Seit einem Vierteljahre kann ich keinen Schritt aus dem Hause gehen, ohne ihn anzutreffen und mich seinen Zudringlichkeiten auszu-

setzen. Alle unsere Nachbarn haben es schon bemerkt, sie sprechen darüber, und wenn ich meinen guten Ruf verliere, was bleibt mir dann noch übrig?

— Dein Talent bleibt Dir; aber Alles das ist kein Grund, seine Bestellung zurückzuweisen.

— Ich kann das nicht bereuen, was ich gethan habe, sagte die Tochter mit fester, aber trauriger Stimme. Die Vorsehung . . .

Ein Klingeln ließ Julie nicht aussprechen.

— Er kommt vielleicht zurück, sagte Frau Lindemann. Sei nicht wieder so thöricht. Darauf beeilte sie sich, die Thür zu öffnen.

Diesmal stand nicht der junge Fremde vor ihr, sondern ein einfach gekleideter Mann von ungefähr vierzig Jahren.

— Habe ich die Ehre, mit Frau Lindemann zu sprechen? fragte er sie.

— Ja, mein Herr, zu dienen; was wünschen Sie?

— Ich wünschte mit Ihrer Tochter zu sprechen; es ist wohl die junge Dame, die ich hier die Ehre habe, zu sehen.

— Sie täuschen sich nicht; Julie, sprich doch mit dem Herrn.

— Mein Fräulein, ich bin der Porzellanfabrikant Müller aus . . .; ich gedenke hier ein Lager meiner Fabrik einzurichten, und wünschte zu wissen, ob Sie geneigt wären, für mich zu arbeiten.

— Gewiß, mein Herr, antwortete das Mädchen, ihre Mutter mit einem strahlenden Lächeln anblickend. Gerade jetzt habe ich keine Arbeit.

— Wie, Du hättest keine Arbeit? Im Gegentheil, mein Herr, sie hat sehr viel; aber doch wird sie auch noch Zeit finden, für Sie zu arbeiten.

— Wenn dies der Fall ist, mein Fräulein, so bitte ich Sie, morgen früh zu mir zu kommen. Hier ist meine Adresse. Mein Magazin ist dort, und wir werden uns leichter verständigen, wenn wir die Sachen, die ich Ihnen anvertrauen will, vor Augen haben. Meine Damen, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

— Sehen Sie, Mutter, sagte Julie, hatte ich nicht Recht zu hoffen? Das ist ein Fabrikant, und ich werde auf lange Zeit sichere Arbeit haben.

— Du hättest immer auch die von dem anderen Herrn annehmen sollen. Er war so liebenswürdig.

Digitized by Google

— Der Andere scheint so ehrlich!

— Ach, geh doch! Ehrlich! Er hat nicht einmal ein Wort mit mir gesprochen, sagte Frau Lindemann. Man sah ihm den Kleinstädter an.

— Er geht gerade aus, weil er uns nicht betrügen will. Gerade das Schlichte und Kurze in seinem Wesen hat mir Vertrauen zu ihm eingeflößt.

— Mein Gott! Was Du für romanhafte Ideen hast! Ich weiß wahrhaftig nicht, wie solche Gedanken in Deinen Kopf kommen.

— Schelten Sie nicht, liebe Mutter, sagte Julie, ihre Mutter umarmend. Ich bin so glücklich, zu denken, daß ich Geld verdienen werde! Wissen Sie nicht, wenn die Arbeit in der Woche gut geht, so arbeite ich Sonntags, um Ihnen einen Papagei zu kaufen.

— Du willst mir einen Papagei kaufen? rief Frau Lindemann und glaubte, den Himmel offen zu sehen. O, ich bin doch eine glückliche Mutter! Nun, so mache, daß Du mit Deinen zwei Vasen fertig wirst, und morgen früh gehst Du zu dem guten Herrn Müller. Es ist wahr, er sieht ganz wie ein braver Mann aus!

Julie küßte ihre Mutter, nahm aus einem Glase auf dem Kamin eine Nelke, die sie in ihr Haar steckte, und eilte singend in die Dachkammer zurück, die ihre Mutter pomphaft das Atelier nannte.

Frau Lindemann ließ ihre Blicke ein wenig unruhig durch den Salon schweifen, bald aber erhellte ein zufriedenes Lächeln ihre Züge. Sie hatte ein altes Pult erblickt, welches ihrem Seligen, vierter Violine am Theater, gehört hatte, und fand in ihm ein passendes Pendant zu dem Gestelle für den versprochenen Papagei. So getröstet, setzte sie sich in ihren Fauteuil und fiel bald in süßen Schlummer.

Am anderen Morgen erwachte Julie früher und heiterer, als gewöhnlich, beschäftigt mit dem Gedanken, daß sie jetzt nicht mehr nöthig haben werde, für die Zukunft Arbeit zu suchen. Wir dürfen nicht denken, daß das ihren Stolz verletzt hätte, aber wohl ihre Schamhaftigkeit, denn wenn sie von ihrer Bedürftigkeit sprach, hatte man ihr immer mit Lobpreisungen ihrer Schönheit geantwortet.

Sie beschäftigte sich sogleich damit, ihr bescheidenes Zimmer in Ordnung zu bringen, und sie wußte über die Armuth desselben eine Grazie zu verbreiten, welche ihrer eigenen Anmuth entsprach. Dann fing sie mit Eifer zu malen an, um die Vasen für die Frau Oberappellationsräthin fertig zu machen, ehe sie zu dem Fabrikanten hinginge.

Wie anmuthig bewegten sich Juliens zarte Finger über das glänzende Porzellan, dort Blumen schaffend, so frisch und lieblich, wie die Träume der Kindheit. Sie konnte der Vorbilder entbehren, denn ihre Einbildungskraft war lebendig genug, um die Blumen, welche sie gesehen, vor den Augen zu behalten. Die Arbeit schritt schnell vorwärts und während derselben dachte Julie an ihre Mutter.

Dies war ihr beständiger Gedanke, ihre fortwährende Unruhe. In allen ihren Gefühlen so verschieden von ihrer Mutter, wußte sie ihr in Allem zu widerstehen, was den edeln Stolz ihrer eigenen Seele hätte beleidigen können, und gab sich ihr sonst in Allem bis zum Selbstvergessen hin. Obgleich noch so jung, fühlte sie doch, daß ihre Mutter Nichts von dem edlen Selbstgefühl und der Zartheit des Gemüths besäße, die Gott in ihre Seele gelegt hatte. Sie hatte lernen müssen, nicht nur sich selbst zu leiten, sondern auch gegen Rathschläge zu kämpfen, deren Befolgung sie als Pflicht betrachten sollte.

Frau Lindemann war nicht schlecht; aber sie war geistig träg und eitel; sie hatte ihre Jugend in einem Gewerbe zugebracht, welches ihr das Leben nicht von der strengsten Seite gezeigt hatte. Seitdem sie sich von Geschäften zurückgezogen hatte, verbrachte sie ihre Zeit damit, schlechte Romane zu lesen, welche ihr den Kopf mit abenteuerlichen Ideen anfüllten, und sie erträumte sich für ihre Tochter eine Schicksalswendung, welche dieser wie ihr selbst ein fabelhaftes Glück bringen würde. Zu ihrer Rechtfertigung müssen wir hinzufügen, daß wenn ihre Luftschlösser auch nicht immer mit einer Heirath anfingen, sie doch stets damit endigten.

Julie hatte die ganze Gefahr dieser Träumereien sogleich erkannt und zu rechter Zeit gewußt, ihren Geist vor ihrem Einfluß zu bewahren. Von kräftigem und zugleich reinem Gemüthe, war sie nicht blind gegen die Schwächen ihrer Mutter, ohne deshalb ihre Liebe oder selbst ihre Achtung vor ihr sich vermindern zu sehen. Wie rüh-

rend und doch peinlich war dies Schauspiel, wo auf der einen Seite die Tugend mit der Armuth kämpfte, während auf der anderen Verblendung und Eitelkeit sie zu vergessen suchte mit dem Troste, daß sie bald aufhören werde.

Es schlug acht Uhr. Julie war fort und eilte zu ihrer Mutter hinunter.

— Schon da, Liebe, sagte die Mutter, ihre Tochter umarmend, jedoch erst vorsichtig ein Zeichen in das Buch machend, welches sie sehr angenehm zu beschäftigen schien. Wo willst Du so früh hin?

— Sie wissen es ja, Mutter; ich gehe zu dem Herrn, welcher mir gestern Arbeit anbot. Ich bin um vier Uhr aufgestanden, um die Vasen für die Frau Oberappellationsräthin fertig zu machen. Jetzt habe ich alle vorräthige Arbeit aufgeräumt, und so ist diese neue ganz zur rechten Zeit gekommen.

— Du hättest doch besser gethan, die von dem jungen Herrn zu übernehmen. Ich machte mir gleich Gedanken über ihn, die ich jetzt noch habe, denn diese Nacht hatte ich einen wunderschönen Traum.

— Träume sind Schäume, liebe Mutter; und wir sind nicht reich genug, um die Wirklichkeit vergessen zu dürfen.

— Wie abergläubisch Du bist! Ich habe in meinem Traumbuch nachgesehen, und dort steht: Unruhiges Wasser voller Fische bedeutet Reichthum und Größe. Nun, was sagst Du dazu, fuhr sie mit triumphirender Miene fort.

— Ich sage, antwortete das Mädchen mit einem sanften Lächeln, daß ich nach Arbeit gehen werde. Leben Sie wohl, liebe Mutter; ich werde bald wieder zurück sein.

Und leicht und schnell flog sie die drei Treppen hinunter, welche ihre Wohnung von der Straße trennten.

Als sie in eine der nächsten Straßen einbog, bemerkte sie, daß sie von dem jungen Manne verfolgt wurde, der gestern bei ihnen gewesen war.

Sie ward sehr betroffen von diesem Umstande, den sie nicht dem bloßen Zufall zuschreiben konnte. Aber schnell entschlossen, setzte sie ihren Weg fort, ohne schneller zu gehen, in der Hoffnung, daß ihre Ruhe ihm den besten Beweis von ihrer völligen Gleichgiltigkeit für ihn geben werde.

Der junge Mann aber ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er hatte sie bald eingeholt und knüpfte ohne Schüchternheit sogleich ein Gespräch mit ihr an.

— Sie waren gestern sehr grausam gegen mich, mein Fräulein; aber Sie sehen, wenn es auch leicht ist, mir Schmerz zu verursachen, so ist es doch schwerer, mich zu entmuthigen.

— Ich sehe blos Eins, mein Herr: daß Sie viel Zeit zu verlieren haben und daß Sie sehr zudringlich sind.

— Aber was haben Sie gegen mich einzuwenden? Und warum verachten Sie mich?

— Ich habe Nichts gegen Sie einzuwenden, denn ich kenne Sie nicht; und ich verachte Sie nicht, ich vermeide Sie aber, weil ich Sie nicht kennen zu lernen wünsche. Ich bitte Sie, mich gehen zu lassen. Ich habe noch einen weiten Weg nach Arbeit zu gehen und habe Eile.

— Und doch hängt es nur von Ihnen ab, nicht mehr arbeiten zu müssen.

Ein Blick voll Stolz und Verachtung war Juliens einzige Antwort. Sie ging auf die andere Seite der Straße, in der Hoffnung, der junge Mann werde nicht wagen, ihr zu folgen.

Wirklich schien er auch einen Augenblick ungewiß zu sein, bald aber entschloß er sich, und Julie sah ihn wieder an ihrer Seite.

— Sie mögen thun, was Sie wollen, sagte er mit einer Kühnheit, welche mehr Verdruß als Leidenschaft verrieth, es wird Ihnen nicht gelingen, mich los zu werden. Täglich werde ich Ihnen zu begegnen wissen. Ich bin reich und ausdauernd; und damit kommt man endlich doch zum Ziele.

— Dann werde ich nicht mehr ausgehen, entgegnete das Mädchen, ohne aufzublicken. Mit all Ihrem Reichthum und Ihrer Ausdauer sollen Sie blos eine freiwillig Gefangene aus mir machen.

— So werde ich Sie in Ihrer Wohnung aufsuchen. Ihre Mutter wird meinen Besuch annehmen, denn ich habe gestern bemerkt, daß sie mir günstig gesinnt ist.

— Wer hat Ihnen das Recht gegeben, meine Mutter zu schmähen? unterbrach ihn Julie voller Entrüstung. Sie hat Sie höflich empfangen, das ist wahr; aber das geschah, weil sie Sie noch nicht kannte. Das ist jetzt anders — ich habe ihr Alles gesagt.

Das arme Mädchen brach in Thränen aus; sie wußte nur zu gut, wie wenig sie für die Festigkeit ihrer Mutter stehen konnte.

— Aber ich liebe Sie! sagte der junge Mann, von Juliens Thränen erweicht.

— Wenn Sie mich liebten, mein Herr, würden Sie mich achten und mich nicht beleidigen. Ihre Kühnheit hat mich gleich anfangs an einer Neigung zweifeln lassen, die ich nie für echt gehalten habe, und durch die ich mich tief beschämt fühle.

Glücklicherweise fuhr so eben eine leere Droschke vorüber, in welche das Mädchen sogleich stieg. Gustav blieb Nichts anders übrig, als ihr mit einem Blick voll Aerger nachzuschauen.

— — —

— Was ist Ihnen, mein Kind? frug der Porzellanfabrikant Julien, als sie wenige Minuten nach ihrem Zusammentreffen mit Gustav in dessen Magazin eintrat. Sie scheinen sehr unruhig zu sein. Ist Ihre Frau Mutter krank?

— Nein, mein Herr; meine Mutter ist, Gott sei Dank, wohl, antwortete das Mädchen, indem sie sich eine Thräne von der Wange trocknete, welche die Gemüthsbewegung noch bleicher als gewöhnlich gemacht hatte.

— Verletzt es Sie vielleicht, daß ich Sie zu mir herbestellt habe? Ich that dies in der guten Absicht, Ihnen mein Lager zu zeigen, damit Sie sich selbst die Arbeit aussuchen können, die Ihnen am besten gefällt.

— Verletzt, mein Herr! O, glauben Sie das nicht! Ich muß immer meine Arbeit selbst suchen, und es geschieht mir nicht oft, daß ich so gut empfangen werde, wie bei Ihnen. Auch bin ich Ihnen dafür gewiß sehr dankbar.

— Nun, nun, fuhr der Fabrikant gutmüthig neckend fort, ich sehe schon, wo es fehlt. Es wird im Herzchen sein. Ich hoffe, mein Kind, wenn Sie mich besser kennen lernen, werden Sie mich zu Ihrem Vertrauten machen. Wenn ich Ihnen in irgend einer Sache helfen kann, so werde ich mich glücklich schätzen, es zu thun.

— Sie täuschen sich, mein Herr, antwortete Julie mit einem trüben Lächeln, ich weiß Nichts von den Schmerzen, von denen Sie reden. Meine einzigen Sorgen bestehen in der Furcht, keine Arbeit

zu bekommen. Was meine heutige Betrübniß betrifft, so ist es nicht der Mühe werth, davon zu sprechen. Ich denke schon nicht mehr daran.

— Ich wette, daß ich es diesmal errathe, rief Müller. Wenn Sie über die Straße gehen, haben die Vorübergehenden den guten Geschmack, Sie schön zu finden, und Einer hat gewagt, es Ihnen zu sagen.

Julie erröthete. Der ehrliche Fabrikant nahm dies Erröthen für eine Antwort und sagte in einem väterlichen Tone:

— Ich sehe, mein Kind, daß mich meine Gewährsleute nicht über Sie getäuscht haben, und es freut mich, daß ich das, was sie mir von Ihnen sagten, geglaubt habe. Suchen Sie sich nun in meinem Magazin aus, was Sie zu malen wünschen; ich lasse Ihnen ganz freie Hand. Ich habe mich noch an Niemand gewendet, und wie Sie sehen, ist all mein Porzellan noch weiß.

— O, mein Herr, wollen Sie mir dann von Desertservicen zu malen geben? Ich habe noch keins gemacht, und ich habe mich darnach gesehnt, seitdem ich zu malen angefangen habe.

— Ich werde Ihnen heute noch zwei zuschicken, meine liebe Tochter, und wenn sie fertig sind, sollen Sie andere haben. Von heute an werden Sie nicht mehr nöthig haben, Arbeit zu suchen, die Arbeit wird zu Ihnen kommen. Ich frage Sie nicht nach dem Preise und ich sage Ihnen auch nicht, was ich geben will. Wir werden einig mit einander werden. Ich verlange blos Eines von Ihnen, strengen Sie sich nicht zu sehr an. Meine Arbeit drängt nicht, und wenn Sie etwas brauchen sollten, so hoffe ich, werden Sie mir so viel Zutrauen schenken, daß Sie einen Vorschuß von mir annehmen.

— O, wie gut Sie sind! sagte Julie gerührt. Sie wissen nicht, wie sehr ich Ihnen dafür dankbar sein muß, daß Sie mir auf so lange Zeit Arbeit zusichern. Durch Ihre Güte wird meine Mutter sich nun nicht mehr um die Zukunft zu kümmern brauchen, und ich habe nicht mehr nöthig, mich verletzenden Zurückweisungen und erniedrigenden Anerbietungen auszusetzen!

Und diesmal trocknete Julie eine Thräne, welche Freude und Dankbarkeit ihr ausgepreßt hatten.

— Halten Sie mich nicht für einen wohlthätigen Menschen,

sagte der Fabrikant mit dem Tone eines Mannes, welcher rauh erscheinen will, um seine Rührung zu verbergen. Ich bin Nichts als ein berechnender Kaufmann, der sein Geschäft in Ruf zu bringen wünscht; und wenn Sie kein Talent hätten, würde ich gewiß nicht so thöricht gewesen sein, Ihnen Arbeit zu geben. Sie halten mich für edelmüthig, und ich bin nur auf meinen Nutzen bedacht.

— Sagen Sie das nicht, mein Herr; Sie berauben mich damit eines großen Glückes; denn bis jetzt habe ich noch keine Gelegenheit gefunden, dankbar zu sein, obgleich ich immer darnach gesucht habe.

— Gut, gut, meine Tochter, sagte der Fabrikant mit sichtbarer Bewegung, denken Sie, was Sie wollen, aber behalten Sie es für sich. Wir sind jetzt darüber einig, daß Sie nur für mich arbeiten, unter der Bedingung, daß ich es Ihnen nicht an Arbeit fehlen lasse. Sie sehen, daß ich ein Egoist bin. Uebrigens nehmen Sie dies hier; es ist das Auf-Geld unseres Contractes.

Mit diesen Worten schob er ihr ein Papier in die Hand.

— Was ist das, mein Herr? sagte sie, indem sie die Anweisung auseinanderschlug. Ich weiß nicht, ob ich annehmen darf, was ich noch nicht verdient habe. Ich brauchte nur krank zu werden, und dann würde ich Ihnen viel schuldig sein. Der Gedanke beunruhigt mich.

— Nehmen Sie nur diese hundert Thaler. Ich gebe Sie Ihnen, um mir die Unterstützung Ihres Talents zu sichern. Es ist kein Vorschuß, verstehen Sie wohl?

— Wie, mein Herr! es sind hundert Thaler; so viel kann ich in einem Vierteljahr nicht verdienen.

— Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich diese Angelegenheit nur wie ein Geschäftsmann behandle. Ich habe viel Mühe, Ihnen meine Fehler begreiflich zu machen. Jetzt gehen Sie nach Hause, mein Kind; machen Sie Ihre Farben und Ihre Pinsel zurecht, denn in einer Stunde werde ich Ihnen die zwei Services zuschicken. In einigen Tagen werde ich Sie selbst besuchen, um mit eigenen Augen über Ihr Talent urtheilen zu können.

Julie sah, daß der Fabrikant keine Danksagungen hören wollte. Eine Viertelstunde später war sie bei ihrer Mutter, welche sich die Zeit damit vertrieb, den Käfig ihrer Kanarienvögel zu reinigen.

Als sie eingetreten war, sank sie auf einen Stuhl und konnte lange Zeit vor Bewegung kein Wort sprechen.

— Was, Du bringst Nichts mit? Ihr seid gewiß mit dem Preise nicht einig geworden. Ich sah ihm auf den ersten Blick den Geizhals an. Es ist nur gut . . .

— Ein Geizhals, liebe Mutter! O, er ist der edelste der Menschen! Sehen Sie nur, das hier hat er mir blos als Aufgeld gegeben. Er wird mir zwei Dessertservice zuschicken und ich habe mich verbindlich machen müssen, in Zukunft nur für ihn zu arbeiten.

— Hundert Thaler! rief Frau Lindemann, nachdem sie eine Weile vor Erstaunen stumm gestanden hatte. Siehst Du, Julie, wie mein Traum eintrifft; ich habe es Dir gleich gesagt.

Frau Lindemann betrachtete die Anweisung mit so freudigem und noch halb zweifelndem Staunen, wie man einen alten Freund anblickt, den man für todt gehalten.

— Und Du weißt gewiß, daß es kein Vorschuß ist? Und er wird Dir das, was Du für ihn arbeitest, bezahlen, als wenn er Dir noch Nichts gegeben hätte? — Wie Schade, daß das große Loos gestern schon herausgekommen ist.

— Wir könnten das Geld in die Sparkasse thun, — aber wir sind ein Jahr Miethe schuldig.

— O ja, die Sparkasse! Das ist auch so eine Erfindung, um armen Leuten das Geld abzunehmen. Was man einmal dahin gegeben hat, bekommt man nie wieder zurück, und immer will man etwas davon zurückbehalten.

— Ich weiß Nichts davon, Mutter. Machen Sie mit dem Gelde, was Sie wollen. Es gehört Ihnen, denn ich habe es verdient.

— Du bist eine gute Tochter, liebe Julie.

Ungefähr eine Stunde nach Juliens Rückkehr brachten vier Träger zwei große Körbe nach der Wohnung der Frau Lindemann und packten in dem Atelier der Tochter, einer Bodenkammer neben dem Schlafbehältniß der Letztern, die zwei Services aus, welche der Fabrikant versprochen hatte, ihrem Talente anzuvertrauen.

Es war ein schöner Augenblick für Julien, als sie auf den

nackten Brettern ihrer Dachkammer die Stöße Teller, die Crêmemuscheln und Bonbonetageren und all die verschiedenen Gefäße, welche zu einem Desertservice der vollkommensten Art gehören, vor sich sah. Sie konnte nicht aufhören, ihre zierliche Form, die blendende Weiße und die Feinheit des Porzellans und zuletzt die Menge desselben zu bewundern, in der sie eine lange und ungestörte Zukunft sicherer Arbeit erblickte.

Mit erneuertem Vertrauen und frischem Muthe, obgleich ihr beide nie gefehlt hatten, setzte sie sich sogleich an die Arbeit, und das erste Bouquet, welches sie skizzirte, war das schönste, welches jemals ihr Pinsel gemalt hatte. In schöpferische Gedanken versunken, vergaß sie alle früheren Sorgen, und ihre Seele, für einen Augenblick nur von Kummer beunruhigt, wurde wieder klar und rein, wie die Wellen, wenn der Sturm vorüber ist.

Manche werden sich wundern, wie Julie, mit dem Beispiel ihrer Mutter vor sich, so rein und unschuldig bleiben konnte. Aber in ihr empfängliches und weiches Gemüth hatte schon von frühester Jugend an ihr Lehrer, ein würdiger Pfarrer, den Keim der Tugend gelegt. In späteren Jahren, als ihre Mutter anfing, ihre Schönheit für eine bessere Gewährschaft einer glücklichen Zukunft zu halten, als ihr Talent, hatte sich ihr Charakter schon so selbständig ausgebildet, daß die weltklugen Rathschläge ihrer Mutter keinen andern Eindruck auf ihr kindliches Herz machten, als den einer sanften Trauer.

Da Frau Lindemann eben so sorglos als eitel war, hatte sie nie versucht, diejenigen ihrer Nachbarn bei sich einzuführen, welche durch Gleichheit der Glücksumstände geeignete Partien für ihre Tochter gewesen wären. Sie hatte selbst einige Anträge zurückgewiesen, welche weniger Anspruchsvolle als vortheilhaft betrachtet hätten, und immer wiederholte sie Julien, daß sie nicht bestimmt sei, die Frau eines Handwerkers zu werden. So kam es, daß das arme Mädchen, obgleich sie die Ansichten ihrer Mutter durchaus nicht theilte, doch in vollkommener Einsamkeit lebte und sich von Einigen Stolz, von Anderen wenig ehrbare Gründe, sich nicht zu verheirathen, nachsagen lassen mußte.

Obgleich Julie derartige Aeußerungen nicht hörte, fühlte sie doch, daß ihre Mutter ihr Feinde, oder wenigstens Verleumder geschaffen hatte, und so sehr sie auch das drohende Einsamstehen

schmerzte, that sie doch Nichts, um sich die Theilnahme zu erhalten, welche anfangs ihre Jugend, ihr Talent und ihre Schönheit erregt hatten. Sie hätte mit einem einzigen Wort ihre Nachbarn enttäuschen und dem thörichten Ehrgeiz ihrer Mutter die Weigerung zuschreiben können. Aber dieser Gedanke kam gar nicht in ihre Seele, und ihre Tugend übernahm eine Mitschuld, welche für ihr Zartgefühl und ihren Stolz eine Last mehr war. Doch dabei blieb auch ihre Selbstaufopferung stehen: sie war entschlossen, nicht weiter nachzugeben, sollte auch ihr Leben ein beständiger Kampf gegen das einzige Wesen auf Erden sein, welches sie liebte.

Diese traurige Nothwendigkeit stand jetzt nicht mehr vor ihrer Seele. Den Befürchtungen ihrer Mutter konnte sie jetzt mit der Versicherung antworten, daß die Arbeit ihr nie fehlen werde und die Noth nicht länger zu fürchten sei. Dank sei es dem Edelmuth des Fabrikanten Müller, in Zukunft war nicht nur für die Lebensnothwendigkeit gesorgt, sie konnten auch an den Ueberfluß des Lebens denken. Frau Lindemann hatte einen neuen Shawl und einen neuen Hut; zuweilen konnte sie mit ihrer Tochter in das Theater gehen und Sonntags selbst eine weitere Landpartie machen. Und zuletzt, dachte Julie lächelnd, wird auch der versprochene Papagei eine Wahrheit werden.

So arbeitete sie mit einer Thätigkeit, welche etwas Wunderbares hatte. Während ihre Hand eine Blume vollendete, beschäftigte sich ihre Phantasie schon mit einer neuen, und so fühlte sie kein Bedürfniß, ihre Arbeit zu unterbrechen. Obgleich ihr Zimmer unmittelbar unter dem Dache lag und frische Luft blos durch die kleinen Fenster erhielt, fühlte sie doch kaum die fast erstickende Hitze. Sie fühlte keinen Schmerz, wenn ihre Mutter keinen hatte, denn der Körper ist stets unempfindlich, wenn die Seele begeistert ist, und die Liebe hat ihre Märtyrer wie der Glaube.

Es schlug vier Uhr. Julie hatte jetzt ununterbrochen sechs Stunden lang gearbeitet, und die Zeit war ihr so schnell verstrichen, daß es ihr jetzt erst auffiel, daß ihre Mutter nicht wie gewöhnlich sie besucht habe. Sie legte den Pinsel weg und öffnete die Thür, in der Absicht, hinunterzugehen.

Als sie auf der ersten Stufe der Treppe stand, kam es ihr vor,

als spreche man im Salon; sie glaubte sogar ihren Namen von einer Stimme zu hören, die ihr bekannt schien.

Von einer plötzlichen und unwillkürlichen Unruhe ergriffen, horchte sie aufmerksamer und gelangte bald zur Gewißheit, daß von ihr die Rede sei.

— Es wird Herr Müller sein, welcher selbst nachsehen will, ob ich Alles in gutem Zustande bekommen habe, dachte sie. Ich werde hinunter gehen, um ihm zu danken.

Ehe sie in die Stube trat, stand sie noch einmal horchend still und vernahm nicht die Stimme des Porzellanfabrikanten, sondern die Gustav's.

Diese Entdeckung erschreckte sie so sehr, daß sie sich auf die letzte Stufe der Treppe setzen mußte, um nicht niederzusinken; und hier mußte sie wider Willen das folgende Gespräch mit anhören:

— Sie können sich wohl denken, mein Herr, sagte Frau Lindemann, daß ich mich von Ihrem Besuche sehr geschmeichelt fühle, aber meine Tochter will Nichts davon wissen. Wir haben uns gestern sogar darüber gestritten. Sie meint, Ihre Absichten seien nicht ehrlich, und Sie schadeten ihr bei den Leuten der Nachbarschaft. Sie hält viel auf ihren guten Ruf — und freilich, wenn man weiter Nichts hat . . .

— Ich muß sie ja auf der Straße anreden, wenn sie sich weigert, meine Besuche anzunehmen.

— Das ist wohl wahr. Wer A sagt, muß auch B sagen, meinte Frau Lindemann, von der Kraft ihrer eigenen Logik überrascht.

— Warum bleiben Sie in dieser abscheulichen Wohnung? Wenn Sie Lust haben, steht Ihnen eine schöne Wohnung in meinem eigenen Hause zu Diensten, wo Sie besser und billiger wohnen werden.

— Freilich ist diese Wohnung nicht sehr hübsch, und wenn wir eine billigere und bessere haben könnten, und meine Tochter damit einverstanden wäre, möchte ich wohl ausziehen.

— Sind Sie nicht Herrin im Hause?

— Das bin ich wohl; aber ich möchte doch nicht meine Tochter kränken, die mich so lieb hat.

— Glauben Sie, es ist nur zu ihrem eigenen Besten, meine liebe Madame. Hier bleibt das Talent Ihrer Tochter immer im

Dunkeln versteckt; dort würde es in seinem ganzen Glanze leuchten. Sie selbst sind nicht dazu bestimmt, so zurückgezogen zu leben; Ihr Platz ist in der Gesellschaft, und wenn Sie bei mir wohnen, werde ich Sie einer Baronesse vorstellen, mit der ich verwandt bin und die sich freuen wird, Ihre Bekanntschaft zu machen.

— Freilich ist mein Platz eigentlich in der Gesellschaft, sagte Frau Lindemann, sich selbstgefällig in die Höhe richtend; aber wenn man, wie ich, lange Jahre im Handel beschäftigt gewesen ist, hat man freilich nicht Gelegenheit, die feine Welt ganz kennen zu lernen.

— Nun, wenn Sie sonst Lust haben, ließe sich das wohl machen, und zwar sogleich. Ich habe zufällig den Miethcontract in doppelter Abschrift bei mir, Sie brauchen ihn blos zu unterzeichnen, und können dann das Logis, welches aus vier Parterrezimmern besteht, beziehen, wann Sie wollen. Für Ihr Fräulein Tochter ist auch noch ein sehr schönes Atelier im dritten Stock.

— Aber, mein Herr, ich kann mich doch nicht entscheiden, ohne die Wohnung gesehen zu haben, und ohne mit meiner Tochter zu sprechen.

— Warum wollen Sie die Wohnung erst besichtigen? Sie werden in demselben Stock wohnen, wie meine Tante, die Baronesse, und Ihre Zimmer sind ganz wie die ihrigen eingerichtet. Ihrer Tochter sollten Sie lieber eine angenehme Ueberraschung bereiten, denn sie wird gewiß gegen ein so vortheilhaftes Arrangement keine Einwendung machen.

— Sie haben allerdings Recht, und da wir in einer Etage mit einer Baronesse wohnen, so bin ich überzeugt, daß wir Nichts wagen. Aber ich muß hier auffagen und ein Jahr Zins bezahlen, den ich schuldig bin. Zum Glück habe ich die Summe gerade da liegen. Wenn Sie sich morgen wieder her bemühen wollen, werde ich den Contract unterzeichnen, und ich verspreche Ihnen, meine Tochter Nichts davon wissen zu lassen.

Julie, durch diesen Aufschub ein wenig getröstet, eilte zu ihrer Arbeit zurück. Sie weinte vor Entrüstung und Schmerz.

— Warum wollen Sie bis morgen aufschieben, was sogleich geschehen kann? Ich werde von allen Seiten um diese Zimmer angegangen, und wenn einige von meinen Freunden erfahren, daß ich

sie so billig vermiethet habe, werde ich mich kaum vor ihnen retten können.

Frau Lindemann setzte ihre Brille auf und las aufmerksam den Contract durch.

Er war ganz in der gewöhnlichen Form, nur daß noch eine Clausel beigefügt war, welche, wenn einer der contrahirenden Theile zurückträte, hundert Thaler, den jährlichen Zins, als Reugeld festsetzte.

— Ich verstehe diese letzte Clausel nicht, sagte Frau Lindemann, deren Mißtrauen sich regte, so wie ihre Eitelkeit ein wenig schlummerte.

— Ich verstehe sie auch nicht, sagte Gustav mit gleichgiltigem Tone; mein Advocat hat diesen Contract aufgesetzt, und ihn wörtlich von dem meiner Tante, der Baronesse, copirt.

Frau Lindemann nahm die Feder und unterschrieb. Sobald dies geschehen war, nahm Gustav einen der Contracte an sich und stieg in sein Cabriolet, welches vor der Thür wartete.

Er war kaum fort, so ging Frau Lindemann zu dem Hauseigenthümer, sagte ihm auf und bezahlte ihm den schuldigen Zins. Ehe sie wieder in ihre Wohnung hinaufging, erzählte sie noch dem Hausmann, daß sie ausziehen und in dem Hause eines jungen schönen Herrn, in derselben Etage mit einer Baronesse wohnen werde.

— Ich habe immer gedacht, daß es so kommen werde, sagte der Hausmann zu seiner Frau. Wenn Mamsell Julchen wieder die Stolze spielt, weiß man nun doch, was man ihr zu sagen hat.

Die Frau des Hausmanns lief zu einer Nachbarin, erzählte ihr die wichtige Neuigkeit und fügte hinzu, Mamsell Julchen werde nun nicht mehr nöthig haben, zu arbeiten.

Die Nachbarin lief zu einer andern und verkündete, die Putzmacherin und ihre Tochter würden bald in einem Wagen unter den Linden spazieren fahren.

Zwei Stunden später war in der ganzen Straße die Nachricht verbreitet, Frau Lindemann und ihre Tochter seien zum Bankier gegangen, um Staatspapiere zu kaufen.

Während dieser Zeit las Frau Lindemann, obgleich über das, was sie gethan, etwas unruhig, einen Roman von Paul de Kock

aus, und Julie war so mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie ein Blumenbouquet schon zum dritten Male skizziren mußte.

Um sechs Uhr ging Julie zu ihrer Mutter hinunter; sie war blaß, traurig, aber entschlossen. Es war ihr klar, daß sie sich dem Willen ihrer Mutter widersetzen müsse, aber noch wußte sie nicht, auf welche Weise.

Frau Lindemann begrüßte sie mit vieler Zärtlichkeit.

— Warum hast Du Dich den ganzen Tag gar nicht sehen lassen? sagte sie. Du wirst noch Deiner Gesundheit schaden mit dem angestrengten Arbeiten. Dein Atelier ist ohnedies nicht gesund.

— Mein Atelier ist sehr bequem, liebe Mutter, und um Alles in der Welt möchte ich es mit keinem andern vertauschen.

— Das ist wieder eine von Deinen Grillen! In einer lebhafteren Straße würden wir uns doch besser befinden, und wir könnten mehr comme il faut wohnen.

— Die Miethe würde aber für uns zu theuer sein.

— Das kommt noch darauf an; man findet zuweilen gute Gelegenheiten. Heute früh hat man mir ganz vortreffliche Anerbietungen gemacht.

— Die Sie hoffentlich zurückgewiesen haben, sagte Julie mit zitternder Stimme.

— Ich habe sie nicht zurückgewiesen, sagte die Mutter, etwas zögernd. Wir werden billiger wohnen.

— Wie ist das möglich, wenn die Wohnung viel theurer ist?

— Weil uns Jemand einen Gefallen thun will: wir wohnen in einem Hause mit einer Baronesse.

— Ich weiß es, ich habe Alles gehört.

— Du hast Alles gehört! Du horchst an den Thüren? Das ist nicht schön von Dir.

— Ich habe nicht an der Thüre gehorcht, Mutter, antwortete Julie lebhaft, aber traurig. Der Zufall führte mich bis vor Ihre Thür, und Verzweiflung und Scham ließen mir nicht die Kraft, zu fliehen . . . Aber Sie haben sich Bedenkzeit ausgebeten; ich danke Ihnen dafür.

— So hast Du nicht Alles gehört?

— Ich bin wieder in meine Kammer hinaufgegangen, so bald es mir möglich war, und dankte Gott für Ihren Entschluß.

— Ja, ich habe aber später unterschrieben. Wir können nicht mehr zurücktreten.

— Sie haben unterschrieben, Mutter! rief Julie erschrocken. So lieben Sie Ihre Tochter nicht?

— Immer diese Grillen. Für wen sollte ich es denn gethan haben, wenn nicht Deinetwegen, Undankbare.

— O Mutter! glauben Sie mir, man hintergeht Sie! Man will uns verderben!

— Du bist eine Närrin! Der Herr sieht zu ehrlich und anständig aus.

Julie fing an zu schluchzen.

— Hören Sie mich, liebe Mutter, sagte sie mit thränenerstickter, aber doch entschiedener Stimme, ich bin entschlossen, nicht in jenes Haus zu ziehen. Ich würde dort sterben und Sie werden doch nicht den Tod Ihrer Julie wollen, die Sie so lieb hat?

Und das arme Mädchen kniete vor ihrer Mutter und umschlang sie mit ihren Armen.

— Ich habe Dir schon gesagt, daß ich unterschrieben habe. Ich kann nicht mehr zurücktreten. Ich müßte hundert Thaler Entschädigung bezahlen. Du siehst, hier steht es.

Julie durchlief den Contract und sah mit Schrecken, daß es wahr sei.

— Das ist freilich schlimm, sagte sie, aber doch ist noch nicht Alles verloren, Sie können ja das Geld von Herrn Müller nehmen. Was ich heute von der Frau Oberappellationsräthin bekommen habe, wird schon ausreichen, bis ich wieder etwas verdient habe. Ich habe heute schon fleißig gearbeitet. Für mich brauche ich nur fünf Thaler zu Farben.

— Ich habe aber die hundert Thaler nicht mehr, sagte die Mutter verlegen. Ich mußte ja hier bezahlen, weil ich gleich aufgekündigt habe.

Das arme Mädchen bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

— Ich versichere Dich, liebes Kind, es ist ein ganz schönes Logis. Wir haben fünf Zimmer; vier parterre, und eines im dritten

Stock, welches zu Deinem Atelier bestimmt ist. Herr Gustav sagt, es sei vortrefflich dazu geeignet.

— Geben Sie mir den Contract noch einmal, sagte Julie und suchte der Entrüstung Herr zu werden, die sich ihrer ganz bemächtigt hatte. Ich will ihn noch einmal durchlesen.

— Zerreiß' ihn nur nicht etwa, sonst machen wir Herrn Gustav böse.

— Ich weiß zu gut, daß uns das Nichts helfen würde. Aber ich will doch versuchen, was auf dem Wege Rechtens zu machen ist.

Mit diesen Worten nahm sie den Contract und wollte gehen.

— Wohin willst Du? fragte die Mutter.

— Zu Herrn Müller. Er war heute früh so gütig gegen mich, und wird mir heute Abend gewiß einen guten Rath nicht abschlagen.

Julie nahm Shawl und Hut und eilte hinaus.

Als sie vor der Wohnung des Hausmanns vorüberging, hörte sie ihren Namen nennen. Sie kehrte um und frug, ob man etwas von ihr verlange.

— O Nichts, Mamsell, war die Antwort, ich sagte nur zu meiner Frau, wenn man auch von dem Gelde anderer Leute lebt, könnte man doch immer auch den Gruß armer Leute, die von ihrer Hände Arbeit leben müssen, erwiedern.

In ihrer Verwirrung hatte Julie den Gruß des Hausmanns nicht bemerkt.

Sie stieß einen Seufzer aus und eilte auf die Straße.

Als sie an dem Stand der Gemüsehändlerin an der Ecke vorübereilte, hörte sie die Frau sagen:

— Wie eilig es Mamsell Lindemann hat! Sie läuft gewiß hinter ihrer Reputation her; sie hat von Glück zu sagen, wenn sie sie noch einholt.

Ein Ruf des Schmerzes entfuhr Juliens Brust. Halb von Sinnen eilte sie durch die Straßen.

Sie wollte eben in das Porzellanlager eintreten, als sie in einem Herrn, der eben herauskam, Gustav zu erkennen glaubte. Er war es auch wirklich. Er stieg in sein Cabriolet und fuhr davon,

ohne sie zu erblicken. Sie legte die Hand an die Stirne, um sich zu überzeugen, ob nicht Alles nur ein Traum sei.

Endlich entschloß sie sich, in den Laden zu treten. Der Fabrikant war ausgegangen.

Das arme Mädchen sank erschöpft zusammen.

Nur ein Bursche war in dem Laden, der sie, so gut ihm möglich, unterstützte, und sie, ohne daß er es beabsichtigte, mit den Worten schnell zum Bewußtsein brachte:

— Schade, daß Herr Gustav nicht warten wollte. Aber er ist nicht weit und ich kann ihn holen.

Der Gedanke, daß ihr Verfolger zurückkehren könne, gab Julien neue Kräfte, und sie eilte fort, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollte.

Rathlos ging sie langsam durch die Straßen, als ihre Augen auf das Schild eines Advocaten fielen. Der Name kam ihr bekannt vor, und sie besann sich bald, daß er vor vielen Jahren für ihren verstorbenen Vater einen Prozeß glücklich und gut geführt habe. Eine leise Hoffnung stieg in ihrer Seele auf. Sie eilte zu ihm hinauf, legte ihm den Contract vor, und erzählte ihm ihre Verlegenheit. Er hörte sie aufmerksam an, schien großen Antheil an ihrem Schicksal zu nehmen, konnte ihr aber keinen bessern Trost geben, als daß er versuchen wolle, Herrn Gustav zu erweichen. Im Wege Rechtens lasse sich Nichts gegen den Contract ausrichten.

Mit so schlechtem Troste mußte er sie entlassen.

Als Julie in ihrer Wohnung ankam, trat zugleich ein kleiner Mann herein, welcher mit Frau Lindemann zu sprechen wünschte.

— Das bin ich, sagte die Putzmacherin. Darf ich fragen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft? Gib doch dem Herrn einen Stuhl, sagte sie zu Julie, welche den Fremden mit angstvollen Blicken betrachtete.

— Madame, ich bin der Advocat des Herrn Gustav von R.... und bringe Ihnen eine Quittung auf hundert Thaler, welche Sie auf den heutunterzeichneten Contract zu zahlen haben. Sobald Sie die neue Wohnung bezogen haben, werden Sie die Summe zurückerhalten.

— Wir werden Ihr Haus nicht beziehen, sagte Julie mit einer Lebhaftigkeit, welche ihrer Mutter die Worte von den Lippen nahm.

— Sehr wohl, mein Fräulein; es steht Ihnen das ganz frei, wenn Sie die hundert Thaler zahlen.

— Aber wir haben das Geld nicht, sagte voller Angst Frau Lindemann.

— Sie brauchen es auch nicht, wenn Sie morgen einziehen. Sie sehen, daß ich es gut mit Ihnen meine; ich lasse Ihnen die Wahl.

— Weil Sie hoffen, wir würden die Schande dem Untergang vorziehen? rief Julie. Täuschen Sie sich nicht länger und verlassen Sie uns.

— Madame, sagte der Advocat zu der Mutter, ich gebe Ihnen bis morgen Mittag Bedenkzeit. Haben Sie sich bis dahin noch nicht entschieden, so wird die Sache gerichtlich. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

— Durch Deine Grillen bringst Du uns in eine schöne Verlegenheit, sagte Frau Lindemann zu ihrer Tochter. Ich bekomme einen Prozeß auf den Hals und das ist hart für eine Frau, wie ich bin.

— Hoffen wir noch, daß es nicht so weit komme. Ich erwarte noch eine günstige Antwort von dem Advocaten, bei dem ich eben gewesen bin. Er hat versprochen, sein Möglichstes zu thun, und ich halte ihn für einen Ehrenmann.

— Wie leichtgläubig Du bist. Ein Advocat und ein Ehrenmann!

Julie blickte ihre Mutter mit schmerzlichem Staunen an. Dieser Vorwurf der Leichtgläubigkeit verwirrte sie.

— Du bist also fest entschlossen, das neue Logis nicht zu beziehen? fragte die Mutter.

— Ja, Mutter, und Gott wird mir verzeihen, daß ich Ihnen ungehorsam bin.

— Du wirst mich auf meine alten Tage an den Bettelstab bringen.

— Haben Sie Erbarmen mit mir! rief Julie, zu den Füßen ihrer Mutter hinsinkend und in Thränen ausbrechend.

— Geh, sagte diese und stieß sie zurück. Ich habe Alles für Dich und Deine Erziehung aufgeopfert, und jetzt wirst Du noch Ursache werden, daß ich im Spital sterben muß. Undankbare!

— Wenn ich sterbe, werden Sie dann reicher sein?

— Als ob man an einem Wohnungswechsel sterben könnte, sagte die Mutter mit den Achseln zuckend.

— Aber mein Ruf hat schon durch das bis jetzt Geschehene gelitten.

Hierauf erzählte Julie mit Schluchzen, was sie heute von den Nachbarn hatte hören müssen.

— Nun, was kümmerst Du Dich um so gemeine Leute!

— Sie sind Unsersgleichen.

— Unsersgleichen! rief Frau Lindemann höchlich entrüstet. Ist es möglich, daß meine Tochter so niedrig denken kann!

Julie, vor Schmerz verstummend, nahm den Leuchter und ging in ihr Schlafzimmer. Sie wollte erst noch ihre Mutter umarmen, aber diese wandte sich erzürnt von ihr ab.

In ihrem Zimmer angekommen, warf sie sich auf die Kniee und bat Gott um Kraft in diesem Kampf, oder um Erleuchtung, wenn sie nachgeben solle.

Beruhigter legte sie sich schlafen.

Als sie am andern Morgen mit der Sonne aufstand, setzte sie sich sogleich an die Arbeit . . . ihr Herz war voller Hoffnung.

Gegen ihre Gewohnheit stand Frau Lindemann ebenfalls sehr zeitig auf. Sie hatte schlecht geschlafen, gequält von dem Gedanken, was wohl die Folgen der Weigerung ihrer Tochter sein würden, und voller Kummer, die Tochter betrübt zu haben, die sie so sehr liebte, auf die sie so stolz war. Auch sie begann über Gustav's Absichten unruhig zu werden und zu begreifen, daß Juliens Befürchtungen gegründeter seien, als ihre Hoffnungen. Auch hatte die schlummerlose Nacht ihr keinen Traum geschenkt, dessen Bedeutsamkeit sie gegen die Sorgen der Wirklichkeit schützen konnte.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um Frau Lindemann bei dem Leser, der sie gewiß hart beurtheilen wird, einigermaßen zu entschuldigen. Wie wir schon gesagt haben, war sie nicht schlecht mit dem Willen, es zu sein. Wenn Jemand offen von ihr verlangt hätte, was Gustav ihr abgelistet, und hätte ihr Millionen geboten, sie würde ihn entrüstet zurückgewiesen haben, und die sonst gefällige Frau wäre zur unbestechlichen geworden. Aber Eitelkeit, Aberglaube,

Verschrobenheit und der Mangel sittlichen Haltes hatten den gesunden Verstand der Frau umgarnt, und verschlossen ihr Herz den edleren Gefühlen, welche die Handlungsweise ihrer Tochter regelten. Die großen Städte wimmeln von Leuten der Art, welche der sittlichen Entwürdigung entgegeneilen, ohne es zu wissen, und Unrecht thun, indem sie von ihrem Gewissen sprechen, oft selbst, indem sie Gebete auf den Lippen haben.

Auch Juliens Mutter gehörte zu dieser zahlreichen Classe, und es fehlte ihr vielleicht weiter Nichts, um eine streng sittliche Frau zu sein, als ein wenig Vermögen, und eine größere Kraft gegen die Anfechtungen der Eitelkeit. Sie besaß selbst eine Art Rechtlichkeit, die wir ihr zu Gute rechnen müssen, und jetzt selbst war sie weniger traurig über die getäuschte Hoffnung, in einer Etage mit einer Baronesse wohnen zu können, als über die Aussicht, ihr Wort brechen zu müssen.

— Gewiß, dachte sie, wenn ich die hundert Thaler hätte, würde ich sie herzlich gern hingeben, um meine Tochter, die so klug und fleißig ist, zufrieden zu stellen. Aber wo soll ich sie hernehmen? Ich weiß es nicht, und wenn ich es wüßte, würde ich sie mir doch nicht borgen, wenn ich nicht sicher wäre, wovon ich sie wieder bezahlen sollte. Ich möchte fast Herrn Müller aufsuchen und ihm Alles erzählen. Vielleicht bewilligt er uns einen Vorschuß, und dann könnte ich heute Mittag meine Tochter mit der Nachricht überraschen, daß Alles in Ordnung gebracht sei. Ich will mich anziehen und zu ihm hingehen.

Als Frau Lindemann ihre Toilette beendigt hatte, wurde geklingelt. Man brachte einen Brief von dem Advocaten, an den sich Julie gestern gewendet hatte. Er schrieb, daß es ihm unmöglich gewesen sei, Herrn Gustav zu einem Aufschub zu bewegen, und daß dieser entschlossen sei, die Angelegenheit den Gerichten zu übergeben.

— Ist keine Antwort darauf? fragte der Ueberbringer.

— Nein. Aber warten Sie, ich will Ihnen etwas für Ihren Weg geben.

— Ich danke Ihnen; ich bin schon dafür bezahlt.

Als der Bote sich entfernte, trat der Porzellanfabrikant in das Zimmer.

— Was geht hier vor? fragte er. Gestern ist Ihre Tochter

ganz bestürzt bei mir gewesen und in Ohnmacht gefallen, als sie hörte, ich sei nicht zu Hause. Wo ist sie? Ich möchte mit ihr sprechen.

— Sie ist in ihrem Atelier und arbeitet für Sie. Die arme Kleine hat vielen Verdruß gehabt, und ich auch.

Frau Lindemann erzählte ihm hierauf ganz offen das Geschehene, ohne etwas Anderes zu verschweigen, als den Namen des unerbittlichen Hausbesitzers und den der Straße, in welche sie hatte ziehen wollen.

— Das ist eine schmutzige Geschichte, sagte der Fabrikant, und Sie können sich glücklich schätzen, daß Sie so eine Tochter haben. Da sie aber einmal ihr Vertrauen auf mich gesetzt hat, soll sie sich auch nicht getäuscht haben. In zwei Stunden sollen Sie die hundert Thaler haben, und Sie können sich dann aus den Händen dieses Elenden befreien. Ich würde die Sache selbst übernehmen, aber Ihre Tochter darf vor der Welt keinen andern Beschützer haben, als ihre Mutter. Lassen Sie sich das als eine Warnung dienen, Madame. Wenn der Windbeutel übrigens wieder kommt, so lassen Sie es mich wissen. Ich werde ihn schon zu vertreiben wissen. Und nun keine Redensarten, keinen Dank. Ich hasse das.

— Nehmen Sie wenigstens eine Quittung für die Summe als einen Vorschuß auf zu liefernde Arbeit an.

— Daß sich das arme Kind über seine Kräfte anstrengt? Nein, ich mag nicht nur keine Quittung, ich will auch nicht, daß Julie etwas davon erfahre. Sie hat sich schon zu viel für ihre Ruhe um diese Sache gekümmert. Verheirathen Sie sie, das ist das Beste, was Sie thun können.

— Das weiß ich wohl, mein Herr; und ich habe auch immer daran gedacht. Aber in unserer Lage kann sie nur einen Handwerker heirathen, und dazu ist sie zu gut. Ich habe schon mehrere Bewerber der Art zurückgewiesen, unter andern den Sohn des Destillateurs gegenüber.

— Da haben Sie einen sehr dummen Streich gemacht! Was hatten Sie gegen den jungen Mann einzuwenden?

— Nun, eigentlich weiter Nichts, als daß er so gemeine Manieren hat.

— War Ihre Tochter mit ihm zufrieden?

— Ich glaube wohl; denn Julie hat so romanhafte Ideen.

— Ach so, das nennen Sie romanhaft . . . so, so. Nun, da ihn Ihre Tochter hat haben wollen, so werde ich selbst hinübergehen und mit seinen Eltern reden.

Der Fabrikant eilte wieder fort und ließ die Wittwe in staunender Dankbarkeit zurück.

Sie hatte kaum Zeit gehabt, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, als ein kräftiger Zug an der Klingel einen andern Besuch ankündigte. Es war Gustav R.

— Ich höre, sagte er stolz, daß Sie das Logis, welches ich Ihnen angeboten habe, nicht beziehen wollen.

— Meine Tochter wollte nicht; und da uns der Contract erlaubt, zurückzutreten, so will ich es thun. Ich will lieber die hundert Thaler opfern, als daß ich meiner Tochter Kummer machen sollte.

— Sie wissen doch, daß Sie das Geld heute noch bezahlen müssen?

— Ich weiß es, und Sie werden es in zwei Stunden empfangen.

— Es scheint, Ihre Tochter hat Beschützer, unterbrach sie der junge Mann mit wenig verhehltem Verdruß.

— Meine Tochter hat keine Beschützer, entgegnete lebhaft Frau Lindemann, aber sie hat Freunde, und die sind mehr werth.

Darauf ließ sie sich stolz in ihr Fauteuil nieder, ohne Gustav einen Stuhl anzubieten. Gestern hatte sie die Schönheit ihrer Tochter eitel gemacht, heute war sie stolz auf deren Tugend.

— Hören Sie mich an, Madame, fing Gustav wieder an, einen freundlichern Ton versuchend, eine Frau wie Sie kann man nicht täuschen wollen. Ich liebe Ihre Tochter!

— Was Sie nicht sagen! Nun, wenn Sie sie lieben, so halten Sie um sie an; vielleicht erhört man Sie.

— Ich will nicht etwa sagen, daß ich sie nicht heirathen möchte, aber ich hänge von meinem Onkel ab, und ich weiß nicht, ob er seine Einwilligung geben wird.

— Ist Ihr Herr Onkel so stolz? Nun, was wollen Sie dann hier?

— Ihnen sagen, daß ich reich bin, daß ich Ihre Tochter liebe und daß ich kein Opfer und auch keine Gewaltthat scheuen werde, fügte er hinzu, plötzlich aus seinem sanften Tone fallend, der gute Ruf Ihrer Tochter hängt nur von mir ab.

— Meine Tochter ist bekannt, mein Herr, und Sie sind nicht im Stande, ihr zu schaden. Entfernen Sie sich! Wenn Julie Sie hört, geräth sie in Verzweiflung.

— Nein, Madame, ich werde bleiben. Man soll mir nicht nachsagen, daß ich vor einer alten Närrin und einem kleinen Trotzkopf ausgerissen wäre.

Er nahm einen Stuhl und setzte sich der Frau Lindemann gegenüber.

— Das ist zu arg! rief die arme Frau außer sich. Zum Glück wird Herr Müller bald zurückkehren und Sie gute Sitten lehren.

— Welcher Herr Müller? frug Gustav, indem er plötzlich erschrocken aufstand.

— Herr Müller, der Porzellanfabrikant. Es scheint, Sie kennen ihn.

Mit diesen Worten wies sie auf die Thür.

— Sie sollen bald von mir hören! rief Gustav, bleich vor Zorn.

Hierauf eilte er die Treppe hinunter und ließ die Putzmacherin im Besitz des Schlachtfeldes.

— Julie! rief sie freudig. Komm schnell herunter! Ich habe kostbare Nachrichten für Dich!

Julie kam. Sie war blaß, wie immer, wenn ihre Mutter so plötzlich fröhlich geworden war.

— Alles geht gut! rief die Mutter mit fast fieberhafter Lebendigkeit. Erst hat der Advocat geschrieben, daß wir das Logis beziehen oder hundert Thaler bezahlen müßten. Dann ist Herr Müller gekommen und hat uns das Geld versprochen; Du sollst aber Nichts davon wissen; er ist darauf zu dem Destillateur hinübergegangen, um die Heirathsangelegenheit wieder einzuleiten. Kaum war er fort, so kam Herr Gustav, und weißt Du, was ich gethan habe? Ich habe ihm die Thür gewiesen.

Voller Freude und Dankbarkeit sank Julie an die Brust ihrer Mutter.

Das so plötzlich Geschehene machte Erklärungen nöthig, welche Frau Lindemann so verwirrt und mit so viel Nebenbemerkungen gab, daß Julie gelächelt hätte, wenn sie weniger gerührt gewesen wäre. Jetzt kam auch Herr Müller von dem Destillateur zurück. Er sah

traurig aus und sagte mit einem rauhern Tone, als gewöhnlich, zu der Mutter:

— Die Heirath ist unmöglich! Der Ruf Ihrer Tochter ist ruinirt, und Ihnen gibt man die Schuld, das sage ich Ihnen ohne Umschweif.

Er hatte Julien, die hinter der Thür, die sie dem Fabrikanten geöffnet hatte, stehen geblieben war, nicht bemerkt.

-- Ich weiß, daß ich Unrecht gethan habe, sagte Frau Lindemann mit einer Milde und Würde, die man gar nicht bei ihr suchte. Aber die Tugend und die gesunde Vernunft meiner Tochter haben mich eines Bessern belehrt. Ich bin für immer von meiner Eitelkeit geheilt.

— Nun, das ist ja schön. Aber Ihre Tochter wird nun keinen Mann bekommen.

— So bleibe ich bei meiner Mutter, sagte Julie, die jetzt hervortrat, und ich werde glücklicher sein, als ich bisher gewesen bin.

— Wie, Sie sind auch da! rief der Fabrikant, ein wenig verlegen, daß er so offen in Gegenwart seines jungen Schützlings gesprochen hatte.

— Ja, mein Herr, ich habe Alles gehört, und ich bedaure es nicht, denn ich habe einen neuen Beweis von Ihrer Güte für uns bekommen. Mit diesen Worten warf sich Julie abermals an die Brust ihrer Mutter.

— Meiner Treu, Sie sind ein gutes Kind, sagte der Fabrikant, tief gerührt. Es muß ein sehr elender Mensch gewesen sein, der Sie betrüben konnte.

— Und doch war es ein feiner Herr, ein Cavalier, sagte traurig Frau Lindemann. Er nennt sich Gustav v. R.

— Gustav R.! Sind Sie dessen gewiß?

— Hier ist seine Unterschrift. Die Mutter gab dem Fabrikanten den Contract.

— Bleiben Sie Beide hier! fing er nach einigen Minuten des Schweigens wieder an. Sie werden bald von mir hören.

Er stürzte wie wüthend die Treppe hinunter.

— Wenn er nur kein Unglück anrichtet! Er scheint so erzürnt zu sein, sagte Juliens Mutter.

— Hoffen wir das Beste, sagte Julie lächelnd; wir sind heute so glücklich.

— Das ist wohl wahr, fügte Frau Lindemann hinzu, indem sie ihre Tochter an die Brust zog.

Ein und eine halbe Stunde vergingen. Die beiden Frauen waren glücklich. Die Vergangenheit hatten sie vergessen, die Zukunft bot ihnen keine Bekümmernisse. Ohne es sich zu sagen, beteten sie beide.

Herr Müller trat endlich wieder ein. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck, der einen festgefaßten Entschluß anzeigte.

— Mein Fräulein, sagte er achtungsvoll, indem er Juliens Hand ergriff, der Sie beleidigt und die Reinheit Ihres Rufes befleckt hat, ist der Sohn meiner Schwester. Er ist mein Erbe, und ich habe ihm vorgeschlagen, Sie zu heirathen, um sein Unrecht wieder gut zu machen. Er will es nicht; ich sage es zu seiner und meiner Schande.

— Es thut mir um seinetwillen Leid, sagte Julie mit Erröthen, aber nicht meinetwegen, denn ich habe seine Hand nicht gewünscht, und meine Weigerung hätte Sie vielleicht verletzt. Ich muß achten können, wen ich lieben soll.

— Wenn dem so ist, fing verlegen der Fabrikant wieder an, so ließe sich der Sache vielleicht auf eine andere Art abhelfen. Frau Lindemann, wollen Sie mich zum Schwiegersohne?

— Wie, mein Herr, Sie wollen uns armen Leuten eine so große Ehre erweisen! rief die Mutter in unbeschreiblicher Verlegenheit. Es kann nicht Ihr Ernst sein!

— Es war gestern mein Vorsatz, warum heute nicht? Julie, entscheiden Sie über mein Schicksal! wandte er sich an diese, die lächelnd und bewegt dastand.

— Anstatt der Antwort verbarg sie erröthend ihr Angesicht an dem Busen ihrer Mutter.

———

Des Flüchtlings Braut.

Ein Zeitbild von A. Weill

Erste Abtheilung.

I.

Sie saßen noch trinkend, schmausend und höhnend am Festtische. Julius, der glückliche Auserwählte, mußte so manchen Ernst für Spaß aufnehmen. Auch er glühte vor Lust. Er hatte an seinem Hochzeitstage nicht wie andere Männer das feierlich Ernste einer Heirath gefühlt, das so manchem Ehegekrönten schwer aufs Herz fällt und dem Freudentag einen leichten Trauerschleier über das Gesicht zieht; Freude strahlte ihm aus den Augen, als er in die Kirche ging, und als, dem Altare sich nähernd, Bertha, die schöne, fast durchsichtige Bertha, mit Rosenblüthen überschüttet, ein leises Ja lispelte; als die Ceremonie vollbracht war und mit einem Zauberschlage der junge, leichte Julius in einen Ehemann, in einen Mann, mit einem Worte, verwandelt wurde, kam ihm, dem Glücklichen, kein ernster Gedanke in den Sinn, keine Thräne in das Auge, kein Gefühl in das Herz. Ich habe sie, dachte er, mein ist sie; sie, die mir zwei Mal einen Korb gab; sie ist mein Weib, ich bin ihr Herr, ich werde nach Belieben in ihren Reizen schwelgen. Verweigerte sie mir einst doch ein Löckchen von ihrem braunen Haar — jetzt sind sie alle mein, und ich verfahre mit ihnen nach meinem Willen. Und alle diese Männer,

deutsch männlich. Julius, Du bist ja so ein halber Demagoge. Frauenreize werden Dich doch nicht bethören. Du bleibst bei uns!

— Eine Memme, wer das Zimmer vor Tag verläßt, schrie der Erste wieder. Und käme eine Bathseba selbst, eine Helena, ich würde nicht weichen; denn ich bin ein Mann.

Ich bin ein Mann mit einem Wort
Und lebe ganz alleine.
Ich jag' des Kaisers Tochter fort,
So oft ich nur erscheine.

— Ja, fügte ein Anderer hinzu, bei Nacht aber mußt Du eine Laterne mitnehmen, damit sie gleich sehe, wie häßlich Du bist.

Julius war weniger ausgelassen, desto mehr trank er, um sich zu betäuben. Hätte er auch fortgehen wollen, es wäre ihm unmöglich gewesen. Seine Kameraden waren alle über und über vom Weine berauscht; sie hatten die Thüre versperrt, und so oft Jemand von außen klopfte, lachten sie laut auf, indem sie den Klopfer als Liebesboten der schönen Bertha verspotteten. Julius selbst, schwach und eitel wie ein Geck, gab sogar ein Mal eine solche Antwort, die ihm von jedem seiner Freunde einen Kuß und eine Umarmung zuzog. Gegen ein Uhr wurde er, als wahrhaft großer Ehemann, mit einem Eichenkranz gekrönt, und die Freunde tanzten um ihn herum, wie einst die Israeliten um ein gekröntes Kalb. Endlich gegen zwei Uhr, fielen sie Einer nach dem Andern erschöpft und entstellt zu Boden. Der Eine lag auf dem Tische, der Andere darunter; Julius war selbst berauscht, aber ein Gedanke hielt ihn noch wach. Er wollte doch sehen, wie ihn Bertha empfangen werde. Als daher seine Freunde alle halbtodt, wie Heuschrecken, umfielen, erbrach er die Thüre und entschlüpfte, ohne zu wissen, wohin ihn sein Weg führte.

Bertha war die Tochter eines ehemals sehr reichen und stets achtbaren Kaufmanns. Sie hatte früh ihre Mutter verloren und an ihrer Stelle die Sorge der Haushaltung übernommen. Da sie die einzige Tochter und fast unumschränkte Herrscherin des Hauses war, so hatte sich ihr Charakter früh selbständig entwickelt. Sie gebot zwar mehreren Dienstmädchen und Dienern, aber sie wußte auch eben so zu gehorchen, und das Wort ihres Vaters war ihr selbst ein

heiliges Gebot. Dieser ließ ihr eine gediegene Erziehung ohne Ueberspannung geben, und die besten, die edelsten Männer machten sich eine Ehre daraus, Bertha ihre Schülerin zu nennen. In neuester Zeit gab ihr Franz, der vor Kurzem noch Privatdocent auf einer Universität gewesen war, Unterricht in der Geschichte. Franz war Demagog, er hatte sein Amt niedergelegt, aber seine ärgsten Feinde lobten seinen offenen, männlichen Charakter. Es entspann sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Franz und Bertha, sie vertraute ihm so Manches, was sie nie einem anderen jungen Mann gesagt hätte; denn sie kannte ihn als einen aufrichtigen Ehrenmann; und er machte, ohne es zu wissen, eine Art demagogischer Propaganda bei dem glühenden Mädchen. Ob sie sich liebten, — die Welt behauptete es, sie selbst wußten Nichts davon.

Bertha war schön, aber noch mehr, sie hatte Grazie. Ihr Gesicht war klein, ihr Auge groß, ihr Hals lang, ihre Glieder gelenkig, ihr Gang schwebend, ihre Bewegungen regelmäßig und leicht und ihre ganze Erscheinung wirkte elektrisch. Sie erheiterte Alles, was um sie her war. Die Grazie eines Weibes allein ist mit dem Heiligenschein zu vergleichen. Ein schönes Weib macht einen häßlichen Mann erträglich, wenn sie ihm nur wohl will.

Ihre sogenannten Freundinnen hatten sie bereits verlassen, sie war ganz allein in dem Brautzimmer, ganz allein mit ihrem Herzen und ihren Gedanken.

In einer Vertiefung des Zimmers stand das Brautbett ganz weiß umhüllt, bloß daß die weißen Vorhänge einen rothen Saum und rothe Franzen hatten. Das Fenster hatte einen geschlossenen Laden, der gegen innen ein schönes Gemälde schien. Es war dies ein Magdalenenbild. Ein kleines Sopha stand ihm gegenüber, grün überzogen mit ebenfalls grünen Kissen, die Thür war mit einem Teppich behangen, den Bertha selbst gestickt hatte. Er stellte Joseph und Benjamin vor. Dem Bette gegenüber stand ein großer Toilettenspiegel, der auch zugleich als Schrank diente. Er war von einfachem Acajouholz. Vor dem Sopha stand ein kleines Tischchen, das ihr ihr Vater als Merkwürdigkeit schenkte, obschon es ganz aus Eichenholz war. Es war von Meisterhand aus einem Stück mit allerlei Figuren geschnitten. Hart neben dem Bette stand ein kleiner Sessel, ebenfalls wie das Sopha grün überzogen, und ein altes Lesepult, das

ihrer Mutter gehörte. Das Zimmer selbst war mit einer gestickten Decke belegt und hatte nur einen Eingang.

Bertha entkleidete sich langsam. Ihr Herz pochte so heftig, daß sie oft fast bewußtlos in den Sessel sank. So saß sie fast eine Stunde darin, den Arm auf die Lehne gestützt. Ihr Atlaskleid fiel ihr um die zarten Hüften und die halb entblößte Brust schien immer mehr und mehr beengt und gepreßt. In einem ungeduldigen Anflug riß sie sich das Corsett auf, und ihre Reize entfalteten sich wie Engelsflügel. Sie blickte unwillkürlich in den gegenüberstehenden Spiegel und obschon bescheiden und züchtig, konnte sie sich der Eigenliebe nicht erwehren. Zum ersten Mal erkannte sie, daß sie wirklich schön sei. Schnell bedeckte sie sich mit einem Shawl, zog Rock und Leibchen aus und zog ihre weißen Nachtkleider an. Als wäre sie eine Nonne, so züchtig kleidete sie sich in der ersten Hochzeitnacht an.

Es war dies eine Selbstbefriedigung für das charaktervolle Mädchen, das einem Manne die Hand gab, weil der Vater es wünschte, ohne sonst einen andern Beweggrund dafür zu finden.

In solchen Augenblicken, wo das Herz, mit Gedanken überfüllt, so Vieles zu denken hätte, tritt gewöhnlich eine völlige Gedankenlosigkeit ein. Das Herz denkt nur, wenn es einer Idee nachhängen kann. Wo eine aber die andere überjagt, überstürzt und überstürmt, ist das Herz wohl bewegt, beengt, aber es denkt nicht.

Bertha fühlte dies. Sie selbst jagte einem Gedanken nach, aber vergebens. Es schwirrte und summte blos in ihrem Herzen herum, es pochte und klopfte, stach und schnitt in ihrem Innern, aber sie selbst wußte nicht, warum.

Da, als sie ihr Atlaskleid auf das Sopha warf, fiel ein Brief heraus. Man hatte ihr ihn, einen Augenblick, ehe sie zum Altare ging, überreicht; sie hatte ihn in den Busen verborgen, dachte aber nicht mehr daran. Jetzt erst las sie deutlich die Adresse und sie erkannte Franzens Hand. Wie konnte er ihr schreiben? Er saß schon vier Monate im Gefängniß, hochverrätherischer Umtriebe angeklagt. Ob sie ihn lesen sollte? Vielleicht eine Liebeserklärung, ein ewiger Abschied. Sie wußte, Julius war immer eifersüchtig auf Franz, und Julius hatte jetzt das Recht, zu jeder Stunde in ihr Gemach zu treten, ja er sollte in jeder Minute erscheinen. Sie erbrach ihn daher nicht, öffnete den Schrank, holte ein Kästchen heraus, legte ihn

hinein, verschloß es und legte es wieder in den Schrank. Es schlug ein Uhr.

Bertha war züchtig, aber keinesfalls spröde. Sie liebte Julius noch nicht, hoffte aber, ihn einst lieben zu können. In jedem Fall kannte sie ihre Pflichten und sie war fest entschlossen, sie getreulich zu erfüllen, sowohl im Glück als im Unglück.

Obschon sie aber Julius nicht liebte, obschon sie ihm persönlich dies oft sagte, so hielt sie ihn doch für einen Ehrenmann. Sah sie ihn doch oft an Franzens Seite und Franz ist kein Mann, dachte sie, der einen unwürdigen Freund hatte. Sie war daher doch ein wenig beleidigt, als die Glocke Eins schlug und Julius noch nicht erschien. Andererseits war sie froh, daß er nicht kam. Wiederum dachte sie über sich selbst nach, wie inconsequent doch ein Mädchen sei, das etwas verwünscht, was es beständig wünscht. — Sie hing einige Minuten diesem Gedanken nach, versuchte aber, seiner sich zu erwehren und drückte die Augen zu, um einzuschlafen.

Dies jedoch gelang ihr nicht. Es schlug halb zwei. Die Eitelkeit siegte immer mehr und mehr, sie glaubte sich zu langweilen. Endlich sprang sie, in einem der unwillkürlichen Anflüge, die sich ihrer oft blitzartig bemächtigten, von dem Bette auf, lief vor den Spiegel, zündete eine Kerze an dem blaßschimmernden Nachtlichte an, riß den Schrank auf, nahm das Kästchen heraus, eröffnete den Brief und setzte sich auf das Sopha vor dem Arbeitstischchen, um zu lesen.

Er lautete folgendermaßen:

„Sie wissen, von jeher vertraute ich Ihnen meine tiefsten Geheimnisse an. Ihr offner Charakter, vereint mit dem jungfräulichen Zartgefühl, das Ihre Seele schmücket, war mir Bürge und Schutz zugleich; Bürge für Ihre Freundschaft, Schutz gegen meine Liebe für Sie, die Ihnen hätte gefährlich werden können. Als ich noch frei war, lag ich moralisch in Ketten, ich wagte es nicht, mir selbst Rechenschaft über mein Herz abzufordern; gefangen und keine menschliche Seele erblickend, bin ich frei. Denn ich denke an Sie Tag und Nacht und lasse meiner Phantasie und meinem Herzen vollen Lauf. Daß ich Sie vor meinem Unglück kennen lernte, ist ein Balsam, den mir die Vorsehung im Voraus für die Wunde schickte, die sie mir später schlug. Doch dies ist nicht der Beweggrund dieses Schreibens.

Mein Schicksal ist entschieden, und ich ergebe mich willig darein. Es handelt sich um ganz andere Dinge, die weit wichtiger für Ihr Glück sind. Längst schon wollte ich Ihnen schreiben, aber abgesondert, wie ich bin, von der Gesellschaft und Gottes Natur, konnte ich nur an Sie denken und Wünsche für Sie träumen. Da plötzlich erschien mir ein unsichtbarer Engel, ein Mädchen, das im Verborgenen mit mir spricht, das ich aber noch nicht sah; es versprach mir, Ihnen diesen Brief zu überliefern, ja, verschaffte mir sogar die Mittel dazu."

Wirklich wurde der Brief durch ein Landmädchen Bertha überreicht.

„Ich habe Ihnen also kurz zu berichten, daß man Ihren Vater in mein Unglück verweben will, da man weiß, daß ich oft Ihr Haus besuchte. Einige Fragen von der Untersuchungscommission, an mich gerichtet, lassen mir hierüber keinen Zweifel mehr. Seine Gesinnungen waren immer die eines frei denkenden Mannes, aber er wußte von dem Allen Nichts, was ich wagte. Hat er vielleicht gegen Julius absonderliche Aeußerungen sich erlaubt? Dieser Julius, den Sie zuweilen bei mir sahen, ist ein leerer, jämmerlicher Mensch, der die überspanntesten, revolutionärsten Ideen zur Schau trug, die er hie und da in Zeitungen las, ohne selbst eine Idee zu haben. Da er Muth zu haben schien, hörten wir ihn mitleidig an. Er kam so hinter alle unsere Geheimnisse und benutzte sie auf eine verächtliche Art. Er war es, der uns angab, uns verrieth, wahrscheinlich, um eine Stelle zu erhalten, er machte den Spion und er ist es, der Ihren Vater nannte. Er wurde zum Scheine gleichfalls abgehört, ging aber frei aus. — Nehmen Sie sich in Acht vor ihm und sagen Sie dieses auch Ihrem Vater —"

In diesem Augenblicke trat eine blasse Gestalt leise in das Zimmer. Es war Julius, verstört und verschämt. Er sah Bertha in ihrem weißen Nachtgewand auf dem Sopha sitzen, sie hatte ihre Arme auf den Schooß sinken lassen und ihr starrer Blick voll Entsetzen machte sie nur noch reizender und poetischer. Wie von selbst löste sich ihr langes, braunes Haar auf und fiel bis auf das Sopha. Sie war bleich — aber in demselben Augenblick wechselte sich schnell die Farbe ihrer Wangen und ging in ein glühendes Roth über. Julius wußte nicht, was dies bedeuten sollte, er stützte sich mit der

linken Hand auf einen Stuhl, der sich neben ihm befand und suchte mit der Rechten sich den Schweiß von der Stirn abzuwischen. Plötzlich fiel der Blick Bertha's auf ihn und in großen feurigen Buchstaben las sie auf seiner Stirne, elender Verräther, politischer Judas. Ein entsetzlich gellender Schrei entfuhr ihr und sie fiel rücklings bewußtlos auf das Kissen des Sophas.

Julius, der eigentlich nicht wußte, was dies zu bedeuten habe, der sich aber Vorwürfe machte, stürzte besorgt auf sie zu. Im ersten Augenblick aber war er von der ausgezeichneten Schönheit Bertha's, die durch ihre Bläſſe und den falben Schimmer des fast erlöschenden Lichtes noch erhöht war, eher zur stillen Bewunderung aufgefordert, als von ihrer Ohnmacht zur schnellen Hilfe. Er blieb daher einige Secunden vor ihr stehen und drückte endlich unwillkürlich einige Küſſe auf die fast durchsichtigen Lippen seiner Braut. Es war dies der erste Kuß, den sie ihm bewilligte. Immer mehr vergaß er Bertha's Ohnmacht; war sie doch so reizend, so unvergleichlich wonnestrahlend durch ihre Engelsruhe; sie schien sanft zu schlummern, und die langen Augenwimpern berührten fast in diesem scheinbaren Schlummer die rosige Wange. Kein Zug war zerstört, Alles floß harmonisch in eine Linie zusammen. Da wagte er es, seine Hand auf ihren Busen zu legen, der heftig zitterte. Fast krampfhaft zuckte sie zusammen, als hätte sie eine Natter verwundet, und die großen Augen öffnend, mit dem noch größern Blicke, erkannte sie die traurige Wahrheit. Schnell verwandelten sich ihre Züge; ihre Ruhe wich dem Verzücktsein einer Somnambule. Mit aller Kraft, die in solchen Zuständen sich verdoppelt, erhob sie sich zuckend, und stieß Julius durch eine unwillkürliche Bewegung so heftig von sich, daß dieser rücklings auf das Sopha fiel. In diesem Augenblick erhob sie sich rasch und lief hinter den Vorhang des Bettes, indem sie die Worte: Verräther, Spion, schwer und gebrochen aussprach, aber Julius hielt sich nicht für besiegt. Er besaß nicht Delicatesse genug, um durch ein ritterliches Benehmen seinen Fehler zu büßen. Er folgte ihr und nun entstand ein langer und ernster Kampf, bei welchem Bertha zum zweiten Mal in eine lang dauernde krampfhafte Ohnmacht fiel, so daß Julius sich zuletzt gezwungen sah, ihr Kammermädchen zu Hilfe zu rufen.

Digitized by Google

II.

Der Untersuchungscommissär Herr Waldmann war ein Mann in den ersten Vierzigen, von mittlerer, fast kleiner Statur, aber kräftigem männlichen Aussehen; sein Gesicht hatte einen Ausdruck voll ausgezeichneter Lieblichkeit. Je strenger das Gesetz war, das er auszuüben hatte, desto liebenswürdiger, menschlicher war er gegen den Deliquenten. Nie war er grob, nie auffahrend, beleidigend, nie racheluſtig ob des Verbrechens, das er zu richten hatte. Sein Wort war fest, aber gelassen, sein Blick durchdringend, aber mitleidig und seine Manieren stets edel und höflich. Er erzürnte sich nie und verlor nie die Geduld. Auch begnügte er sich mit den Geständnissen, die man ihm und ihm allein eher, als jedem Andern machte. Waldmann haßte das Verbrechen, unter welcher Farbe es sich zeigte, aber nie den Verbrecher. Diese Vorzüge alle flossen aus einem Princip, das man, traurig genug, selten in dem Tempel der Themis kennt und das blos auf einer tiefgefühlten, selbsterkennenden Philosophie beruht. Waldmann hielt die Menschen für gut von Natur und legte das Laster der Erziehung und der Gesellschaft zur Last. Er sah dieselben Verbrechen in unserer Gesellschaft, die man vor Tausend Jahren schon bestrafte. Die Strafen, dachte er, müssen daher schlecht angewendet worden sein. Die Todesstrafe, hatte er bemerkt, habe im Grunde noch keinen Mörder abgehalten, seinen Mord zu vollbringen. Freilich haben wir noch nichts Besseres dafür, freilich verurtheilt sich eine Gesellschaft selbst, die in ihrer Mitte Diebe, Mörder und Prostitution hat, Laster, die eine Großmutter haben, Elend und Unerzogenheit! aber das waren für Waldmann nur Augenblicke der freien Muße. Sobald er auf die Gerichtsstube trat, war sein alleiniger Zweck, der reine menschliche Vollstrecker des Landesgerichts zu sein, ohne deswegen aufzuhören, Mensch zu bleiben. Seinem Fürsten war er unabhängig treu, er schmeichelte ihm nie, strafte auch nie in seinem Namen, sondern im Namen des Gesetzes; und kamen Fälle vor, wo dies doch geschehen mußte, so wendete er seine ganze Beredsamkeit an, um Gnade für Recht ergehen zu lassen. Und es gelang ihm dies oft, wenn auch nicht immer.

Waldmann kannte Bertha und ihren Vater genau. Auch er hatte eine gute Meinung von diesem Mädchen und er grüßte es

höflich, so oft es ihm begegnete. Seit einiger Zeit jedoch sah man ein leises Zucken in seinem rechten Mundwinkel, wenn von der Schönheit und der Tugend Bertha's gesprochen wurde, und allgemein staunte man über die Nichtverwunderung Waldmanns, als man ihm in einer Gesellschaft ihre Heirath mit Julius ankündigte. Diese Heirath wurde in der ganzen Stadt mit Was! und Wie? mit O! und Ach! angekündigt, da es Niemand glauben wollte. Als aber Herr Waldmann, der sich ein Mal früher sehr günstig über dieses Mädchen aussprach, sich nicht wunderte, lösten sich endlich einige Zungen, die so lange schweigen mußten, und in einem Nu tauchten hundert Geschichtchen über die arme Bertha auf, die sonst so schön, so liebenswürdig, so brav war und jetzt über Nacht koquett, heimtückisch, falsch und leichtfertig wurde. Warum auch gehorchte sie ihrem Vater und gab Julius das Jawort. — Es steckt ein Geheimniß darunter, hieß es überall, als wäre der Gehorsam eines Mädchens so selten, ja dies Geheimniß selbst wurde auf ihre Rechnung so geheim ausgeplaudert, daß in Zeit von acht Tagen die Stadt funfzig Geheimnisse über sie wußte, die Einer dem Andern erzählte; mit dem strengen Gebot, es ja nicht weiter zu sagen. Es war höchst Unrecht von dem biedern Waldmann, sich nicht zu wundern; er, der sich über Nichts wunderte! Noch unrechter war es von ihm, mit der rechten Unterlippe leise zu zucken. Aber es war doch etwas daran und die öffentliche Meinung hatte doch recht, nur hatte sie, wie immer, Unrecht, Recht zu haben.

Waldmann war Wittwer und kinderlos. Es wurden ihm Partien in Masse angetragen, denn Waldmann besaß außer seiner Stelle noch ein bedeutendes geerbtes Privatvermögen. Aber er war der Mann nicht, der sich eine Frau antragen läßt. Fast in die meisten Geheimnisse der Stadt eingeweiht, wußte er, wie selten eine große Mitgift ein Hausmittel zum ehelichen Glück ist. Er hatte zwar keine poetischen Begriffe von der Ehe, auch suchte er nur eine Freundin, ohne es sich je merken zu lassen, aber dies wußte er doch, daß weder Freundschaft noch Liebe sich erkuppeln lassen, daß sie sehr oft Sache des Zufalls sind und daß sie oft wie die schönsten Gedanken und Gedichte in einem heiligen Moment improvisirt werden. So oft man ihm daher eine Heirath antrug, antwortete er gelassen, er mische sich nicht gern in die Privatgeschäfte anderer Familien.

Und doch wußte die ganze Welt, daß er schon seit sechs Jahren eine Frau suche. Er hatte sein erstes Weib aus Güte geheirathet. Sie war nichts weniger, als geistreich und nicht sehr schön, hatte aber doch den Verstand gehabt, ihm eine gute und treue Gattin zu sein. Wer wird sie denn heirathen, sie lieben und glücklich machen, dachte er, wenn ich's nicht bin. Und er heirathete sie, liebte sie und machte sie glücklich. Als sie aber gestorben war, nahm er sich vor, gar keine Bekanntschaft mehr mit heirathsfähigen Frauen zu machen. Er behauptete zwar, die Gesellschaft verheiratheter Frauen nur deswegen aufzusuchen, weil sie mehr Geist hätten, als unverheirathete, als Mädchen. Dennoch hatte er früher Fräulein Bertha sehr freundlich gegrüßt. Noch eine Erfahrung hatte er gemacht, nämlich die, daß für einen Mann, der eine sociale Stellung hat und eine Frau ohne ihre Mitgift ernähren kann, die reichste Frau die ist, die eine einfache Erziehung genossen, keinen Heller Geld hat und ihre Kinder und ihre Küche selbst versieht.

Einige Tage nach Bertha's Hochzeit hatte er wie gewöhnlich seine Toilette gemacht — er war darin etwas coquett — um sich auf das Gericht zu begeben, als eine Frau, nachdem sie leise an seine Thür geklopft hatte, auf seine Antwort „Herein" in sein Zimmer trat. Es war Bertha. Sie war blässer wie gewöhnlich und in sichtbarer Aufregung. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen setzte sie sich, nachdem er ihr selbst einen Stuhl gestellt, und schlug ihren Schleier zurück. Sie hatte ihm Vieles zu sagen und wußte kaum anzufangen. Endlich nach einigen Fragen, die Waldmann an sie richtete, wagte sie es, ihn an die frühere Freundschaft zwischen ihm und ihrem Vater zu erinnern und um nicht viel Umstände zu machen und Dinge zu sagen, die einem Weibe immer etwas schwer fallen, zog sie einen Brief aus ihrem Busen und überreichte ihn dem würdigen Manne. Es war dies Franzens Brief.

Seitdem Franz in Verhaft genommen und sein Prozeß im Gange war, häuften sich so manche Räthsel in dem Herzen des Richters. Franz war ein freier Mann, der offen und klar eingestand, was man ihm zur Last legte. Er wußte, daß, da ein Mal seine Sache mißlungen, die ganze Schwere des Gesetzes auf sein Haupt fallen werde und er suchte keinesfalls ihr zu entgehen. Waldmann kannte ihn früher schon, achtete seinen Charakter und sein

Amt als Richter war bei ihm leicht, wenn auch hart. Wie groß war daher sein Erstaunen, fast jeden Tag einen besondern Wink von Oben zu erhalten, der sich auf die Mitschuldigen Franzens bezog. Dieser wußte, daß er nicht allein schuldig war, aber als Ehrenmann war es seine Pflicht nicht, auch noch Andere ins Unglück zu stürzen. Es kann dem Gesetz genügen, daß unser Vorhaben vereitelt ist, und am Ende ist es doch eher im Interesse eines Staates, irgend ein Verbrechen zu verhüten, als persönliche Rache auszuüben. Bertha's Vater wurde auf einen solchen Wink abgehört, obschon Franz betheuerte, der gute Mann habe nie etwas von seinen Plänen gewußt. Waldmann that seine Pflicht, ohne aber das Geheimniß zu begreifen. Er glaubte daher, Bertha käme zu ihm wegen ihres Vaters, der nur einige Stunden seiner Freiheit beraubt war und sie wieder seinem Freunde Julius verdankte, der als Hauptzeuge ebenfalls die Unschuld dieses Mannes betheuerte, nachdem ihm Bertha das Jawort gab, das ihm ihr Vater zuerst zusagte. Groß war daher das Erstaunen des Richters, als er diesen Brief las, dessen Inhalt er als Wahrheit anerkennen mußte. Es that ihm weh, daß er als Richter diesen Julius nicht früher erkannte, und als er ihn zum zweiten Male mit sichtbarer Rührung gelesen hatte, sagte er zu Bertha:

— Madame, es thut mir Leid, Ihnen diesen Brief nicht mehr wieder zurückgeben zu können. Er muß als sehr wichtiges Zeugniß zu den Acten gelegt werden. Noch mehr! es erheischt es meine Pflicht, Sie selbst mit Franz zu confrontiren. Sein Sie daher nicht böse und erschrecken Sie nicht, wenn Sie morgen früh um zehn Uhr eingeladen werden, vor die besondere Untersuchungscommission auf das Criminalgericht zu kommen. Ich hoffe, daß Sie Nichts zu fürchten haben.

So gelassen er aber auch diese Worte sprach, sie erschreckten nicht wenig das unglückliche Weib. Unwillkürlich erhob sie sich.

— Wie, sagte sie, Herr Waldmann, ich komme aus freier Hand zu Ihnen, um Hilfe bei Ihnen zu suchen, und Sie erschweren noch mein Unglück. Bin ich denn nicht unglücklich genug? Sollte ich mich allein in der ganzen Stadt in Ihnen getäuscht haben? Mein Vater ist seit meiner Heirath schwer erkrankt, mein Mann — Sie kennen ihn jetzt, erfindet jeden Tag neue Mittel,

um sich an mir zu rächen; ich wage es, das Geheimste eines Weibes Ihnen anzuvertrauen und Sie wären im Stande, dieses mein Geheimniß einer Untersuchungscommission vorzulegen und mich der Schande und dem Spott preiszugeben!

— Beruhigen Sie sich, Madame, versetzte der Richter; Niemand wird dies erfahren, aber Sie begreifen doch selbst, wie wichtig dieser Brief zur Aufhellung der Wahrheit ist. Es ist dies ein neuer Faden in diesem labyrinthischen Prozeß und ich als Richter habe vor Allem meine Pflicht zu thun.

— Aber ich kam nicht zu dem Untersuchungscommissär, versetzte Bertha mit Würde, sondern zu dem Freunde meines Vaters, zu Herrn Waldmann.

— Und was verlangen Sie von Herrn Waldmann? fragte der Richter.

— Mir zu helfen, antwortete Bertha, die endlich die Thränen nicht zurückhalten konnte. Sie sehen ja, daß ich unglücklich bin, daß ich einen Mann heirathete, den ich verachte und — sie hielt eine Secunde inne — und der seine Rechte fordert. Ich kam nicht hierher, um Ihnen eine Liebeserklärung Franzens mitzutheilen. Ich glaube, daß ich in dieser Hinsicht immer die Pflichten eines braven Mädchens erfüllte und auch als Frau kenne ich sie.

— Und was soll ich dabei thun? fragte wiederum Waldmann, als wäre er von Stein. Wie kann ich als Privatmann Ihnen helfen?

— Sie kennen die Gesetze. Ich wollte Sie fragen, ob ich nicht das Recht habe, nach einem solchen Brief auf Trennung von meinem Manne anzutragen.

— Sie kamen also doch zu dem Richter, versetzte Waldmann. Nun will ich Ihnen als Freund antworten. Es gibt kein Gesetz, das Ihren Mann zwingt, sich von Ihnen trennen zu lassen, weil er verächtlich ist, weil er ein Spion ist. Sogar als Dieb bleibt er Ihr Gatte, allenfalls, wenn er seine Religion ändert, haben Sie ein Recht dazu, sonst nicht. Nun aber wäre dieser Brief nicht geeignet, Ihnen diese Trennung zu verschaffen. Man würde sagen, Sie verlangten dies, weil Franz Ihnen jetzt erst eine Liebeserklärung machte; man würde glauben, Sie liebten Franz.

Digitized by Google

— Aber, unterbrach rasch Bertha, Franz ist ja gefangen und kann doch nicht mein Mann werden.

— Desto eher würde man dies sagen. Man würde Ihren poetischen Sinn heimlich bewundern, öffentlich an den Pranger stellen, es gäbe dies einen schönen Zeitungsroman. Die Liebe ist dem Unglück treuer, als dem Glück. Sie, als geistreiche Frau, wissen das, so gut als ich. — Diese letzten Worte jagten Bertha, trotz ihrem Schmerz, eine Röthe bis in das Weiße der Augen. Waldmann selbst bemerkte dies mit einigem Mißbehagen.

— Ich bin also genöthigt, ewig die Kette meiner Sklaverei zu schleppen, versetzte Bertha wehmüthig. Ich muß die Frau eines Elenden sein, der ein Verräther an seinen eigenen Freunden ward. Wer seinen Freund verräth, ist Alles im Stande zu thun.

— Mit Geduld und Güte ändern Sie ihn vielleicht. Uebrigens, Madame, ist dies nicht erwiesen. Julius ist vielleicht ein Ehrenmann. Man muß einem eifersüchtigen Nebenbuhler nicht auf's Wort glauben. Franz hat vielleicht absichtlich Ihnen diese Meinung beigebracht. Ich werde mit Ihrer Hilfe die Sache aufzuklären suchen. Aber Sie müssen keine Einwendungen dem Gesetze machen, die übrigens vergeblich wären.

— Wie können Sie aber nur denken, versetzte Bertha, daß Franz gelogen habe? Er weiß ja nicht ein Mal, daß ich verheirathet bin.

— Das wissen Sie nicht. Vielleicht stellte er sich, als wüßte er's nicht, um desto sicherer einen Eindruck auf Sie zu machen. Das Gericht schätzt alle Menschen gleich, bis es vom Gegentheil überzeugt ist. Sie werden daher die Güte haben, Morgen, wie ich Ihnen sagte, um zehn Uhr auf dem Gericht zu erscheinen. Ihr Mann wird auch vorgeladen werden. Um Ihnen gefällig zu sein, und da Sie nur als Zeuge auftreten, so können Sie ohne Einladung erscheinen. Warten Sie in meinem Privatcabinet Nro. 5. Ich werde Befehl geben, Sie dort einzulassen. Seyn Sie ruhig und sagen Sie die volle Wahrheit; wenn Ihnen zu helfen ist, so hilft Ihnen der Freund Ihres Vaters gewiß.

Indem er dies sagte, drückte der gute Mann Bertha die Hand und empfahl sich ihr höflich, indem er ihr das Geleit gab. Bertha versprach ihm pünktlich zu folgen.

Digitized by Google

Das Zimmer, worin die Commission ihre Sitzung hielt, war sehr schmal, aber ziemlich lang und so einfach als möglich. Da, wo die Richter saßen, war es erhöht durch einen aufgelegten Bretterboden. In der Mitte stand ein breiter Tisch mit schwarzer Decke, ihm gegenüber an der Wand über dem Präsidentenstuhl hing ein Crucifix, an beiden Enden des Saales befanden sich zwei Tische für die Schreiber, und dicht an der Erhöhung war eine hölzerne Schranke, die die Angeklagten von dem Richter trennte. Der Saal hatte drei Eingänge. Der mittlere für die Angeklagten, der rechts für die Richter und der links für die Secretäre oder Gerichtsschreiber. Waldmann befand sich zur Stunde auf seinem Stuhl. Franz wurde auf ein Zeichen von einem Gensdarmen eingeführt, der sich gleich darauf wieder entfernte. Franz war ein stattlicher junger Mann, mit freiem Blick und ungenirtem Wesen. Er trug langes Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel, einen blonden Schnurrbart und eine Brille. Seine Züge waren edel, doch etwas schlaff durch die Gefangenschaft, und während der Pause, die zwischen seiner Einführung und den Fragen, die man an ihn zu richten hatte, stattfand, verweilten seine Blicke ruhig und sicher auf den drei Richtern, deren Physiognomien er studirte und wovon ihn eine durch ihre ungeheuer lange Nase fast lächeln machte.

Die Schreiber schrieben immer sehr laut und doch wurde kein Wort gesprochen. Endlich nahm der Präsident Waldmann ein Papier, und indem er Franz bat, näher zu treten, fragte er ihn, ob er diese Handschrift als die seine erkenne.

Franz betrachtete mit Staunen den Brief, erblaßte sichtbar, und nach einigen Minuten antwortete er mit einem festen: Ja. — Aber wie kam dieser Brief in die Hand der Gerechtigkeit? Dies war jetzt sein Hauptsinnen. Sollte jenes Mädchen nur eine verrätherische Falle gewesen sein? Aber er hatte nicht lange Zeit, seinen Vermuthungen freien Lauf zu lassen. Waldmann fragte ihn ferner:

— In welchem Verhältniß standen Sie zu diesem Mädchen?

— Ich gab ihr Unterricht in der Geschichte unseres Vaterlandes.

— Haben Sie ihr Ihre politischen Pläne mitgetheilt? Sie sprechen selbst von anvertrauten Geheimnissen.

— Ich denke, erwiederte Franz mißmuthig, ich habe bereits

Mitschuldige genug. Ich sehe nicht ein, welches Interesse das Gericht daran hat, ein unschuldiges Frauenzimmer mit Gewalt in meinen Prozeß zu ziehen.

— Ihre Antwort, junger Mann, erwiederte Waldmann, ist eben so unhöflich als unpolitisch. Sie haben bereits damit dieses Frauenzimmer compromittirt, vielleicht ungeflissentlich. Antworten Sie kategorisch auf meine Fragen. Wußte dieses Frauenzimmer um Ihre Pläne, nahm sie Theil daran?

— Nein, antwortete Franz, auf Ehre nicht. Hätte sie darum gewußt, sie würde mir vielleicht bessern Rath gegeben haben.

— Waren Sie oft mit Herrn Julius bei ihr zusammen?

— Ein einziges Mal.

— Wurde von Politik gesprochen?

— Ja, wir sprachen von Joseph dem Zweiten, wenn das Politik genannt werden kann.

Waldmann gab einem Schreiber einen Wink, dieser entfernte sich und kam mit Bertha zurück.

War Franz schon bei dem Anblick des Briefes erstaunt, so fuhr er in allen Gliedern zusammen, als er Bertha erblickte. Auch sie hatte sich ziemlich geändert. Er schrieb dies dem Schmerz über ihren Vater zu. Auch wußte er nicht, ob sie gar diesen Brief gelesen hatte, als sie aber ihre schönen Augen erhob und ihm einen tiefgefühlten Blick zuwarf, verlor seine Seele das Gleichgewicht. Sie liebt mich, rief es in seinem Herzen, aber wie kam dieser Brief hierher?

— Madame, sagte Waldmann, setzen Sie sich und antworten Sie auf die Fragen, die ich Ihnen vorlegen werde.

Das Wort Madame hatte Franz wie der Donner gerührt; seine Muskeln zuckten krampfhaft. Sie ist also verheirathet, dachte er, und hat den Brief selbst ausgeliefert. Zweifel, Liebe und Verachtung, drei Gefühle, wovon eines schon hinreicht, ein Gemüth Jahre lang zu beschäftigen, stürzten wie Sturm und Hagel über seine Seele in einem Zeitraum von drei Minuten. Er mußte sich mit Gewalt zusammenpressen, mußte eine Stütze suchen, um nicht wie eine vom Blitz getroffene Eiche krachend mit gespaltenem Herzen zusammenzustürzen. Maschinenmäßig zog er sein Taschentuch aus seinem Rock und steckte es sich in den Mund, als wollte er sich er-

sticken. Es war dies Alles, was er besaß und was man ihm ließ. Er zerbiß es fast. Es waren erstickte Thränen. Waldmann beobachtete genau sein Ringen.

— Madame, sagte er endlich, Sie kannten diesen jungen Mann, ehe er der Gerechtigkeit anheimfiel. Er hatte vollkommenes Vertrauen zu Ihnen. Können Sie uns sagen, mit welchen Leuten er am meisten umging, und vertraute er Ihnen etwas, das seiner Sache nützlich sein kann? Antworten Sie frei und ungenirt.

Bertha antwortete nicht. Sie sah Herrn Waldmann ganz gedankenlos an und hörte kein Wort von der ganzen Frage. Waldmann bemerkte dies und befahl, Herrn Julius einzulassen.

Dieser trat rasch und kühn in den Saal, ohngefähr wie ein Friseur. In seinem Eintritt lag die Bedeutung: Na, ich bin hier zu Hause und habe Nichts zu fürchten. Als er aber Bertha erblickte, rief er laut aus: Wie, meine Frau hier!

— Seine Frau, schrie Franz unwillkürlich, seine Frau! Bertha seine Frau!

— Ich bitte Sie, sagte Waldmann zu Franz, sich ein wenig zu mäßigen, Sie sind hier vor dem Gerichte.

Aber Franz war außer sich, seine Fäuste ballten sich unwillkürlich, er zitterte am ganzen Leibe und schäumte vor Wuth. Ein Richter bemerkte dies und rief den Gensdarmen.

— Wenn Sie nicht ruhig werden und sich nicht mäßigen wollen, sagte er zu Franz, so sehe ich mich gezwungen, Sie hier schließen zu lassen.

Franz winkte, daß er sich beruhigen werde. Er konnte kein Wort hervorbringen. Bertha schluchzte laut, der Gensdarme entfernte sich wieder.

— Meine Herren, sagte Julius keck zu den Richtern, Sie haben mich hierher als Zeugen rufen lassen; ich sehe aber nicht ein, was meine Frau in dieser Sache zu thun hat, und ich werde mich darüber höhern Orts beklagen.

Waldmann hatte sich noch nie erzürnt, aber diese kecke Rede hätte ihn fast aus der Fassung gebracht. Er bemeisterte sich jedoch bald und antwortete: Das sollen Sie gleich hören, Herr Julius. Unter den Papieren Ihres ehemaligen Freundes befindet sich folgender Brief:

„Lieber Freund!

Unsere Sache geht rasch vorwärts. Herr X. ist gestern als Emissär abgereist, ich habe ihm 50 Exemplare Deiner Broschüre mitgegeben. Auch einige Officiere sind gewonnen. Die Erbitterung des Volkes nimmt immer mehr zu, Deine Broschüre gießt Oel in das Feuer. Morgen ein Näheres. À propos, die stolze, tugendhafte Bertha, Deine Portia, scheint doch nicht so zu sein, wie Du glaubst. Gestern Abend machte ich ihr den Hof, und sie empfing mich zärtlich. Ich sprach von Dir und Deiner politischen Zukunft, ich wagte es, ihr Liebeleien zu sagen und poussirte sie so viel als möglich. Ich bat sie um einen Spaziergang in den Garten, sie verweigerte mir es, weil Leute da waren. Ich sprach ihr von Heirath, und dieses magische Wort brachte seine Wirkung hervor. Ich begleitete sie nach Hause und küßte sie mehrere Male. Es hing nur von mir ab, weiter zu gehen. Sie ist eben wie die anderen. Es scheint eben, als hätten Deine Geschichtsstunden ihr keine Tugend beigebracht. Sie ist eine freie Coquette. Dem reichen C. macht sie stark den Hof. Ueberhaupt finde ich sie Deiner unwürdig. Ich meinerseits möchte sie nicht zur Frau, und wäre sie mit Gold behängt."

Während Waldmann diesen Brief las, schlug Julius die Augen nieder. Bertha bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Dieser Brief war es, der Waldmann früher sein Lippenzucken über Bertha hervorrief. Julius übrigens war bereits schon einmal im Verhör; auch drang Waldmann auf seine Verhaftung, aber vergebens; denn bereits war ihm verziehen. Er hatte seine Rolle mit Sicherheit gespielt und war seiner Sache gewiß, noch ehe Franz verhaftet wurde.

— Das ist es ja eben, platzte endlich Franz los. Auf diesen Brief jagte ich ihn aus meinem Hause, obschon ich wußte, welcher Gefahr ich mich aussetzte. Und wirklich wurde ich acht Tage später verhaftet sammt jenen Herren, von denen er spricht. Und dieser Julius ist jetzt nach drei Monaten der Gatte dieses unglücklichen Weibes.

— Aber warum sagten Sie dieses nicht gleich? fragte Waldmann. Es war dies doch eine Vertheidigung für Sie?

— Ich wußte nicht, daß dieser Brief noch unter meinen Papieren war. Ich wollte in keinem Falle den Namen dieser Familie in

meine Sache mischen. Und obschon ich dieses Mädchen genau kannte und wußte, daß Julius ein eben so feiger Geck als ein verrätherischer Schuft ist, so wollte ich sie doch nicht compromittiren.

— Sie haben den ersten Theil dieses Briefes schon gelesen, sagte Julius endlich. Sie wissen, daß ich der erste war, der diese Thorheiten bereute.

— Es schien aber, versetzte Waldmann, als sagten Sie nicht Alles. Was war dies für eine politische Zukunft, von der Sie mit Madame sprachen. Können Sie sich dessen erinnern? fragte Waldmann Bertha.

— Herr Präsident, sagte diese, immer noch schluchzend; ich kann schwören bei Allem, was heilig ist, daß Julius mich nie allein vor meiner unglückseligen Heirath sprach, ja nicht einmal, seitdem ich verheirathet bin. — Franz betrachtete sie mit staunendem Wohlgefallen. — Der ganze Brief ist erlogen und Sie werden wohl selbst erkennen, daß ein Mann, der diese Zeilen über ein Frauenzimmer schreibt und es heirathet, ein ... Sie hielt inne und fiel laut weinend in ihren Sessel zurück.

— Was haben Sie darauf zu erwiedern? fragte Waldmann Julius. Gestehen Sie ein, daß Sie gelogen haben, nun, so sind alle Ihre Aussagen gegen Franz und seine Freunde falsch und erlogen. Sie sehen, warum ich Sie Ihrer Frau gegenüber stellen ließ.

— Ich schrieb die Wahrheit, sagte Julius. Später bereute ich meine That.

— Aber wie konnten Sie als Ehrenmann dieses Mädchen heirathen?

— Ihre Schönheit blendete mich. Im Grunde liebte ich sie nie. Im Gegentheil, ich heirathete sie, um mich an ihr zu rächen.

Julius warf diese unbesonnenen Worte in der größten Verlegenheit hin. Kaum waren sie ihm entschlüpft, so bereute er sie auch.

— Ich gab ihm zweimal einen Korb, sagte Bertha, ohne gefragt zu werden; ich empfing ihn nie und mied seine Gegenwart, da sagte mir mein Vater, sein Heil hänge von dieser Heirath ab. Julius konnte ihn in den Abgrund stürzen, und ich willigte ein.

— Ihr Vater sagte Ihnen dies, versetzte Waldmann. Er war also doch strafbar?!

— Er fürchtet das Gericht nicht mehr, schluchzte Bertha. Seit

dieser unglückseligen Heirath ist er schwer erkrankt. Der Arzt gibt die Hoffnung auf. Meine letzte Stütze sinkt mit ihm in's Grab.

Franz warf ihr einen wehmüthigen Blick zu, als wollte er ihr sagen, es bleibt Dir doch noch eine Stütze.

— Ich finde hier nur einen Ausweg, sagte Waldmann zu Julius, wenn Sie diesen Brief nicht widerrufen. Sie errathen ihn selbst und retten so Ihre Ehre. Entweder Sie trennen sich freiwillig von Ihrer Frau, oder Sie widerrufen diese Aussagen.

Bertha athmete tief auf. Jetzt erst erkannte sie die Freundschaft und die Liebe Waldmann's.

Julius kämpfte mit sich selbst, er zögerte und antwortete nicht, blickte verschiedene Male auf Bertha und auf Franz, die ihn aber keines Gegenblickes würdigten.

— Wenn meine Frau dies wünscht, sagte er endlich, so thue ich es. Aber es hat sich seither Vieles geändert. Ihr Vater ist sehr krank, ich selbst sehe jeden Tag mehr ein, daß ich Unrecht hatte und unbesonnen war. Ich würde sie vielleicht doch glücklich machen können; denn wenn ich sagte, ich liebe sie nicht, so habe ich gelogen. Ich liebe sie immer mehr und mehr, und ich bitte sie hier um Verzeihung.

Diese Phrasen wurden von Julius immer langsamer und gebrochener hergesagt; und dem geschicktesten Menschenkenner wäre es unmöglich gewesen, zu ergründen, ob dies Heuchelei oder Wahrheit war.

— Herr Präsident, sagte Bertha, was Sie thun, ist mir Recht. Ich lege mein Schicksal ganz in Ihre Hände, aber nach dem, was hier vorgefallen, begreifen Sie, daß es mir unmöglich ist, je wieder mit einem Manne zusammen zu leben, der so von seiner Frau denkt, und der sie aus Rache heirathete. Es ist mir ganz gleichgiltig, ob das Gesetz uns trennt oder nicht. Mein Vater fürchtet bereits die Menschen nicht mehr und keine irdische Gewalt wird mich zwingen, mit diesem Ungeheuer zu leben. Und somit bitte ich Sie, mich zu entlassen.

Auch Franz war sichtbar ermüdet und zernichtet.

— Ha, rief er endlich aus, indem man ihn abführte; mein ganzes Leben gäbe ich für vierundzwanzig Stunden Freiheit, um dieses Scheusal aus der Welt zu schaffen.

Acht Tage später wurde Bertha gesetzlich von Julius getrennt, der selbst lachend von seinem neuen Glück sprach, vierzehn Tage darauf starb Bertha's Vater. Bereits war Befehl ergangen, ihn auf's Neue zu bewachen und ihn, sobald er wieder genesen, gefangen zu nehmen. Durch Waldmann's Fürsorge erfuhr er dies jedoch nicht, sondern starb in Ehren und Sicherheit. Julius gab seinen Freunden ein Banquett, wo er Lieder auf seine neue Freiheit improvisirte. Er sprach oft und gern von den genossenen Reizen Bertha's. Seine Aufführung wurde jedoch bald ruchbar, obschon das Gericht streng das Geheimniß bewahrte, und bald sah er sich genöthigt, freiwillig seine Vaterstadt zu verlassen. Er wanderte nach Amerika, wie man sagte, mit einer bedeutenden Summe Geldes versehen.

Der Engel, der Franzens Brief Bertha übergab, wurde auf Befehl Waldmann's abgeschafft. Es war dies ein Landmädchen Namens Gertrude, die Nichte des Hauptschließers, der sich schon einige Zeit bei ihm aufhielt. Sie fand Gelegenheit, sich bei den Knechten einzuschmeicheln und brachte es dahin, daß man ihr die Erlaubniß gab, den Gefangenen das Essen zu reichen. Sie hatte viel Gutes von Franz gehört, der erste Schließer hatte selbst eine politische Meinung, die mit der seinen harmonirte, und daher ward es ihr leicht, mit Franz in Berührung zu kommen. Anfangs hatte sie gar kein Interesse dabei. Das Weib aber, in welchem Stande es auch geboren und erzogen sei, fühlt die Leiden jedes Unglücklichen mit. Es folgt, so viel es ihm möglich ist, der ersten Stimme des Herzens. Nach und nach jedoch dachte Getrude an die Folgen ihrer Schritte. Franz, hörte sie, sei ein geschickter, ein gerader Bursche, sie selbst fühlte sich zu etwas Höherem geboren, ohne sich eine bestimmte Rechenschaft von diesem Gefühl geben zu können. Sie dachte daher: rette ich Franz, so drückt er gewiß seine Dankbarkeit gegen mich auf irgend eine noble Art aus, und — sie wagte kaum sich das Rechte zu denken, vielleicht heirathet er mich. . . . Diese Träume beschäftigten sie jeden Morgen vor dem kleinen runden Spiegel. Da plötzlich wurde sie verabschiedet auf Befehl der Polizei. Bis jetzt dachte sie nur unbestimmt an solche Pläne; als sich aber ein

großes Hinderniß zwischen sie und ihre Träumereien stellte, da nahm sie sich fest vor, Franz zu retten, und zwar auf die Gefahr hin, selbst ihre Freiheit zu verlieren. Indem sie ihm, in ihrem Sinne, dieses Opfer gebracht hatte, ward dieser Entschluß zur fixen Idee und das einfache Landmädchen ward plötzlich zu einer Heroin und zwar zu einer, die einen Mann sucht.

Sie hatte bemerkt, daß der erste Schließer ihr den Hof machte. Sie stellte sich nun, als sei sie ihm geneigt. Sie kam nicht mehr in das Haus ihres Onkels und arbeitete als Nähmädchen in der Stadt, aber der Schließer kam zu ihr und diesem zeigte sie ein neues Paradies in der Ferne und die Erhörung seiner Liebe, wenn er Franz mit noch einigen seiner unglücklichen Kameraden retten wollte.

Ob nicht der ehrbare Waldmann noch ein geheimes Interesse an der Ehescheidung Bertha's hatte? Das Recht war auf ihrer Seite. Wir Menschen sind aber so egoistisch erzogen, daß wir selbst unter der edelsten That eine egoistische Ursache vermuthen, wenn wir es auch nicht aussprechen. Während das vertriebene Landmädchen Franzens Rettung betrieb, brach in Deutschland eine große literarische Fehde über ein Buch aus. Bertha, die selbst fühlte, was Unglück heißt, die durch ihre sonderbare Stellung als Weib, jede Sprödigkeit wie einen unnützen Schleier zerriß, urtheilte ohne Vorurtheil. Der Verfasser des Buches fand an ihr eine warme Vertheidigerin, besonders gegen Waldmann, der sie oft besuchte und eigentlich dieses Thema nur benutzte, um in ein engeres Verhältniß mit ihr zu treten. Denn, weil es doch einmal gesagt werden muß, er liebte sie, wie nur ein Mann in den Vierzigen lieben kann, mit einer Leidenschaft, die an's Thörichte grenzte.

Des Schließers vermeintliche Geliebte hatte unterdessen schöne Bekanntschaften gemacht. Unter den Gefangenen befanden sich einige adelige Jünglinge, die gern wieder freie Luft geschöpft hätten. Ihre Eltern, obschon zum Theil vom Staate besoldet, dachten, Deutschlands Wohl könne doch gedeihen, wenn ihre Söhne auch frei würden. Sie sannen daher auf Mittel, sie von lebenslänglicher Untersuchung zu befreien und durch Geldmittel aus dem Gefängniß zu erlösen. Ich weiß nicht, wie es kam, — an demselben Tage, als Bertha Waldmann's Braut wurde, hieß es in der Stadt, es seien sechs politische Gefangene sammt dem Schließer durchgegangen. Sollte Waldmann

durch seine Liebe verhindert worden sein, die Gefangenen besser zu beobachten, oder wußten er und Bertha sogar um die Sache? Dies ist bis heute noch ein Räthsel. Man behauptete sogar, die Untersuchungscommission wünschte: es wären Alle bis auf Einen fort. Ueberhaupt schob man den Richtern entsetzlich viel liberale Ideen unter. Am Ende waren sie Alle verliebt.

Franz kam schon den andern Tag in Straßburg an. Seine Befreierin, Gertrude, die sich jetzt sehr witzig mit dem Schließer neckte, der übrigens gut bezahlt wurde, verließ ihn nicht mehr. Jetzt erst freute sie sich ihrer That; denn Franz war ein stattlicher schöner Mann, und in Straßburg zog Alles den Hut vor ihm ab. Er zeigte sich auch für seine Befreiung dankbar. Jetzt erst erfuhr er, wie so er befreit wurde. Das schlichte Mädchen hatte die Andern nur als Werkzeuge benutzt, um Franz zu befreien. Ach, dachte sie, jetzt werde ich Frau Doctor. Das hätte sie sich nicht träumen lassen. Mein Mann ist ein Gelehrter, und noch obendrein ein guter Patriot. Damals galten die Patrioten noch etwas in Deutschland. Franz betrachtete nun selbst seine holde Braut, sie war nicht übel als Befreierin, er hätte sie zwar aus freier Hand nicht zur Frau gewählt, aber sein Charakter war zu gerade, er war zu ritterlich, um nicht seine Schuld durch Liebe abzutragen. Seine Braut stand zwar nicht mit ihm auf gleicher Höhe der Bildung, aber er dachte ihr fleißigen Unterricht zu geben. Freilich, mit der Zeit wären ihm schon andere Skrupel gekommen. Wie eine Frau ernähren in einem fremden Lande? Denn in Straßburg konnte er nicht bleiben, aber daran sollte in den ersten vierzehn Tagen nicht gedacht werden. Man hatte vollauf zu thun, sich jeden Morgen seiner neuerrungenen Freiheit zu freuen; man dankte Gott für die wunderbare Erlösung, war überhaupt voller Liebe und Freude. Nur die Erinnerung an das Vaterland fuhr zuweilen, wie eine trübe Wolke, über den blauglatten Himmel der Luft. Wäre seine Braut auch ganz häßlich gewesen. Franz hätte sich doch eingeschwätzt, er liebe sie. Was ihm oft ein wehmüthiges Lächeln in stiller Nacht ablockte, war die Bemerkung, daß es eigentlich gar keine rechte Freiheit gebe; denn kaum entging er dem Kerker, sollte er heirathen, ohne sich vorher dazu vorbereitet zu haben. Seine Freiheit ging mit seiner Frau Hand in Hand. Oft schien ihm sein Leben ein Lustspiel, oft ein Drama, aber den

fünften Act suchte er so viel als möglich aufzuschieben. Seine Kameraden waren bereits von Straßburg abgereist, er allein blieb zurück, er und seine Befreierin. Der Schließer ging nach Paris mit den Taschen voll Gold, doch unzufriedenen Muthes; denn er liebte seine vermeintliche Geliebte. Bereits bereute er seine That und sah die Patrioten mit scheelen Augen an. Dies und die Beobachtungen einiger seiner dankbaren Freunde bewogen ihn, Straßburg zu verlassen und nach Paris zu gehen. Hätte er nur in Franzens Herz sehen können! Die meisten Menschen, die sich hassen, kennen sich nicht. Nicht die Liebe allein, sondern auch der Haß ist blind. Man könnte freilich hieraus schließen, daß sich die, die sich lieben, auch oft nicht kennen. Auch dies ist wahr. Nicht Alle, die sich lieben, kennen sich, aber die sich wahrhaft kennen, lieben sich sicherlich!

Zweite Abtheilung.

I.

Unter den zurückgebliebenen Flüchtlingen in Straßburg war eine seltsame Bewegung. Man flüsterte sich ein Geheimniß zu, und endlich hieß es überall, der Untersuchungscommissär Waldmann sei plötzlich in Straßburg angekommen, ohne daß Jemand die Ursache errathen konnte. An Vermuthungen fehlte es nicht und bald hieß es allgemein, er sei gekommen, um einen Spion zu erkaufen, der die deutschen Flüchtlinge im Auslande bewachen sollte; ja, man nannte diesen Spion, einen Freund Franzens, den man Abends vorher mit Waldmann in der Robertsaue gesehen haben wollte. Man muß es dem aufgeregten Gefühl eines Verfolgten verzeihen, wenn er überall Verrath und Spionerie wittert. Das Gefühl ist richtig, die Erfahrung leider berechtigt es, aber meist wird es irre geleitet. Die Furcht, verrathen zu werden, stiftet mehr Unheil als der Verrath selbst, sie verhindert sowohl das Vertrauen als die That; so daß Mancher, aus Furcht, verrathen zu werden, selbst seine Genossen verräth. So gleicht er einem Menschen, der seinem eigenen Schatten entlaufen will und

sich lieber das Leben nimmt. Aber auch als Leiche wirft er noch Schatten!

Es wurde beschlossen, Herrn Waldmann's Wohnung auszukundschaften und ihm an demselben Abend noch einen Charivari zu bringen. Franz, der bei Gelegenheit des Gerüchts wieder an Bertha dachte, erinnerte sich auch jener Scene zwischen ihm und Julius vor Waldmann; er glaubte in Waldmann etwas mehr, als ein gewandtes Werkzeug der Rache Höherer erblickt zu haben. Er schlug daher vor, ihn selbst in seiner Wohnung aufzusuchen und dann seinen Freunden Bericht abzustatten. Den Charivari sollte man noch unterlassen, um sich der französischen Regierung nicht als Tumultuanten anzukündigen. Er machte sich daher auf, um die Adresse Waldmann's zu erfahren. Man sagte ihm, er wohne in der „Blume" mit einem bildschönen Mädchen. — Eine Entführung, dachte Franz. Nichts anders! Waldmann ist zu ernst, um Studenten nachzulaufen, er ist zu ehrlich, um zu spioniren, er ist zu reich, um zu intriguiren.. Nur die Liebe kann ihn zu einem solchen Streich führen. Er ist zwar schon in den Vierzigen und scheint kalt, aber welches Alter kann sich rühmen, außerhalb der Schußweite der Liebe zu sein? Die Liebe ist stärker als der Tod, sie erkennt nicht einmal das graue Haar an, sie beugt sich vor keiner Macht, und sie allein kann sagen, ich bin, weil ich bin und werde sein, was ich war. Er hatte diese Bemerkungen gemacht, als er plötzlich zusammenfuhr. Es schien ihm, als erblickte er in der Münstergasse die Gestalt Bertha's. Sie kehrte ihm zwar den Rücken zu, aber wer Bertha ein Mal gehen sah, erkannte sie in allen Stellungen wieder. Rasch suchte er sie einzuholen, aber die Gestalt glitt leicht über die spitzen Steine des Straßburger Pflasters, und da sie einen ziemlich großen Vorsprung hatte, so fand er sie nicht mehr, als er auf dem Münsterplatz um die Ecke bog. Hier hielt er einen Augenblick still, er griff sich an die Stirn, denn er fühlte einen stechenden Schmerz im Kopfe. Wär's möglich, dachte er, und nun erst tauchten alle die früher mit Gewalt zurückgepreßten Gefühle mit einem Schlage auf, gerade als wenn man den Deckel von einem Kessel nimmt, in dem heißes Wasser siedet. Wenn ich sie wiederfinde, dachte er, wie will ich sie an meine Brust drücken! — Die Münsteruhr schlug Zwölf. Der hohle Ton erschütterte auf's Neue die reizbaren Nerven Franzens, aber sie schüttelten ihn aus

seinem wachen Traume. Er stellte sich maschinenmäßig vor den Münster und guckte an den sonderbaren Fratzen und Gesichtern hinauf, bis auf die durchsichtige Spitze. Es tanzte Alles vor ihm herum, sein Auge suchte einen Haltpunkt, um zu einem Gedanken zu gelangen. Er sah Nichts, Nichts als die Gestalt Bertha's, die wie eine Fliege vom Rumpfe des Münsters bis auf die Spitze kroch und sich dort niederließ. Dort sah er sie noch lange, sie wollte gar nicht weichen.

Endlich rief ihn zum zweiten Mal die Glocke aus seinem Traume, er richtete rasch seine Schritte der Blume zu. Dort fragte er einen Kellner, ob hier Herr Waldmann wohne. Ein kurzes grobes Ja war die Antwort. Franz ließ sich nicht abschrecken. Er fragte einen französischen Kellner, ob Herr Waldmann mit seiner Frau da wohne. Mit einer Dame, antwortete dieser; ob seine Frau, weiß ich nicht. Es ist übrigens einerlei. Das, es ist übrigens einerlei, ging ihm bis in's Herz. Franz fragte weiter und wendete sich an einen Dritten, es war dies der Lohnbediente. Er wolle, sagte er, ein Gedicht Herrn und Madame Waldmann zu Gefallen machen, etwa ein Hochzeitgedicht und da müsse er den Namen der Dame kennen. Der Lohnbediente versprach ihm, dies zu besorgen. Franz zahlte ihm voraus. Kammermädchen, Dienstmädchen und Stubenmädchen wurden ausgefragt und da wollte doch eine den Namen Bertha gehört haben. Als Franz dies erfuhr, blieb er lange ganz ruhig stehen, als hätte er seinen Verstand verloren, der Bediente glaubte, er mache gleich das Hochzeitgedicht, so tragisch sah er aus. Nach einigen Minuten jedoch entfernte sich Franz. Was in seinem Innern vorging, das ist unmöglich zu beschreiben. Unter so vielen stürmischen Gefühlen wurde jedoch Eins beschlossen, nämlich, Herrn Waldmann einen tüchtigen Charivari noch diesen Abend bringen zu lassen.

II.

Bertha hatte in kurzer Zeit erstaunlich viel erfahren; so lange ein Weib schön ist, hat es eben die Haupterfahrungen des Lebens noch nicht gemacht. Sie willigte ein, Waldmann's Braut zu werden;

denn ledig wollte sie einmal nicht bleiben, besonders unter so kleinstädtischen Verhältnissen nicht, aber als es wieder an's Heirathen ging, wurde sie doch ernst, nachdenkend und beschloß, sich selbst zu prüfen und zu richten.

Folgende Fragen legte sie sich vor: Liebe ich Franz so, daß ich mit Waldmann unglücklich sein würde? Sie hatte beschlossen, ihren Mann glücklich zu machen. Nun hätte sie gern Waldmann nicht blos geachtet, sondern auch geliebt, aber Franzens Bild lag wie eine Scheidewand dazwischen. Sie faßte daher folgenden Entschluß. Franz wollte sie noch einmal sehen und sprechen. Liebte sie ihn, dann wollte sie Waldmann Alles sagen, der Ehrenmann genug war, um ihren Schritt zu billigen; liebte sie ihn nicht mehr, dann wollte sie alle ihre Zärtlichkeit, ihr ganzes Leben Waldmann weihen und nie mehr an Franz denken. Zu diesem Endzwecke überredete sie Waldmann, nach Badenbaden zu gehen und von dort machten sie einen Sprung nach Straßburg. Waldmann errieth seine Braut, folgte, schwieg und lächelte.

Einmal in Straßburg, handelte es sich vor Allem, wie und auf welche Art sie Franz sprechen könne. Nach langem Hin- und Hersinnen beschloß sie, sich als Student zu verkleiden und ihn in dieser Tracht zu überraschen. Als Franz sie in der Münstergasse erblickte, war sie ausgegangen, um die Einkäufe zu ihrer neuen Toilette zu besorgen und Franz verfehlte sie deswegen, weil sie eben in einen Laden zu diesem Zwecke trat.

Ihre Toilette war bereits vollendet, Waldmann wußte Nichts um diesen neuen Plan, als eben bei Anbruch der Nacht das Heer des Charivari vor die Blume zog. Bertha war nicht wenig überrascht, so etwas erwartete sie denn doch nicht und als es allgemein hieß, es gelte ihrem Bräutigam — denn sie hatte sich selbst unter die Menge gewagt — so sank doch um Etwas ihre Meinung von ihrem zukünftigen Gatten. Frauen lassen sich mehr noch als Männer von dem Urtheil der Menge hinreißen, besonders wenn sie nicht lieben. Nur die Liebe trotzt der öffentlichen Meinung. Eben wollte sie sich wieder in ihr Zimmer begeben, als sie Franz unter der Menge er-

Digitized by Google

blickte und in demselben Augenblick ritten einige Gensd'armen von der andern Seite herbei, um die lärmenden Ruhestörer auseinanderzusprengen. Kaum bemerkte sie dies, so trat sie kühn mitten in das rauschende Gewirr, wo Franz war, und flüsterte ihm leise zu, er solle sich entfernen und ihr, d. h. ihm, folgen, da bereits die Polizei den Charivaristen Hinderniß in den Weg legte. Franz lachte ihr in's Gesicht. So jung, sagte er und doch schon so feig. — Diese Antwort beleidigte sie ernstlich. Wohlan, sagte sie, ich werde Ihnen zeigen, daß ich so viel Muth wie Sie habe, doch bin ich nicht Willens, ihn an ein paar miserable Gensd'armen zu verschwenden. Sie hatte ihre Stimme absichtlich geändert. Franz wollte sie eben genau betrachten, da sprengten schon die Gensd'armen mit blanken Säbeln auf ihn zu.

— Zurück hier! schrie'n sie, im Namen des Gesetzes. Franz wollte Widerstand leisten, aber bereits packte ihn ein Gensd'arm am Kragen und wollte ihn festhalten als Bertha hinzusprang und mit ihrer gewöhnlichen weichen Stimme auf französisch dem Gensd'armen zurief: Schämen Sie sich nicht, als wackerer Franzose einen unbewaffneten Mann zu mißhandeln? Lassen Sie ihn los, ich stehe für ihn. — Und wer sind Sie? fragte der Gensd'arm verdutzt, denn er erkannte ein Weib in der Gestalt. — Ich bin des Präfects Gemahlin! antwortete Bertha kühn und nahm Franz am Arm. En voilà une de chiquée! murrte der Gensd'arm in seinen Bart und ritt ganz ruhig seinen Gang fort, ohne einen Menschen mehr zu verfolgen. Unsere Präfectin ist auch schon verliebt in die deutschen Flüchtlinge und macht Charivari mit ihnen. Doch, seit der Julirevolution war Alles zu glauben.

Bertha und Franz gingen einige Zeit neben einander her, ohne ein Wort zu sprechen. Franz jedoch hatte sie erkannt und ohne sich lange zu besinnen, ging er mit ihr zum Steinthor hinaus, das einzige, das ihm bekannt war.]

Dort in der dunkeln Allee, die nach Schiltigheim führte, hielten sie an. Sie waren allein. Franz, ganz verwirrt, sprach kein Wort, er drückte Bertha echt deutsch an seine Brust und — weinte. Bertha war gefaßter und weniger langweilig.

— Ich Närrin! rief sie aus. Ich will mich prüfen, ob ich Dich

— fast hätte ich Sie gesagt, — liebe und alle meine thörichten Vorbereitungen beweisen mir schon hinlänglich, daß ich nie einen Andern geliebt habe noch lieben werde. Es kommt mir gerade vor, als wollte Jemand beweisen, warum zwei und zwei Vier sind. —

— Du willst sagen, versetzte Franz, wie so eins und eins nur Eins sind. — Bertha schloß ihm mit einem Kuß den Mund.

— Aber, sagte Franz, man sagt ja, Du wärest Madame Waldmann. —

— Ich bin seine Braut, seine ewige Braut. Das ist ein poetischer Titel. Doch Dein Weib will ich sein. Liebst Du mich weniger, weil ich Wittwe des Gesetzes bin? eine geschiedene Frau bin?

Franz antwortete durch einen glühenden Kuß.

— Nun höre auch, was ich Dir opfere, ich sage Dir das nicht, um Deine Liebe zu erzwingen, ich bin auch nicht stolz darauf. Die Frauen werden mich verdammen. Bis jetzt verzieh man mir die Heirath mit Deinem edlen Freunde. Man beneidet mich, man haßt mich zwar, aber man wagt es nicht zu gestehen. Nun heißt's auf ein Mal, die Bertha ist auf und davon. — Mit wem? Mit einem Studenten, mit einem Flüchtling — warte nur. — Sie betrog den guten, schönen, ehrlichen, reichen Waldmann. Der arme Mann! — Im Grunde freut es sie; denn jeder Vater zählt auf ihn für seine Tochter, aber ich weiß, er heirathet nicht mehr, sobald ich ihn verlasse. Waldmann liebt mich zärtlich, er verehrt mich — jetzt wundert es mich nicht mehr, sagt meine Freundin L., daß Julius sie verließ und sich von ihr trennen ließ. — Es hält es Niemand mit ihr aus, sie ist — Himmel! schrie hier Bertha auf, es schwindelt mir vor den Augen. — Ja, mein lieber Franz, fuhr sie fort, indem sie sich fest an ihn schmiegte, man wird mich schlecht und sittenlos nennen. — Und doch. — Ich kenne Waldmann besser als sie Alle. Der dankt es mir im Stillen, daß ich sein Herz nicht betrogen habe. Ach, ich konnte nicht anders. Ich liebe Dich, mein Franz, habe Dich immer geliebt, ich muß Dich lieben, wenn ich auch nicht wollte. Du brauchst mir nicht zu danken. Ist es doch des Weibes Bestimmung, zu lieben. Ich weiß nicht, ob Du meine Liebe verdienst, aber das ist mir eins. Ich gehorche der Stimme Gottes, meinem Herzen. Sein Wille, d. h. Dein Wille geschehe! —

Franz hatte diese Worte mit andächtigem Lächeln angehört. Und

auch ich liebe Dich, versetzte er, indem er Bertha fest an sich drückte, ich weiß nicht, ob weil ich muß, aber so viel weiß ich, daß ich will, daß ich in diesem Gefühl glücklich bin und daß Du das erste Weib bist, das ich liebe.

— Ach, versetzte Bertha seufzend. Das ist mir gleich. Ich sage wie Du, wenn nur das letzte. —

— Und doch bist Du die erste nicht, die mich liebt. Das Mädchen, das mich befreite, harrt nun auf seine Erlösung. Es glaubt, ich heirathe es.

— Und liebst Du sie? fragte rasch Bertha. — Welche Frage! Aber wie mich meiner Dankbarkeit entledigen? —

— Das sei meine Sorge, versetzte Bertha. Im Grunde bist Du ihm dankbar, wenn Du es nicht heirathest, da Du es doch unglücklich machen würdest. —

— Alle Frauen denken nicht wie Du, sagte Franz. Die Frauen von Geist und aufrichtigem Herzen sind eben so selten als die geistreichen Männer. —

Es wurde nun der Plan ihrer Flucht überlegt. Nach Paris! hieß es einstimmig und zwar den morgenden Tag schon mit der ersten Diligence. Bertha überlegte genau den Brief, den sie Waldmann schicken wollte. Für jetzt wollte sie wieder in ihre Wohnung zurückgehen, um ihre Sachen zu ordnen. Bereits aber war das Steinthor geschlossen und Bertha und Franz mußten wieder zurück nach Schlichtigheim, einem Dorf, das eine Viertelstunde von Straßburg entfernt ist. Es that ihr dies herzlich weh. Die Paar Minuten, während Waldmann eine schlechte Meinung von ihr haben wird, wenn sie ihm weder gute Nacht noch guten Morgen sagen kann, schienen ihr ein Jahrhundert. Sollte es wahr sein, sagte sie zu Franz, daß es keine Rosen ohne Dornen gebe? Ei, seitdem ich dies im Munde jedes Dummkopfs höre, versetzte Bertha ebenfalls lächelnd, glaube ich es nicht mehr.

Den andern Morgen begaben sie sich bei Tagesanbruch in die Stadt. Bertha ließ ihre Sachen durch einen Vertrauten Franzens auf den Wagen bringen. Sie blieb als Student verkleidet. Waldmann schrieb sie die Wahrheit mit offenem Geständniß. Um Eins bat sie ihn. Sie besaß ein Vermögen von 4000 Thalern. Den Rest ihres Vermögens hatte Julius verschwendet und mitgenommen. Sie

bat Waldmann, das Mädchen, das Franz gerettet hatte, zu trösten und ihm 3000 Thaler von ihrem Vermögen im Namen von Franz zu geben, damit sie sich verheirathen könne. Die andern 1000 Thaler erwarte sie in Paris, da sie sonst kein Vermögen besitze. Wenn sie glücklich sein wird, fügte sie am Schlusse hinzu, werde sie Waldmann schreiben, denn sie kenne sonst keinen Mann auf der Welt, als ihn, den sie nach Franz lieben könnte. — Schlag sieben saßen beide in dem Coupé der messageries royales. Nach Paris!

Dritte Abtheilung.

I.

Sie hatten den schönen Zabrer Steg bereits überschritten, ohne daß sie viel mit einander geplaudert hätten. Die Hände sich drückend und mit tiefem Blick die vorüberrauschende Natur bewundernd, genossen sie ihr Glück im Stillen, schlürften es löffelweise hinab. Manchmal entfuhr Franzen der Ausruf: wie schön, wie prachtvoll ist diese Gegend, diese Weinhügel, diese harmlose Hütte! und Bertha erwiederte ihm durch einen Händedruck. Dann und wann jedoch kreuzte eine Besorgniß ihre Glückseligkeitsgedanken. Doch dies dauerte nicht lange. Das Vertrauen auf Franz, die Hoffnung und besonders der feste Entschluß, sich in alle und jede Lage zu fügen, erheiterten bald wieder diese trüben Anflüge. Gegen Abend durchrauschte der Wind die Bäume und die Hügel Lothringens. Es schien ihr jede Bewegung in der Natur, jedes Säuseln Musik der Seele. Bald darauf ging der Mond hell und feucht auf. Der Wind legte sich etwas und spielte nur noch leise ächzend in den Wipfeln der Bäume. Ein Wollustschauer durchzuckte alle ihre Fibern. Sie wollte sprechen, hatte aber nicht die Macht dazu. Franz ergötzte sich ebenfalls an diesem Spiel der Natur, empfand aber seine tiefe Bedeutung nicht so wie Bertha. Diese endlich, von den vielen, auf sie einstürmenden Eindrücken angegriffen, schloß die Augen, legte ihr schönes Haupt auf Franzens Kniee und schlief so bis den andern Morgen, wo sie in Nancy frühstückten. Franz konnte nicht schlafen, er hatte die

ganze Nacht das liebliche Antlitz seiner Bertha beim Mondschein anzusehen; durch das Fahren kamen fast jede Minute neue Schattirungen darin vor, die seine Seele beschäftigten. Er sah seine Zukunft, sein ganzes Leben sich in diesem klaren Gesichte abspiegeln, und mehr als einmal, indem er sich vornahm, nur für Bertha zu leben und zu sterben, wollte er sie an seine Brust drücken, fürchtete aber, sie aus ihrem Schlafe zu wecken, und betrachtete sie weiter so in dem abwechselnd schimmernden Lichte des Mondes.

Den andern Morgen erzählte Franz Bertha, wie er die ganze Nacht mit sich gekämpft habe, wie er sie küssen, ihr sagen wollte, daß er sie liebe, wäre die Furcht nicht gewesen, sie aufzuwecken. Bertha lächelte etwas ironisch und gab ihm einen Kuß.

— Das beweist mir, Franz, sagte sie zu ihm, daß Du die Frauen noch nicht kennst. Ein Frauenzimmer, das liebt, zieht tausendmal die Worte: ich liebe Dich und einen Kuß dem Schlafe vor. Wenn's auch schläft, das Herz schläft nicht. Ich hätte Dich verstanden und schlafend Dir geantwortet.

Den andern Tag wurde mehr geplaudert; diesmal aber schlief Franz und Bertha wachte. Die kreidige Champagne lag bereits hinter ihnen, der Mondschein war noch heller als die vorige Nacht. Mehrere Male weckte Bertha Franz auf, um ihn auf die schöne Gegend aufmerksam zu machen. Dieser antwortete immer zuerst mit einem mürrischen Hm; sobald er aber die Augen öffnete, drückte er ihr die Hand und bat sie um Verzeihung. Am dritten Morgen kamen sie nach Paris. Es schwindelte ihr vor den Augen. Das Gewimmel der Menschen, das Rollen der Wagen, das Schreien und Lärmen der Hin- und Herlaufenden, Alles dies schien ihr ein Traum. Noch einige Minuten und sie stiegen in dem Hofe der Messageries royales ab. Kein Mensch bekümmerte sich um sie, so schön auch Bertha und so sehr sie verliebt war.

Sobald sie in dem Hotel angelangt waren, fühlte Franz Bertha's Ueberlegenheit. Franz war ein deutscher Gelehrter. Die Geschichte sowohl wie die alten Sprachen waren ihm genau bekannt. Er verstand auch etwas französisch und englisch, sprechen konnte er jedoch keine fremde lebendige Sprache. Bertha hingegen sprach das Französische sehr geläufig, es fehlte ihr nur der nationale Accent, den sie bald annahm. Die Eigenthümerin des Hotels war eine heitere

Frau in den Vierzigen. Das offene Gesicht Bertha's und ihr feines Benehmen gefielen ihr und bald wurden sie einig. Bertha miethete zwei Zimmerchen im dritten Stock. Alles kam ihr neu und sonderbar vor. Die Zimmer waren mit fünfeckigen Steinen geplättet, hatten statt der Oefen Cheminées, die Betten waren ebenfalls ganz national, aber es war doch Alles geschmackvoll und einfach eingerichtet. Bertha wurde gleich heimisch darin und da sie sich gut verständlich machen konnte, so lehrte ihr die Wirthin bald, wie sie das Cheminée als Küche benutzen könne. Den andern Tag ging sie auf die Post und nahm das von Waldmann ihr geschickte Geld in Empfang. Kaum war Franz einige Tage in Paris, so machte er die Bekanntschaft vieler deutschen und polnischen Flüchtlinge. Ein Herr von Knillbord stellte sich bei ihm ein, sprach ihm von seinem Talente, seiner Gesinnung und seiner Bekanntschaft in Paris und versprach ihm, ihn in allen Zirkeln einzuführen. Bertha, oder Madame François, so hieß sie da, war kaum acht Tage im Hotel du cadran, so war sie auf ganz intimem Fuße mit der Wirthin und ihrer Tochter. Sie hatte manches deutsche Vorurtheil bereits abgelegt. Unter andern merkte sie gleich, daß die Französinnen noch einmal so viel arbeiten, als die Deutschen. Madame Lottin war reich. Die Fonds ihres Hotels beliefen sich allein auf etliche 50,000 Franken. Dennoch versah sie selbst ihre Küche und ihre Hausarbeit. Die Tochter hatte beständig das Geräth nachzusehen, das alte zu restauriren und neues anzuschaffen. Nur ein Mensch im Hause hatte Nichts zu thun, als jeden Abend bis zwei Uhr in der Nacht aufzubleiben, um die Thürschnur auf- und zuzuziehen. Es war dies der Herr vom Hause, der reiche Eigenthümer selbst. Dazu hatte er sich den Siècle und den Charivari angeschafft, die er durchlas vom Titel bis zur letzten Annonce. Hingegen erhob er sich erst um zwölf Uhr von seinem Lager und machte, wenn das Wetter leidlich war, seinen Spaziergang. Um sechs Uhr, wenn es zum Mittagessen ging, fehlte er nie. Selten hingegen ging die Mutter oder die Tochter aus. Es war auch ein Sohn im Hause, der jeden Sonntag zum Essen kam. Er schrieb kleine Stücke für die kleinen Theater und borgte nebenbei seiner Mutter Geld ab, die ihm nie etwas abschlagen konnte.

Bald aber sollte es etwas lustiger im Hause werden. Bertha ging zwar fast jeden Tag mit Franz aus. Sie hatte bereits die

Theater und die Monumente der Stadt Paris gesehen, war auch in einigen Soireen, wo fast lauter Flüchtlinge sich befanden und von Nichts als von Politik gesprochen wurde. Ihre Freude und Lust hatte sie aber nur, wenn sie zu Hause bei Madame und Mademoiselle Lottin sitzen konnte und bis zwölf Uhr in die Nacht hinein plauderte, schäckerte und lachte. Sie wußte bereits die Namen fast aller Bewohner des Hotels. Bald erlaubte es Madame Lottin, daß sie mit ihrer Tochter allein ausging. Das war immer ein Tag der Freude. Zuerst durchwanderten sie Paris in allen Richtungen, dann besuchten sie die Cafés und lasen die Zeitungen oder spielten eine Partie Domino.

Während Bertha mit Virginie Paris durchstreifte, besuchte Franz mit Herrn von Knillbord die geheimen Gesellschaften, die Babeuvisten und verschiedene Journalisten der demokratischen Partei. Ja, er wurde selbst dem Minister vorgestellt. Franz hatte immer mehr Hoffnung, hier eine politische Rolle zu spielen. — Die Tage verflogen rasch, es schien ihm, als rausche die Zeit in Paris schneller vorüber, als anderswo. Bertha wurde immer mehr und mehr Französin. Und welches deutsche Mädchen wird es nicht in Paris? Das Weib ist nur geschaffen, das Leben zu versüßen und zu erheitern, nirgends aber wird man gleich so heimisch, als in französischer Gesellschaft. Bertha plauderte und schäckerte schon sechs Wochen im Hause herum mit Virginie, die nicht mehr sehr jung war, aber noch nie hatte man sie gefragt, wovon sie lebe, ob sie ledig oder verheirathet sei, wie alt sie wäre und dergleichen Fragen mehr, die man sich in Deutschland stellt, ehe man es wagt, Gesellschaft zu machen. Sie gefielen sich eben gegenseitig in ihrer Gesellschaft und waren Freundinnen im wahren Sinne des Pariser Begriffes. Oft, wenn Madame Lottin zu sehr beschäftigt war, versorgte Bertha die Küche. Sie schlug einmal vor, zwei deutsche Gerichte zu kochen. Es wurde angenommen. Mehrere Freunde und Bekannte wurden zu diesem deutschen Diner eingeladen. Bertha servirte. — Sie hatte Kartoffelklöße und einen Häringsalat mit Aepfeln zubereitet. Als die ungeheuern Klöße erschienen, wollte das Gelächter nicht aufhören. Es regnete Bonmots und Calembourgs. Nach und nach wagte man es, in die Klöße zu beißen; man fand sie vortrefflich und bald waren alle verschwunden. Der Salat wurde schmackhaft und originell gefunden.

Der Wirth holte von seinem besten Burgunder. Man blieb beisammen bis spät in die Nacht und Bertha wurde gekrönt als Königin der deutschen Küche. Der junge Vaudevilledichter hingegen, der auch bei dem deutschen Essen war, fand Bertha's Auge noch weit magischer als die nationalen Klöße. Er machte ihr förmlich den Hof und taufte sie la belle Allemande. Franz war deswegen nicht eifersüchtig, er wurde vielmehr jeden Tag stolzer auf seine Bertha, ohne die er nicht mehr leben konnte.

Es gibt Frauen, die sich frei wähnen, wenn sie sich von den gesellschaftlichen Sitten befreien, aber dennoch Sklavinnen an Geist sind; andere wieder sind frei an Geist, ohne gesellschaftliches Vorurtheil und halten streng an einem Sittengesetz, das sie sich selbst machen. Bertha gehörte zu dieser Classe. Seit ihrem Aufenthalte in Paris wurde ein ganz anderes Wesen aus ihr. Gesellschaftlich wurde sie zum Kinde. Sie hatte den deutschen Ernst, wodurch man den Ehrentitel Weib zu tragen glaubt, abgelegt. Oft spielte sie stundenlang mit Virginie au volan mitten auf der Straße und neckte sich mit den Vorübergehenden. Gram konnte man ihr nicht sein, sie war so schön und so graziös, und lächeln konnte sie wie ein unschuldiges Kind. Ihre Toilette hatte übrigens eine ganze Revolution durchgemacht. Oft ging sie des Morgens auf den Markt, ein Häubchen auf dem Kopfe, ein Foulard um die Schultern, die Locken in Papilloten eingewickelt und einen Strohkabas am Arm. Mit den Weibern der Halle hatte sie immer Streit. Bertha nämlich verstand die französische Sprache grammaticalisch, aber ihre Aussprache war noch sehr deutsch. Hingegen sprachen die Frauen von der Halle immer Fehler hinsichtlich des Subjonctiv und Bertha amüsirte sich damit, sie zu corrigiren. Diese Hallweiber sind nicht so dumm und so grob, wie man gewöhnlich glaubt. Bertha wurde immer höflich von ihnen behandelt, man stritt sich mit Scheltworten um ihre Kundschaft, aber sie hießen sie l'imparfait du Subjonctiv, und sie behielt diesen Spitznamen, so lange sie in dem Hotel du cadran wohnte. Abends las sie oft politische Broschüren. Sie gab sich stark mit den Werken der St. Simonisten und Fourieristen ab und war in vier Wochen um vier Jahrhunderte über Franz hinaus, mit dem sie jetzt oft discutirte.

Franz war fast beständig mit Herrn von Knillbord zusammen.

Er hatte die Unterstützung der Regierung ausgeschlagen, wurde Mitglied einer geheimen französischen Gesellschaft und ging mit dem Plane um, eine neue deutsche zu stiften. Muth hatte er genug, um für sein Prinzip zu sterben, aber dies Prinzip war zerrissen. In Deutschland hatten seine Bestrebungen einen bestimmten Zweck. Er verlangte Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und die Einheit Deutschlands mit Elsaß und Lothringen. So heftig er dies verlangte, so wenig gefährlich hätte er dem tiefern Menschenkenner geschienen. Für diese Ideen zu sterben wäre ihm ein Leichtes gewesen, aber dafür leben wäre ihm schon schwerer gefallen, und würden seine Pläne in Deutschland gelungen sein, so kam er gewiß in große Verlegenheit. Höchstens lag bei ihm die Hinteridee zu Grunde, eine deutsche Republik zu gründen und alles Fernere dem Zufall zu überlassen. Von philosophischer Organisation eines Staates war bei ihm und bei all seinen unglücklichen Brüdern keine Rede. Dennoch glaubte er früher an sein Prinzip und der Glaube macht selig. Anders wurde es in Paris. Da gab es Freiheit der Presse, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und dennoch gab es geheime Gesellschaften. Was war ihr Zweck? — Franz wohnte ihren Sitzungen bei. — Wollten sie eine Republik? Ach nein, nicht wegen ihrer Form, sondern wegen ihrer Consequenzen. — Sie wollten, daß ein jedes Mitglied des Staates gleiche Arbeit und gleichen Genuß habe — man hielt dort statt politischer rein philosophische Reden, predigte gegen die Sünde, gegen das Christenthum, gegen den biblischen Gott, gegen die Unsterblichkeit — Himmel, es ging Franz bis in die Seele. An seiner Unsterblichkeit verzweifeln, an seiner Privatunsterblichkeit, er, der nur revolutionär wurde, um privatunsterblich zu werden! Nein, das war zu viel für ein deutsches edles Gemüth, für einen deutschen gelehrten Revolutionär! Thränen weinte er, bittere Thränen. Diese unterirdischen Scheusale von der Rue St. Denis hatten ihm sein Prinzip zerrissen, für das er sterben wollte, um unsterblich zu werden. Es gab Momente, wo er seine That bereuete, wo er Buße thun wollte, aber Franz war zu ritterlich dazu. Auch wenn er ganz wie der deutsche Bund gedacht hätte, und Paris hatte ihn beinahe dazu gebracht, so wäre er doch bei seinen Freunden geblieben. Dazu hatten sie zwei Monate lang von den tausend Thalern gelebt. Sie waren nicht Philister genug, um an die Zukunft zu denken; aber bald sollte

es anders werden, die Prüfung blieb nicht lange aus und sie war hart.

Am meisten verwirrte ihn Herr von Knillbord. Trotz seiner Eleganz, seiner unverwüstlichen weißen Handschuhe, trotz seiner ausgebreiteten Bekanntschaft schien der Herr Baron ein radicaler Communist zu sein. Er sprach von Nichts als von der Guillotine und der zukünftigen Republik, stürzte alle Minuten das Ministerium und prophezeihte eine nahbevorstehende Revolution. Doch dies geschah nur im Vertrauen, seine sociale Stellung erlaubte es ihm nicht, wie er zu sagen pflegte, seine Meinung öffentlich auszusprechen, und er empfahl Franz nicht weniger Behutsamkeit, lockte ihm jedoch so alle seine Pläne und alle seine Geheimnisse ab. Noch eine andere Absicht hatte der Baron mit Franz. Bertha war ein schönes Weib und der Baron konnte nicht umhin, bei sich selbst diese Bemerkung zu machen. Er war praktisch genug, um einzusehen, daß diese poetische Lebensweise nicht lange dauern konnte. Früh oder spät, dachte er, wird sich die Noth, diese Kupplerin aller egoistischen Laster, einstellen und dann —

Die Katastrophe blieb nicht lange aus. Franz und Bertha merkten plötzlich, daß von all ihrem Gelde nur noch ein Napoleon übrig blieb, und als Bertha ihn wechselte und nur noch einige Sous übrig hatte, brachte sie dieselben Franz mit der witzigen Bemerkung, daß sie ihm die Asche Napoleons überreiche. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Der Eigenthümer des Hotels, Sergeant in der Nationalgarde und ein entschiedener Republikaner, witterte überall Spione. Nun hatte sich aber der Baron bei Madame Lottin einzuschmeicheln gewußt, die ihm, dem Freunde Franzens, Alles erzählte, was Franz selbst verschwieg. Nie kam er, ohne Madame etwas zu bringen: Blumen, deutsches Backwerk oder Melonen. Dabei vernachlässigte er gänzlich ihre Tochter Virginie, obschon sie schön war. Das gefiel der Mutter, die Französin genug war, um sich dadurch geschmeichelt zu fühlen. Herr Lottin traf den Baron mehrmals im Gespräch mit seiner Frau, und dies genügte ihm, um fest zu behaupten, der ehrenwerthe Baron sei ein Mouchard. Als eines Morgens der Baron mit einem der schönsten Blumensträuße in dem Hause erschien, trat ihm Herr Lottin mit einem dicken Stock entgegen und kündigte ihm an, daß er sein Haus zu meiden habe. Der Baron

stutzte, spielte den verachtenden Aristokraten und antwortete, daß ihm der Wirth nicht verbieten könne, seine Freunde zu besuchen. — Die Sie ausspioniren, versetzte Herr Lottin rasch. — Herr von Knillbord erblaßte. — Kaum merkte dies der erzürnte Ehemann, so versetzte er ihm einen Hieb auf den Kopf, daß er zusammenstürzte. Madame und Virginie, Franz und Bertha liefen herbei, fielen über den Alten her und hoben den Baron auf. — Ich habe ihn erblassen sehen, schrie Herr Lottin, c'est un lâche, c'est un mouchard! — Der Baron machte sich fort und drohte mit einem Prozeß. — Als der Alte ruhiger war, erklärte er Franz, daß entweder der Baron, sein Freund, das Haus meiden müsse, oder er selbst müsse mit seiner Frau heute noch ausziehen. Bertha hatte eben den Rest ihrer Schuld bezahlt. Sie schämte sich, sich da arm zu zeigen, wo sie so großartig gelebt hatte, und obschon es ihr herzlich Leid that, Mademoiselle Virginie zu verlassen, benutzte sie doch die Gelegenheit, ein anderes Hotel zu beziehen, was auch den andern Tag geschah. Franz besuchte den Baron und erklärte ihm seine Geldnoth. Dieser lächelte und schoß ihm 200 Franken vor. Als Bertha das Hôtel du cadran verließ, konnte sie eine Thräne nicht unterdrücken. Sie fühlte, daß jetzt eine neue Phase ihres Lebens beginne, aber sie sah ihr muthig in's Gesicht.

Als Gertrude Franzens Flucht erfuhr, war sie fast untröstlich. Sie wußte im ersten Augenblick nicht, was sie thun sollte. Als sie aber Waldmann besuchte und dieser ihr die 3000 Thaler in Wechseln einhändigte, die er ihr im Namen Franzens übergab, erholte sie sich etwas von ihrer Verzweiflung. Ihr Entschluß war schnell gefaßt. Nach Paris wollte sie, wo wahrscheinlich Franz und auch ihr erster Liebhaber, der Schließer, war. Der, dachte sie, liebt mich und nun gar, wenn ich ihm sage, daß ich reich bin.

Gleich am ersten Tage ihrer Ankunft machte sie die Bekanntschaft eines deutschen Tischlers. Dieser sollte ihr die Adresse des Schließers auskundschaften und er ließ es sich als Landsmann recht angelegen sein. Nach langen und mühseligen Nachforschungen trafen sie ihn. Gertrude empfing ihn mit Entzücken; er selbst blieb ganz verdutzt stehen. Paris hatte ihn schon so verdorben, daß er Gertrude,

seine Liebe, Franz und alle Flüchtlinge vergessen hatte. An's Heirathen war kein Gedanke mehr. Als aber Gertrude ihm erzählte, sie sei dreitausend Thaler reich, da ward er wieder deutsch-sentimental und erklärte ihr seine alte Liebe. Er kannte bereits sein Geschäft und es gelang ihm, mit Gertrudens Hilfe, eine Art deutsche Pension zu errichten. An demselben Tage, als Bertha in die rue Bourg l'abbée wanderte, heirathete Gertrude ihren Geliebten auf der Mairie und zogen sie als Wirthe in die rue neuve des bons enfans ein. — Der Tischler erhielt bei ihnen freie Wohnung.

Franz sowohl wie Bertha sahen ihrer neuen Lage mit Muth und Entschlossenheit in das Auge. Es galt jetzt für sie, in den ersten vier Wochen Mittel zu einer selbständigen Existenz zu finden. Franz hatte schon einen Monat früher an einige deutsche Journale geschrieben und ihnen Correspondenzartikel angetragen, doch in Deutschland gab es wenig Blätter, denen es erlaubt gewesen wäre, wie er zu denken.

Es wurde nun in Paris selbst alles in solchen Fällen Gewöhnliche aufgeboten, um sich Nahrungsmittel zu verschaffen. Wenn man in Paris nur warten kann, früh oder spät trifft sich für Jeden eine Nahrungsquelle, aber Mancher geht während des Wartens zu Grunde. Während Franz fast jeden Tag verzweifelter, trostloser nach Hause kam, hatte Bertha schon für die ersten Bedürfnisse gesorgt. Sie hatte sich in einem Laden, wo sie früher selbst Einiges kaufte, Arbeit für ein armes Mädchen ausgebeten. Man gab ihr Frauensättel zu steppen und zu brodiren. Eine schwere, schlechtbezahlte Arbeit — sie nahm sie an.

Der Baron hatte Franz bei einem Journal empfohlen. Da sollte er deutsche Artikel schreiben. Er schrieb sie auf deutsch, Bertha übersetzte sie des Nachts auf französisch, so gut sie konnte, und der Vaudeville-Dichter Herr Lottin, der sie nicht verließ, corrigirte und umschrieb sie, worauf Franz sie wieder abschrieb. Dies brachte ihnen so viel ein, daß sie zur Noth leben konnten.

Bertha hatte nun keinen Augenblick Muße mehr. Es that Franz in der Seele weh, sie so arbeiten zu sehen, sie aber lächelte und wurde mit jedem Tage schöner und verjüngter. Es schien, als hätte sie nie ein anderes Glück gekannt. Und mit welchen Schmeicheleien, mit welchen Liebkosungen suchte sie ihren Franz zu trösten

und zu lieben! — Die Momente dazu waren zwar spärlich zugemessen, aber sie waren um so inniger, heiliger. Herr von Knillbord kam jeden Tag zu seinen Freunden. Zu seinem Erstaunen und Mißvergnügen merkte er jeden Tag mehr, daß ihre Lage sich unabhängig gestaltet hatte. Seine Absicht war der Besitz Bertha's, die durch Elend und Armuth gezwungen werden sollte, ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen. Bertha aber hatte einen natürlichen Widerwillen gegen ihn und seine Wohlthaten. Einst sagte er zu Franz: — Du bist der glücklichste Mensch in Paris. Ich gäbe all mein Vermögen dafür, wenn ich so eine Frau hätte, wie Du. — Das wäre Thorheit, versetzte Bertha lächelnd, sie würde Sie nicht lieben. Der Baron schwieg, biß sich in die Lippen und verließ das Zimmer. Allein auch Lottin hatte eine heftige Leidenschaft zu ihr gefaßt. Er suchte seine Leidenschaft zu bekämpfen, da er Bertha als angetraute Frau Franzens betrachtete. Einst jedoch klagte er seine Noth seiner Schwester Virginie, der es der Vater verboten hatte, ihre Freundin zu besuchen. Diese kannte das Verhältniß Bertha's genau. Sie hätte sich längst schon mit Franz trauen lassen, aber sowohl ihm als ihr fehlten die nöthigen Papiere dazu und Franz hatte als Flüchtling keine Hoffnung, sie zu erlangen. Diese Nachricht zündete wie ein Blitz im Herzen des Vaudeville-Dichters. Bald darauf wagte er es, zu einer ungewöhnlichen Stunde Bertha zu besuchen. — Diese sah gleich in seinen Zügen, daß etwas vorgefallen sei, und fragte ihn bekümmert darum. — Madame, sagte er, ich kenne jetzt genau Ihr Verhältniß zu Franz. . . . Bertha erblaßte. — Ich bitte Sie um Verzeihung, fuhr Lottin fort, wenn ich so kühn bin, Sie an Dinge zu erinnern, die mich Nichts angehen und die mir so heilig wie Ihnen sind. Sie kennen mich als einen Menschen ohne Vorurtheil und wissen, daß ich Sie nicht allein um desto mehr achte, sondern auch um desto mehr liebe; denn daß ich Sie liebe, das müssen Sie schon gemerkt haben.

— Es war von jeher mein Unglück, versetzte Bertha, geliebt zu werden. Es würde mich in der Seele schmerzen, sollte ich durch Ihre Liebe Ihre Freundschaft einbüßen. Doch ehe Sie weiter sprechen — sie nahm seine Hand — ich errathe Alles, was Sie mir sagen wollen — Virginie hat geplaudert. — So wissen Sie, ich liebe bis jetzt nur meinen Franz. Armuth und Elend ertrage ich

lieber mit ihm, als Reichthum und Glanz mit Andern. Wenn ich ihn einmal nicht mehr liebe, so sage ich es ihm und ich würde es ihm auch als angetrautes Weib sagen. Sie aber achte ich als Freund, als talentvollen Mann. Ich weiß, Sie haben mehr Geist und Talent als mein Franz. Ihre Stellung in der Gesellschaft wird auch mit 'jedem Tage brillanter. — Es ist aber einmal so. Die Liebe rechnet nicht. — Herr Lottin erhob sich und drückte Bertha die Hand. — Ich liebe Sie um desto mehr, versetzte er, doch werde ich mich in mein Schicksal fügen. Adieu Madame. Mögen Sie glücklich sein. — Er entfernte sich. Thränen standen ihm in den Augen; Bertha selbst war sehr angegriffen. Kurz darauf brach eine Emeute aus. Franz wußte darum, hielt sich aber fern. Auch der Baron wußte es von Franz; denn seit einiger Zeit hatte er Bertha ganz über seinen politischen Gesprächen vergessen. Die Emeute wurde blutig erdrückt. — Der Baron ließ sich während dreier Tage nicht sehen. — Da brachen Gensd'armen um Mitternacht in Franzens Zimmer und zeigten ihm einen Bevollmächtigungsschein vor, kraft dessen er ihnen nach einer südlichen Stadt in der Provinz folgen sollte. Die Regierung hatte beschlossen, alle fremden Flüchtlinge aus Paris zu entfernen, auch die, die keinen Antheil an der Emeute genommen. Er war vernichtet. Die Gensd'armen waren höfliche Leute, besonders der Commissär, der sie begleitete und in derselben Straße wohnte. Man ließ ihm eine Stunde Zeit. Bertha zeigte sich auch jetzt männlich und gefaßter als Franz Sie ermuthigte ihn zur Geduld und zur Ausdauer, versprach ihm leise ewige Treue und hoffte ihn bald wieder zu sehen. Ja sie war sogar heiter und pflegte seine Toilette. Als aber Franz Abschied nahm, und die Zunge ihm den Dienst versagte, da errang die Natur des Weibes die Obergewalt. Sie klammerte sich krampfhaft an ihn, weinte und schluchzte und als endlich ein Gensd'arm Franz beim Arm nahm, stürzte sie bewußtlos auf die kalten Steine des Zimmers nieder. — Der Commissär blieb bei ihr, um sie zu trösten, aber er sah bald, daß ärztliche Hilfe nöthig sei. Die anstrengende Arbeit hatte längst ihr Nervensystem zerrüttet. Nur ihr moralischer Wille hatte sie aufrecht erhalten. Bertha wurde den andern Tag in's hotel dieu gebracht. Sie hatte das Nervenfieber.

II.

Franz kam glücklich in einer Stadt an der spanischen Grenze an. Er durfte die Stadt nicht ohne die Erlaubniß der Polizei verlassen. Die Regierung gab ihm einen Franken täglich, eine Unterstützung, die er jetzt annehmen mußte, bis er sich durch seine Arbeit ernähren konnte. Bald machte er Bekanntschaft mit spanischen Flüchtlingen, die ihm in der spanischen Sprache Unterricht gaben und bei ihm Deutsch lernten. Ja er hätte sich glücklich gefühlt, so weit ein von seinem Vaterlande Verbannter glücklich sein kann, wäre nicht die Erinnerung an Bertha gewesen. Er schrieb ihr gelich nach seinem Ankommen, aber Herr von Knillbord hatte in dem Hotel Ordre gegeben, die Briefe Franzens ihm als seinem Freunde auszuliefern und Bertha konnte nicht antworten, auch wenn sie seine Briefe erhalten hätte.

Ihre Constitution war ihr Arzt. Nach vierzehntägiger Gefahr errang die Natur und der Wille zum Leben die Oberhand und sie war auf dem Wege der Besserung. Herr von Knillbord meldete sich bei ihr zum Besuche, aber sie wies ihn ab. Bertha wurde nicht besser und nicht schlechter als jedes andere arme Mädchen gepflegt, aber sie war damit zufrieden. Herr Lottin erfuhr mit Schmerz, daß sie im Hospital sei. Er gab im Stillen der Wärterin, einer soeur de charité, Geld, um Bertha, sobald es ihr der Arzt erlaubte, Speise und Trank nach ihrem Belieben zu reichen, aber Bertha nahm auch dieses nicht an. Sie glaubte erstens, es käme dies von Herrn Knillbord, an Herrn Lottin dachte sie nicht, und dann wollte sie durchaus keinen Unterschied von den andern Unglücklichen machen. Hier im Hospital lernte sie erst unsere Gesellschaft und ihr Elend kennen. Sobald sie sich regen konnte, machte sie die Wärterin der andern Kranken, ließ sich ihr Leid und ihren Kummer erzählen, weinte mit ihnen und tröstete sie. Auch gelacht wurde im Hospital und die soeur de charité mußte oft ihre Lippen lächelnd bewegen, um sie eine Minute darauf zum Gebet für einen Sterbenden zu öffnen. Bertha drückte mancher ihrer Schicksalsgenossinnen die Augen zu und kniecte betend vor ihrem Sterbebette. Hier lernte sie alle Menschen lieben, die unglücklichsten am meisten; hier lernte sie dem Schicksal und dem Tode trotzen. Nach sechs Wochen wurde

sie vom Arzt verabschiedet, sie war sehr mager und sehr blaß geworden, aber diese Blässe erhöhte noch ihre Schönheit. Es lag eine solche religiöse Harmonie in ihren Zügen, daß sie wie ein Heiligenbild aussah. Ja, manchmal hatte sie Lust, ihr ganzes Leben den Kranken zu widmen, und soeur de Charité zu werden, aber noch schlummerte die irdische Liebe in ihrem Busen. Sie verließ das Hospital, mit Segenswünschen überschüttet vom Pfarrer, den Schwestern und den Kranken.

Sie ging in ihr Hotel, um zu fragen, ob keine Briefe für sie von Franz da seien; man sagte ihr, daß der Herr Baron sie genommen habe. Nun galt es einen harten Gang. Sie mußte zu Herrn von Knillsbord wandern. Dieser nahm sie etwas gravitätisch auf, doch scheinbar zuvorkommend. Er fing damit an, ihr Vorwürfe wegen ihres Stolzes zu machen, erklärte ihr, daß Franz in eine schlimme Sache verwickelt sei, daß er die Briefe verbrannt, weil man bei ihm Haussuchung gehalten, daß er sie dadurch von einem politischen Verdachte gerettet habe, trotz ihrer Undankbarkeit, und daß es besser sei, sie schriebe Franz jetzt gar nicht, da die Post die Briefe öffne; ja, um sie desto sicherer zu stellen, ziehe er es gleich lieber vor, seine Adresse ihr zu verschweigen. Die Zeit, meine Beste, fuhr er zärtlich heuchlerisch fort, wird auch diese Wunde heilen. Ihre Seele wird durch diese Narbe um so schöner sein, und es wird immer noch Männer geben, die ihr Leben für Sie hingeben, auch wenn Sie sie verschmähen. Der Herr Baron ergriff ihre Hand, sie zitterte aber so, daß ihm selbst bange ward. Fürchten Sie Nichts, setzte er hinzu, Gefahr ist nicht für ihn da, ich habe einigen Einfluß beim Ministerium, aber es kann doch einige Jahre dauern. — Einige Jahre, fuhr Bertha auf. — Sehen Sie, fuhr jetzt der Baron fort, den Gedanken, ihn zu heirathen, müssen Sie aufgeben, wenn Sie ihn lieben. Allein wird und muß er sich helfen. Mit Ihnen aber wird er anders werden. Um Sie nur glücklich zu machen, wird er Alles opfern, sogar sein Prinzip. Er hätte eine Stelle angenommen, blos um Sie reichlich ernähren zu können, ja, ich glaube, er hätte den Spion gemacht, um Geld für Sie zu haben. Wenn ich nicht — Bertha wurde roth vor Zorn. Das ist nicht wahr, fuhr sie auf. Eine solche schlechte Meinung hatte Franz nicht von mir. — Nicht wahr! fuhr der Baron fort. — Und wissen Sie denn, was ein Mann

im Stande ist, um Ihnen zu gefallen, um Sie glücklich zu wissen? Ich, zum Beispiel, würde meinen Vater tödten, um Sie zu besitzen. Sehen Sie, ich bin reich und habe Freunde, vergessen Sie Franz und ich opfere Ihnen Alles. Er zog sie an sich. Bertha, noch sehr schwach von ihrer Krankheit, träumte in diesem Augenblicke, ihr Geist war abwesend, die Reden des Barons verwirrten sie; als sie aber fühlte, wie der Baron sie an sein Herz drückte, wie er sie zu küssen wagte, da erwachte sie, gerade wie in ihrer ersten Hochzeitsnacht. Krampfhaft, mit einem gepreßten Schrei, stieß sie ihn zurück und lief nach der Thüre, die der Baron zu schließen vergessen hatte. In einem Nu war sie auf der Straße und jetzt erst athmete sie wieder auf. —

Einige Tage später erhielt sie eine Stelle in einem der ersten Cafés auf dem Boulevard. Der Wirth kam selbst in ihr Logis, sagte ihr, er hätte zufällig von ihr gehört, ob sie nicht als Dame de comptoir bei ihm eintreten wolle. Bertha nahm freudig das Anerbieten an. Herr Lottin war es, der dem Wirthe, der ein schönes braves Mädchen suchte, Bertha empfohlen hatte. Da saß sie nun, ihre kurzen lockigen Haare à l'enfant bis auf die Schultern fallen lassend, mit ihrem großen tiefen Blick, mit ihrer trauernden Wittwenblässe. — Sie war zum Verzücken schön. Sie sprach wenig, dachte mehr und wurde von den Einen la belle Allemande, von den Anderen la begueule, genannt.

Sie war ungefähr drei Wochen in diesem Café, Herr Lottin hatte sich während dieser Zeit nicht sehen lassen, als eines Abends der Baron von Knillbord zufällig in den Saal trat, der fast ganz von eleganten Herren besetzt war.—Kaum bemerkte er sie, so sprang er auf sie zu und sagte: Ah vous voilà ma chère Bertha, je vous retrouve do c — C'est heureux, c'est . . . Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, so entstand ein Gemurmel im Saale. — Ah, hieß es, la voilà donc cette vertu allemande. — O, la begueule, schrie ein Anderer, je la croyais.... Bertha antwortete dem Baron nicht. In diesem Augenblicke fühlte sie erst, wie schwach ein einsames Frauenzimmer ist, — als Herr Lottin in das Zimmer trat und vor Bertha ehrerbietig den Hut abnahm. — Aha, hieß es, der kennt sie auch. — Warum lachen Sie, meine Herren? fragte Lottin. — Ei, versetzte ein etwas naseweiser Lion, wir hielten unsere schöne

Wirthin für eine Diana und, wie wir so eben hörten, ist sie eine Venus. — Hörten? fragte Lottin, ich bitte Sie, doch etwas deutlicher zu sprechen.—Zum Teufel, versetzte jener, für einen geplagten Zuhörer Ihrer Stücke spreche ich doch deutlich genug. Herr Lottin lächelte. — In einem etwas sanfteren Ton fragend, erfuhr er, was vorgefallen war. — Er suchte den Baron auf, aber dieser hatte sich entfernt, sobald er Herrn Lottin bemerkte. Als Lottin fortgehen wollte, bat ihn Bertha um ein Wort. Zuerst dankte sie ihm mit einem gütigen tiefen Blicke, dann bat sie ihn, sich um die Adresse Franzens zu erkundigen. Nur von Ihnen, fügte sie hinzu, erwarte ich einen solchen Dienst. — Herr Lottin schwieg eine Weile, dann drückte er Bertha die Hand. Es freut mich, antwortete er, daß Sie mich so genau kennen und meinen Charakter zu würdigen wissen. Bis übermorgen wissen Sie die Adresse Ihres Franz, Ihres glücklichen Franz.— Er entfernte sich rasch, Bertha blickte ihm mit thränendem Auge nach.

Kaum war der Herr Baron zu Hause, so setzte er sich nieder, um an Franz zu schreiben. Zuerst meldete er ihm, daß er all seinen Einfluß anwenden werde, um sein Exil aus Paris aufzuheben. Einstweilen schicke er ihm einiges Geld aus seiner eigenen Kasse.

Gelegentlich meldete er ihm, daß Bertha einige Zeit krank war, daß sie aber sehr gut gepflegt wurde, er wisse nicht, durch welche Fürsorge. Jetzt sei sie dame de comptoir in einem Café und habe eine Menge Anbeter. Sie scheine noch viel hübscher geworden; es beschütze sie ein sehr reicher Herr, ob aus Liebe oder Humanität, wisse man nicht.

Dies war genug für Franz, der schon seit drei Monaten keine Nachricht von ihr hatte.

Den andern Abend kam Herr Lottin und brachte Bertha die Adresse von Franz. Der Sekretär des Ministers des Innern war ein ehemaliger Vaudevillist, ein Freund Lottin's. An diesen hatte er sich gewandt und genaue Auskunft erhalten Bertha drückte ihm die Hand und verließ auf der Stelle das Café, ohne Jemand davon zu benachrichtigen. Vor Allem suchte sie sich ein kleines wohlfeiles Zimmer in der rue neuve des bons enfants, wo sie ein deutsches Hotel bemerkt hatte. Zugleich schrieb sie an Franz. Sie schilderte ihm ihre Krankheit,

ihre Verlegenheiten, doch klagte sie nicht. Sie wollte ihm nicht noch mehr Verdruß verursachen. Auch wurde sie nach ihrer Krankheit ruhiger, ergebener in ihr Schicksal. Sie tröstete Franz auf bessere Zeiten und rieth ihm, fleißig zu arbeiten, besonders französisch zu lernen.

Franz stand da plötzlich zwischen zwei Feuern. Er wußte nicht, wem er trauen sollte. Vielleicht hundert Mal las er beide Briefe durch. Oft schien es ihm, als spotte Bertha seiner. Kein Wort von Liebe in ihrem Brief. Er solle französisch lernen. — Auch dies war Hohn — er solle sich trösten. — Ueber was? Dann studirte er wieder des Barons Brief. Dort Nichts als Vermuthungen, doch wahre. — Sie war krank — das ist richtig. — Sie war in einem Café — wieder eine richtige Vermuthung. — Das Andere kann auch richtig sein. Und warum schreibt sie jetzt erst? Vom Baron schrieb sie kein Wort. Es war dies unter ihrer Würde. Und dann wußte sie, daß bis jetzt Franz seiner noch bedurfte und schwieg deshalb. — Kurz, Franz zweifelte an Bertha. — Er war ein ritterlicher braver Mann, aber in dieser Hinsicht schwach. Er hatte Bertha's Charakter nicht verstanden. Dennoch siegte in ihm das Bessere. — Er antwortete Bertha, aber unwillkürlich flochten sich einige leise Vorwürfe in seinen Brief, die Bertha's Zartgefühl verletzten und die sie, gerade heraus, zu sehr verachtete, um darauf zu antworten. Auch hatte sie keine Zeit zu schriftlichen Liedeleien. Sie logirte in demselben Hotel, das Gertrude gehörte. Aber sie hatte weder sie noch ihren Mann je gesehen und ließ sich auch jetzt wenig mit ihnen ein. Es galt vor Allem, Arbeit zu haben, um zu leben. Ueberall, wo sie hinkam, war Alles besetzt, dazu kam die morte saison. Bertha sah dem Hungertod in's Auge. Herr Lottin hatte zugleich ihre Spur verloren und suchte in allen Quartiers von Paris, während sie keine funfzig Schritte von ihm entfernt wohnte, freilich, ohne es selbst zu wissen. Eine kurze Zeit war sie bei einem Journal beschäftigt — wo sie die Blätter zusammenlegte — und dann in einer — Gewehrfabrik! Es brachte ihr aber kaum einen Franc täglich.

Gertrude führte den Pantoffel in ihrem Wirthshause. Sie tyrannisirte ihren Mann auf eine unerlaubte Art. Eifersüchtig war sie, comme une Allemande, wie die Französinnen sagen, und dabei wollte die Fama wissen, sie liebäugele mit dem Tischler, der immer noch im

Hause wohnte. Das Hotel ging vortrefflich. Sie wurden immer reicher und Gertrude immer geiziger. Ihr Mann, der ehemalige Schließer, galt für ein Muster von einem Ehemann. Herzensgut war er, etwas dick, sehr jovial und wenn ihn Gertrude gezaust hatte, machte er ihr den Hof. Dabei konnte er Pfannkuchen backen und Gurkensalat arrangiren, daß alle Gäste, die diese Speise forderten, hinzufügten, mais de la main de Monsieur. Die Nachbarinnen beneideten beständig Gertrude ob ihres Mannes. Voilà comme je voudrais avoir un mari, sagten sie. O, les Allemands, ce sont les meilleurs enfans du monde, mais les Allemandes! Gertrude war schon eifersüchtig, wenn ihr Mann französisch mit ihren Nachbarinnen radbrechte. Sie war es aber zehn Mal mehr, als sie die Theilnahme bemerkte, die er Bertha schenkte. Er hatte sie auch in die Gewehrkapselfabrik empfohlen. Sie beschloß daher, Bertha um jeden Preis aus dem Hause zu schaffen. An demselben Tage sollte diese bei dem Zahlmeister den Lohn von acht Tagen in Empfang nehmen. Der Fabrikherr ließ einige Mädchen zu sich kommen, um sie zur Tugend und Moral anzufeuern. Er galt nämlich in den Zeitungen für einen großen Vaterlandsmann, der tausend bis funfzehnhundert Menschen ernähre und sie beschütze, und der nächstens Deputirter werden sollte. Besonders that es ihm Leid, wenn zarte Geschöpfe ihre schönen Hände zu solch niedriger Arbeit hergeben mußten und er wußte ihnen immer auf eine andere Art zu helfen.

Bertha befand sich in einem Salon, wo ein Klavier stand. Noch zwei Mädchen wurden mit ihr eingeführt, um dem Fabrikherrn vorgestellt zu werden. Als sie das Klavier sah, erwachten in ihr alle die früheren schönen Zeiten. Lange stand sie in ihren Träumen da, plötzlich aber konnte sie sich nicht mehr halten. Seit ihrer ersten Heirath hatte sie kein Piano mehr gespielt; es trieb sie mit Gewalt zu dem Instrument. Sie setzte sich rasch an dasselbe und spielte eine rührende Sonate von Mozart. Darauf einen echten Straußischen Walzer und ein Trauerduett aus Norma. Im Nebensaal stand der Herr und wich nicht von der Stelle. Er war ganz erstaunt. — Ihre Gefährtinnen küßten sie vor Freude, denn sie merkten wohl, daß in diesem Pianospiel eine tragische Geschichte lag. So etwas fühlt die Französin gleich, auch das niedrigste Mädchen aus dem Volke. Endlich erschien der Herr. Er hatte Bertha's Schönheit schon im Spiegel

erkannt. Die andern Mädchen erhielten ihren Lohn und ein Trinkgeld und wurden verabschiedet. Ohne viele Umstände erklärte der Fabrikherr, daß er sie verstanden habe; daß er entzückt sei, solche Talente und solche Schönheit vereint zu finden; daß er aber nicht genug staunen könne, wie so sie gezwungen sei, in einer Fabrik zu arbeiten. Doch Ihr Schicksal soll sich bald ändern. Ich nehme Sie unter meinen Schutz — haben Sie Ihre Eltern noch? fragte er sie — Ein kurzes trauriges Non Monsieur, war die Antwort. — Nun, ich vertrete bei Ihnen Vaterstelle. Bertha fragte, wie sie das verstehen solle? Der Herr schmunzelte: Ist Ihnen eine schöne Wohnung, mit Bedienung und Equipage und 6000 Fr. jährlich, nicht lieber, als in meiner Fabrik täglich für neunzehn Sous zu arbeiten?

Bertha erröthete. Jetzt erst verstand sie ihn. Er wollte sie zu seiner femme entretenue machen. — Dies war seine Vaterstelle.

— Ich mag Ihre Equipage, Ihr Geld und Ihre Freundschaft nicht, versetzte sie rasch und nahm die Thüre in die Hand und entfernte sich. —

— Elle est bête! schrie der Herr. Jetzt wundert es mich nicht mehr, daß sie so hübsch Klavier spielt und Kapsel klöpfelt.

Ihre Tugend jedoch imponirte ihm. Au fait, sagte er, elle a mérité le prix de vertu. Si cela n'était pas moi, je la proposerais à l'academie.

Hierauf schellte er einem Bedienten und befahl seinem Cassier, diesem Mädchen, wenn es sich zeigte, zweihundert Francs zu geben.

Bertha hatte sich in die Kasse begeben, um sieben Francs zwölf Sous zu empfangen. Als sie sich entfernen wollte, hielt man sie an, um ihr das Geld einzuhändigen. Aber, da sie es für eine Falle hielt, schlug sie es aus und ging nach Hause.

Nun aber hatte sie noch einen viel heftigeren Auftritt auszuhalten. So wie sie den Schlüssel von ihrem Zimmer forderte, erklärte ihr Gertrude, sie müsse heute noch aus ihrem Hause. — Bin ich Ihnen etwas schuldig? fragte sie. — Nein, versetzte Gertrude, aber mein Haus ist ein ehrliches, ich logire keine — Kaum hatte sie dieses gesagt, so erhielt sie eine tüchtige Ohrfeige von ihrem Ehegespons. Es war die erste. — Aber das verschlimmerte die Sache nur. Jetzt erst war Gertrude sicher, daß ihr Mann Bertha liebe und statt über ihn, fiel sie über Bertha wie eine Furie her. —

Der Hausherr kam ihr zu Hilfe, trennte sie von seinem wüthenden Weibe, und während er sich zum ersten Male ein Herz faßte und seine Frau tüchtig durchprügelte, nahm Bertha ihre sieben Sachen zusammen und entfloh.

Der Auftritt beschäftigte die ganze Nachbarschaft. Die Damen konnten sich nicht genug wundern. Qui l'aurait dit, schrie'n sie ein über das andere Mal, cette biche, ce cher agneau d'Allemand qui n'a jamais fait mal à personne a badigeonné sa megere d'une drôle de manière. Vraiment un Français ne fait pas mieux.

Er selbst war so stolz darauf, daß er vierzehn Tage lang Nichts arbeitete und von seinem Ruhme lebte. — Gertrude hatte jedoch ihren Zweck erreicht. Bertha war fort und bereits kehrte der empörte Mann wieder zur Ordnung, d. h. zum Pantoffel zurück.

Unter solchen Umständen und täglichen Quälereien war es Bertha unmöglich, sich bei Franz zu entschuldigen. Unterdessen hatte der Baron ihm eine verleumderische Insinuation über die andere zugeschickt und Franzens Briefe, die immer seltner wurden, waren beständig voller Vorwürfe, auf die Bertha ein für alle Mal antwortete, daß wenn er kein Vertrauen zu ihr und ihrer Liebe hätte, er lieber gar nicht mehr schreiben solle.

Als Bertha Gertrudens Haus verließ, traf sie ein Mädchen auf der Straße, das ihr bekannt zu sein schien. Es war ein armes Judenmädchen aus ihrem Ort. Bertha hatte nie Vorurtheile gehabt, aber von den Sitten ihrer Geburtsstadt hätte sie sich doch früher nie emancipiren können. Sie hätte wohl das arme Clärchen zu Hause keines Blickes gewürdigt, vielweniger wäre sie mit ihr Arm in Arm über die Straße gegangen. Jetzt aber kehrte sie sich noch ein Mal um, um das Mädchen zu fixiren. Dieses blieb gleich stehen und war vor Staunen niedergedonnert. Fräulein B —! schrie es —. Still, rief ihr Bertha zu, indem sie zu ihm lief und es küßte. Ich heiße Bertha. Wie heißt Du? — Clärchen — Ich habe Dich schon zu Hause gesehen. Frage nicht lang. Wir sind Landsmänninnen und Freundinnen. Ich gehe mit Dir nach Hause, schlafe bei Dir — dort im Bette, will ich Dir, Alles erzählen. Du bist mir heute ein Glücksengel.

Clärchen gab Bertha den Arm und führte sie in die rue neuve St. Laurent, hart hinter der Judensynagoge in der rue notre dame de Nazareth, wo es bei dem Synagogendiener logirte.

Clärchen war ein gutmüthiges Mädchen, dabei von einer Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, wie man sie fast nur bei Jüdinnen findet. Sie wusch Spitzen, womit sie täglich etwa 25 Sous gewann, hatte aber nicht nur eine kleine Geldsumme schon in der Sparcasse, sondern wußte dabei noch so viel zu entbehren, daß sie ihren Geliebten, der Lehrer an einem College war, unterstützen konnte. Bertha, sagte sie, Du bleibst bei mir. Ich kann Dir Arbeit verschaffen oder selbst geben. Ich trage nur eine Schuld ab. Mein Vater verdankte seinen Heirathsschutz Deinem Vater und Herrn Waldmann. Bertha fuhr bei diesem Namen zusammen — sie hatte gerade doch nicht Alles erzählt.

Der Synagogendiener hatte sieben Töchter und einen Sohn. Vier von diesen Töchtern waren verheirathet und zwar ohne Mitgift; zwei an Katholiken, zwei an Juden. Der Sohn sang im Chore der Oper mit, von Halevy engagirt. Am Sonntag sang er in der Synagoge. Die fünfte Tochter bildete sich zur Schauspielerin aus und war im Conservatorium. Clärchen ward überall als Familienmitglied betrachtet. Es fehlte ihr nie an Arbeit. Die Judenfamilien gaben ihr mehr, als ihr lieb war. Bertha ward bald heimisch in dieser Familie, besonders zog sie das Verschiedenartige, Gemischte sehr an. Der eine Tochtermann war Offizier, der andere Maler, der dritte Setzer, der vierte Lithograph. Alle heiratheten aus Liebe oder Bekanntschaft. Der Vater war fromm religiös, aber so viel Verstand hatte er doch, lieber seine Tochter einem Katholiken zu geben als sie ledig bei sich zu behalten. Der Setzer war sogar ein Deutscher aus Stuttgart. Die Deutschen in Paris heirathen gern Judenmädchen; da sie fast alle etwas deutsch verstehen. Zudem hätten diese Mädchen auch nicht lange gefragt. In Paris halten sich die Mädchen nicht für bezauberte Prinzessinnen und warten, bis ein Prinz kommt, um sie zu erlösen, sondern sie gehen aus und suchen sich Männer in höchst eigner Person. Darin ist kein Unterschied zwischen Jüdinnen und Christinnen. Bertha spielte oft Piano, der Chorsänger sang Duette mit ihr. Hier blühte sie wieder auf. Clärchen küßte sie oft, wegen ihrer Schönheit. Bertha war glücklich — sie hatte fast keinen Wunsch mehr. Nur an Eins dachte sie beständig, Franz aus seinem Exil zu befreien.

Weder Herr Lottin noch der Baron wußten, wo sie war. Wenn

sie auch ganz Paris durchstöbert hätten, in der Judensynagoge hätten sie sie nicht gesucht. Bertha aber war fast jeden Samstag mit Clärchen darin, ja sie verschmähte es nicht, oft darin zu beten und wenn sie betete, vergaß sie nie ihren Franz, obschon dieser seit zwei Monaten nicht geschrieben hatte Clärchen hatte ihre Papiere nöthig. Sie schrieb darum nach Hause. Nebenbei schrieb sie ihrer Familie, daß Bertha bei ihr logire, ganz ledig und frei, und daß sie so arm sei wie sie. Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht durch den Ort. Auch Waldmann erfuhr es und ließ sich von Clärchens Mutter den auf hebräisch geschriebenen Brief vorlesen. In dem Briefe stand noch, daß Bertha sich nicht verheirathen könnte, weil weder sie noch ihr Geliebter ihre Papiere hatten.

Der Sohn des Synagogendieners war nicht allein Chorist, sondern auch eine Art Factotum Halevy's. Er kopirte ihm Musik, er begleitete die Quartettproben auf dem Clavier und besorgte seine Commissionen. Herr Lottin hatte mit einem andern Schriftsteller einen Operntext für Halevy geschrieben. Er wohnte daher den ersten Proben bei, um dem Componisten seine Meinung zu sagen über seine Musik und ihre Wirkung. Da kam ein Duett zwischen dem Tenor und der soubrette vor, das außerordentlich schwer im Takt zu halten war. Die soubrette besonders kam nie nach. Man sprach von der Schwierigkeit des Notenlesens vom Blatte. Nur die Deutschen, sagte Halevy, sind hierin stark, hingegen verstehen sie nicht zu singen. Bei uns, sagte der Begleiter, logirt ein deutsches Mädchen, das Spitzen stopft, das würde diese Musik vom Blatte spielen und singen. — Wie heißt dieses Wunder? fragte Herr Lottin spöttisch. — Bertha, versetzte der Junge. — Was! schrie Lottin auf, indem er den Choristen am Kragen packte, Bertha logirt bei Euch, hat sie kurzgelocktes Haar à l' enfant? Ja, versetzte der erschrockene Junge. — Auf der Stelle führst Du mich zu ihr oder —. Erst das Erstaunen und das spöttische Gemurmel der anwesenden Künstler riß ihn aus seiner Extase.

Bertha saß ruhig in ihrem Kämmerlein im fünften Stock, als es an ihrer Thüre klopfte. — Herein! rief sie leise — Herr Lottin öffnete die Thüre. Endlich bin ich so glücklich, sagte er, Sie wiederzufinden.] Fürchten Sie Nichts, Madame, ich wollte blos Sie wiedersehen, ich werde mich bald wieder entfernen.

Bertha wechselte mehrere Male die Farbe, doch war sie gefaßt. Auch ich freue mich, Sie wiederzusehen, antwortete sie. Ich bin Ihnen noch Dank schuldig. — Was macht Franz? fragte Lottin; schreibt er oft?

Bertha heftete ihr großes Auge auf ihn. Sie wollte sehen, ob er etwas von dem wisse, was zwischen ihnen seither vorfiel. Noch liebe ich ihn — versetzte sie in einem sichern Tone. Doch wenn ich ihn einst nicht mehr lieben sollte, so verspreche ich Ihnen, mein Freund — sie reichte ihm die Hand, zog sie jedoch gleich wieder zurück — Ihre Freundin zu sein. —

Ein Seufzer entfuhr seiner Brust. So habe ich Hoffnung, versetzte er. — Es wird eine Zeit kommen, wo Sie einsehen, daß Franz noch zu der Classe Männer gehört, die wir Egoisten nennen. Sie halten sich für verliebt, sind aber blos eitel auf das Geliebte werden. Der geringste Fehler an der Geliebten bringt sie außer sich. Die Geliebte ist ihre Sklavin. Sie wissen an dem Weibe nur die passive Tugend zu schätzen. Franz kennt den Menschen nicht, folglich auch das Weib nicht. Von Natur soll er böse sein, und nur die Moral, die christliche Moral soll ihn gut machen. Es ist aber gerade umgekehrt. Von Natur ist der Mensch gut und nur die Gesellschaft macht ihn schlecht. Das Weib ist bei ihm nicht ein Cultus, als die höchste Schönheit, die höchste Vollkommenheit der Schöpfung, sondern ein Spielball seiner Eitelkeit. Er will es allein besitzen, es soll sein Eigenthum sein, wo nicht, so nennt er es schlecht — kurz Franz ist ein simpler Liberaler, ohne Philosophie und rein menschliches Bewußtsein, den Sie in allen Hinsichten übertreffen.

Ich liebe ihn, versetzte Bertha kurz. — Das selbst beweist mir, daß Sie über ihm stehen. Doch warten Sie. Versprechen Sie mir, wenn Sie ihn einmal genau kennen, mir es zu gestehen? — Ja. — Erlauben Sie mir dann, daß ich Sie liebe? Mehr verlange ich nicht von Ihnen. Ich werde nie Anspruch auf Ihre Liebe machen. Ich liebe, weil ich lieben muß. Es ist mir ganz gleich, ob man mich wieder liebt, oder nicht. — Wenn Franz und noch Jemand freiwillig auf mich verzichten, so verspreche ich Ihnen — —

— Noch Jemand! schrie Lottin auf. — Was liegt Ihnen daran, wenn ich Ihnen erlaube, mich lieben zu dürfen? versetzte Bertha lächelnd. Doch fürchten Sie Nichts. Sie sollen später Alles erfahren.

Versprechen Sie mir, mich nie mehr zu besuchen, bis ich Ihnen schreibe, und lassen Sie mir Ihre Adresse da.

Lottin zog eine Karte aus der Tasche. Ich verspreche es. Doch versprechen Sie mir, zu schreiben, wenn Sie irgend in Noth sind. Sie haben lange genug mit dem Schicksal gespielt. Nehmen Sie sich in Acht. Es kann eine Zeit kommen, wo Sie des Kämpfens überdrüssig werden. Sie haben sich prüfen wollen, und ich denke, Sie sind zufrieden mit sich selbst. Nun machen Sie Frieden mit der Welt.

Bertha drückte Lottin die Hand. Wenn ich Ihrer Liebe bedarf, so fordere ich sie, auf mein Wort. Sie verstehen und kennen mich. Adieu nun, bis auf Wiedersehen.

— Auf Wiedersehen, versetzte Lottin, indem er seinen Hut nahm.

— Noch Eins, versetzte Bertha. Ich bitte Sie um eine Gefälligkeit, um einen Bruderkuß. — Lottin drückte sie fest an seine Brust und entfernte sich rasch.

III.

Einige Tage nachher erhielt Bertha einen Brief von Waldmann mit einem Wechsel auf 3000 Thaler. In diesem Briefe schrieb ihr der vortreffliche Mann, daß er Gertrude von seinem eigenen Gelde ausgestattet, daß er ihr längst den Rest ihres Vermögens geschickt hätte, wenn er ihre Adresse und ihre Verhältnisse gewußt hätte. Jetzt habe er Alles durch Clärchen erfahren. Sie möge nach so vielen Erfahrungen das Geld besser benutzen, ein Geschäft anfangen mit Clärchen und überhaupt etwas bürgerlicher werden. Von sich selbst schrieb er kein Wort. Auch machte er ihr nicht den geringsten Vorwurf über die Vergangenheit. Doch lagen noch einige Papiere dem Briefe bei. Es waren die Legitimationsdocumente Bertha's und — Franzens. Guter Waldmann! rief Bertha aus. Du würdest mich nicht beschuldigen, wessen er mich beschuldigt. Das Erste, was Bertha that, war Franz 500 Fr. zu schicken. Aber der Baron, der jetzt sich nur noch feig rächen konnte, hatte ihm geschrieben, Bertha werde von einem reichen Liebhaber unterhalten; ob sie ihm noch kein Geld geschickt habe? Denn, fügte

er boshaft ironisch hinzu, gut ist sie und bei all ihrer Liebes- und Lebenslust scheine sie dennoch Franz zu lieben. Sobald die 500 Fr. ankamen, zweifelte daher Franz nicht länger an der Wahrheit des ihm vom Baron Hinterbrachten. Er schickte das Geld zurück und schrieb Bertha, er könne es nur annehmen, wenn sie ihm sage, woher sie es habe. An stechenden Bemerkungen fehlte es übrigens dem Briefe nicht. Sie wollte und konnte es ihm nicht sagen, Franz fing sie zu langweilen an, mit seiner Eifersucht und seinen ewigen Vorwürfen. Das hinderte sie nicht, sich mit Clara eine der lieblichsten Wohnungen in der rue notre dame de Lorette zu miethen und einzurichten. Gerade, weil man sie beschuldigte, sie sei eine femme entretenue — und sie vermuthete dies — miethete sie eine Wohnung in dem classischen Quartier dieser Damen, die allerdings die schönsten und geistreichsten von Paris sind. Statt sich durch lange Briefe zu entschuldigen, forderte sie die öffentliche Meinung heraus und begnügte sich mit dem Bewußtsein ihrer Tugend. Clärchen miethete sich einen Laden in der rue Richelieu und richtete sich ein Corsettengeschäft ein. Das Geld war bald verbraucht, aber Clärchen verstand das Geschäft, welches bald glänzend war. Bertha hatte sich eine der niedlichsten Wohnungen, un amour d'appartement, wie die Pariser sagen, eingerichtet, so daß man gleich beim Eintreten sah: hier wohnt eine Grazie.

Sie hatte sich vorgenommen, Franz aus seinem Exil zu befreien. Jetzt, wo sie nicht mehr an sich selbst zu denken brauchte, dachte sie ernstlich an ihn. Dies sollte die letzte Probe sein. Sie schrieb daher dem Minister des Innern und verlangte eine Audienz. Der Minister wies sie an seinen Secretär und bewilligte ihr diese Audienz. Bertha hatte heute etwas länger Toilette gemacht. Als sie ankam, wurde sie von einem Diener in eine Antichambre geführt, wo man sie höflichst bat, einige Minuten zu warten. Da saß sie kaum zwei Minuten, als der Baron von Knillbord aus des Secretär's Zimmer trat. Kaum erblickte er sie, so erblaßte er, grüßte kaum und kehrte in das Kabinet zurück. Dort erklärte er dem Secretär, daß draußen eine allerliebste Lorette wäre, die wahrscheinlich für ihren sogenannten Geliebten sollizitire. — Er kenne sie und errathe, was sie dem schönen Secretär für seine Gunst bieten würde. Darauf entfernte er sich durch eine andere Thüre, begegnete aber dort Herrn

Lottin, der sich mit Gewalt in das Kabinet drängte. — Lottin hatte nämlich die Theatercensoren bei dem Minister zu verklagen, weil sie ihm fast einen ganzen Act in einem Vaudeville gestrichen hatten. Er schrie fürchterlich, besonders bei dem Secretär, seinem Freunde, der ehemals auch Vaudevillist gewesen. — Aber, versetzte der Secretär, so komme doch ein anderes Mal, ich habe jetzt dringendere Geschäfte. — Nein, schrie Lottin, jetzt, jetzt gleich. — Aber, sagte endlich der Secretär, eine Dame erwartet mich. — Ah, das ist etwas Anderes. Darf ich sie sehen? — Ich habe sie selbst noch nicht gesehen, der Baron von Knillbord sagte mir's. — Du kennst den Baron von Knillbord? —

— Nun ja, versetzte der Secretär etwas verlegen, Du willst, aber auch Alles wissen. Du weißt ja, wie ich ihn kenne. Der Baron ist ein Mensch, der Alles weiß, sogar was Du treibst. — Also er ist Euer Spion? Gut, ich werde es ihm vertreiben. —

— Höre, versetzte der Secretär, wenn Du mein Freund bleiben willst, so verbiete ich Dir, je über ihn zu sprechen, noch ihn anzureden. Ich selbst verachte ihn. Bald haben wir ihn nicht mehr nöthig, aber er hat uns Dienste geleistet, besonders hinsichtlich seiner flüchtigen Landsleute. —

— Doch die Dame, wo ist sie? — Da im Vorzimmer. — Lottin öffnete halb die Thüre und erkannte Bertha in dem ihr gegenüberstehenden Spiegel. Himmel! schrie er, indem er die Thüre zuschlug und todtenblaß ward.

— Was fehlt Dir, was hast Du? fragte ihn sein Freund. À propos, wie war's mit dem gestrichenen Act? He, antworte doch!

Lottin antwortete nicht, faßte sich jedoch gleich wieder. Höre einmal, lieber Freund, heute will ich Dich als Freund erkennen. Der Schuftbaron, Dein mouchard, kennt diese Dame — es ist wahr — aber ich kenne sie auch, besser als er.

— Diese Dame, fuhr er fort, ist die Geliebte eines von Knillbord denuncirten Flüchtlings Franz. Obschon er ihrer nicht würdig ist, so liebt sie ihn doch bis zur Raserei. Sie will ihn hier haben und ich glaube selbst, sie würde kein Opfer scheuen, um ihn zu befreien. — Andere Herren geben sich die Miene und verachten nachher Damen, die solche Opfer brachten, ich bewundere sie. Du weißt, ich bin ein origineller Mensch. Nun thue mir einen Gefallen. Du gibst Franz frei.

— Ei, versetzte der Secretär, Du scheinst ja mir gebieten zu wollen.

— Ja, sagte Lottin, ein Mal will ich's probiren. Du weißt, ich bin kein Parteimann. Ich schreibe Vaudevilles. Das ist selten gefährlich, besonders seitdem die Theatercensur wieder besteht. Jedoch weißt Du, daß wenn ich will, mir alle Journale zu Gebote stehen, und schreiben kann ich auch. Haben wir doch Couplets zusammengemacht, auf dieselben Leute, denen Du jetzt dienst.

— Nun, wo willst Du hinaus?

— Wenn Franz in acht Tagen nicht frei ist, publizire ich zuerst die Geschichte mit dem Baron. Ich behaupte Nichts. — „Ist es wahr? so à peu prés frage ich, daß ein gewisser Baron K.. ein Agent...?" „Ist es wahr, daß die Regierung den Ausbruch der Emeute zwei Tage vorher wußte?"... „Ist es wahr, daß sie einen wackren, deutschen Jüngling entfernte, damit seine schöne Frau dann dem und dem zur Geliebten anheimfiele?"...

— Mais tu es fou, versetzte der Secretär. Du willst Verleumder werden.

— Wohlan, so versprich mir, diese Dame nicht zu sprechen. Nicht etwa, daß sie Dich fürchtet, sie hat andere Proben auszuhalten. Doch ist es besser so. Und um keine Gelegenheit mehr zu haben, sie zu sehen, so versprich mir, Franz, ihrem Geliebten, die Freiheit zu geben. Ich weiß, der Minister bekümmert sich wenig um solche Kleinigkeiten. Die Gefahr ist vorüber. Zweihundert Menschen sind blos todt, aber das Ministerium lebt. — Willst Du? Ja oder nein?

— Aber, versetzte der Secretär, dieser Franz hätte längst schon hierher kommen können. Wer hat ihm etwas in den Weg gelegt?

— Nun gut, so begleite mich in die Antichambre. — Sie gingen hinaus.

Bertha war nicht wenig erstaunt, Herrn Lottin hier zu treffen.

— Madame, sagte Herr Lottin, ich bin so glücklich, Ihnen anzuzeigen, daß heute noch Befehl gegeben wird, Ihrem Franz vollkommene Freiheit zu lassen, wo er wohnen will in ganz Frankreich. Sie können sich darauf verlassen.

Der Secretär verbeugte sich. Bertha wagte es, einige Dankworte zu stammeln, errieth jedoch gleich Alles, warf Lottin einen dankbaren Blick zu und entfernte sich.

Bertha setzte sich in einen Omnibus und stieg bei Clärchen ab, und weinte vor Freude — daß aber Herr Lottin dies Alles bewirkt, war ihr nicht ganz recht. Und dennoch freute es sie — der innere Kampf zwischen Franz und Lottin hatte bereits begonnen. Kaum hatte sie der Baron bei dem Secretär gesehen, so schrieb er Franz, er habe jeden Tag seine Befreiung zu erwarten. Zwar habe er während dieser ganzen Zeit für ihn gesprochen, aber vergebens. Jetzt aber seien andere Aussichten vorhanden. Bertha selbst sollizitire für ihn. Er habe sie bei dem Secretär gesehen, gerade als er ihn wegen seiner besuchte. Der Secretär habe ihm gesagt, es seien mächtigere Vertheidiger für ihn aufgetreten. Es sei wahrscheinlich, daß mit jedem Tage sein Exil aufhöre. Welches Opfer Bertha gebracht habe, das wisse er nicht, aber er vermuthe es. Unterdeß sei sie zu bewundern und dies eben beweise ihre Liebe zu Franz. Als Franz diesen Brief erhielt, war er krank und sollte in das Hospital gebracht werden. Diese Nachricht verschlimmerte seinen Zustand sehr!

Franz hatte während seines Exils bei einer Dame gewohnt, die ihn wegen seines ruhigen Charakters und seines sittlichen Lebens liebgewann. Die Deutschen gefallen den Französinnen schon wegen des Contrastes mit den Franzosen. Franz jedoch merkte Nichts von dieser stillen Leidenschaft. Er lag ruhig seinen Arbeiten ob und war selten heiterer Laune. Die Briefe des Barons mögen das Ihrige hierzu beigetragen haben. Als er aber krank ward und die Rede vom Hospital war, da widersetzte sich die Dame entschieden diesem Entschlusse. Sie behauptete, es wäre eine Schande für sie, wenn ein so braver Herr, der schon so lange bei ihr wohne, in's Hospital wanderte. Sie räumte ihm daher ein besseres Zimmer ein, pflegte ihn selbst und wich nicht von seinem Bette. Franz merkte wohl trotz seines Fiebers, daß etwas mehr als gewöhnliche Wohlgewogenheit sie zu diesen Opfern treibe und er fühlte sich geschmeichelt davon. Oft schon hatte er ihr seine Geschichte und seine Noth geklagt, sie wußte auch, daß er unglücklich liebe, und sie rieth ihm oft, seine Pariser Liebe zu vergessen. Die Provinzbewohner halten sich nämlich für tugendhafter als die Pariser und schimpfen mehr auf Paris, als auf das Ausland.

Herr Lottin hielt Wort und auch der Staatssecretär. Acht Tage nach jener Scene im Ministerium des Innern schickte Herr Lottin Bertha die Ordonnanz, kraft deren Franz aus seinem Exil erlöst war und von nun an nicht mehr unter der Aufsicht der Polizei stand. Er wagte es nicht, sie ihr selbst zu überbringen, da er ihr versprochen hatte, sie nicht zu besuchen, bis sie ihm schriebe.

Kaum besaß Bertha dieses Document, als sie sich aufmachte, um selbst die Reise nach dem Süden anzutreten. Sie dachte mündlich allen und jeden Vorwurf frei von sich abzuwälzen. Als sie ankam, meldete man ihr, Franz sei zu krank, um Jemand empfangen zu können. Die Wahrheit ist, daß seine Hausdame Alles anwendete, um dies fremde Frauenzimmer von ihm fern zu halten. Bertha sandte ihm den Beweis seiner Befreiung, der jener Dame sehr unwillkommen war, und der auf Franz selbst keinen großen Eindruck machte.

Acht Tage hielt sie sich in der Stadt auf, ohne daß sie Franz sah. Endlich jedoch wünschte Franz selbst, der sich besser befand, sie zu sprechen. Als sie in das Zimmer trat, fand sie wieder jene Dame bei ihm. Jedoch konnte sie deutsch mit ihm sprechen. Jede andere Herzensbewegung war dadurch gestört. Franz verdroß es innerlich, sie so blühend und elegant zu sehen, während er so elend und arm war. War es ihre Schuld? Endlich entfernte sich die Dame, indem sie ihm Ruhe anempfahl.

Trotz aller Liebe herrschte eine gewisse Spannung in dem Gespräche beider Liebenden. Bertha wußte wohl, durch Lottin's Brief, daß der Baron ein Spion war, aber sie wollte es Franz nicht sagen. Erstens um seinen kranken Gemüthszustand nicht zu reizen, zweitens wußte sie, daß er ihn fordern und sich neue Trübsale dadurch bereiten würde. Alle ihre Warnungen vor dem Baron schienen Franz daher zweideutig. Nachdem sie ihm mit Wärme und Sicherheit ihre Schicksale erzählt hatte, sagte sie ihm:

— Franz, wir kennen uns beide genug, um offen mit einander zu sprechen. Prüfe Dich, frage Dich selbst. Liebst Du mich noch? Du weißt, ich liebe die Umschweife nicht. Gesetzt, ich hätte gefehlt, liebst Du mich noch genug, um über die Männervorurtheile erhaben zu sein?

Franz schwieg einige Minuten.

Digitized by Google

— Ich habe oft an Dich gedacht, sagte er. Ich werde Dir Alles sagen, was man mir über Dich gesagt hat. Ich fange an zu glauben, daß Du glücklicher bist, ohne mich. Ich muß Dir entsagen und zwar, weil ich Dich liebe. —

— Ich mag Deine Großmuth nicht. Ich bin jetzt glücklich. Du bist der erste Mann, den ich freiwillig gewählt habe. Willst Du mein Gatte werden? —

— Woher hast Du das Geld? fragte Franz. Doch von einem Manne! —

— Ja, versetzte Bertha, von einem Manne. Hindert Dich das? Glaubst Du, ich würde Dich heirathen, wenn dies Deine Ehre gefährdete? —

— So sage mir, wem verdankst Du diese Eleganz, diese Toilette, diese Pracht? Du siehst, ich bin arm geblieben!

— Adieu Franz! sagte Bertha. Ohne Deine Fragen würde ich es Dir gesagt haben. Du kennst mich nicht, hast mich nie verstanden. Du bist — die Frau trat ein — Nun ja, Du bist ein Mann. — Lebe wohl. — Sie entfernte sich.

Und dennoch verließ ich Waldmann wegen seiner, dachte sie im Fortgehen. Und dennoch liebe ich ihn! Wir Weiber sind doch recht schwach, dachte sie, gerade wenn wir stark sein wollen. — Sie setzte sich in den Wagen, um nach Paris zurückzukehren. Sie weinte bittre Thränen während der ganzen Reise. Sie war unglücklicher als je, gerade weil sie ihrer Gefühle nicht mehr sicher war. Der Verstand, das stolze Selbstbewußtsein, der Eigensinn endlich, hatte sie mit ihrem Herzen entzweit.

Vierte Abtheilung.

I.

Weder Franz noch Bertha wußten sich wahre Rechenschaft von ihren Gefühlen zu geben. Eine ganze Welt lag zwischen beiden, und sie merkten es nicht. Bertha war, mit einem Worte, emancipirt. Sie war selbständig geworden und verlor dadurch jene Passivität,

die man in Deutschland Weiblichkeit nennt. Sie fühlte sich keinesfalls schwächer als Franz, im Gegentheil! Schon als sie noch beisammen waren, bemerkte sie oft, daß sie mehr Willenskraft habe, als er, daß sie sich nicht schwach an ihn schmiegen konnte, wie eine Pflanze an ihre Stütze. Frei handelte sie nach ihrem Bewußtsein und ihr Mann sollte keineswegs zugleich ihr Richter und ihr Beichtvater sein, sondern ihr Freund, dem sie Alles freiwillig sagte. Rechenschaft ablegen oder ablegen müssen, war ihr eine Selbsterniedrigung.

Franz hingegen hatte einen ganz anderen Begriff von dem Weibe. In deutschen, langweiligen Tugendromanen erzogen, verdroß es ihn schon, daß Bertha ihn ernähren half. Sein Ehrgefühl als Mann war schon dadurch verletzt. Er allein wollte seine Frau ernähren und glücklich machen. Dies Gefühl aber, das scheinbar so edel ist, beruht auf dem crassesten Egoismus. Gerade wie der Herr die Sklavin ernährt, und wenn sie ihm gefällt, sie der Arbeit entzieht, so ist dies Männerverhältniß zum Weibe. Die Frau soll ganz passiv sein, soll, wie man poetisch dumm zu sagen pflegt, ganz im Manne aufgehen, sie soll müßig gehen und sich lieben und ernähren lassen, sie soll fühlen, empfinden, sehen, hören, ja sogar essen und trinken durch ihren Mann, dieser ist nicht ihr Mann, sondern ihr Priester, ihr Heiligthum, ihr Gott, mit einem Worte, sie soll Griseldis sein, während er nur ein struppiger Percival ist. — Das ist die deutsche Poesie der Ehe. Bertha hatte sie gleich bei ihrem Eintritt in Paris abgeschüttelt. — War sie deswegen weniger tugendhaft? Im Gegentheil! Sie liebte Franz noch immer. Sie war nicht so stolz auf das Geliebtwerden als auf ihr Lieben. Franz hingegen war zu viel Mann, um sich lieben zu lassen, er wollte lieben. Aber so weit brachte er es nicht, zu lieben, um zu lieben, ohne lange zu fragen. Nein, seine Ehre, sein Mannsgefühl erheischte, daß seine Liebe seiner würdig sei. — Es war mit ihm dem Weibe gegenüber, wie mit dem Vorurtheil eines Adeligen gegen ein bürgerliches Mädchen.

Er kam wieder nach Paris, aber jene Dame begleitete ihn. Liebte er sie? Nein. — Sie hatte sich ihm aufgedrungen, er glaubte, ihr Dankbarkeit schuldig zu sein, und so wenig er die Kraft hatte, sich Bertha zu nähern, eben so wenig Kraft hatte er, sich von seiner Dulcinea loszureißen. Er hatte mit einigen deutschen Journalen neue Verbindungen angeknüpft. Außerdem hatte er sich in der französischen

Sprache ausgebildet und konnte in ihr Arbeiten unternehmen. Er befand sich jetzt recht gut in Paris. Nur dann und wann hatte er Heimweh; denn Franz liebte sein Vaterland mit ganzer Seele.

Der Baron hatte seine geheime Stelle im Ministerium verloren. Da er sehr flott lebte und Schulden hatte, so erlosch sein Glanz in einem Tage. Er wurde gepfändet, mußte ausziehen, es wurde ihm sogar mit dem Gefängnisse gedroht. Franz nahm großen Antheil an seinem Unglück. Er empfahl ihn einigen deutschen politischen Blättern, und so wurde er ein deutschpatriotischer Zeitungscorrespondent.

Sie saßen einst beisammen und unterhielten sich von der Zukunft Deutschlands. Da hörten sie plötzlich einen Leiermann, der auf der Straße ein deutschrevolutionäres Lied aus vollem Halse sang. Franz lachte. Keiner der Vorübergehenden verstand etwas davon. Es war daher kein großes Wagniß, diese Lieder zu singen. Dennoch gefiel dies Franz. Er ließ den deutschen Leiermann zu sich hinaufkommen. — Die Thüre ging auf und herein trat — Julius, der alte Julius in einer Blouse, einer Mütze und einen großen Leierkasten schleppend, Julius, der erste Mann Bertha's.

Franz war wie niedergedonnert von dieser Erscheinung. Doch Vieles hatte sich seither geändert. Sein Verhältniß mit Bertha selbst hatte sich aufgelöst und jetzt im Auslande war der Ort nicht, mit Julius zu rechten. Dieser lachte laut auf, als er Franz erkannte. Bruder! schrie er, es freut mich, bei Gott, Dich wieder zu sehen, es thut mir wohl, daß Du frei bist. Mein Gewissen fällt mir ordentlich vom Herzen. Es ist so nicht Viel dran. Ich habe Vieles seither durchgemacht, Ungeheures. Aber Du hast ja immer gesagt, ich habe große Anlagen zur Musik. — Da, sagte er, indem er nach dem Kasten deutete, ich hab's bewährt. Du bist bei mir Prophet gewesen, deswegen galtest Du Nichts im Vaterlande.

Franz lachte nun ebenfalls. — Und wo hast Du Dich seither herumgetrieben? fragte er. — Ach, versetzte Julius lächelnd — ganz Amerika habe ich durchstrichen. Die Leute halten sich für civilisirt und sprechen doch nur englisch. Auch in England war ich, wäre dort fast aus Verdruß gestorben. — Verdruß? stutzte Franz. — Ja, versetzte Julius, aus Verdruß, mich hängen zu sehen Und auch die halten sich für civilisirt!

— So, antwortete Franz, Du hast gestohlen? — Was das für ein

Wort ist — gestohlen. — Wenn ich nicht zu leben habe, suche ich Nahrungsmittel. Machst Du Dir ein Gewissen draus, ein Mädchen zu genießen, das Dir in die Arme läuft? — Nun, so ist es bei mir mit dem Stehlen. Doch, ich habe jetzt Alles abgelegt, sogar meinen Bart. Ich bin Troubadour geworden. Bin auch schon Seiltänzer gewesen.

— Thue mir einen Gefallen, Julius, sagte Franz. In der rue notre dame de Lorette No. 17. wohnt eine Dame, der ich gut bin. Dort gehst Du alle Morgen hin und spielst eine deutsche Arie. Ich gebe Dir monatlich 10 Francs dafür. —

— Ach, umsonst thue ich's. — Ist die Dame reich? — Ja, versetzte Franz.

— Höre ein Mal, Julius, sagte der Baron, Du scheinst mir ein lustiger wackrer Kerl. Ich kann Dich brauchen und Du auch mich. Willst Du heute zu mir kommen, um drei Uhr? Ich erwarte Dich. — Er gab ihm die Adresse.

Julius bejahte und versprach es. Adieu Franz! rief er aus. — Er sagte ihm etwas in's Ohr und knallte mit den Fingern. Franz fuhr zusammen. Er sprach von Bertha. — Als er fort ging, klopfte er Franz auf die Schulter. Du bist ein guter Mensch, sagte er zu ihm. Doch die Guten bringen's nicht weit. Ich habe etwas bei Dir wieder gut zu machen. Zähle auf mich, auf Tod und Leben. Wenn Dir irgendwo so ein menschlicher Pleonasmus vorkommt, denke an Julius. Du weißt, was er fähig ist. — Franz wandte sich mit Schrecken von ihm. Höre, sagte er rasch zu ihm, ich habe Dir gesagt, Du sollst in die rue notre dame de Lorette gehen. Es war dies, um eine Dame zu ärgern. Geh nicht hin, versprich mir's. Ich gebe Dir das Doppelte. — Auch das versprach er. Um drei Uhr, sagte der Baron zu Julius. — Ich komme. —

Als er fort war, versank Franz in eine tiefe Gemüthsbewegung. Der Anblick Julius als Leiermann, seine Reden, das unerbittliche Schicksal, das ihn erreichte, Alles dies stimmte ihn sehr wehmüthig.

II.

Gleich nach ihrer Zurückkunft nach Paris schrieb Bertha an ihren Wohlthäter Waldmann. Nicht etwa, daß sie sich wegen ihrer

Flucht in Straßburg entschuldigte. Was sie ihm schrieb, war der psychologische Gang ihrer Lebensgeschichte in Paris, die Entwicklung ihrer Begriffe über die Pflichten und die Stellung des Weibes. Doch sprach sie den Wunsch aus, Waldmann zu sprechen. Sie war irre an ihrem Schicksal, sie kämpfte zwischen ihrer Freiheit und dem, was man gewöhnlich Pflicht nennt und wollte sich ganz seinem Rathe überlassen. Um keinen Preis aber wäre sie wieder zurück in die engen seelenzusammenschraubenden Verhältnisse ihrer Vaterstadt gegangen. Sie lud Waldmann ein, sie zu besuchen, versicherte ihn übrigens, daß sie sein Geld nur als Anlehen betrachte, besonders seitdem sie so glücklich damit gewesen sei. In der That, das Corsettengeschäft Clärchens war in voller Blüthe und erst neulich hatte sich dieses wackere Mädchen noch ein Blumengeschäft beigelegt, das ebenfalls reiche Zinsen abwarf. Waldmann war entzückt über die Briefe Bertha's. Längst schon wollte er sich aus dem Justizgeschäft zurückziehen — hatte er doch nie sein Leben in Ruhe genossen.— Dabei war er liberal und sobald die ersten Unruhen in Deutschland vorüber waren, tadelte er laut die unnöthige Reaction. Bertha war seine erste Liebe. Er liebte sie mit aller Thorheit von vierundvierzig Jahren und somit beschloß er, seine Sachen in Ordnung zu bringen und sich, um Paris herum, ein Landhaus zu kaufen. Dazu bedurfte er drei Monate Zeit, und nach dieser Frist versprach er Bertha, zu ihr zu kommen.

Lottin's Oper wurde endlich zum ersten Male in der Opéra comique gegeben. Er schickte Bertha dazu einen Logensitz. — Bertha nahm dies freudig an; denn eine erste Vorstellung ist eine Festivität in Paris, besonders für die Oper. In der Loge war noch ein Platz leer, der, während des ganzen ersten Acts, nicht besetzt war, doch während des Zwischenacts erschien Lottin selbst.

— Um Verzeihung, Madame, sagte er; ich muß jetzt ordentlich List anwenden, um das Vergnügen zu haben, Sie zu sehen und zu sprechen. Wie beneide ich jene Abende, als wir zusammen übersetzten, und ich im Corrigiren Ihr Haar streifte. Es ist nicht immer gut, wenn man seine Gefühle so in den Wind hineinsagt. Ich hätte hübsch schweigen sollen, und ich wäre so glücklich, Sie jeden Tag zu sprechen.

— Wenn ich Ihnen noch nicht geschrieben habe, damit Sie

mich besuchen, versetzte Bertha, so geschah es, weil ich mir dieses Vergnügen noch immer aufbewahre.—Doch denke ich oft an Sie.—

—In der That? antwortete Lottin, indem er ihre Hand ergriff, wäre ich so glücklich. Nun, was hindert Sie, mir dies jeden Tag zu sagen? Ich weiß, Franz ist hier und sieht Sie nicht. Sie sie also von ihm getrennt. — Ich biete Ihnen meine Hand, mein Herz, ja meinen Kopf an — er lächelte. — Was hindert Sie jetzt noch? — Sie müßten mich anders nicht lieben. —

— Im Gegentheil, versetzte Bertha, ich liebe Sie zu sehr, um Sie zu heirathen. Ich versichere Sie, ich würde Sie nicht glücklich machen. Meine Liebe zu Ihnen ist eher schwesterlich, freundschaftlich als die eines liebenden Weibes. Ich weiß mir zwar keine Rechenschaft davon zu geben, aber ich kann es Ihnen mit einem Wort sagen. Ich liebe das Geliebtwerden nicht, ich liebe blos das Lieben. Ihre Liebe würde mich vielleicht unglücklich machen.

— Ich will Ihnen nicht widersprechen. So viel weiß ich, daß ich in jedem Falle unglücklich bin. —

— Ach, versetzte Bertha. Die Kunst, der Geist ersetzt Ihnen Alles wieder. Sie müssen ein einfaches, ruhiges Mädchen lieben und glücklich machen. —

— Sie meinen ein einfaches, dummes Mädchen.

— So à peu près — versetzte Bertha. Und ich suche mir so einen einfachen schlichten Herrn heraus, der höchstens Piano spielen darf. —

— Und Franz? fragte Lottin. — Franz ist ein Mittelding — Glauben Sie mir aber, was ich an ihm liebe, ist eher seine Schwachheit als seine sogenannte Stärke.

— Sie lieben ihn also noch? — Ich bin darin noch nicht so im Reinen mit mir, doch könnte ich nie einen andern Mann heirathen, so lange er von mir glaubt, was er jetzt glaubt. —

— Das überlassen Sie mir, versetzte Lottin. Franz soll Alles von mir erfahren.

— Wirklich? fragte Bertha, indem sie ihm die Hand drückte. Ich verdanke Ihnen schon so Vieles. Sie sind mein schützender Engel, Sie und — —

— Ah, erwiederte Lottin, es gibt auch noch ein Und? Das ist der Nochjemand, von dem Sie mir einst sprachen.

— Ja, versetzte Bertha. Sehen Sie, wie wunderlich ich bin Was ich Franz verschwieg, trotz seiner Verachtung, erzähle ich Ihnen aus freien Stücken. — Bertha erzählte Lottin ihre ganze Lebensgeschichte, besonders schilderte sie ihm Waldmann. Der zweite und dritte Act der Oper wurde gegeben, es wurde geklatscht, gezischt, gerufen, man hörte Lottin's Namen, er hörte und sah Nichts als Bertha, die er auch nach Hause geleitete. Es wurde ihm wieder ein Kuß gestattet, den er sich freilich selbst verzinste. Als er zu Hause war und lange über sich und seine Liebe nachgedacht hatte, sagte er: — Eh bien j'attendrai. — Die Geschichte Julius' aber schien ihm etwas Dramatisches zu haben und trotz seiner Liebe dachte er daran, wie er sie für sein nächstes Stück benutzen könnte.

Julius ging gleich denselben Tag noch in die rue notre dame de Lorette, und spielte und sang deutsche Lieder. Bertha, ohne ihn zu erkennen, warf ihm ein Zehnsousstück zu, das er freudig einsteckte. Bald darauf begab er sich zum Baron. Dieser schwatzte lang mit ihm. Er empfahl ihn mehreren jungen Leuten als Commissionär, damit er ohne seine Leier noch Geld verdiene und Bekanntschaften mache.

Der Baron war ein Gemengsel von philosophischer Menschenverachtung und sinnlicher Leidenschaft. Seit seiner letzten Ungnade, die allerdings vom ministeriellen Standpunkte aus eine Undankbarkeit war, verfiel er ganz dem trüben Hinbrüten und der Rachelust. Es fehlte ihm weder an Kraft noch an List. Das Menschliche erhielt zuweilen die Uebermacht in ihm, aber die Noth, die alle Minuten wiederkehrte, zerstörte völlig jeden edlern Trieb in ihm. Bertha hatte er nie einen Augenblick vergessen. Nun sie gar reich war, sann er auf böse Streiche. Julius schien ihm der rechte Mann zu seinen Absichten und er hatte sich darin nicht getäuscht.

Waldmann kam endlich an. Er hatte etwas gealtert. Bertha freute sich wie ein Kind, sie zeigte ihm Paris und seine Merkwürdigkeiten und war überglücklich. Von Heirathen war jedoch keine Rede. Herr Lottin miethete sich ein Logis, Bertha gegenüber. Waldmann war neugierig, was aus Gertrude geworden sei. Mit Hilfe Bertha's brachte er es dahin, ihre Adresse zu finden. Schon als

Bertha die Adresse erfuhr, erblaßte sie und erzählte Waldmann das Vorgefallene. Dieser bewog sie, mit ihm hinzugehen. — Es war eine komische und zugleich auch eine rührende Scene in der rue neuve des bons enfans, als Waldmann Bertha als die Wohlthäterin Gertrudens vorstellte. Der Alte wollte gleich wieder auf seine Frau los, um sich an ihr zu rächen. — Ich habe es ja gesagt, schrie er ein über das andere Mal, daß das ein braves Mädchen ist. — Gertrude stammelte einige Entschuldigungen, weinte sogar, aber Bertha war so freundlich und so herablassend, daß sie bald ihr gehöriges Gleichgewicht wieder gewann. Der Wirth lud beide ein zu einem großen Schmaus, den sie annehmen mußten.

Julius strich oft um Bertha's Haus herum, besonders bei Nacht. Oft war er vom Baron begleitet. Waldmann sprach endlich mit Bertha von ihrer Heirath, und diese war auch bereit, ihn aus Dankbarkeit und Ehrfurcht zu heirathen. Doch schob sie es immer etwas hinaus. Ob es Waldmann ernst mit seiner Heirath gewesen sein mag? Bertha war für einen so klugen Mann in Paris viel zu jung. Doch er kannte Paris noch nicht.

Waldmann holte Bertha ab, um zu Gertrude zu gehen. Bertha sagte dem Portier, sie käme erst gegen zwei Uhr nach Hause. Um 10 Uhr fragte ein sehr ordentlich gekleideter Mann nach Bertha. Es hieß, sie käme spät nach Hause. An demselben Abend traf Herr Lottin Franz in dem café Lepelletier. Er freute sich herzlich, ihn wiederzusehen. Franz auch drückte ihm brüderlich die Hand. Herr Lottin zog ihn mit sich in ein kleines Kabinet, wo nur wenige Gäste waren, und dort erzählte er ihm von Bertha und vom Baron. Franz erwachte, wie von einem schweren Traum, besonders wollte er nicht an die Spionerie des Barons glauben, aber Herr Lottin gab ihm so treffende Beweise dafür, daß er endlich daran glauben mußte. Dabei erzählte er ihm den Auftritt im Ministerium und versicherte ihn. Bertha liebe ihn noch, sogar mehr noch, als den deutschen Waldmann, der jetzt hier sei, den sie aber, er sei dessen sicher, nicht heirathen werde, trotz seiner Güte und seiner väterlichen Fürsorge. Es war bereits halb zehn Uhr und Herr Lottin erzählte immer noch. Franz konnte nicht genug hören, begleitete ihn bis nach Hause und sprach von Bertha. An der Ecke der rue des martyrs hörten sie fürchterlich schreien. Es schien ihnen, als sei das eine Frauenstimme.

Sie liefen rasch der Stimme nach, stolperten aber über einen Mann, der ausgestreckt zu Boden lag. Franz hob diesen Mann auf. Wie erschrack er, als er einen Mann im Blute liegen sah. — Rettet sie! rief er auf deutsch, laßt mich, rettet sie! — Wie ein Hirsch sprang Herr Lottin um die Ecke den Berg hinauf, dort sah er dunkle Gestalten, die sich im Schatten der Nacht heftig bewegten. Herr Lottin trug einen Stockdegen und einen Dolch bei sich, so oft er Abends ausging, weil er immer spät nach Hause kam. Diese Gestalten bewegten sich immer heftiger und die erstickte Stimme stöhnte kaum noch. Als sie aber einen Mann auf sich zuspringen sahen, nahm der Eine die Flucht, den Andern, der das Frauenzimmer in den Armen hatte, durchstach Lottin mit dem Degen. Es war der Baron. Das Frauenzimmer war Bertha, sie war in Ohnmacht gesunken. Herr Lottin kam zu rechter Zeit. Julius war der andere Missethäter. Er begnügte sich mit der Börse und den Uhren beider Unglücklichen. Als er Bertha erkannte, machte er sie dem Baron streitig und wäre Lottin nicht gekommen, er hätte ihn selbst um's Leben gebracht. Lottin trug Bertha zurück, wo Franz mit Waldmann beschäftigt war. Dieser war schwer verwundet. Zehn Schritte davon war ein Wachposten, der aber Nichts gehört hatte.

Bertha fiel in eine schwere Krankheit. Waldmann genas nach einigen Wochen wieder. Der Baron wurde auf die morgue getragen und erkannt. Julius wurde von Franz denuncirt, von der Polizei eingefangen. — Bertha auch hatte Julius erkannt. Sie fieberte immer von ihm, und erzählte später, Julius sei ihr erschienen, wie in der ersten Hochzeitnacht. Uebrigens wußte die Gerechtigkeit, daß der Baron ein Spion gewesen und mit einem Verhör Lottin's und Franzens blieb die Sache auf sich beruhen.

Während der Krankheit Bertha's und Waldmann's waren Franz und Lottin fast jeden Tag im Hause. Clärchen pflegte ihre Freundin, die bald wieder sich neu verjüngte, so daß sie selbst Waldmann pflegen konnte.

Es thut mir Leid, daß ich diese Erzählung nicht mit einer Heirath schließen kann. An Freiern fehlt es Bertha nicht. Ich selbst habe ihr mehrmals vorgeschlagen, sie solle endlich wählen. Franz erscheint selten mehr bei ihr. Bertha aber ist ein eigensinniges Weib. Sie will nicht heirathen. Sie w i l l wohl lieben, aber nicht lieben

müssen. Waldmann jedoch hat sie mehrere Male den Vorschlag gemacht, sie zu heirathen. Dieser aber, Paris jetzt kennend und sein Leben Lottin und Franz verdankend, verweigert dies entschieden und ist für Lottin. Denn dem Franz ist er doch ein Bischen gram. Er hat schöne Bekanntschaften unter der Magistratur gemacht und hat wöchentlich **100** Fr. zu verzehren. Er wohnt fast immer den Gerichtssitzungen bei und arbeitet an einem deutschen Werke über das historische und philosophische Recht. Er ist für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. Franz hingegen hat seinen Kosmopolitismus abgelegt. Er schwärmt jetzt für den Dom zu Köln, will nicht mehr nach Deutschland zurück, weil er zu stolz ist und auch zu ritterlich, um seine Amnestie zu verlangen. Er hat gebüßt genug. Bertha hat er innerlich entsagt. Herr Lottin schreibt keine Vaudevilles mehr, sondern ist Redacteur eines communistischen Journals, woran Bertha zuweilen mitarbeitet, doch ohne zu unterschreiben. Er und seine Schwester Virginie besuchen sie sehr oft.

Julius wurde zu ewiger Zuchthausstrafe verurtheilt und denkt auf Mittel, aus dem Bagno von Toulon zu entfliehen.

Alexander.

Scenen aus einem dramatischen Gedichte

von

A. Weill.

Personen.

Alexander der Große.

Hephästion, Clitus } Feldherrn und vertraute Freunde Alexanders.

Philotas, Führer der Reiterei.

Parmenio, Crateros, Erygios, } Führer.

Anaxarch, aus Abdera, Alexanders Philosoph.

Callisthenes, ein Philosoph, Freund des Aristoteles.

Der Scythenkönig.

Statira, Tochter des Darius.

Ihre Mutter.

Antigone, ihre Dienerin.

Macedonier, Griechen, Römer.

Schlachtfeld am Issus. Auf der Seite ein mit Pracht und Kostbarkeiten ausgestattetes königliches Zelt. Nebenan sieht man auch ein kleineres Zelt, aber noch kostbarer. Man hört zuweilen Schlachtruf und Schwertergeklirr. Statira, die Tochter des Darius, tritt aus dem zweiten in das erste Zelt, von wo man die Aussicht auf das Schlachtfeld hat.

Statira.

Nicht länger kann ich diesen Folterzweifel
Ertragen. Selbst muß ich die Schlacht ansehn
Und wo des Schicksals Schaale sich
Hinneigt — Noch seh' ich unser Sonnenpferd,
Das mit dem Sonnenglanze selbst wetteifert
Und seine goldne Siegesmähne stolz
Uns zeigt. Noch ist Darius König und
Statira seine Tochter! — doch wo mag
Antigone so lange bleiben? Sollte
Ihr Böses widerfahren sein?

(Antigone, eine Griechin von edler Familie, die Gefährtin Statiras, erscheint als Soldat verkleidet.)

Antigone. Gebieterin,
Ihr hier? Mir fehlt der Athem fast aus Furcht
Und Müdigkeit — (sie sinkt auf ein Sopha.)

Statira. Ermanne Dich, steh' auf
Und suche schnell Dich umzukleiden. Niemand
Sogar die Mutter nicht, darf dies Geheimniß
Erfahren. (Antigone geht ins Zelt) Hat mein Vater darum mich
Die Sprache seiner Feinde lernen lassen,
Damit ich einst in ihr um Gnade flehen
Soll? Nimmermehr! — Wär ich ein Mann, wie wollte
Ich ihm zur Seite fechten, und ihn stets
Mit meinem Schilde decken! Doch uns bleibt
Nichts als der Schleier, um die Thränen zu
Verbergen, die wir selbst vergießen und
Die Anderer damit zu trocknen

(Antigone erscheint umgekleidet, doch in Unordnung.)

Antigone. Hier

1*

Bin ich schon wieder. Pfeilschnell wie das Unglück
Durchlief ich alle Reih'n. Ich sah fast einem
Herolde, einem Friedensboten ähnlich,
Niemand erkannte mich, weil Niemand jetzt
Sich selbst erkennt. Doch bring ich keinen Frieden.
Wild tobt die Schlacht, es weichen schon die Perser
Und Alexander's weißer Federbusch
Bespiegelt sich im Glanz des Sonnenpferdes.

Stat. Ich ahnte es. Mit Worten suchte ich
Die Hoffnung aufzurichten, doch mein Herz
Ist hoffnungslos! Ist keine Rettung mehr
Für meine Mutter! sprich, ists möglich nicht
Zu fliehn? — Doch nein! Nie wird die Königin
Der halben Welt ihr Zelt, den Thron verlassen –

Antig. Doch war's von Eurem Vater unbesonnen,
Die Schlacht so nah' an Eurem Zelt zu wagen,
Als wär des Sieges er gewiß.

Statira. Du wagst
Es schon den theuern Vater mir zu tadeln,
O, dann ist's aus! Du selbst bist eine Griechin.

Antig. Verzeihung, theuere Gebieterin!
Doch seht, seht selbst, ob nicht der Feind uns näher
Als Euer Vater ist? Ich sah ihn nicht
Mehr in der Schlacht.

Statira. Sahst Du denn Alexander?

Antig. Unmöglich ist's, ihn nicht zu sehn. Zwar gleicht
Er Eurem Vater nicht an Pracht, doch sieht
Er einem König ähnlich.

Statira. Und sein Antlitz?

Antig. Er hat ein sanftes Auge, rothe Wangen,
Doch trägt das Haupt er auf die rechte Seite
Geneigt. Sein Blick ist desto durchdringender.

Stat. Wem sieht er ähnlich?

Antig. Alexander sieht
Nur einem Alexander gleich!

Stat. Du liebst ihn?

Antig. Weil er der Held so vieler Helden ist.

Stat. O gäb's in unserm Reich' nur einen Helden,
Der ihm die Spitze bieten könnte! Gern
Wollt' ich das Blut aus seinen Wunden saugen,
Und auf des Vaters Thron ihm rosig betten
Und lieben ihn, und wär' er auch ein Sclave

Antig. Prinzessin, fürchtet Nichts, die Tochter wird
Das Unglück ihres Vaters selbst schon rächen.

Digitized by Google

Besiegt ein Alexander auch Darius,
So siegt Statira über Alexander.
Da wo die Kraft zum Siegen fehlt, muß Schwäche
Den Sieg erringen helfen. Besser stark
Mit Schwäche sein, als schwach mit Stärke! Wohl
Gab's Helden, stark und groß, die andere
Weit Größere besiegten, doch sich selbst
Hat keiner noch besiegt! — Doch seht, ist er's
Nicht selbst? den Bogen Eures Vaters in
Der Hand und stolz auf seinem Wagen rollend.
(Statira, zusammenstürzend)
Mein Vater ist nicht mehr!

Antig. Prinzessin! — Hilfe!
(Es kommen Verschnittne und tragen Statira in das andere Zelt; während Antigone selbst ihr folgen will, stürzt Philotas mit Soldaten in das Zelt, beide stutzen, als sie sich sehen.)
Sieg! (Die Soldaten von Außen.)

Phil. (für sich.) Dacht' ich's doch, hier sei die schönste Beute.
(zu Antig.) Wer wohnt in diesem zweiten Zelte hier?

Antig. Die Königin!

Phil. Nur eine Sterbliche
Trägt diesen Namen, meines Königs Braut.
Ist sie es nicht, so muß sie drauf verzichten.

Antig. (stolz.) Sie ist der Frauen schönste in ganz Asien!

Phil. So hat sie Hoffnung noch, es einst zu werden!
Und wer bist Du, daß Du in unsrer Sprache
So kühn mir Rede stehst?

Antig. Ich bin ein Weib (sie geht ins Zelt.)

Phil. Kein schön'res noch hat Griechenland geboren!
Der König!
(Alexander, Crateros, Hephästion, Anaxarch und Parmenio treten alle, außer Anaxarch, in voller Rüstung auf.)

Alex. Wer nahm dies Zelt zuerst?

Phil. Dein Knecht Philotas!

Alex. Wer bewohnt es?

Phil. Die Königin mit ihren beiden Töchtern.

Alex. Nun haben wir das Nest, der Vogel kommt
Von selbst zurück. Man stelle Wachen um
Das Zelt, daß Niemand es betrete. Du,
Parmenio, entbeutst der Königin
In wen'gen Worten meinen Gruß, sagst ihr,
Es lebe noch Darius, ihr Gemahl,
Daß sie, obschon gefangen jetzt, die Ehre
Und Achtung einer Königin von mir
Genießen werde. Crateros, Du sendest

Schnell einen Boten dem Darius zu.
Er sage ihm, daß seine Gattin, seine
Geliebten Kinder kriegsgefangen sind;
Daß ich sie ihm zurückerstatte, wenn
Er selbst fußfällig mich drum bitten werde.
Er möge übrigens, wenn wieder er
Mir schreibt, bedenken, daß er nicht allein
An einen, sondern auch an seinen König
Zu schreiben hat — (Parmenio, Crateros gehen ab.)
Nun lasset uns den Schweiß
Der Schlacht im hellen Bade des Darius
Abwaschen.

Anax. Des Besiegten Gut gehört
Dem Sieger jetzt; Erloschen ist der Name
Darius jetzt von allen seinen Gütern.
So sagts das Recht, und ich, sein Stellvertreter!

Alex. Man sieht doch gleich den tiefen Philosophen!

Phil. Will Alexander nicht zuerst die Gattin
Des Darius sehn? Sie soll der Schönen schönste
Sein? —

Alex. Sprich, Philotas, welche schlimme That
Hast Du noch je von mir gesehen, daß
Du diese mir vorschlägst. Beim Zeus! spricht mir
Nur Einer von der Schönheit dieses Weibes,
Ich laß' ihn auf die Folter spannen und
Wär's auch mein bester Freund. Die schönen Frauen
Sind eine Qual der Augen. Frauenliebe
Erinnert mich an meine Sterblichkeit.
Nur wenn ich liebe oder schlafe, denke
Ich an den Tod! (zu Anaxarch) Sprich Du, mein Philosoph,
Was ist ein Weib?

Anax. Ein Weib ist eine schöne,
Doch recht mißlung'ne freie Uebersetzung
Des Mannes. Jedes Wort des kräftigen Urtext's
Wird man mit zwei und drei dort wiederfinden.

Phil. Ich traf ein Mädchen hier, das Griechisch sprach,
Und hübsch wie eine Charis ist, sie dient
Der Königin.

Alex. Nimm sie zum Lohne Deiner
Erprobten Tapferkeit. Doch rath' ich Dir,
Auf Deiner Hut zu sein. Die Weiber bringen
Dir noch Verderben.

Phil. Nie fürcht' ich den Feind.

Alex. Und nie kehrst Du den Rücken ihm. Nicht wahr?

Alex. Ein Schreiben von Darius, lies es vor.

Hephästion (nachdem er es für sich durchgelesen).

„Er bietet Dir den Frieden an,
„Zur Sicherung dessen, seine schönste Tochter
„Statira. Alle Länder, Städte zwischen
„Dem Halys und dem Hellespont gibt er
„Zum Brautschatz Dir. Du möchtest doch bedenken,
„Daß immer noch, so groß das Glück auch war,
„Das Unglück drauf ihm folgt, und es an Größe
„Noch übertrifft. Nichts Schwereres gab es
„Als sich in Deinen Jahren schon zu mäßigen.
„Doch wolltest Du die Länder all' erobern,
„Die ihm noch übrig blieben, würden Dir
„Inzwischen graue Haare wachsen. Noch
„Mußt Du die Flüsse Tygris, Araxes
„Und Hydaspes passiren, aber dann
„Auf große sandige Ebenen stoßen, wo
„Du über Deine Schaar erröthen würdest.
„Engpässe wird er schon zu meiden wissen."

Alex. Parmenio, sprich, was räthst Du mir zu thun?

Parm. Trüg ich den Namen Alexander, auf
Der Stelle würde ich das Anerbieten
Annehmen. Darius müßte mir dazu
Ein Lösegeld für seine Gattin geben.
Wir brauchen Geld.

Alex. Nun hieße ich Parmenio,
Ich würde ebenfalls so rathen, doch
Heiß Alexander ich, bin König und
Kein Kaufmann. Seine Gattin sammt den Töchtern
Mag unentgeldlich er zurücknehmen.
Wenn Könige Kaufleute spielen, werden
Kaufleute Könige bald werden. Darius
Antworte man, daß er nur geben will,
Was ich schon längst errungen. Mir, dem Sieger,
Gebührt's, Gesetze dem Besiegten vor-
Zuschreiben. Er ist der Besiegte. Jetzt
Sei auf Persepolis mein Augenmerk,
Gerichtet. Er soll's zu verhindern suchen.
Es würd' der Hellespont erröthen,
Wenn der, der er so stolz auf seinem Rücken
Trug, jetzt den Tygris fürchten sollte. Man schreib
Ihm dies und meinen Gruß.

Crateros (geht mit dem Boten ab.)

Nun, Freunde, pflegt

Der Ruh. Bald werden wir die Hauptschlacht liefern,
So stürzen wir die ehrnen Pfeiler Asiens!
Der Beute gibt's genug. Euch, meine Freunde,
Gehört sie. Mir genügt die goldne Hoffnung.

Parmenio und Crateros kommen zurück. Alexander besieht die vielen Kisten, Spangen, Leuchter, Gewürzkästchen und sagt endlich:

Seht Freunde, das nennt Darius König sein!

Philo. Hier ist ein Kästchen, ganz von Edelstein,
Das königliche Wappen drin mit hellen
Brillanten eingefaßt.

Alex. Laß sehen, kennt
Ihr einen Gegenstand, der würdig ist,
In diesem Kästchen hier zu ruh'n. Sagt an!

Parm. Ich wüßte keinen würdigern, als
Des Königs Krone.

Crate. Ich des Königs Siegel.

Philo. Ich würde Liebesbriefe drin verschließen.

Alex. Und Du, Hephästion, was würdest Du
Mit diesem Götterkästchen machen? Sprich!

Hephä. Dasselbe, was mein königlicher Freund.

Alex. So lege den Homer hinein. Er ist
Die Krone aller Könige, er ist
Unsterblicher als alle ihre Siegel,
Der beste Freund, der theuerste Geliebte:
Nur an Homeros hat der Künstler dieses
Aus Edelstein gefaßten Meisterwerks
Gedacht, denn jedes Wort in ihm ist selbst
Ein Edelstein, Doch seht, hier kommt ein Bote
Im stärksten Lauf einhergerannt. Solch freudig
Gesicht sah ich in meinem Leben nicht;

(Ein Bote tritt ein und gibt rasch einen Brief ab, Alexander nimmt ihn, erbricht ihn und gibt ihn Hephästion. Die Königinn mit Statira und ihrem sechsjährigen Sohne. Die Königinn wirft sich Hephästion, den sie für den König hält, zu Füßen. Statira hingegen wirft sich vor Alexander nieder. Endlich bemerkt Statira den Irrthum ihrer Mutter und spricht zum König.)

Verzeihung, mächtiger Fürst, für meine Mutter,
Daß sie den Sieger meines Vaters nicht
Sogleich erkannt. Wer kann in die Sonne
Sehn und wird nicht von ihr geblendet? (zu ihrer Mutter): Dieser
Hier ist der König! (Sie werfen sich beide seufzend nieder).

Alex. Fürchtet Nichts, sie hat
Sich keineswegs geirrt. (auf Hephästion deutend) Auch dieser hier
Ist Alexander! — Weint nicht. Nicht sollt

Ihr fühlen, daß Darius ich besiegt — (er hebt sie auf).
Nicht zog ich aus, um Weib und Kinder ihm
Zu rauben, heilig ist mir seine Ehre,
Und heil'ger noch ist mir das Unglück der
Besiegten. —

Stati. Allzu groß ist diese Gnade.

Alex. Ist dies Darius' Sohn? Komm her, mein süßer Knabe.
(Der Knabe springt ihm um den Hals und küßt ihn).

Der Knabe. Sieh, Mutter, Du machst den Mann weinen,
(zu Alex.) Warum weinst Du denn?

Alex. z. Heph. O hätte dieses Kindes große Seele
Darius nur, ich würde Frieden machen!

Stati. Ich danke Gott ungerne, daß mein Vater
Sich seines Siegers nicht zu schämen braucht.
Gibt's Einen in der Welt, der würdig ist,
Ihn zu besiegen, so ist's Alexander!

Alexander (sie betrachtend)
Und seiner würdig wird er Euch behandeln!
(Er macht eine Bewegung mit der Hand. Die Frauen entfernen sich.)

Hephä. Schön wie die Krone Persiens ist dies Kind.

Alex. Doch würd' ich wegen ihr den Hellespont
Nicht überschreiten.

Hephä. — Gleich erkannte sie
Den König.

Alex. — Drum könnt' ich sie fast lieben.

Hephä. Sie scheint auch nicht verzagt.

Alex. — Auch dies Vertrauen
In mich gefiel mir sehr.

Hephä. — Ihr Blick ist muthig.

Alex. Weil's hier an Männern fehlt. Und nun genug
Von ihr.

Hephä. So schön wie jenes Mädchen
Das neulich wir gesehen, ist sie nicht,
Doch lieblicher und Deiner Ehre würdig.

Alex. Willst Du den Kuppler machen?

Hephä. Nein, ich möchte
Roxanens Bild aus Deinem Herzen bannen;
Es lechzt nach irdscher Lust, betäubt die Sinne,
Berauscht und facht sie an zur hellen Flamme,
Die heißen Flammen eines Weibes aber
Löscht man mit koth'gen Schollen am Besten, und
Dazu bedarf es keines Alexanders!

Alex. Ich liebe sie, ob dieser heißen Gluth,

Die Kühnheit schon von ihr, der stolze Wunsch,
Den ich in ihren Augen las, von mir
Besucht zu werden, sprach für sie bei mir.
Ich lieb es nicht, wenn schöne Frauen glauben,
Der König Alexander buhle um
Der Liebe Gunst. Im Krieg und in der Liebe
Erkenn' ich die Philosophie nicht an.

Heph. So nimm sie zur Geliebten.

Alex. Wie! Ein Weib!
Ich zur Geliebten! Nein, nur der Orient
Ist meine ewige geliebte Braut!
Doch Roxane wird meine ehl'che Frau!
(Sie gehen ab).

Zweiter Auftritt.

Ein anderes Zelt. Philotas tritt mit Antigone auf.

Philo. Und nicht ein Wort der Liebe sagst Du mir?

Antig. Zwei Boten sandte Alexander Dir
Schon diesen Morgen. Dringend war der Zweite.

Philo. Und käm ein Bote jetzt aus dem Olymp,
Nicht weichen würde ich von Deiner Seiten,
Bis Du gestanden mir, Du liebest mich.

Antig. Nicht lange fragtest Du, als mich der König
Dir wie 'nen neuen Flitterlappen schenkte.
Ich bin der Lohn nur Deiner Tapferkeit,
Nicht Deiner Liebe. Dir gehöre ich
Von Kopf bis Fuß und nicht ein einz'ges Glied
Befindet sich an meinem Körper, das
Dir nicht gehorchen müßte. Was verlangst
Du mehr?

Philo. — Dein Herz, die Seele Deiner Schönheit.

Antig. So tödte mich, ich bin nur Deine Sklavin.

Philot. Das nicht. Sprich nur das Wort, ich liebe Dich.

Antig. Wie könnte anders ich? Wär ich denn frei,
Zu sagen Dir, ich lieb' Dich nicht? Muß ich
Nicht schmeicheln Dir, aus Furcht, Du möchtest zürnen?

Philot. Und dennoch schmeichelst Du mir nicht.

Antig. Weil dies
Doch überflüssig wäre.

Philo. Dies verstehe
Ich nicht.

Antig. Siehst Du, am Besten ists, ich schweige.

Philo. Nein, reden sollst Du, ich befehl es Dir.

Antig. Doch wenn Du mir befiehlst, so weißt Du schon.
Was ich Dir sagen kann.
Philo. (heftig.) Ich weiß es nicht.
Antig. Wenn Du es mir befiehlst, so lieb' ich Dich.
Philo. So werde ich es ewig Dir befehlen.
Antig. (halb für sich) Doch nur so lang, als er der Reiterei
Befiehlt.
Parm. (tritt ein, zu Philo.)
Entferne dieses Weib, ich habe
Ein Wort allein mit Dir zu sprechen.
Philo. (Führt Antigone in ihr Gemach und kehrt zurück) — Sprich,
Mein Vater. Längst schon sehnt' ich mich nach Dir,
Doch sprich mir nicht in Räthseln, die ich nicht
Begreife.
Parm. Leider kann ich dies Mal meinen
Auftrag durch Räthsel nicht verhüllen. Klar
Und bündig ist er — Unzufrieden ist
Mit Dir der König.
Philo. Wie! That ich nicht mehr,
Als meine Pflicht war, in der letzten Schlacht?
War ich es nicht, der mit der Reiterei
Den großen Sieg erfocht? —
Parm. Nur mir darfst Du
Dies sagen, nicht dem König Alexander.
Philo. Es weiß dies jeder Macedonier vom
Trompeter bis zum Wappenträger.
Parm. Ja!
Es weiß der König selbst, daß in der Schlacht
Ein tapfrer Held Du bist. Auch liebt er Dich.
Doch nach der Schlacht, sagt er, wärst Du ein Weib.
Nach Putz und Frauen trachtest Du beständig,
Verschmähest Deines Königs nüchterne Tafel,
Gibst Saufgelage Deinen andern Freunden,
Erzählst von Deinen Siegen, Deinem Muth,
Als wolltest Du zu einem Zwecke sie
Gebrauchen, als bedürftest ihrer Du.
Dies Treiben bleibt dem König nicht verborgen.
Man wagte es sogar, Dich anzuklagen,
Doch er, Dich besser kennend, lachte Drob.
Nun bricht das ganze Heer nach Tyros auf,
Zwei Boten sandte Crateros Dir schon,
Jetzt muß ich selbst den dritten spielen, um
Des Königs Worte Dir zu hinterbringen.
„Das einz'ge Mittel, nie besiegt zu werden,

„Besteh' darin, daß man die Sitten der
„Besiegten nie nachahme. Drum sei es
Bei Todesstraf' verboten, Weiber sich
Im Heere mitzunehmen, oder sich
An Freß= und Saufgelagen zu ergötzen."
Dich selbst erwartet er in seinem Zelt,
Er wird noch manches mit Dir sprechen wollen.

Phil. Und weiter weißt Du Nichts für Deinen Sohn?

Parm. Entsprächest Du den Zwecken Alexanders,
Ich würde viel mit Dir zu sprechen haben,
Doch so, fürcht' ich, ins Unglück Dich zu stürzen,
Des Königs Ziel und meines sind verschieden,
Der Weg jedoch zu beiden ist derselbe.

Phil. Schon wieder sprichst in Räthseln Du.

Parmenio. Nicht reif
Bist Du zu meinem Plan. Du bist ein Mann
Des Augenblicks. Drum bist Du auch so tapfer,
Doch an die Zukunft denkst Du nicht, bis sie
Zum Augenblicke sich gestaltet und
Dann ist's zu spät. Nun folge mir zum König.
(Parmenio geht ab.)

Phil. Doch, ich verstehe ihn, den alten Vater.
Der Gram bricht ihm das Herz, und nicht einmal
Dem eignen Sohn' wagt er es zu gestehen.
Verdankt der König selbst nicht ihm die Krone?
Was wär' er ohne ihn, ja ohne mich?
Und keine Ruhe für den Heldengreis?
Mißgönnt er mir doch meine Freund' und Frauen,
Verschmäht den Rath des klugen Vaters und
Betrachtet sich als einen Gott. (Er holt Antigone aus ihrem Gemach.)
Leb' wohl, Antigone, wir müssen scheiden,
Du kehrst zu Deiner Königin zurück.
Bewahre mir die Treue, liebst Du mich
Auch nicht. Ich liebe Dich, mehr als mein Schwert,
Mehr, als den König selbst. Noch einen Kuß
Gib mir.

Antig. Wer nehmen kann, der fordert nicht.

Ant. (allein). Ich soll ihm schmeicheln, soll sogar ihn lieben,
Wie unergründlich doch die Männer sind!
Als er beim König mich als Preis erkor,
Da flehte er nicht lang' um meine Liebe;
Wie ein besiegter Feind ward ich zu ihm
Geschleppt. Es sprühten feurig seine Blicke,
Gleich einer Schlange, die die Taube bannt,

Sie dann mit hungeriger Gier umschlingt
Und spielend ihr den Todesbiß versetzt.
Da half kein Flehen, half kein liebend Bitten!
War ich die Sklavin doch, in deren Brust
Er schwelgend, wie in Feindes Busen wühlte.
Ist das der Männer Liebe? Dies der Liebe Lust?
Verbirgt sich Liebe in des Hasses Larve,
Ist sie ein Kampf, worin der Sieger des
Besiegten Beute sich bemächtigt? Nein,
So liebt ein Knecht nur, der der Fesseln baar!
Ein Alexander doch muß anders lieben,
Wohlan, Philotas, lieben will ich Dich —
Ich will an meinen Busen drücken Dich,
Bis Du nach Deinem Athem haschen sollst.
Mit heuchlerischem Feuer will ich Dich
Berauschen, bis Du taumelnd niedersinkst
Und flehentlich mich bittest, Dich nicht mehr
Zu lieben. Rächen werd' ich mich als Weib.
Du hast das Schamgefühl in mir zertreten,
Ich will Dich lieben unverschämt, will zeigen
Dir, wie ein Mädchen seine Unschuld rächt. (ab.)

Nach der Schlacht bei Arbela und dem Tode des Darius.

(Ein schönes, reich möblirtes Zimmer im königlichen Palast zu Persepolis. Philotas auf einem Sopha sitzend, persisch gekleidet; ein Macedonier.)

Phil. Hier heilen die Wunden schneller, als in Griechenland. Komm, setze Dich zu mir auf das Sopha.

Maced. O, könnte ich nur nach Griechenland kriechen, um dort zu sterben.

Phil. Laß diese patriotischen Grillen.

Maced. Was haben wir denn gewonnen? Statt aus Persien Griechenland, macht der König aus Griechenland Persien. Unsre Waffen haben über dieses Land gesiegt, seine Sitten besiegen Griechenland. Morgenländische Weiber will er aus uns machen, um uns desto besser zu beherrschen. Nichts mehr von jener Wonne, wenn der Krieger mit dem Schilde nach Hause kommt und Mutter und Schwester Thränen der Freude weinen! Und kehrten wir auch heim, wir müßten uns schämen, in der Tracht der Besiegten ans Land zu steigen. Bald werden Perser nur des Königs Diener sein, denn aus einem macedonischen König wird ein persischer Satrap.

Phil. Und das Alles sagst Du mir, einem ersten Offizier des Königs?

Maced. O, wärest Du ein Grieche wie ich! Doch Dich verführen

die Sonne, die schönen Mädchen, die zarte Seide, während ich mich nach meiner rauhen Bergesluft in Macedonien sehne, und die grobe Leinwand, von meiner Schwester gesponnen, dem weichen Sammt vorziehe.

Phil. Du hast das Heimweh, Du dauerst mich.

Maced. Nun wird's Feste über Feste geben. Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen treffen in unzählbarer Menge ein. Der König hat einen Preis auf das beste Schauspiel gesetzt, er will die innere Stimme übertäuben. Doch (ernst und feierlich) er sei auf seiner Hut. Wir haben nicht Haus und Heimath verlassen, um hier Comödie zu spielen. Sag ihm das. Wenn's schon Comödien geben soll, so ist mir ein tüchtiges Trauerspiel noch lieber. Das geht doch ins Herz. Sag ihm das, Philotas. — (Ein Athenienser kommt, als Satrap gekleidet, mit einer Krone in der Hand.)

Maced. (zum Athen.) Sieh da, mein ehemaliger Freund. Du siehst nicht wie ein Sieger aus. So gingen die geschlagenen Perser einher.

Athen. Das ist die Beute, des Siegers Preis.

Maced. Also um Kleider habt Ihr gekämpft, um Weiberröcke. Deswegen also fuhrt Ihr über den Hellespont. — Sag, alter Freund, haben Deine homerischen Helden auch um ein Paar Weiberhosen gekämpft? (Er geht ab.)

Athen. Noch mehr. Sie kämpften um ein Weib selbst. So geht's, wenn man Alles nur halb versteht. Ich bedauere ihn. Er versteht unsre neue Zeit nicht. Unsre Sphinx hat ein anderes Räthsel. Nicht wahr, Philotas?

Phil. Was ist Dein Auftrag?

Athen. Ich bringe Dir das Programm des Festes, der Hochzeit des ganzen Heeres. Der König hat für jeden seiner Generale eine Frau gewählt und eine Krone bestellt. Hier die Deine. Er selbst wird das Diadem des Darius tragen und Roxane feierlich ehlichen.

Phil. Bist Du zufrieden mit Deiner neuen Braut?

Athen. Ein sonderbares Ding, so ein persisches Fräulein. Schön, zart, wollüstig, aber weder Witz noch Geist haben sie. Immer sagen sie ja. Da ist doch eine griechische Hetäre ein anderes Wesen.

Phil. Kommst Du mit der Sprache fort?

Athen. Ach ja. Das lernt sich leicht. Ich weiß schon, wie man auf Persisch sagt: Ich liebe Dich. Ueberhaupt sieht man mir es schon fast nicht mehr an, daß ich in Athen auf die Welt kam. Nun, auf Wiedersehen und zwar mit Kronen auf dem Haupte. (geht ab.)

Phil. Nun bin ich endlich doch allein.
(Er geht in ein Nebenzimmer und holt Antigone.)

Ant. (im Herausgehen). Du kennst die Weiber nicht. Ein Mädchenherz,
Das liebt, hat Lippen nur zum Küssen und nicht
Zum Sprechen. (sie küßt ihn.)

Phil. Aber nach dem Kusse ist
Ein süßes Wort noch süßer.

Antigone. Und noch süßer
Ein zweiter Kuß. (sie küßt ihn.)

Philotas. Es brennen Deine Küsse,
Und dennoch duften sie von Wohlgeruch.

Antig. In heißer Erde wächst der Weihrauch nur.

Phil. Nicht weiß der König, welches Kleinod er
Verschmäht.

Antig. Verschmäht? — Er sah mich nicht.

Philotas. Und soll
Dich auch nicht sehn.

Antigone. Glaubst Du, er würde mir
Nicht widerstehen?

Philotas. Wenn man Dich sieht, so muß
Man unwillkürlich auch Dich hören wollen.
Drum sieht und hört er Dich, es freute ihn,
Ein König nur, ein schwacher Mensch und kein
Unsterblicher Gott zu sein.

Antigone. O, lästre nicht,
Mein dritter Kuß soll Dich zum Schweigen bringen.
(sie küßt ihn.)

Phil. Es zwingt Dein Küssen eher mich zum Reden.
Du gießest neue Gluth mir in die Brust.
Und nicht allein zum Reden feuerst Du
Mich an mit Deiner heißen Sprache, sondern
Zum Handeln auch. Seitdem an Deine Liebe
Ich glaube, fühl' ich meinen rechten Werth erst.
Du liebst nur einen Knecht und keinen Herrn,
Denn bin ich auch Dein Herr und liebe Dich,
So bin ich's doch so lange nur,
Als Alexander will.

Antigone. Doch liebt er Dich.

Phil. Mir schwebt die Zeit noch vor den Augen, als
Wir Knaben waren und zusammen spielten.
Ja damals liebten wir als Freunde uns.
Er war nicht weniger, nicht mehr als ich.
Und wenn das Wurfziel er auch besser traf,
So hatte mein Geschoß doch weit mehr Kraft.

Digitized by Google

Doch kaum zum Jünglinge herangereift,
Ward er von meinem Vater selbst zum König
Ernannt, nachdem der Sein' ermordet wurde.
Ich merkt' es nicht; ich focht, wo Alexander
Focht, ruhte neben ihm und strebte, Alles
Zu thun, was Alexander that. Doch nach
Und nach befahl er mir und meinem Vater
Als König und als Herr. Es schmerzte ihn,
Wenn von der ersten Jugendzeit wir sprachen,
Er schob die Gegenwart als Maske vor.
Er liebte uns, weil unsrer er bedurfte,
Er schenkte uns, was wir mit eigner Faust
Erworben. Doch nun ist Darius todt,
Nun liebt er andre Freunde, die er braucht.
So lang' er um die pers'sche Krone kämpfte,
Bedurft' er unsrer Freundschaft, unsres Bluts.
Doch nun wird er der Perser sich bedienen,
Um uns zu seinem neuen Dienste ab-
Zurichten. Dreißigtausend pers'sche Knaben
Erkor er sich, um sie nach unsren Sitten
Erzieh'n zu lassen. Fünfzehn Jahre Zeit
Gibt er dem Knaben, bis er seine Jugend
Vergißt, und griech'sche Männer, Helden will
Mit einem Schlage er zu Persern machen.
Den Göttern trotzend, will verschmelzen er
Den Occident mit dem Orient, die selbst
Die Elemente trennen. Heute gibt er
Ein Königsfest, wo alle Generäle
Gezwungen werden, pers'sche, med'sche, baktrische
Satrapentöchter heimzuführen. Dann
Die Hand zum Kusse reichend, will er, daß
Ich selbst mit meiner aufgezwung'nen Gattin
Die Kniee vor ihm beuge.

Antigone. Wie, schon wieder
Hast eine neue Gattin Du gewählt?

Phil. Ich durfte wählen nicht nach meinem Herzen.
Es hat der große König selbst den Kuppler
Gemacht. Er wählte mir ein pers'sches Mädchen
Von fürstlichem Geblüt, befahl mir, sie
Zu nehmen, lächelte und ging. Seitdem
Er überall gesiegt, ist, sonderbar, er
Von einer wahren Kupplerwuth besessen.

Antig. Und welche Schöne hat er Dir gewählt?

Phil. Des alten Ochus Tochter

Antigone. Statira's Freundin?
(Antigone lacht laut auf.)
Phil. Sie wartet meiner in dem Saale. Noch
Sah ich sie nicht. Wozu das Lachen? — Sprich.
Antig. Ich lache ob der sonderbaren Art,
Mit der der König jetzt den Occident
Mit dem Orient verschmelzt.
Philotas. Kennst Du die Braut?
(sie lacht immer mehr.)
Phil. (heftig.) So rede doch, wozu das spött'sche Lachen?
Antig. Sieh doch den Mann, der Könige stürzen will
Und über eine Mädchenlaune sich
Erzürnt. Du sagtest doch, Du würdest sie
Nie lieben. Ist dies wahr, so ist es gleich,
Ob häßlich sie, ob schön sie ist. Bereite
Zum Feste Dich, gewiß, man wartet Deiner.
Erlaube mir jedoch, daß ich indeß
Statira sehe; sie bedarf des Trostes.
Phil. Thu' dies. Erzähle ihr, wie Roxane
An Alexander's Seite heute prangt.
Warum liebt sie den König auch? — Du seufzst? —
Geht Dir ihr Schicksal denn so nahe? —
Antigone (nach einer Pause.) Ja,
Ich liebe — sie.
Philotas. Du bist ein gutes Mädchen.
Noch Eins, Antigone. Vielleicht kommt heute
Mein Vater noch aus Medien hierher.
Er hat sehr Wichtiges mit mir zu sprechen
Und will von Niemand hier gesehen werden;
Ich hab' ihm Dein Gemach hier angewiesen,
Mein Heiligthum. Sobald er kommt, schickst Du
Mir einen Boten.
Antigone. Gut, es soll geschehen.
Phil. (sich die Krone aufsetzend.) Sieh nur ein Mal, wie mir die Krone steht?
Antig. Wie jedem Andern, wo so oft die Krone
Das Haupt ersetzt.
Phil. Wie meinst Du das?
Antigone. Oft ist
Die goldne Krone nur des Hauptes Krone,
Doch oft ist auch das Haupt der Kronen Krone.
Phil. Du spielst mit Worten.
Antigone. Besser als mit Kronen.
Phil. Mir fällt's so schwer, von Dir zu scheiden. Ging's

Doch nur zur Schlacht, mir wär' sie lieber, als
Dies Fest. Auch träumt' ich einen bösen Traum
Vergangne Nacht.

Antigone. Dich drückt der Zweifel an
Dir selbst.

Phil. Doch nicht an meinem Schicksal.

Antigone. Geh,
Das Schicksal läßt sich nicht erschmeicheln; es
Zeigt immer kühn die Stirn, nur sieht man's nicht.
Doch offenbart es sich nur in den Menschen.
Der zweite Mensch war schon des ersten Schicksal.

Phil. Wenn wahr dies ist, erkenne ich in Dir
Mein Schicksal. Alexander warf es weg,
Ich hob es auf. Leb wohl und liebe mich,
Mein Schicksalstäubchen. (Er küßt sie und geht.)

Eine Gegend an der Grenze Indiens. Zelt. Alexander und Anaxarch.
Alexander ist verwundet.

Alex. Wo ist Hephästion?

Anax. Ein junger Mann
Aus Macedonien kam im Heere an,
Ein junger Freund des Aristoteles, von ihm
An Dich gesandt. Hephästion spricht eben
Mit ihm, er hängt an seinen Lippen wie
An einem Göttersprüch.

Alex. Schnell hole sie,
Hephästion soll keinen Andern lieben
Als mich.

Anax. Sogleich, mein König. Doch wie geht
Es Dir?

Alex. Geh', falsch ist das Orakel, das
Zum Göttersohne mich ernannt. Sieh hier,
Mein Blut ist roth, wie jedes Andern Blut.
Doch sprich, hast Aristander Du befragt,
Ob Glück die heil'gen Eingeweide mir
Zu meiner Schlacht verkünden?

Anax. Ja, Clitus
War selbst zugegen.

Alex. Wie, Dummkopf, Du fragtest
In meinem Namen nach den Zeichen des
Orakels, während Clitus selbst zugegen
War?
(Hephästion und Callisthenes kommen. Letzterer in griechischer Kleidung.)

Alex. Ha, mein theurer Freund, vielleicht auch Freunde.

Das ist der junge Mann?

Callist. Mein König, ja.

Alex. Was bringst Du Neues mir?

Callist. Viel Gutes und
Viel Schlimmes, so wie Alles Neue hier.
Viel Grüße und viel Briefe (er übergibt ihm Briefe) das das Gute;
Das Schlimme bin ich selbst wahrscheinlich.

Alex. Nicht
So übel. (er liest). Wie, sie wagten es! Empört
Hat Sparta sich?! —

Callist. Sie warteten, bis Du
In Indien sei'st. Doch hat Antipater
Zur Ruhe mit dem Schwerte sie gezwungen.

Alex. Noch ist mein Schatten nicht so groß, daß er
Von Indien bis nach Sparta reicht, sonst hätten
Sie's nicht gewagt. Und was macht Aristoteles?

Callist. Er schreibt die Thaten seines Schülers auf.
Er sagte mir, erhaben sei'st Du über
Den Neid, an Größe kann kein Sterblicher
Erreichen Dich, drum mußt Du gnädig sein,
Weil Gnade nur das einz'ge Ding jetzt sei,
Wodurch in jedem Augenblick Du zeigst,
Daß immer höher noch der Mensch sich schwingen
Kann.

Alex. Ja, daran erkenne ich den Freund,
Und dies erinnert mich an meine Jugend,
Wo ich an diese Redensarten glaubte.
Doch mit Philosophie regieret man
Kein Volk; mit der Physik erobert man
Nicht Länder, und mit der Rhetorik straft man
Verräther nicht. Die Willenskraft, die That
Nur ist im Stande, Großes zu vollbringen.
Doch sei willkommen mir. Du sollst hier lernen,
Wie das Gelernte leicht sich selbst verlernt.
Hephästion, geh', suche Clitus auf,
Sag' ihm, es habe das Orakel Unglück
Verkündet mir, doch Alexander glaubt
Weit eher seiner Tapferkeit und Kraft,
Als dem Orakel. Drum soll er zum Kampfe
Bereiten sich. Wir greifen heute noch
Den Scythenkönig an und siegen heute
Noch. (zu Callisthenes auf Anararch deutend, nachdem Hephästion abging.) Kennst Du diesen Mann?

Callist. Daß ich nicht wüßte.
Alex. Ein Philosoph. Ihr sollt Euch kennen lernen.
Callist. (zu Anararch.) Aus welcher Stadt und wessen Schüler?
Anar. Aus Abdera.
Callist. Nicht um Alles in der Welt
Möcht' in Abdera ich geboren sein.
Alex. (stutzt.) Ich müßt' denn Alexander heißen.
Anar. Ich
Nenn' Anararch mich, des Königs Freund,
Und schäme keines Ortes mich;
Alex. Schon Streit!
(zu Callist.) Ich liebe nicht den Trotz. Doch bist Du jung,
Und statt des Schwertes wetzest Du die Zunge.
Doch will ich, daß Du Anararchen ehrst,
Ist auch Aristoteles sein Lehrer nicht.
Clit. (kommt.) — Mein König,
Der Scythenkönig schickt Dir einen Boten,
Er bietet Frieden Dir und Unterwerfung,
An. Er selbst wünscht zu sehen Dich und wird
Sogleich erscheinen, wenn Du es erlaubst.
Ich rathe Dir, den Antrag anzunehmen.
Alex. Ich folge Deinem Rathe, Freund, er komme! (Clitus geht ab.)
Callist. (für sich.) Was mit dem Schwert und mit dem Wort er nicht
Besiegt, das unterwirft das blinde Glück
Für ihn.
Alex. Nun werdet Ihr den König der
Barbaren seh'n. Gib Acht, Callisthenes,
Beschaue ihn genau, damit Du einst
Genauer ihn beschreiben kannst. Ein Schauspiel
Der Art sieht man nicht jeden Tag, sogar
Nicht einmal in Athen. Dort ist, so viel
Ich weiß, kein Alexander.
(Der König der Scythen mit Gefolge und Clitus erscheinen.
Er besieht Alexander eine Weile, ohne zu sprechen.)
Alex. Kamst Du her,
Um mich zu messen?
Der König. Wenn Dein Körper eben
So groß wär, wie Dein Geist, die ganze Welt
Wär' Dir zu klein. Mit Deinem rechten Arm
Umfaßtest Du den Occident und mit
Dem Linken den Orient. Der Erde würdest
Das Sonnenlicht Du rauben und die Sterne
Zerreiben mit der Faust, doch wie Dein Geist
So groß, ist auch die Sucht des Habens und

Des Ruhms. Dir scheint die Welt ein großer Baum,
Kühn greifst Du nach dem höchsten Gipfel. Doch
Gib Acht, je mehr Du Dich dem Gipfel näherst,
Je dünner werden Stamm und Ast. Du greifst
Nach diesem Ast, doch bist Du ihm zu groß, —
Der Ast zerbricht und fällt und stirbt und fault.
Du nennst Dich einen Gott, doch Götter geben
Nur, nehmen Nichts. Doch Du nimmst allen Völkern
Die Freiheit, und bist selbst der Sklave eines
Wahns. Tausenden gibst Du den Tod und denkest
Nicht, daß Dich auch der Tod erreichen wird.
Du nennest uns Barbaren. Ja, wir haben
Nicht Gold noch Silber. Eine Schale, ein
Pflug und hier einen Pfeil, das ist der Reichthum
Des Scythen-Volks. Glaubst Du jedoch, uns zu
Beherrschen, wenn Du in Persepolis
Befehle uns dictirst, so irrst Du Dich.
Da wo Du bist, da wirst Du jedes Volk
Bezwingen; doch nicht überall bist Du.
Und hier in unsern Steppen bleibst Du nicht.
Drum rath ich Dir, die Welt als Freund und nicht
Als Feind stets zu behandeln.

Alex. Wer die Welt
Beherrschen kann, darf auch zerstören sie.

Der Scyth.-Kön. Das ird'sche Feuer, das die größten Städte
Zerstört, erlischt, fehlt's ihm an Stoff; doch nie
Die Sonne. Drum sei Du die Sonne, ich
Reich Dir die Hand zur Freundschaft, ich ein Stern,
Ein kleiner Stern, den man nicht sieht, wenn groß
Die Sonne leuchtet.

Alex. Komm, laß Dich umarmen,
Du bleibst mein Freund. Doch wenn Dich meine Waffen
Auch nicht besiegten, so will ich jedoch
Durch Großmuth Dich besiegen. Geh' durch's Lager
Und wähle. Was Du auch verlangst, Dein
Sei es, und wähltest Du den besten Feldherrn.

Der Scyth.-Kön. Und was kann ich dafür Dir bieten? Was
Könnt ich Dir geben, das Du nicht schon hättest?

Alex. Zweihundert Deiner besten Bürger gibst
Du mir zu Freunden mit.

Der Scyth.-Kön. Doch wie soll ich
Regieren, geb' ich Dir die besten Bürger?
Die schlechten mag ich nicht regieren.

Alex. Scythe,

Du bist ein tücht'ger Mann, und Dich bekriegen,
Wär' jetzt mein größter Wunsch. Wenn Sonnen sich
Zerreiben, ist die Welt der Funken voll.
Doch bitt' ich Dich um ein'ge wackre Krieger,
Die dieser Gegend kund, zu treuen Führern.
Wenn ich den Ocean befahren und
Besiegt, dann bring' ich sie als Fürsten Dir
Zurück.

Der Scyth.-Kön. Der beste Führer ist Dein Schwert.
Doch werd' ich Dir die Tapfersten der Scythen
Auswählen, denn bist Du mein Freund, dann brauche
Ich keine Krieger mehr.

Alex. Nun komm, ich will
Dich selbst allein durch's Lager führen.

Clitus (indem sie abgehen wollen.) Heil den Königen der Griechen
und der Scythen!

Alex. (sich umdrehend.) Und Heil dem Fürsten der Sogdianer, Clitus,
Dem treuen Freunde seines Königs. Freunde,
Ihr habt's gehört, ich habe meinen Clitus
Zum Fürsten und Beherrscher der Sogdianer
Ernannt. Schon morgen reist er ab. Doch heute
Noch opfern wir Castor und Pollux, den
Geliebten Zwillingsbrüdern, Wein statt Blut.
Daß keiner fehle bei dem Königsmahle!
Wir wollen königlich belust'gen uns.

Der Königssaal.

Clitus, Crateros, Anaxarch, Callisthenes versammeln sich um die Tafel. Man sitzt auf Ruhebetten. Wachen und Aufwärter, die Athemienser, Sänger und Musiker. Alexander und Hephästion kommen zuletzt.

Anax. (laut) Das Knie gebeugt, der König kommt!
Alle Heil ihm!

Alex. Ich komme heute nicht, um König hier
Zu sein, drum lasset jeden Hofgebrauch.
Wir wollen auf das Wohl des Clitus trinken.
Wir wollen uns wie im Olymp die Götter
Von süßem Nektarsaft berauschen. Denn
Im Wein nur findet man die wahre Gleichheit.
Sind alle wir berauscht, dann gibt's nicht König,
Noch Unterthan, dann gibts Berauschte nur.
Es lebe Clitus hoch, der neue Fürst,
So lang er nüchtern ist. (Sie trinken alle. So oft Einer trinkt,
trinken alle).

Wer heute hier
Am meisten trinkt, erhält den goldnen Becher,
Den ich geleert. Was gilt's, ich steche Euch,
Noch alle aus.

Clitus Ich halte grade so
Viel Kannen Wein, als Wunden ich am Körper
Aufzählen kann — Funfzehn.

Crateros Und ich so viel,
Als Schlachten ich gefochten — zwanzig.

Alex. (spöttisch) Geh,
Hephästion, und hol' mein Tagebuch,
Dort hab' ichs aufgeschrieben, wie viel Völker
Ich schon besiegt. Auswendig weiß ich's nicht.

Clitus. Doch meine neuste Wunde will nicht heilen;
So lang sie aber offen steht, ist auch
Die Zahl der Kannen Wein noch nicht bestimmt.
Am Ende kommt der Brand dazu und dann
Ist Wein das einz'ge Löschungsmittel. (er trinkt).

Erygios Als
Ich noch Trompeter war, trank ich sehr wenig.
Das höchste Maß war zwölf Trompeten voll.
Doch seit der König mir den Becher hier
Geschenkt, ward ich ein Herkules im Trinken;
Es ist 'ne wahre Götterkraft darin (er trinkt).

Callist. Ein Glück für König Alexander, daß
Im Hellespont nicht Wein statt Wasser fließt,
Denn nicht bezwungen hätten ihn die Griechen,
Nein, ausgetrunken.

Anaxarch Nun sie hätten dann
Für ihren König und den Sieg getrunken.
Es bliebe drum die That noch immer groß.
Man stirbt, doch trinkt man auch für's Vaterland (er trinkt.)

Callist. Doch seid Ihr Alle nicht im Stande, so
Viel Wein zu trinken, als Ihr Menschenblut
Vergossen habt.

Crate. So schweig, Callisthenes.

Anax. Der wahre Philosophe schweigt — und trinkt (er trinkt).

Callist. Der falsche Philosophe trinkt — (er trinkt) und schweigt.

Hephä. Ich trinke nur, weil Alexander trinkt.

Alex. Sprich nur, Callisthenes, so viel Du willst. Man sagt
Du sei'st ein guter Redner. So beweise
Es. Fehlen kann es Dir an einem Stoffe
Nicht.

Callist. Ich verstehe und gehorche gern.

Callist. (den Becher ergreifend).

Ich spreche Euch von Griechenland, wo immer an dem Tage, da ein großer Mann stirbt, ein noch größerer geboren wird, dem Lande des Theseus, Herakles, Achilles, Homeros, Perikles, Phidias, Aeschylos, Sophokles, Sokrates und jetzt dem Lande eines Alexander, der es so hoch gestellt, daß es fast an den Olymp stößt und nach dem Zeus greift, um sich einen Fußschemel draus zu machen.

(Alle unterbrechen ihn mit lautem Beifall.)

Callisth. (fortfahrend) Doch steht's auf einer Bergspitze und nur ein Alexander wankt nicht darauf, und nur sein Arm ist groß und stark genug, um hinüber in das Unendliche zu greifen. Ja, Griechenland kann stolz auf seine Kinder sein, welches Idiom sie auch sprechen, in welcher Gegend sie auch geboren sind; es sind die Kinder einer Mutter, wenn auch nicht eines Vaters, aber auch die Griechen können stolz auf ihr Land sein, das ihnen lieber als der ganze Erdkreis sein muß, und mit Stolz darf auch der König sagen: Auch ich bin ein Grieche!

Clit. Brav, Callisthenes, Du bist ein wackrer Grieche.

Anax. Das Bild mit dem Fußschemel ist nicht übel.

Alex. Ein großer Gegenstand ist leicht groß zu
Behandeln. Hier spricht selbst die Sache für
Ihr Lob. Ja, selbst Demosthenes muß schweigen,
Seitdem ich Alexander heiße und
Für Worte Thaten ihm entgegensetze.
Doch willst Du Dein Talent beweisen, so
Tritt tadelnd auf und zeige Deine Kraft.

Callist (rasch und ohne sich zu besinnen). Ich spreche Euch von Griechenland. Nein, es gibt kein Griechenland mehr, es gibt nur Griechen; ich spreche Euch von Griechen! Da wo Aufruhr und Uneinigkeit herrscht, herrschen auch die, Bösen; Zwietracht ist ihre Nahrung und Unglück ihre Größe. Wo sind, o Griechenland, wo sind, Ihr Griechen, Eure Männer wie Themistokles, Miltiades, Leonidas und Epaminondas? Schon Perikles führte Krieg mit Griechen, um sich selbst zu erhalten. Alkibiades und Nikias stritten um Euch, wie um eine Heerde Schafe, und so ward Colon ein Held und Hyperbolus ein großer Mann. Mit Eurem eigenen Blut mästetet Ihr das Lorbeerfeld für Euere Helden. Philipp ward an Euch zum Helden, er lehrte Euch, daß Hören und Gehorchen Eins sei; und nicht mehr, sagt Euripides, prangen die Namen der Helden auf den Trophäen, sondern der Name des Königs, vor dessen Bewegung der Augen-

wimper Ihr zittert. (Alexander trinkt heftig.) Ihr seid Eroberer geworden, ja, aber der Sieg ist des Eroberers Grab und Ihr gleicht langen Menschen, deren Füße zu schwach sind, um den langen Körper zu tragen.

Crat. Schweig, oder ich durchbohre Dich.

Callist. Seht, auch dieser ist ein Grieche!

Alex. (aufstehend und ihm auf die Schulter klopfend)
Das ging von Herzen Dir, Callisthenes,
Und leicht erkennet man daraus Dein Streben.

Clit. Bah, laß das Sprechen hier. Zum Trinken paßt
Das Singen nur. Ich weiß, der König liebt's,
Und wär' er Alexander nicht, er wäre
Der erste Sänger in der ganzen Welt.

Alex. Als Knabe sang ich oft die Lieder Pindar's,
Da sagte einst mein Vater, „schämst Du
Dich nicht, so schön zu singen," und seit dieser
Zeit sang ich nicht.

Clit. Es war ein großer Mann
Dein Vater, würdig bist Du seiner.

Alex. Wie!
Es ist des Ruhms genug für ihn, wenn er
Des Sohnes würdig ist. Die Nachwelt wird
Ihn nur erwähnen, weil sie wissen will,
Wer Alexanders Vater war. Was that
Er denn? Sogar den Sieg bei Chäronea
Verdankt er mir, und alle seine Siege
Hätt' ohne mich er nicht behaupten können.

Clit. Bedenke, daß durch seine Feldherrn Du
Gesiegt; daß ich schon viele Wunden hatte,
Eh König Du noch warst.

Alex. Wie, Clitus, Du
Wagst es Dich selbst mir gleich zu stellen? Was
Habt alle Ihr gethan, das meiner würdig?
Was hättet Ihr vollbracht, wär' ich nicht da?
Ihr wart Soldaten meines Vaters, ja,
Doch wurdet Ihr sehr oft von den Barbaren
Geschlagen und nur Alexander lehrte
Euch siegen. Darum schweigt, wenn Alexander
Spricht. Geh, Erygios, und rufe mir
Den pers'schen Sänger. Er soll mir das Lied

Von Philipp's Heldenthaten singen.

(Erygios geht.)

Clit. Nein,
Das ist zu viel. Ein Perser soll die Schmach
Der Griechen vor dem Griechenkönig singen?
(Erygios kömmt mit dem Sänger.) Hinaus mit Dir und hier der Lohn,
ich zahle
Voraus (er will ihn hinauswerfen.)

Alex. Du fühlst betroffen Dich. Er singt,
Sag' ich, ich bin der König hier und Du
Der Knecht.

Clit. (den Tisch zusammenstürzend.) Ein Schuft, der seinen Vater schmäht.

Alex. (rasch.) Ich habe keinen Vater nöthig, bin
Mir selbst genug!

Hephäst. Die Waffen weg! die Waffen weg!
(Er entfernt die Wache und nimmt allen das Schwert weg, außer das seinige, das er vergißt.)

Clit. (immer heftiger. Ha, Du glaubst, weil Theseus und Herakles, die Halbgötter, Bastarde waren, Dich auch zu einem Bastard zu machen; Du glaubst, es müsse Deine Mutter Dir danken, daß sie Dich neun Monate im Leibe tragen durfte und die Meine, weil sie Dir die Brust reichte. Nein, so schnell wird man kein Gott, und die Götter schufen die Welt nicht für Dich allein, daß Du sie erobern sollst, wie Du wähnst. Warst Du damals auch ein Gott, als meine Brust Dir zum Panzer diente, hast Du dies vergessen, stolzer Erdensohn!

Alex. (der sich auf ihn stürzen will, aber von Hephästion zurückgehalten wird.) Verräther!

Callist. (zu Clitus.) Entferne Dich, ich bitte Dich, der König ist berauscht.

Clit. (im höchsten Zorn.) Ja, vom Blute Parmenio's, das in seinem Kopfe gährt, auch jenen mordete er, weil er schon ein Held war, ehe er zur Welt kam. (er will gehen.)

Alex. (sich von Hephästion losreißend und sein Schwert ihm nehmend.)
Bin ich ein Weib? (Er durchbohrt Clitus von hinten.)

Clit. (stürzend.) Alexander!
(Wie Clitus fällt, scheint Alexander zu sich selbst zu kommen, er sieht einen Augenblick sich um und wirft sich dann auf den Gefallenen.)

Alexander. Mein Clitus! Ach, ein Mörder ich! Ha, war dies ein Traum, mir scheint, ich träumte.

Callist. Nein, mein König! (Clitus erhebt sich.)

Alex. (der sich an seine Beine klammert.) Verzeihung Deinem Alexander!
Clit. Nein.

Alex. Sieh meine Thränen, meine Verzweiflung! verzeihe mir. Ich bin ja Dein Bruder.

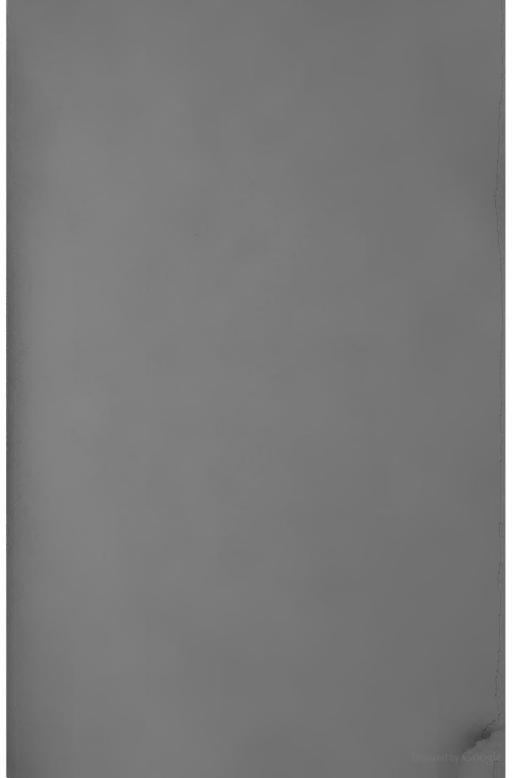
Clit. Nein. Dein Werk ist nicht — das — Werk — — der Bruderliebe —

Alex. (in der größten Verzweiflung.) Verzeihung, Clitus, Clitus, verzeihe mir, Du stirbst. In einer Minute ist es zu spät. Verzeihe mir, hast Du mich je geliebt.

Clit. Ich kann nicht. Dein Vater — winkt — mir — Nein!
(er stürzt zusammen.)

Callist. (nimmt das Schwert und steckt es in die Wand.)
Mit diesem Schwerte wurde Clitus, der letzte Held Philipp's, erstochen, von seinem Sohne Alexander, genannt der Große.

Der Vorhang fällt.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google